

# BÜHLER IANA

Gerhard Benetka

Psychologie in Wien.

Sozial- und Theoriegeschichte  
des Wiener Psychologischen  
Instituts, 1922–1938

3



Gerhard Benetka

Psychologie in Wien. Sozial- und Theoriesgeschichte  
des Wiener Psychologischen Instituts, 1922–1938



# BÜHLER IANA

Gerhard Benetka

Psychologie in Wien.

*Sozial- und Theoriegeschichte  
des Wiener Psychologischen  
Instituts, 1922–1938*

# 3

BÜHLERIANA, Band 3

Herausgegeben von Gerhard Benetka (Wien), Janette Friedrich (Genf),  
Frank Vonk (Arnhem-Nijmegen)

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdruckes, der Entnahme von Abbildungen, der Funksendung, der Wiedergabe auf photo-mechanischem oder ähnlichem Wege und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten.

**Gerhard Benetka**

*Psychologie in Wien. Sozial- und Theoriegeschichte  
des Wiener Psychologischen Instituts, 1922 – 1938*

Durchgesehene Neuauflage

1. Auflage: 1995, WUV-Universitätsverlag Wien

sdvig press, 2022

Place de la Louve 3, CH-1003 Lausanne

[www.sdvigpress.org](http://www.sdvigpress.org)

Satz und Umschlaggestaltung: Tim Jahn, [www.timjahn.at](http://www.timjahn.at)

Lektorat: Sandra Reisch

Druck: derschalk, Pottendorf, AT

ISBN: 9782940738106

Gedruckt mit finanzieller Unterstützung  
der Sigmund Freud PrivatUniversität

SIGMUND FREUD  
PRIVATUNIVERSITÄT  
WIEN 

# Inhaltsverzeichnis

Geleitwort .....	11
Vorwort .....	15
<b>1. Das Wiener Psychologische Institut in der Zwischenkriegszeit:</b>	
<b>Gründung, Organisation und Finanzierung .....</b>	<b>19</b>
1.1 Zur Entwicklung der experimentellen Psychologie an der	
Universität Wien bis 1922 .....	19
1.2 Die formale Organisation des Instituts .....	23
1.3 Charlotte Bühler .....	33
1.4 Schulreform und experimentelle Psychologie .....	41
1.5 Psychologisches Institut der Gemeinde Wien .....	53
1.6 Psychologisches Institut der Universität Wien .....	57
1.7 Amerika .....	75
1.8 Forschungsstil .....	84
<b>2. Arbeitsschwerpunkte .....</b>	<b>93</b>
2.1 Einleitung .....	93
2.2 Allgemeine Psychologie: Beiträge zur Wahrnehmungs-,	
Denk- und Sprachpsychologie .....	97
2.2.1 Die Überwindung des Assoziationismus.	
Zur Theoriegeschichte der deutschsprachigen	
Psychologie am Beginn des 20. Jahrhunderts .....	102
2.2.2 »Axiomatik der Psychologie« – Karl Böhlers	
theoretische und methodologische Fundierung	
des Forschungszusammenhangs am Wiener	
Psychologischen Institut .....	123
2.2.3 «Grundlegung einer Psychologie vom	
Gegenstand her»: Der Beitrag Egon Brunswiks .....	134
2.3 Entwicklungsforschung .....	157
2.3.1 Kinderpsychologie .....	161
2.3.1.1 Zur Herausbildung der psychologischen	
Kinderforschung .....	161

2.3.1.2	Von der «Vergleichenden Verhaltensforschung» zur Auseinandersetzung mit dem Behaviorismus: Die Grundlagen der neuen Kinderpsychologie .....	171
2.3.1.3	Die »panoptische Anstalt«: Institutionelle Grund- lagen der systematischen Verhaltensbeobachtung an Kindern .....	180
2.3.1.4	Die Inventarisierung kindlicher Verhaltensweisen .....	190
2.3.2	Jugendpsychologie .....	198
2.3.2.1	Die »Entdeckung« von Jugend .....	198
2.3.2.2	Die Herausbildung der psychologischen Jugendforschung .....	211
2.3.2.3	Von der ungeklärten Sehnsucht nach dem Du: Die Jugendpsychologie Charlotte Bühlers .....	216
2.3.2.4	Das Tagebuch als Quelle der psychologischen Jugendforschung .....	226
2.3.2.5	Erweiterungen .....	238
2.3.3	Sinn für Ordnung oder Wie ein normales Leben dem Handlungsablauf der klassischen Tragödie folgt .....	246
2.3.4	Praxisbezüge .....	253
2.4	Sozialpsychologie, Marktforschung und eine Studie über Arbeitslosigkeit: Die »Österreichische Wirtschaftspsychologi- sche Forschungsstelle« und das Entstehen der »empirischen Sozialforschung« .....	272
2.4.1	Die Österreichische Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle .....	276
2.4.1.1	Chronologie der Ereignisse .....	276
2.4.1.2	»Subjektive Geschichte«: Die Wurzeln sozial- wissenschaftlicher Innovation .....	288
2.4.1.3	Sozialwissenschaftliche Forschung .....	310
3.	<b>Blütezeit inmitten der Krise:</b> <b>Das Wiener Psychologische Institut im Kontext der</b> <b>institutionellen Entwicklung der akademischen</b> <b>Psychologie im deutschen Sprachraum bis 1933 .....</b>	317
3.1	Zur institutionellen Lage der akademischen Psychologie in der Zwischenkriegszeit .....	317



3.2	Aufschwung und internationales Renomee: Das Wiener Psychologische Institut am Beginn der dreißiger Jahre .....	322
3.3	Die Verankerung des Wiener Psychologischen Instituts im politischen, wissenschaftlichen und kulturellen Leben Wiens der Zwischenkriegszeit .....	332
4.	<b>Die Entwicklung des Wiener Psychologischen Instituts vor dem Hintergrund der Etablierung autoritärer Herrschaftssysteme in Deutschland und Österreich .....</b>	<b>345</b>
4.1	Die »Gleichschaltung« der deutschen Psychologie nach 1933 .....	345
4.2	Das Wiener Psychologische Institut im »Ständestaat« .....	351
	Anmerkungen .....	377
	Literaturverzeichnis .....	437
	Zeittafeln .....	470
	Personenregister .....	481



»So viele Psychologien nebeneinander wie heute, so viele Ansätze auf eigene Faust, sind wohl noch nie gleichzeitig beisammen gewesen. Man wird mitunter an die Geschichte vom Turmbau zu Babel erinnert.« Dies ist nicht die resignierende Feststellung eines in der gegenwärtigen Psychologie umherblickenden Kritikers, sondern die von Karl Bühler in »Die Krise der Psychologie« 1927 formulierte Einschätzung. Sie charakterisiert kürzelhaft die damalige Situation und führt uns zugleich vor Augen, daß wir nun – nahe der Jahrtausendwende und auf mehr als ein Jahrhundert »einzelwissenschaftlicher« Psychologie zurückblickend – erkennen müssen, daß diese Problematik keinesfalls gelöst wurde, sondern sich eher noch verschärft hat. Bleibt nicht tatsächlich, wie Benetka in seinen Reflexionen über den Kuhnschen Ansatz meint, »... die Frage weiter offen, ob ein Fach, das in konkurrierende Schulen mit völlig unterschiedlichen ›wissenschaftlichen‹ Konzeptionen zerfällt, überhaupt noch die Bezeichnung ›einzelwissenschaftliche Disziplin‹ verdient«?

Eine wesentliche Zentralproblematik ergab sich nämlich ganz offensichtlich aus der Abspaltung eines großen Teilgebietes der Psychologie, das sich am Leitbild der Physik orientierte, als naturwissenschaftlich-experimentelle Fachrichtung verstand und dem »geisteswissenschaftlichen« Zweig entgegenzuwirken suchte. An dieser empirisch orientierten Psychologie hatte man auch in Österreich schon früh Interesse bekundet. So bringen Benetkas sorgfältige Recherchen etwa zutage, daß Franz Brentanos Schüler Hillebrand an der Universität Wien ein »Experimentalpsychologisches Labor« begründet hatte und immerhin schon 1896 im Vorlesungsverzeichnis ein »Institut für experimentelle Psychologie« angeführt wurde. Doch obgleich Karl Bühler – durch seine Methodenkontroverse mit Wundt als hervorragender Experimentator bekannt – im Hinblick auf seine außerordentlichen experimentalpsychologischen Fähigkeiten nach Wien berufen wurde, erinnert die Benennung seiner Professur – »Philosophie mit besonderer Berück-

sichtigung der Psychologie und Pädagogik« – noch an die zweifache Wurzel unseres Faches.

Schon der als Begründer der einzelwissenschaftlichen Psychologie angesehene Wilhelm Wundt hatte diese Methodendichotomie präzisiert: Dem Experiment zugänglich sind lediglich einfache, elementare Funktionen. Alle »höheren« Bewußtseinsphänomene, insbesondere das Denken, sollten hingegen nach seiner Ansicht auf experimentellem Wege nicht erschließbar und ein Verständnis für Gesetzmäßigkeiten dieses Bereichs nur durch eine hermeneutische Vorgangsweise zu erreichen sein. Die Hauptgefahr, die sich aus einer solchen »Zwei-Welten-Theorie« der Psychologie ergeben könnte, ist die zunehmende Entfernung ihres »naturwissenschaftlichen« Teils von der Lebenswelt und damit von Anwendungen und der Anwendbarkeit des Faches. Am Ende dieses Weges könnte schließlich ein Bereich abgegrenzt dastehen, in dem mit immer höherem Methodenanspruch Detailkenntnisse erarbeitet, statistisch abgesichert und mit formalen Modellen abgebildet werden – die Brücke zur Lebenswelt aber völlig verlorengegangen ist.

Benetkas minutiöse Sichtung der Frühzeit der Psychologie an der Wiener Universität mag als Aufforderung gelten, der alten Tradition eingedenk dieser Gefahr nicht zu erliegen. Denn die Problematik, sich durch experimentelle Forschung von der Lebenswelt zu entfernen, war gerade der Wiener Schule von Anfang an bewußt, und Leitidee der Forschungsarbeiten an diesem Institut war, wie Benetka aufzeigen kann, von seiner Gründung an die Einheit von Theorie und Empirie. Als eine der vielen Illustrationen dieser Bemühung um Synthese können etwa Charlotte Bühlers kinderpsychologische Untersuchungen dienen: So stand die Datengewinnung ganz in der Tradition der Verhaltensforschung, und man suchte mit behavioristischer Präzision, das Grundinventar menschlicher Verhaltensweisen aufzulisten. Dem positivistischen Ideal entsprechend wurden die Beobachtungen, um Fehler zu vermeiden, üblicherweise sogar von zwei unabhängigen Personen vorgenommen! Doch die praktische Umsetzung dieser Erkenntnisse, die »Wiener Kleinkindertests«, stellen sich als gelungene Synthese zwischen der Möglichkeit dar, kindliches Problemlösungsverhalten in Modellsituationen zu studieren und ebenso einen völlig anderen Zugang zu

nützen: Nämlich die von Arnold Gesell vorgeschlagene Strategie, von Beobachtungen in typischen Alltagssituationen auszugehen und das Verhalten in der natürlichen Lebenswelt als zentrale Informationsquelle zu betrachten.

Will man die Gegenwart verstehen oder es gar wagen, vorsichtig die Entwicklungslinien der nächsten Zukunft vorherzusagen, ist es gut, einen Blick in die Vergangenheit zu werfen. Denn interpretierte Geschichte, wie sie uns in diesem profunden Überblick vorgestellt wird, ist Zukunftsforschung, und der Blick auf die Wurzeln unseres Faches sowie auf seine besondere wissenschaftstheoretische Problematik sollte die wirksamste Hilfe bei der Erreichung des entscheidendsten Gegenwartsziels sein: Endlich die so unerläßliche Synthese von »naturwissenschaftlicher« und »geisteswissenschaftlicher« Psychologie zu vollziehen. Das Regiebuch hierfür hat, wie uns Benetka eindrucksvoll vor Augen führt, bereits der erste Ordinarius dieses Faches in Wien verfaßt.

Univ.-Prof. Dr. Giselher Guttman



Auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Forschung belohnt bisweilen der Zufall die Erwartung: Im Zuge von Recherchen über die Geschichte der angewandten Psychologie in Österreich stieß ich auf den Hinweis, daß bei den Österreichischen Bundesbahnen bereits in den zwanziger Jahren eine Psychotechnische Prüfstelle bestanden haben muß. Ich nahm mit dem Leiter des Psychologischen Dienstes der ÖBB Kontakt auf. Er hieß Rohrer, zeigte sich an meinem Vorhaben sehr interessiert und riet mir, das Psychologische Institut in die Forschung einzubeziehen. »Psychologie in Wien« war sein Vorschlag für einen Arbeitstitel. Rohrer war, wie sich herausstellte, ein Neffe Hubert Rohrers. Als junger Student hatte er nach Kriegsende Bücher der zerbombten Institutsbibliothek aus dem Schutt bergen geholfen.

Aus der Geschichte der angewandten Psychologie wurde eine Geschichte des Wiener Psychologischen Instituts. Die Geschichte der Gründung des Instituts erschien bereits 1990 als Band 20 in der von Erika Weinzierl, Oliver Rathkolb und Siegfried Mattl edierten »Schriftenreihe des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Geschichte und Gesellschaft«. Die vorliegende Untersuchung knüpft unmittelbar an diese Arbeit an und verschränkt sozialgeschichtliche Betrachtungen mit theoriegeschichtlichen Analysen.

In Kapitel 1 geht es um die politischen und sozialen Rahmenbedingungen, unter denen das Ehepaar Bühler aus eher bescheidenen Anfängen jenen wissenschaftlichen Lehr- und Forschungsgroßbetrieb entwickeln konnte, der das Wiener Institut innerhalb von wenigen Jahren zu einem weltbekannten Zentrum der Psychologie werden ließ.

Eine Diskussion des wissenschaftlichen Ertrags der Bühler-Schule erfolgt in Kapitel 2 anhand von drei großen Themenbereichen: 1. Wahrnehmungs-, Denk- und Sprachpsychologie; 2. Kinder- und Jugendpsychologie, die Charlotte Bühler am Beginn der dreißiger Jahre zu einer allgemeinen Theorie der menschlichen Entwicklung ausbaute; 3. Sozial- bzw. Wirtschaftspsychologie, in deren Rahmen originelle

Ansätze zur Entfaltung einer »empirischen Sozialforschung« erarbeitet wurden.

Der Innovationsgehalt der am Psychologischen Institut entfalteten Theorie- und Methodenkonzepte ist nur vor dem Hintergrund einer Analyse der zeitgenössischen Wissensbestände zu beurteilen. Karl Bühlers Versuch einer theoretischen Vereinheitlichung der Psychologie und Egon Brunswiks Entwurf zu einer »Grundlegung der Wahrnehmungspsychologie von den Gegenständen her« werden daher in den Kontext einer allgemeinen Erörterung der theoriegeschichtlichen Entwicklungen der deutschsprachigen Psychologie in den ersten beiden Dezenien des 20. Jahrhunderts gestellt.

Aus der Rekonstruktion der Geschichte der Verwissenschaftlichung der Diskurse über »Kindheit« und »Jugend« lassen sich an den kinder- und jugendpsychologischen Forschungen Charlotte Bühlers jene Momente bestimmen, in denen sie die bisherige, zum Teil auf vorwissenschaftliche Meinungen und Merkmalszuschreibungen beruhende Tradition kritiklos fortsetzte. Die Ausklammerung des Sozialen, die für Charlotte Bühlers Ansatz charakteristisch war, läßt sich auch aus den Besonderheiten der institutionellen Forschungsbedingungen erklären.

Die Untersuchung der Entstehungsgeschichte des von Lazarsfeld initiierten Vereins »Österreichische Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle« zielt vor allem auf das institutionelle und intellektuelle Milieu ab, in dem gleichzeitig erste Ansätze zu einer politisch gehaltvollen, empirischen Sozialpsychologie entwickelt und völlig neuartige Markt- und Meinungsumfragen im Auftrag von wirtschaftlichen Großunternehmen durchgeführt wurden.

Kapitel 3 zeigt zum einen die wachsende internationale Bedeutung des Wiener Psychologischen Instituts am Ende der zwanziger bzw. am Beginn der dreißiger Jahre – der Aufschwung erfolgte just zu einer Zeit, in der die akademische Psychologie im übrigen deutschen Sprachraum in eine »Bestandskrise« schlitterte. Zum anderen wird die Verankerung des Psychologischen Instituts im politischen, wissenschaftlichen und kulturellen Leben Wiens der Zwischenkriegszeit erörtert.

Die Geschichte des Instituts in den Jahren 1933 bis 1938 vor dem Hintergrund der Etablierung autoritärer Herrschaftssysteme in Deutsch-



land und Österreich findet sich in Kapitel 4 abgehandelt. Mit der Vertreibung der jüdischen Intelligenz aus dem Deutschen Reich und der damit einhergehenden »nationalistischen Einengung« der Psychologie war das Wiener Institut das einzige deutschsprachige psychologische Forschungszentrum, das noch internationales Renommee besaß. Das Ende der parlamentarischen Demokratie in Österreich 1933 überstand das Ehepaar Bühler trotz seiner vormals engen Beziehungen zur sozialdemokratischen Wiener Stadtverwaltung unbeschadet. Der Niedergang des Psychologischen Instituts war dennoch nicht mehr aufzuhalten.

Abschließend möchte ich folgenden Personen, die zur Entstehung dieses Buches beigetragen haben, danken:

Univ.-Prof. Dr. Erich Vanecek machte die psychologiegeschichtliche Forschung am heutigen Wiener Psychologischen Institut salonfähig und bot mir dadurch die Möglichkeit, meine Interessen an Wissenschaftsgeschichte und an psychologischer Theorie innerhalb des Fachzusammenhangs der Psychologie miteinander zu verbinden. Mag. Dietmar Paier hat mir wichtige Materialien aus den Beständen des von Univ.-Doz. Dr. Christian Fleck geleiteten »Archivs für die Geschichte der Soziologie in Österreich« zugänglich gemacht. Dr. Michaela Zemanek, Bibliothekarin am Institut für Psychologie, stand mir mit ihrem fachkundigen Rat stets hilfreich zur Seite. Univ.-Doz. Dr. Karl Fallend hat mich über viele Jahre hinweg freundschaftlich und wissenschaftlich unterstützt. Er, Mag. Dr. Elke Mühlleitner und Univ.-Doz. Dr. Johannes Reichmayr haben mir wichtige Einsichten in die Geschichte der Psychoanalyse vermittelt. Univ.-Doz. Dr. Friedrich Stadler brachte mich durch ein von ihm und Univ.-Prof. Dr. Kurt Fischer initiiertes Symposium über Egon Brunswik dazu, mich besonders intensiv auf Brunswiks komplexe psychologische Theorien einzulassen. Zudem verhalf mir Friedrich Stadler zu vielen Detailinformationen über die Philosophen des »Wiener Kreises«. Mit Univ.-Prof. Dr. Giseller Guttman führte ich zahlreiche anregende Gespräche über Probleme und Perspektiven der wissenschaftlichen Psychologie. Mag. Gerda Brandl danke ich für die vielen Stunden, die sie der Diskussion meiner Arbeit widmete, und für ihre Beharrlichkeit, mich in die Geheimnisse

eines verbesserten Zeitmanagements einzuführen. Die Ungeduld meiner kleinen Tochter Jana beflügelte mich, das Manuskript endlich fertigzustellen.

Meinem vor wenigen Wochen verstorbenen Vater hätte das Erscheinen des Buches eine große Freude bereitet. Seinem Andenken ist diese Arbeit gewidmet.

Gerhard Benetka

#### VORWORT ZUR NEUAUFLAGE

*Psychologie in Wien* ist 1995 im WUV-Universitätsverlag erschienen, seit einigen Jahren ist das Buch vergriffen. Anlässlich der von Janette Friedrich und mir zur 100jährigen Wiederkehr der Gründung des Wiener Psychologischen Instituts im Studienjahr 2022/23 in Wien veranstalteten Vortrags- und Diskussionsabenden, an denen verschiedene Aspekte der Geschichte des Instituts unter der Leitung von Karl und Charlotte Bühlers mit Expert\*innen unterschiedlicher Fachrichtungen und interessierten Laien erörtert wurden, haben die Herausgeber der *Bühleriana* beschlossen, eine durchgesehene Neuauflage des Buches in ihre Reihe aufzunehmen. Mein Dank geht an den Wiener Facultas-Verlag für die Überlassung der Rechte für die Neuauflage, an die beiden Mitherausgeber der *Bühleriana*-Reihe, Janette Friedrich und Frank Vonk, an Patrick Flack, dem Managing Director von sdvig press, an Tim Jahn für die Gestaltung des Buches und Sandra Reisch für das Lektorat.

Gerhard Benetka, April 2023

# I Das Wiener Psychologische Institut in der Zwischenkriegszeit: Gründung, Organisation und Finanzierung

## I.1 ZUR ENTWICKLUNG DER EXPERIMENTELLEN PSYCHOLOGIE AN DER UNIVERSITÄT WIEN BIS 1922

Die (Vor-)Geschichte der Gründung des Wiener Psychologischen Instituts ist von mir bereits in einer eigenen Monographie dargestellt worden (Benetka, 1990a). Zur Einführung in das Thema der vorliegenden Arbeit seien einige der Hauptresultate dieser früheren Untersuchung kurz zusammengefaßt.

### *Philosophie*

Wie im übrigen deutschen Sprachraum, so ging auch an der Universität Wien die akademische Etablierung einer an den Naturwissenschaften orientierten, »experimentellen« Psychologie innerhalb des institutionellen Kontexts der Philosophie vonstatten. Die Philosophie selbst konnte sich im Habsburgerreich durch ihre Einbeziehung in die Ausbildung von Mittelschullehrern einen festen Platz innerhalb des im Zuge der Revolution von 1848 umgestalteten Universitätssystems erobern.<sup>1</sup>

An der Universität Wien stand der philosophische Unterricht in den fünfziger und sechziger Jahren des vorangegangenen Jahrhunderts ganz im Zeichen der Lehren Johann Friedrich Herbarts. Diese von den Ordinarien Franz Karl Lott und Robert Zimmermann begründete Dominanz des Herbartianismus<sup>2</sup> behinderte zunächst das Eindringen der »empirischen Denkweise« in die Hochschulphilosophie erheblich. Erst nach dem Abgang Lotts trat mit der Berufung von Franz Brentano im Jahr 1874 eine Wende ein: Das Programm einer auf die Erfahrung gegründeten Psychologie, die vor allem einen Beitrag zur Lösung von Fragen der Erkenntnistheorie leisten sollte, gewann von nun an auch in Wien zunehmend an Bedeutung.

Nicht zufällig war es ein Schüler Franz Brentanos gewesen, der – dem Beispiel Wilhelm Wundts folgend – auch an der Universität

Wien ein experimentalpsychologisches Laboratorium zu begründen versuchte: Franz Hillebrand, der wie Wundt sowohl mit der Philosophie als auch mit den Arbeitsmethoden der modernen Physiologie gut vertraut war, fehlte es aber im Unterrichtsministerium und innerhalb des Professorenkollegiums der Philosophischen Fakultät an echter Unterstützung. Erst nach über fast ein ganzes Jahr sich hinziehenden Verhandlungen wurden ihm für sein Laboratorium vorübergehend Räumlichkeiten im Universitätshauptgebäude zur Verfügung gestellt. Immerhin fand sich im Vorlesungsverzeichnis für das Sommersemester 1896 erstmals an der Universität Wien ein »Institut für experimentelle Psychologie« verzeichnet. Hillebrand, der ein Extraordinariat für »Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der experimentellen Psychologie« innehatte, bereitete damals aber schon seine Übersiedelung an die Universität Innsbruck vor. Dort konnte er dann tatsächlich ein Psychologisches Institut begründen.<sup>3</sup>

Die 1895/96 erfolgte Neuordnung der philosophischen Lehrkanzeln<sup>4</sup> brachte zwar keinen ausgesprochenen Experimentalpsychologen, aber mit Friedrich Jodl und vor allem mit Ernst Mach zwei Gelehrte nach Wien, die beide mit großer Entschiedenheit eine auf die Erfahrung gestützte, anti-metaphysische Philosophie vertraten. Aktiv gefördert wurde die experimentell-psychologische Arbeitsrichtung von Adolf Stöhr, der sich 1895 an der Universität Wien für Philosophie habilitiert hatte. 1900 wurde Stöhr zum außerordentlichen Professor ernannt, und zwar mit dem speziellen Lehrauftrag, über drei bis vier Stunden wöchentlich Vorträge und Übungen aus dem Gebiete der experimentellen Psychologie abzuhalten. In Ermangelung eines Universitätsinstituts suchte Stöhr seiner Lehrverpflichtung in einer außeruniversitären Einrichtung nachzukommen: Er hielt einige Semester lang Demonstrationskurse in dem von ihm im Rahmen der Volksbildung im »Verein Volksheim« 1902 gegründeten »Experimentalpsychologischen Kabinett« ab.<sup>5</sup> 1910 wurde Stöhr als Nachfolger Ernst Machs und Ludwig Boltzmanns auf eines der drei an der Universität Wien bestehenden Philosophie-Ordinate berufen.

Gemeinsam mit Friedrich Jodl bemühte sich Stöhr in den Folgejahren vergeblich um die Einrichtung eines experimentalpsychologi-

schen Laboratoriums. Hinter den zumeist mit dem Verweis auf die Finanznöte des Staates begründeten Absagen des Unterrichtsministeriums stand damals wohl auch ein – für die »Wissenschaftspolitik« jener Jahre charakteristisches – Zögern, den in Deutschland bereits vollzogenen Übergang von der »Lehrkanzel- zur Forschungsuniversität« hierzulande von staatlicher Seite aus konsequent zu Ende zu führen.<sup>6</sup>

Die Akzeptanz einer naturwissenschaftlich-experimentell ausgerichteten Psychologie war an der Universität Wien während des ersten Dezenniums des 20. Jahrhunderts aber deutlich gestiegen: Für die Nachfolge des 1914 verstorbenen Friedrich Jodl brachte die Philosophische Fakultät mit Oswald Külpe und Alexius Meinong zwei Philosophen in Vorschlag, die unter anderem auch das Teilgebiet der experimentellen Psychologie hätten vertreten können. Beide lehnten eine Übersiedelung nach Wien aber ab.<sup>7</sup>

### *Pädagogik*

Entscheidende Impulse für die Durchsetzung einer experimentalpsychologischen Forschungskonzeption gingen an der Universität Wien auch von der Pädagogik aus, die sich hier unter der Patronanz des Herbartianismus bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts institutionell von der Philosophie verselbständigt hatte. Gegen die Vorherrschaft der Psychologie der Herbartianer verhalf Alois Höfler, der in den achtziger Jahren als Schüler Alexius Meinongs an der Begründung des Grazer experimentalpsychologischen Laboratoriums beteiligt gewesen war, im Bereich des Philosophischen Einführungsunterrichts an den Gymnasien einer rein erfahrungswissenschaftlich begründeten Psychologie zum Durchbruch.<sup>8</sup>

1899 organisierte Höfler als erster an der Universität Wien eine Lehrveranstaltung über experimentelle Psychologie mit Demonstrationsübungen. In diesem Zusammenhang ist zudem der Philosoph, Pädagoge und Soziologe Wilhelm Jerusalem zu nennen, der 1888 ein viel verwendetes »Lehrbuch der empirischen Psychologie für Gymnasien und höhere Lehranstalten« (Jerusalem, 1888) herausgab und über mehrere Jahre hinweg zu der sich in Deutschland formierenden »scientific community« der Experimentalpsychologen enge Kontakte unterhielt.

### *Schulreform*

In den ersten Monaten nach dem Zerfall der Donaumonarchie erwies sich die österreichische Sozialdemokratie als die führende politische Kraft im Lande. Um den Preis des Verzichts auf die soziale Revolution gelang es ihr, dem ökonomisch und politisch geschwächten Bürgertum eine im ganzen fortschrittliche Sozialgesetzgebung abzurufen, die nun auch durch eine demokratische Neuordnung des Bildungssystems ergänzt werden sollte.

Im Frühjahr 1919 wurde dem schon seit Jahren innerhalb der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei als Referent für Schulfragen tätigen Otto Glöckel die Leitung der österreichischen Unterrichtsverwaltung übertragen. Ein ihm direkt unterstellter Stab von Fachleuten nahm unmittelbar nach seinem Amtsantritt die Konkretisierung der Pläne zu einer gesamtösterreichischen Schulreform in Angriff.

Eines der Hauptanliegen der Reformen war es, die Gestaltung des Schulunterrichts ganz dem körperlichen wie psychischen Entwicklungsstand der Kinder anzupassen. Von daher begegnete man einer an den Naturwissenschaften orientierten Psychologie mit großem Interesse: Anstatt abstrakter Spekulation versprach sie, konkrete »Tatsachenforschung« zu betreiben, die »wirkliche Einblicke« in das »Seelenleben« des Schulkindes erhoffen ließ.

Mit der österreichischen Schulreformbewegung war also eine »gesellschaftliche Nachfrage« nach praktisch verwertbarem psychologischen Wissen entstanden, die sich auf die institutionelle Entwicklung der experimentellen Psychologie in Österreich schließlich positiv auswirken sollte: Im Juni 1919 forderte Otto Glöckel in seiner Eigenschaft als Unterstaatssekretär für Unterricht die Philosophische Fakultät der Universität Wien dazu auf, die Wiederbesetzung der seit fünf Jahren erledigten Lehrkanzel nach Jodl nun im Zusammenhang mit der Frage nach einer selbständigen Vertretung der Experimentalpsychologie abzuhandeln. Erstmals wurde dabei von einer staatlichen Stelle aus die Gründung eines psychologischen Universitätsinstituts angeregt.

Knapp ein Jahr später zerbrach die von Sozialdemokraten und Christlichsozialen gebildete Regierungskoalition. Nach der Wahlniederlage vom Herbst 1920 ging die Sozialdemokratie auf bundespolitischer

Ebene in die Opposition. Im neuen Bundesland Wien hingegen zog sie – gestützt auf eine große Mehrheit im Gemeinderat – die politische Alleinverantwortung an sich. In den Folgejahren begann sie im Rahmen der Stadtverwaltung jene Sozial- und Wohlfahrtspolitik herauszubilden, die sie dann etwa ab der Mitte der zwanziger Jahre als ein in Zukunft auch bundesweit zu realisierendes Modell der demokratischen Durchsetzung sozialistischer Gesellschaftsreformen zu propagieren versuchte. Otto Glöckel leitete als »Geschäftsführender Präsident« des »Stadtschulrates für Wien« die Schulpolitik im »Roten Wien«. Der Gegensatz zwischen dem sozialdemokratisch dominierten Wiener Stadtschulrat und dem christlichsozialen Unterrichtsministerium sollte sich schließlich für den Fortgang der Bildungspolitik im Österreich der Zwischenkriegszeit als bestimmend erweisen.

#### *Die Lage der philosophischen Lehrkanzeln an der Universität Wien 1921*

Mit dem Tod Adolf Stöhrs 1921 war an der Universität Wien kein Philosophie-Ordinariat mehr besetzt.<sup>9</sup> In den Beratungen an der Philosophischen Fakultät gelangte man zu der Auffassung, für eine der drei zur Wiederbesetzung stehenden Lehrkanzeln einen Philosophen in Aussicht zu nehmen, der auch die experimentelle Psychologie zu vertreten imstande sein sollte. Verhandlungen mit dem von einer breiten Mehrheit der Professorenschaft als Kompromißkandidaten akzeptierten Erich Becher blieben ergebnislos, da dessen Forderung nach der Errichtung eines psychologischen Instituts nicht erfüllt werden konnte. Nach der Absage von Erich Rudolf Jaensch schlug die Fakultät gegen den Widerstand einzelner konservativer Professoren Karl Bühler vor.

#### 1.2 DIE FORMALE ORGANISATION DES INSTITUTS

Karl Bühler kam mit seiner Frau Charlotte im April 1922 zu ersten mündlichen Berufungsverhandlungen nach Wien. Die Stadt Wien hatte in den Wochen zuvor dem Unterrichtsamt angeboten, dem künftigen Lehrstuhlinhaber ihr gemeindeeigenes pädagogisch-psychologisches Laboratorium, das in das geplante städtische »Pädagogische Institut« integriert werden sollte, zur Nutzung für den Lehr- und Forschungs-

betrieb an der Universität Wien zur Verfügung zu stellen. Um die Modalitäten der Übergabe des Laboratoriums abzuklären, war bei den Besprechungen mit dem Ehepaar Bühler im Unterrichtsamt auch der damalige Leiter der ministeriellen Schulreformabteilung und designierte Direktor des »Pädagogischen Instituts«, Viktor Fadrus, zugegen. Bühler erklärte sich dazu bereit, mit der Leitung des Laboratoriums auch die Verpflichtung zu einer nebenamtlichen Lehrtätigkeit an der städtischen Lehrerfortbildungsanstalt zu übernehmen. Dafür wollte die Stadtverwaltung die Kosten für die von Bühler geforderte ordentliche Assistentenstelle tragen. Vom Unterrichtsamt verlangte Bühler die einem ordentlichen Hochschulprofessor in Wien zustehenden Höchstbezüge sowie eine jährliche Personalzulage, die in etwa 10 Prozent seines Gesamteinkommens ausmachen sollte.<sup>10</sup>

Für seine Lehrkanzel erreichte Bühler die Systemisierung einer Stelle eines ordentlichen Assistenten und einer wissenschaftlichen Hilfskraft. Die baldige Umwandlung letzterer in eine außerordentliche Assistentenstelle wurde ihm in den Berufungsverhandlungen zugesagt. Die Bezüge des ordentlichen Assistenten sollten von der Gemeinde Wien an den Bund refundiert werden. Es könnte aber, so hieß es in einem handschriftlichen Aktenvermerk in den Berufungsunterlagen, »die Vereinbarung getroffen werden, daß die Gemeinde dem ordentlichen Assistenten die jeweils gebührenden Bezüge direkt zahlt«.<sup>11</sup> Tatsächlich wurde dies in den folgenden Jahren auch so gehandhabt – unbemerkt allerdings vom Unterrichtsamt, woraus sich einige verrechnungstechnische Verwirrungen ergaben.<sup>12</sup>

Als Jahresdotation bewilligte das Unterrichtsamt für die Bühlersche Lehrkanzel 40 000 Kronen und für die nächsten drei Jahre einen fixen Zuschuß von jeweils 20 000 Kronen. Zur Einrichtung einer Bibliothek erhielt er zudem einen einmaligen Betrag von 400 000 Kronen zugesprochen.

Im Juli reiste Karl Bühler erneut nach Wien, um mit Otto Glöckel, Viktor Fadrus und Vertretern des Wiener Gemeinderates persönlich einen schriftlichen Vertrag bezüglich der Übernahme des städtischen psychologischen Laboratoriums auszuhandeln. Im September – inzwischen war Bühler vom Bundespräsidenten zum ordentlichen Professor



»für Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der Psychologie und Pädagogik« an der Universität Wien ernannt worden<sup>13</sup> – erhielt er einen ersten Vertragsentwurf zugesandt, mit dessen Grundzügen er sich prinzipiell einverstanden erklärte. Der definitive »Dienstvertrag« wurde dann in einer Sitzung des Gemeinderatsausschusses I vom 9. Oktober 1922 beschlossen.<sup>14</sup> Die Stadt Wien verpflichtete sich – wie es unter Punkt 7 der Vereinbarungen hieß – ein psychologisches Institut zu errichten. Sie

stellt hierfür Räume, Mobiliar, Beheizung und Beleuchtung zur Verfügung, bestellt einen Assistenten mit Bezügen, welche denen einer Bundeslehrperson der Besoldungsgruppe 4 entsprechen, stellt einen Institutsdiener (gelernter Mechaniker) zur Verfügung und widmet für die Vervollkommenung des Instrumentariums 5 (fünf) Millionen Kronen sowie für die Bücherei 2 (zwei) Millionen Kronen.

Das neu gegründete »Psychologische Institut« war bis zum Herbst 1934 im Gebäude des Stadtschulrates, Burgring 7–9<sup>15</sup>, untergebracht. Es bestand aus einem Instrumentenzimmer, einem »Vortragssaal, vier Übungsräumen und einem Leseraum« (Fadrus, 1959, S. 4), der durch einen Holzverschlag von der eigentlichen Bibliothek abgetrennt war (Schenk-Danzinger, 1981, S. 226). Seine Bestimmung war also von Anfang an eine doppelte: Als Universitätsinstitut sollte es der wissenschaftlichen Forschung und Lehre, als Gemeindeinstitut der Fortbildung von VolksschullehrerInnen dienen. Rechtlich blieb das gesamte Institutsinventar bis nach 1945 im Besitz der Stadtverwaltung.

Diese komplizierte, im deutschen Sprachraum wohl einzigartige Institutskonstruktion kam auch in der Namensgebung zum Ausdruck: Ein und dasselbe Laboratorium trug zwei verschiedene Bezeichnungen: »psychologisches Institut der Gemeinde Wien« und »psychologisches Institut der Universität Wien«. Als »psychologisches Institut der Gemeinde Wien« war das Laboratorium organisatorisch in das im Jänner 1923 eröffnete »Pädagogische Institut der Stadt Wien« eingebunden. An dieser Lehrerfortbildungsanstalt hielt Karl Bühler mit seinen MitarbeiterInnen Vorlesungen und Übungen ab, die vorwiegend für an

den sozialdemokratischen Schulreformen Anteil nehmende Wiener Volks- und BürgerschullehrerInnen gedacht waren. Für die Schulreformer selbst bedeutete die Lehrtätigkeit des renommierten Psychologieprofessors offenbar einen großen Prestigegewinn: Obwohl bereits im ersten Studienjahr so bedeutende Universitätslehrer wie der Philosoph, Pädagoge und Soziologe Wilhelm Jerusalem, der Heilpädagoge Erwin Lazar, der Sprachheilarzt Emil Fröschels, der Rechtssoziologe Hans Kelsen, der Historiker Ludo Moritz Hartmann, der Germanist Eduard Castle, der Komponist und Musikwissenschaftler Egon Wellesz und der Kunsthistoriker Josef Strzygowski dort Lehrveranstaltungen anboten<sup>16</sup>, hob Viktor Fadrus bei seinem Festvortrag anlässlich der Eröffnung des Pädagogischen Instituts am 13. Jänner 1923 gerade die Übernahme des pädagogisch-psychologischen Laboratoriums durch Karl Bühler gesondert hervor. Das Ehepaar Bühler, das sich vor allem kinder- und jugendpsychologische Forschungen zur Aufgabe gemacht habe, werde dazu beitragen, daß »im Pädagogischen Institute zu Wien eine führende Arbeitsstätte für wissenschaftliche und praktische Pädagogik« entstehe. In der schriftlichen Fassung seines Vortrags führte Fadrus in einer eigenen Anmerkung sogar die wichtigsten einschlägigen Schriften Karl und Charlotte Böhlers an (Fadrus, 1923, S. 60–61).

Karl Bühler begann seinen Lehrauftrag am Pädagogischen Institut im Studienjahr 1923 mit einer zweistündigen Vorlesung unter dem Titel »Die geistige Entwicklung des Kindes« und mit einer zweistündigen Übung aus »Kinderpsychologie«. Mit seiner Tätigkeit in der Lehrerfortbildung war auch die Verpflichtung verbunden, am Ende jedes Jahres der Direktion des Instituts einen schriftlichen Arbeitsbericht abzustatten. Auszüge daraus wurden in einem vom geschäftsführenden Präsidenten des Stadtschulrates für Wien, Otto Glöckel, herausgegebenen Jahresbericht veröffentlicht, der die Lehrerschaft und alle an pädagogischen Fragen Interessierte über den Fortgang der Wiener Schulreformen informierte (Glöckel, 1925–1932). Denn die – zumindest formal – gelungene Einbindung der akademischen Psychologie in die Bemühungen um den Umbau der Schul- und Unterrichtsgestaltung hatte für die Wiener Sozialdemokraten auch eine große propagandistische Bedeutung: Sie sollte ihren schulreformerischen Unternehmungen

wissenschaftliche Legitimität verschaffen. Die politische Kultur des Landes war aber schon zu Beginn der zwanziger Jahre eine andere: Gehässigen Kritikern der Schulreform – und nicht nur in den konservativen Parteien, sondern auch auf Hochschulboden gab es deren viele<sup>17</sup> – war mit »wissenschaftlichen Argumenten« längst nicht mehr beizukommen. Im Gegenteil: Jene Wissenschaftler, auf die sich die Sozialdemokraten beriefen, mußten mit Argwohn und Anfeindungen rechnen. Ihre Tätigkeit »im Rahmen des Volksschulwesens« und die »Annahme eines Instituts im Gebäude des Stadtschulrates« seien – so erinnerte sich Charlotte Bühler später – ihr und ihrem Mann als Zeichen einer sozialistischen Gesinnung ausgelegt worden, wodurch sie sich die Feindschaft vieler ihrer Universitätskollegen zugezogen hätten (Ch. Bühler, 1972, S. 24).

In den Vorlesungsverzeichnissen der Universität Wien wurde das gemeindeeigene Laboratorium ganz formell als Universitätsinstitut geführt. Die finanziellen Leistungen, die der Bund dafür erbrachte, nahmen sich aber im Vergleich zu den von der Stadtverwaltung getätigten Aufwendungen eher bescheiden aus.<sup>18</sup> Zieht man den in den Berufungsverhandlungen mit Bühler angenommenen Wechselkurs von 1 Mark = 33 Kronen heran, so ist davon auszugehen, daß die Jahresdotations des Wiener Psychologischen Instituts – den auf drei Jahre gewährten Zuschuß nicht eingerechnet – mit etwa 1150 Mark auch deutlich unter dem Etat von vergleichbaren psychologischen Universitätsinstituten im übrigen deutschen Sprachraum lag.<sup>19</sup> Bezüglich des Personalstandes fällt der Vergleich mit deutschen Instituten noch ungünstiger aus: Dem Wiener Institut war rein formal kein Assistent, sondern bloß eine wissenschaftliche Hilfskraft zugeordnet.

Bühler hatte die ihm vom Unterrichtsamt genehmigte Stelle eines ordentlichen Assistenten mit seiner Frau Charlotte besetzt. Die Bestellung erfolgte allerdings durch die Gemeinde Wien und nicht – wie vorgesehen – durch das Unterrichtsministerium. Charlotte Bühler wurde dann auch von der Stadtverwaltung direkt und nach dem für Gemeindebedienstete geltenden Schema bezahlt. Dienstverhältnis mit dem Bund bestand keines. Im Bundesvoranschlag blieb jedoch der Posten für die Abgeltung der Bezüge eines ordentlichen Assistenten erhalten, und

zwar sowohl auf der Ausgaben- als auch auf der Einnahmenseite. Eingenommen wurde allerdings nie etwas: Da die Gemeinde Wien Charlotte Bühler aus ihrem Budget finanzierte, bestand kein Anlaß, ihre Bezüge dem Bund zu refundieren. Die Sache wurde durch den Umstand weiter kompliziert, daß, wenn schon nichts eingenommen, so doch etwas ausgegeben wurde: Die Abgeltung des der wissenschaftlichen Hilfskraft zustehenden Gehalts erfolgte nämlich – budgetär gesprochen – zu Lasten der ordentlichen Assistentenstelle. Dafür brachten die ministeriellen Rechenmeister die Bezüge des Hilfsassistenten in Einsparung.<sup>20</sup>

Die ungewöhnliche Gründungsgeschichte des Wiener Psychologischen Instituts hatte den routinisierten Amtsbetrieb im Unterrichtsministerium offensichtlich gehörig durcheinandergebracht. Erst im Jahr 1927, als der bisherige Hilfsassistent Karl Bühlers, Hellmut Bocksch, um seine vorzeitige Dienstenthebung ansuchte, entdeckte ein ministerieller Sachbearbeiter das jahrelang bestehende Finanz-Tohuwabohu. Damit konnte endlich auch die Abklärung des rechtlichen Status der für die Bühlersche Lehrkanzel systemisierten Stellen in Angriff genommen werden. Charlotte Bühler wurde in ihrem Dienstverhältnis mit der Gemeinde Wien belassen und – nach einer Verzögerung von weiteren zwei Jahren – die »bisher präliminiert gewesene ordentliche Assistentenstelle [...] in eine außerordentliche Assistentenstelle umgewandelt«.<sup>21</sup>

Fassen wir zusammen: Für das Wiener Psychologische Institut war von 1923 bis 1929 als Bundesplanstelle bloß der Posten einer wissenschaftlichen Hilfskraft eingerichtet. Ab 1. Mai 1929 stand Karl Bühler dann anstatt einer »wissenschaftlichen Hilfskraft« ein »außerordentlicher Assistent« zur Verfügung.

Die Position der »wissenschaftlichen Hilfskraft« wurde vom Sommersemester 1923 an von Hellmut Bocksch, einem Schüler Karl Bühlers an der TH Dresden, eingenommen. Der am 5. Februar 1898 im sächsischen Plauen geborene Bocksch war noch als Student nach Wien gekommen. Erst 1925 erwarb er hier sein Doktorat.<sup>22</sup> Nach seiner Promotion arbeitete Bocksch vor allem am Lehrbetrieb am Pädagogischen Institut der Stadt Wien mit, wo er selbständig die zu den Vorlesungen Karl Bühlers angesetzten Seminarübungen abhielt.<sup>23</sup> Neben-

bei engagierte er sich im Wiener Volksbildungswesen: Er veranstaltete Semesterkurse über Philosophie<sup>24</sup> und Psychologie an den im Verein »Volksheim« zusammengeschlossenen Volkshochschulen Ottakring, Leopoldstadt, Landstraße und Simmering. An der Volkshochschule Simmering leitete er – in Vertretung von Edgar Zilsel – kurzzeitig sogar die dortige Philosophische Fachgruppe.

Bocksch schien in Wien eigentlich eine akademische Karriere anstreben zu wollen. Er scheiterte darin – zuallererst wohl aufgrund seiner finanziellen Lage. Die Einkommen, die er aus seiner Universitätsstellung und aus seiner Tätigkeit an den Volkshochschulen bezog, dürften nicht ausgereicht haben, um die Wartezeit bis zu einer festeren akademischen Etablierung überbrücken zu können. Im April 1927 informierte er jedenfalls brieflich den Dekan der Wiener Philosophischen Fakultät, daß er »im Einverständnis mit Herrn Prof. Bühler« eine ihm »angebotene Lehrstelle im höheren Schuldienst der Stadt Dresden angenommen« habe.<sup>25</sup> Wenige Monate zuvor hatte Bühler seinen Schüler noch rasch zu habilitieren versucht – offenbar in der Absicht, ihn dadurch am Wiener Institut zu halten. Bockschs Gesuch wurde aber im Dezember 1926 vom Professorenkollegium der Philosophischen Fakultät mit der Begründung abgelehnt, daß er erst im Februar 1925 promoviert habe und seine als Habilitationsschrift eingereichte Arbeit nicht veröffentlicht worden sei. Da sein Antrag den seit Juni 1926 geltenden »Internen Fakultätsbeschlüssen zur Auslegung und Handhabung der Habilitationssnorm« nicht entsprach,<sup>26</sup> das Professorenkollegium an diesen Bedingungen aber festhalten wollte, erklärte sich schließlich auch Karl Bühler mit der Zurückstellung des Gesuches einverstanden.<sup>27</sup>

Nach dem Abgang Bockschs nach Dresden schlug Bühler der Philosophischen Fakultät Egon Brunswik als Nachfolger vor.<sup>28</sup> Dagegen erhob nun das Unterrichtsministerium Einwände: Brunswik hatte zunächst an der Technischen Hochschule Maschinenbau studiert und war nach Ablegung der ersten Staatsprüfung 1923 an die Philosophische Fakultät der Universität Wien übergewechselt. Im Sommer 1926 legte er hier die Lehramtsprüfung für Mathematik und Physik ab. Zu dem Zeitpunkt, als Bühler ihn zur wissenschaftlichen Hilfskraft am Psychologischen Institut machen wollte, absolvierte Brunswik gerade sein

Probejahr als Hilfslehrer am Bundesrealgymnasium Wien XXI.<sup>29</sup> Eben dies wurde vom Unterrichtsministerium beanstandet: Brunswik könne – so argumentierte man – nicht in der Lage sein, neben seiner Lehrverpflichtung an der Mittelschule am Psychologischen Institut »vollbeschäftigt (täglich mindestens siebenstündig) Dienste zu leisten«. Falls Brunswik dennoch ernannt werden sollte, müsse die Philosophische Fakultät zunächst in Erfahrung bringen, in welchem Stundenausmaß er seinen Obliegenheiten am Institut überhaupt nachzukommen imstande sei.<sup>30</sup> Dem Dekanat gelang es schließlich, die Bedenken der Herren im Ministerium auszuräumen: Brunswik habe erklärt, für das Studienjahr 1927/28 keine weitere Lehrverpflichtung an einer Mittelschule einzugehen. Zudem könne die Institutsleitung bestätigen, daß er schon während des Sommersemesters 1927 im vollen Stundenausmaß als wissenschaftliche Hilfskraft tätig war.<sup>31</sup> Im Oktober wurde die Bestellung Brunswiks im Nachhinein genehmigt.<sup>32</sup> Brunswik hatte übrigens inzwischen neben der Ergänzungsprüfung für das Lehramt in Philosophie bei Karl Bühler auch das Doktorat der Philosophie erworben.<sup>33</sup> Eineinhalb Jahre später wurde er infolge der Umwandlung der bisher für das Psychologische Institut systemisierten Stelle einer wissenschaftlichen Hilfskraft zum außerordentlichen Assistenten befördert.<sup>34</sup>

Die Besonderheit des Wiener Psychologischen Instituts lag also in seiner Doppelfunktion als Hochschulinstitut und als Gemeindeinstitut im Dienste der Lehrer(fort)bildung. Angesichts der wachsenden politischen Spannungen zwischen Sozialdemokraten und Christlichsozialen, die gerade auch in den heftigen, von weltanschaulichen Grundsatzfragen getragenen Kämpfen um die Reform des österreichischen Unterrichtswesens ihren Ausdruck fanden, war die Unterstellung ein und derselben Einrichtung in den Zuständigkeitsbereich zweier verschiedener und politisch einander entgegengesetzter Behörden – dem christlichsozial verwalteten Unterrichtsministerium und dem sozialdemokratisch dominierten Stadtschulrat für Wien – bemerkenswert. Die personelle und sachliche Ausstattung des Instituts war demgegenüber weit weniger spektakulär.

Letztlich hatte erst die Gemeinde Wien aus ihren Mitteln die Installation eines Universitätsinstituts ermöglicht. Dem Bund blieben die

Kosten für die Anschaffung von Instrumenten und Apparaten, nicht zuletzt auch die Bereitstellung von Räumlichkeiten erspart. Die finanziellen Belastungen, die dem Staate aus der Bühlerschen Lehrkanzel entstanden, hatten den Finanzrahmen für ein »normales« Philosophie-Ordinariat nicht überstiegen. Mehr konnte sich das Unterrichtsamt auch gar nicht leisten. In Zeiten der allgemeinen wirtschaftlichen Not und eines rasch voranschreitenden Verfalls der Währung stand die weitere Finanzierung des riesigen Universitätsbetriebs in Wien überhaupt in Frage.

Nun war die institutionelle Lage der einzelwissenschaftlichen Psychologie im gesamten deutschen Sprachraum zu Beginn der zwanziger Jahre alles andere als günstig. Zwar zeitigte die praktische »Bewährung« psychotechnischer Eignungsprüfungen im und unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg<sup>35</sup> für die Institutionalisierung des Faches zunächst sehr positive Folgen: Zwischen 1918 und 1927 konnten an sechs deutschen Technischen Hochschulen psychologische oder psychotechnische Professuren eingerichtet werden.<sup>36</sup> Auch an den Handelshochschulen gelang es der Psychologie in Deutschland Fuß zu fassen (Geuter, 1984a, S. 88–90). An den Universitäten aber blieb die institutionelle Position der noch immer an die Mutterdisziplin Philosophie gebundenen Psychologie eher randständig. Obwohl die »scientific community« der psychologisch arbeitenden Wissenschaftler nicht müde wurde, auf den praktischen Nutzen ihrer Disziplin hinzuweisen,<sup>37</sup> schienen die zuständigen Ämter und Behörden von der Brauchbarkeit psychologischen Wissens bei der Bewältigung der enormen wirtschaftlichen, sozialen und politischen Probleme der Nachkriegszeit nur wenig überzeugt gewesen zu sein. Ein von der »Gesellschaft für experimentelle Psychologie« an ihrem ersten Nachkriegskongreß 1921 initiiertes »Rundschreiben« an die Länderregierungen und Philosophischen Fakultäten, in dem die Notwendigkeit einer Erweiterung des psychologischen Unterrichts an den Hochschulen betont und die Einrichtung von »psychologischen Lehrstühlen« an jenen Universitäten, an denen das Fach bisher nicht vertreten war, gefordert wurde, fand keine Resonanz (vgl. Geuter, 1984a, S. 93–94). Bis in die dreißiger Jahre hinein, bis hin zur Machtübergabe an die Nationalsozialisten, sah sich die deut-

sche Psychologenschaft von staatlicher Seite vernachlässigt und völlig stiefmütterlich behandelt.

Psychologische Universitätsinstitute waren im deutschen Sprachraum – zumindest aus heutiger Sicht – ganz allgemein eher spärlich ausgestattet:<sup>38</sup> Geleitet von einem Professor, der neben der Psychologie auch sein Nominalfach – zumeist Philosophie – zu vertreten hatte, ein bis zwei Assistenten, zusätzlich vielleicht noch ein oder zwei Dozenten, die ihre Lehrveranstaltungen in Verbindung mit dem Institut abhielten, hier und da auch ein Institutsmechaniker zur Herstellung bzw. Wartung der Instrumente. Die Jahresdotation der Lehrkanzeln dürfte in den seltensten Fällen 4 000 Mark überstiegen haben.<sup>39</sup>

Hinsichtlich Planstellen und Dotation lag das Wiener Institut im Vergleich mit den deutschen Universitätsinstituten eher im unteren Drittel. Ältere und renommiertere Institute – in Bonn, München und Leipzig etwa – standen besser da. Auch das neu gegründete Laboratorium in Hamburg war formal größer angelegt als das Wiener.

Und dennoch sollte gerade an diesem zunächst relativ bescheiden eingerichteten Wiener Institut in den Folgejahren eine beeindruckende wissenschaftliche Produktivität entfaltet werden, deren theoretisches wie methodisches Niveau auch den internationalen Vergleich nicht zu scheuen brauchte. Bereits in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre existierten nicht weniger als drei »hauseigene« Schriftenreihen, in denen das Ehepaar Bühler aus der Institutsarbeit hervorgegangene Monographien publizierte.<sup>40</sup> Mehr als die Hälfte der 65 von Karl Bühler bis 1930 approbierten Dissertationen wurden entweder in Buchform oder als umfangreiche Artikel in den führenden Fachzeitschriften veröffentlicht.<sup>41</sup> 1929 traf hier am Wiener Institut die »Gesellschaft für experimentelle Psychologie« zu ihrem II. Kongreß zusammen und wählte Karl Bühler zu ihrem Vorsitzenden.

Aber nicht nur innerhalb des deutschen Sprachraums, sondern auch im Ausland fand die Arbeit des Instituts Beachtung und Anerkennung. Ein hoher Prozentsatz der Studierenden kam aus nicht-deutschsprachigen Ländern, vor allem aber aus den USA. Prominente Psychologen wie Edward Tolman oder René Spitz versuchten sich vor Ort mit der Wiener Psychologie vertraut zu machen. Schon in den zwanziger Jahren



war die von Karl Bühler zumeist im Kleinen Festsaal der Universität gehaltene Hauptvorlesung mit bisweilen mehr als 1000 HörerInnen bis auf den letzten Platz gefüllt.

Wie war das möglich angesichts der knappen personellen und sachlichen Ressourcen? Und was soll ein/e Leser/in davon halten, wenn er/sie etwa in einer Monographie zur Geschichte der österreichischen Soziologie mit der Vermutung konfrontiert wird, daß das Wiener Psychologische Institut im Österreich der zwanziger und dreißiger Jahre der bedeutendste Arbeitgeber im Bereich der Sozialwissenschaften gewesen sei (Fleck, 1990b, S. 114)? Woher kamen die finanziellen Mittel? Und woher Studierende und MitarbeiterInnen? Was machte das von Karl und Charlotte Bühler geleitete Institut so attraktiv für junge Menschen, die in den ökonomischen Krisenzeiten keine Aussicht hatten, sich mit einem abgeschlossenen Psychologie-Studium allein den Lebensunterhalt zu verdienen? Die Beantwortung dieser Fragen ist Thema der nachfolgenden Erörterungen über Struktur und Organisation des Lehr- und Forschungsbetriebs am Wiener Psychologischen Institut in der Zwischenkriegszeit.

### 1.3 CHARLOTTE BÜHLER

Das bisher gezeichnete Bild von der formalen Organisation des Wiener Psychologischen Instituts ist – um den Schlüsselbegriff der Pubertätstheorie Charlotte Bühlers zu paraphrasieren – »ergänzungsbedürftig«. Denn der aus der doppelten Bestimmung des Laboratoriums folgende komplizierte Institutsaufbau erwies sich für die Leitung als durchaus vorteilhaft. Den »Dienern zweier Herren« entstanden Freiräume, die konsequent zur Entwicklung von informellen Strukturen genutzt wurden. So war Charlotte Bühler zwar von der Gemeinde Wien zur ordentlichen Assistentin am städtischen Lehrerfortbildungsinstitut bestellt worden, de facto arbeitete sie aber als Universitätsassistentin. Ermöglicht wurde dies durch den Umstand, daß sie sich im Wintersemester 1922/23 ihre an der TH Dresden erworbene *venia legendi* an die Philosophische Fakultät der Universität Wien übertragen ließ.

Charlotte Malachowski, am 20. Dezember 1893 geboren, wuchs als Tochter einer assimilierten jüdischen Familie in Berlin/Charlottenburg in einem aufgeklärt protestantischen, großbürgerlichen Milieu

auf.<sup>42</sup> Ihr Vater, der Architekt und Baumeister Hermann Malachowski, plante und verwirklichte in Berlin den Bau verschiedener Regierungsgebäude und des ersten großen deutschen Warenhauses »A. Wertheim«. Ihre Mutter Rose litt, nach Darstellung ihrer Tochter (Ch. Bühler, 1972, S. 12), an einem milieutypischen »Frauensicksal«: Als Mädchen ausgeschlossen vom Zugang zu einer höheren Bildung und als »Dame der gehobenen Gesellschaft« mit der sozialen Unmöglichkeit konfrontiert, ihre künstlerischen Neigungen auch beruflich zu verwirklichen, bemühte sie sich ihr Leben lang, die subjektiv erlebte Unzulänglichkeit ihrer Schulbildung durch intensive Privatstudien auszugleichen.

Nach ihrem Abitur am Charlottenburger Auguste-Viktoria-Lyzeum begann Charlotte Malachowski im Herbst 1913 ihre zunächst von sehr weitreichenden Interessen bestimmten Universitätsstudien. Sie ging nach Freiburg, hörte dort neben Rickert und Husserl auch medizinische Vorlesungen, kehrte nach Berlin zurück, inskribierte Medizin, ging in ihrer freien Zeit in philosophische, theologische, historische und philologische Lehrveranstaltungen. Hin- und hergerissen zwischen Natur- und Geisteswissenschaften entschloß sie sich schließlich für ein Studium der Philosophie mit Schwerpunktsetzung in Psychologie und Pädagogik. Um »im Notfall einen Broterwerb zu haben«, machte sie in Kiel, wo sie an der Universität nebenher weiter studierte, das Lehrerinnenexamen (Ch. Bühler, 1972, S. 15). Von Carl Stumpf, dem Begründer des Berliner Psychologischen Instituts, wurde sie schließlich aufgrund ihrer denkpsychologischen Interessen an Oswald Külpe in München verwiesen. Stumpf und Külpe bezeichnete Charlotte Bühler dann auch in der Rückschau als ihre »beiden Hauptlehrer in der Psychologie und Philosophie«.<sup>43</sup>

Im Herbst 1915 begann sie unter Külpe in München an ihrer, die Tradition der Denkpsychologie der »Würzburger Schule« fortsetzenden Dissertation über »Gedankenentstehung« zu arbeiten. Nach dem plötzlichen Tod Külpes zu Weihnachten 1915 kam Karl Bühler, der in der Zwischenzeit als kriegsfreiwilliger Truppenarzt an der Westfront tätig war, nach München zurück,<sup>44</sup> um die provisorische Leitung des dortigen Instituts zu übernehmen. Karl Bühler zeigte nicht nur an den denkpsychologischen Untersuchungen Charlottes, sondern auch an ihrer Person großes Interesse. Zwei Wochen nachdem er sie kennengelernt

hatte, machte er ihr einen Heiratsantrag. Am 4. April 1916 wurde geheiratet – nach protestantischem Ritus, obwohl Karl selbst Katholik war.<sup>45</sup>

Der Rolle der sich aufopfernd der wissenschaftlichen Karriere ihres Mannes unterordnenden Ehefrau wußte Charlotte Bühler zu entgehen. Während ihrer Schwangerschaft schrieb sie ihr erstes kleineres Buch (Ch. Bühler, 1918a), nach der Geburt ihrer Tochter Ingeborg erwarb sie bei Erich Becher<sup>46</sup>, dem Nachfolger Külpes in München, das Doktorat in Philosophie.<sup>47</sup> Im Herbst 1918 übersiedelte sie mit ihrem Mann nach Dresden, wo Karl Bühler an der Technischen Hochschule ein Philosophie-Ordinariat erhielt. Während ihrer zweiten Schwangerschaft – Sohn Rolf Dietrich wurde 1919 geboren – bereitete sie ihre Habilitation vor. 1920 erhielt sie die *venia legendi* für »Ästhetik und pädagogische Psychologie«<sup>48</sup> an der TH Dresden. In ihrer Selbstdarstellung, die 1972 erschien, erinnerte sie sich an die Schwierigkeiten, die sich für sie aus den Mehrfachbelastungen als Mutter, Ehefrau und Wissenschaftlerin in jenen Jahren ergaben:

Mit finanzieller Hilfe seitens meiner Eltern war ich in der Lage, eine Haushaltshilfe und für meine Kinder erst eine Amme, später eine Gouvernante anstellen zu können, so daß ich stets Zeit für meine wissenschaftliche Arbeit sowie für Karls und meine vielen gemeinsamen geistigen Interessen fand.

Hier liegt natürlich ein großes Problem. In all den Jahren, in denen meine Kinder heranwuchsen, lebte ich in dem Zwiespalt, wieviel Zeit ich ihnen und wieviel meinem Beruf widmen sollte. (Ch. Bühler, 1972, S. 22)

Charlotte Bühler hatte es schwer, sich als Frau in der Männerwelt der Wissenschaft zu behaupten und durchzusetzen. Spuren der Diskriminierung durchziehen auch den Aktenlauf, der ihre akademische Karriere an der Universität Wien begleitete.

Am 20. Oktober 1922, knapp eine Woche bevor ihr Mann an der Universität Wien seine Lehtätigkeit aufnahm,<sup>49</sup> trat Charlotte Bühler an das Dekanat der Philosophischen Fakultät mit dem Ansuchen heran, ihr die Lehrbefugnis von der TH Dresden an die Universität Wien zu übertragen. Das Professorenkollegium der Philosophischen Fakultät setzte zur Behandlung der Angelegenheit eine siebenköpfige Kommis-

sion ein, die Ende Jänner 1923 zur Beratung zusammenkam.<sup>50</sup> Zwei für die Subkommission nominierte Professoren blieben den Beratungen allerdings fern.<sup>51</sup> Moritz Schlick übernahm die Berichterstattung. Er bezeichnete Charlotte Bühlers jüngste Arbeit, »Das Seelenleben des Jugendlichen« (Ch. Bühler, 1922a), als ihr »bestes Buch«. Im handschriftlichen Sitzungsprotokoll heißt es dann weiter:

auch psych. Pubertät gegenüber der rein biologischen Probleme ungelöst wissensch. als gestellt, sehr anregend wirkend. Wenn auch nicht wissensch. Bild vollkommen  
Vorschlag: Ästhetik und Jugendpsychologie – unter Erlassung aller Formalitäten.<sup>52</sup>

Die doch etwas vorsichtig und zurückhaltend ausgefallene Einschätzung der wissenschaftlichen Qualifikation Charlotte Bühlers wurde offenbar zu Beginn des Berichtes mit Bemerkungen zu ihrer Haltung gegenüber der Psychoanalyse abzuschwächen versucht: »gegen Freud« wurde trocken im Sitzungsprotokoll vermerkt, gleich an erster Stelle, so als wollte man damit das eigentliche wissenschaftliche Qualitätsmerkmal der Böhlerschen Pubertätstheorie hervorheben.<sup>53</sup>

Schlicks Vorschlag um Erteilung der *venia legendi* für Ästhetik und Jugendpsychologie unter Erlassung aller Formalitäten schlossen sich in der Kommissionssitzung drei der vier anwesenden Professoren<sup>54</sup> und der die Sitzung leitende Dekan Junker an. Am 10. Februar 1923 wurde das Votum der Kommission zur Abstimmung in die Sitzung des Professorenkollegiums der Philosophischen Fakultät eingebracht. Angesichts des Umstandes, daß Charlotte Bühler ihre Lehrbefugnis an der TH Dresden schon zwei Jahre zuvor erworben und über drei Semester dort Vorlesungen abgehalten hatte, fiel das Abstimmungsergebnis im Professorenkollegium ungewöhnlich knapp zu ihren Gunsten aus: 25 Pro-Stimmen standen immerhin 15 Nein-Stimmen bei 6 Enthaltungen gegenüber.<sup>55</sup> Dekan Junker ersuchte fünf Tage später, am 15. Februar 1923, das Unterrichtsamt um die Bestätigung des Fakultätsbeschlusses. Die Unterrichtsverwaltung reagierte prompt: Schon am 7. März wurde der Übertragung der Lehrbefugnis zugestimmt.<sup>56</sup>

Der konservative Teil der Professorenschaft war brüskiert. Die rasche Erledigung des Antrages einer Frau, der man zudem Sympathien für die Sozialdemokratie nachsagte, wurde als ungerechtfertigte Bevorzugung empfunden. Dekan Junker sah sich dazu veranlaßt, für seine Gesinnungsgenossen Partei zu ergreifen. In einem mit 15. März datierten Beschwerdebrief an das Unterrichtsamt gab er seiner »Verwunderung Ausdruck [...], daß von den Anträgen des Kollegiums, welche den Unterricht der Philosophie und Pädagogik betreffen, nur dieser eine Berücksichtigung gefunden« habe. Er wies zunächst auf Professor Richard Meister hin, der bereits im November 1922 von der Philosophischen Fakultät als Nachfolger Höflers<sup>57</sup> für das Wiener Pädagogik-Ordinariat vorgeschlagen worden war:<sup>58</sup>

Es muß die Fakultät es als einen Affront und Kollege Meister als eine unverdiente Zurücksetzung betrachten, daß man einen wesentlich später eingebrachten Antrag mit ungewohnter Raschheit genehmigte, während die wichtigere Angelegenheit nun seit vier Monaten auf Erledigung wartet, und trotz wiederholter Uргenzen. Dabei ist hervorzuheben, daß der Antrag für Prof. Meister mit großer Stimmenmehrheit gestellt wurde (45 ja, 15 nein bei 3 Enthaltungen), während der Beschluss betreffend die Übertragung der *venia legendi* an Frau Dr. Bühler nur eine knappe Mehrheit erhielt (25 ja, 15 nein bei 6 Enthaltungen).

Auch die Ansuchen der Fakultät bezüglich des Privatdozenten Hans Eibl seien von der Unterrichtsverwaltung bisher zurückgestellt worden. Das Ministerium habe bereits am 13. Februar<sup>59</sup> davon Nachricht erhalten, daß die Fakultät für Eibl die Verleihung des Titels eines a. o. Professors und die Gewährung eines zweistündigen Lehrauftrages für die Philosophie der Patristik und des Mittelalters mit klarer Stimmenmehrheit beschlossen habe. Junker protestierte:

Gegen dieses ungleichmäßige und ungerechtfertigte Vorgehen muß ich im Namen der Fakultät Verwahrung einlegen und bitte dringend auch die restlichen beiden Anträge ehestens ihrer Erledigung zuzuführen.<sup>60</sup>

Die beiden Herren, die – nach Meinung des Dekans – die rasche Erledigung des Gesuchs von Charlotte Bühler als »ungerechtfertigte Zurücksetzung« empfunden hätten – zählten zum konservativ denkenden Teil der Wiener Universitätslehrerschaft. Meister, der sich eigentlich für klassische Philologie habilitiert hatte und nun zur Pädagogik überwechseln wollte, war ein erklärter und erbitterter Gegner der sozialdemokratischen Schulreformen. Er, der sich den Wechselfällen der zeitgeschichtlichen Ereignisse geschickt und rasch anzupassen wußte (vgl. Heiß, 1993), verkörperte fast idealtypisch jene Figur des »deutschen Gelehrten«, deren Bild Fritz Ringer in seinem Buch über den »Niedergang der deutschen Mandarine« (Ringer, 1987) so überzeugend herauszuarbeiten verstanden hat: Ein Beamter im Dienste der Wissenschaft, der den sozialen Problemen einer industrialisierten Massengesellschaft mit dem Rückzug auf überkommene Werte bildungsbürgerlichen Elitedenkens zu begegnen suchte. Im Laufe der Jahre entwickelte sich Meister übrigens zu einem Fachmann in Universitätsfragen, auf dessen Rat und Urteil sich die Wiener Universitätsbehörden stets verlassen konnten: Bei der Verwaltung der nationalsozialistisch »reorganisierten« Universität ebenso, wie nach dem Krieg beim Wiederaufbau und bei der Exekution der Maßnahmen zur Entnazifizierung des Lehrkörpers.

Hans Eibl, seit 1914 Privatdozent für Philosophie, hatte andere Aspirationen. Er erwies sich mit der Zeit als einer der geistigen »Brückenbauer« zwischen dem katholischen und dem nationalsozialistischen Lager (Weinzierl, 1969). Somit zählte auch er zu einer besonderen – wenn auch im Vergleich zu Meister weit weniger »erfolgreichen« – Spezies von Universitätsgelehrten: Tiefgläubiger Katholik und ehrfürchtiger Bewunderer des aufhaltsamen Aufstiegs Adolf Hitlers.<sup>61</sup>

Um das Protestschreiben Junkers<sup>62</sup> richtig einschätzen zu können, ist es notwendig, sich den universitätspolitischen Kontext zu vergegenwärtigen, in dem es entstanden war. Eine in fach- und damit auch personalpolitischen Fragen gewöhnlich recht einflußreiche, antidemokratisch und deutschnational gesinnte »Protektions-Kamarilla« (Stadler, 1979) war an der Philosophischen Fakultät bei der 1922 erfolgten Neuordnung des philosophischen Unterrichts mit ihrem Anliegen nicht durchgekommen. Weder Karl Bühler noch der gleichzeitig mit

ihm ernannte Moritz Schlick vertraten jene als Philosophie getarnte »idealistisch-spekulative Weltanschauungslehre«, die die Konservativen unter den Universitätsprofessoren gefördert sehen wollten<sup>63</sup> (vgl. Benetka, 1990a, S. 99–104). Im Gegenteil: Mit Moritz Schlick wurde noch dazu ein prononcierter Kritiker jedweder metaphysischen Spekulation an die Fakultät geholt. Charlotte Bühler mußte von so manchem ihrer Universitätskollegen daher gleich mit einer dreifachen Ablehnung rechnen: *fachlich*, weil sie Psychologin und nicht Philosophin war; *weltanschaulich*, weil sie und ihr Mann mit der sozialdemokratischen Stadtverwaltung zusammenarbeiteten; und *geschlechtsspezifisch*, weil sie eben eine Frau war, und Frauen in den Augen vieler vielleicht als Studierende aber keinesfalls als Lehrende an der Universität etwas zu suchen, geschweige denn zu finden hatten.<sup>64</sup>

Studiert man den Personalakt Charlotte Bühlers im Wiener Universitätsarchiv, so fällt im Verfahren um ihre Ernennung zum »Extraordinarius« eine merkwürdige Unterbrechung auf: Am 11. März 1927 stellten die Professoren Schlick, Reininger, Gomperz, Meister und Reich beim Professorenkollegium der Philosophischen Fakultät den Antrag, ihr den Titel eines »außerordentlichen Professors« zu verleihen.<sup>65</sup> Die zur Beratung dieser Angelegenheit eingesetzte Kommission tagte erstmals am 19. März. Richard Meister besprach und lobte Charlotte Bühlers Forschungen und Publikationen. Prinzipiell erklärten sich alle Anwesenden mit der Titelverleihung für einverstanden. Allerdings – so wurde im Sitzungsprotokoll verzeichnet – seien im Professorenkollegium Einwände zu erwarten: Einige Universitätsdozenten könnten sich – wieder einmal – zurückgesetzt fühlen, die Tatsache, daß Karl Bühler als ordentlicher Professor selbst dem Professorenkollegium angehört, könnte beanstandet, vor allem aber die Verleihung dieses Titels an eine Frau ganz grundsätzlich in Frage gestellt werden.<sup>66</sup> Wegen des krankheitsbedingten Fehlens des Kommissionsmitglieds Moritz Schlick wurde eine Beschlußfassung zunächst vertagt. Erst drei Monate später trat die Kommission wieder zusammen. Richard Meister legte einen – sehr positiven – Kommissionsbericht vor, dem sich alle anwesenden Professoren anschlossen. Nur der Vertreter der Privatdozenten wollte sich seiner Stimme enthalten: Einige andere Privatdo-

zenten könnten sich durch die Ernennung Charlotte Bühlers übergangen fühlen. Persönlich sei er aber für eine positive Erledigung des Antrags.<sup>67</sup>

Der Vorschlag der Kommission wurde dann allerdings nicht zur Abstimmung in das Professorenkollegium eingebracht. Begründungen dafür habe ich in dem von mir eingesehenen Aktenmaterial nicht gefunden. Das gesamte Verfahren ruhte für zwei Jahre. Am 11. Mai 1929 beantragten dann dieselben Professoren wie 1927 erneut die Titelverleihung.<sup>68</sup> Dem Professorenkollegium wurde schließlich ein wieder von Meister verfaßter und von allen Kommissionsmitgliedern unterzeichneter Bericht vorgelegt, der diesmal auch zur Abstimmung kam. Mit 38 Ja- gegenüber 12 Nein-Stimmen bei 6 Enthaltungen faßte die Fakultät nun endlich den Beschluß, Charlotte Bühler zum »außerordentlichen Professor« zu ernennen.<sup>69</sup>

Wir müssen an unserer bisherigen Darstellung des Wiener Psychologischen Instituts als klein und unbedeutend ausgestattet eine erste Korrektur anbringen. Mit Charlotte Bühler stand dem Institut eine zusätzliche vollwertige Lehrkraft zur Verfügung. Wenn sie auch nur als Privatdozentin, ab 1929 dann mit dem Titel eines Extraordinarius versehen, der Universität Wien angehörte, wirkte sie doch so, als wäre sie eine »ordentliche Universitätsassistentin«. Der Umstand, daß die Gemeinde Wien sie bezahlte und nicht der Bund, änderte daran wenig. Das Ehepaar Bühler sah offenbar keine Notwendigkeit, den rechtlichen Status ihrer Universitätsstellung zu ändern.

Die »Wirksamkeit«, die Charlotte Bühler am Institut entfaltete, ging aber letztlich über den Zuständigkeitsbereich einer ordentlichen Assistentin weit hinaus. De facto lag die Institutsleitung zu einem großen Teil in ihren Händen. Und es waren ihre Forschungen zur Kinder- und Jugendpsychologie, die das Bild des Instituts nach außen hin entscheidend prägten. Wir werden in den nachfolgenden Abschnitten auf die Leistungen Charlotte Bühlers als »Forschungsdirektorin« noch im Besonderen eingehen. Zunächst gilt es aber, die spezifischen Strukturen des Lehr- und Forschungsbetriebs am Institut von den sozialen Rahmenbedingungen her näher zu bestimmen.



#### I.4 SCHULREFORM UND EXPERIMENTELLE PSYCHOLOGIE

Mit der Schulreformbewegung war – so läßt sich argumentieren – in den Anfangsjahren der Ersten Republik eine gesellschaftliche Nachfrage nach experimenteller Psychologie entstanden, die der akademischen Etablierung des Faches an der Universität Wien als Motor diente. Dieser Zusammenhang soll auf den folgenden Seiten expliziert werden. Es wird sich zeigen, daß die Volksschullehrerschaft vor allem aus berufspolitischen Gründen bereits in den ersten beiden Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts an der Entwicklung der Experimentalpsychologie großen Anteil nahm. Die Professionalisierungsinteressen dieses Berufsstandes mündeten nach den politischen Umbrüchen von 1918 ein in die Schulreformprogrammatik der Sozialdemokraten. Im Zuge der Bemühungen um eine Neugestaltung der PflichtschullehrerInnenbildung im neuen Bundesland Wien wurde angehenden VolksschullehrerInnen der Zugang zur Universität geöffnet. Lehrer- StudentInnen begannen ein ordentliches Hochschulstudium, einige von ihnen mit Schwerpunktsetzung Psychologie. Die Einbindung des Faches in die LehrerInnenbildung sicherte letztlich dem Wiener Psychologischen Institut das Interesse und die Aufmerksamkeit einer ganzen Berufsgruppe, die sich mit großem Engagement für die wissenschaftliche Fundierung einer »Pädagogik vom Kinde aus« einzusetzen bereit war.

Im Zuge der rasch voranschreitenden Industrialisierung im ausgehenden 19. Jahrhundert wurde die überkommene Organisation des Schulwesens von einer breiten Öffentlichkeit zunehmend als »problematisch« wahrgenommen. Seine Thematisierung fand das gesellschaftliche Unbehagen an der Schul- und Unterrichtsgestaltung zunächst in Form der sogenannten »Überbürdungsdebatte«: Überfüllte Lehrpläne, Examensdrill, mangelnde Schulhygiene etc. machten Gymnasiasten krank, so stand es damals in den Gutachten zahlreicher Schulmänner und Ärzte, aber auch in Zeitungen und Zeitschriften zu lesen.<sup>70</sup> Die Wissenschaft war zur Stellungnahme aufgerufen. Auch die noch um ihre soziale und wissenschaftliche Anerkennung ringende Psychologie begann sich Schulfragen zuzuwenden. Ernst Meumanns<sup>71</sup> Programm einer »experimentellen Pädagogik« oder »pädagogischen Psychologie«, das sehr früh einen konkreten Anwendungsbezug experimentalpsycho-

logischer Forschung herzustellen versuchte, bot dabei einen Anknüpfungspunkt.<sup>72</sup> Ein einschlägiger Kommunikationszusammenhang war jedenfalls bereits um die Jahrhundertwende institutionalisiert: Es existierten zwei Fachzeitschriften, seit 1899 die »Zeitschrift für pädagogische Psychologie«, und seit 1905 die »Experimentelle Pädagogik«. 1911 wurden beide Fachblätter zu einer neuen »Zeitschrift für pädagogische Psychologie und experimentelle Pädagogik« zusammengeschlossen, die sich in den Folgejahren zu dem zentralen Forum der wissenschaftlichen, vor allem aber der *psychologischen* Jugendforschung entwickeln sollte.<sup>73</sup>

Das noch junge Fach Psychologie trat also von sich aus mit dem Anspruch auf, Pädagogen berufsrelevantes Wissen zur Verfügung stellen zu können. Ob dem tatsächlich so war, sei dahingestellt. Nur zu oft beschränkte sich der programmatisch geforderte »Praxisbezug« darauf, experimentalpsychologische Verfahren zur Prüfung von »Gedächtnis«, »Lernen«, »Begabung« und ähnlichem einfach auf Schulkinder anzuwenden. Dennoch verhallte die Botschaft nicht ungehört. Besonders in Kreisen der Volksschullehrerschaft stieß die psychologische Forschung auf wachsendes Interesse.

Die Formierung der Volksschullehrerschaft zu einem politisch selbstbewußten Berufsstand ging im deutschen Sprachraum mit der schrittweisen Vereinheitlichung des niederen Schulwesens einher. VolksschullehrerInnen rekrutierten sich im 19. Jahrhundert zumeist aus den mittleren Schichten der Handwerker, Kleinhändler und Bauern. Kleine Leute also, deren ökonomische Lage schlecht und deren soziales Prestige niedrig war. Im Gegensatz zu den Mittelschullehrern nicht vom Staat oder den Ländern, sondern von den Kommunen angestellt und eher schlecht als recht besoldet, einer kirchlichen Fachaufsicht untergeordnet und vom Zugang zu einer höheren, wissenschaftlichen Bildung ausgeschlossen, begannen sich die GrundschullehrerInnen zur Vertretung ihrer Interessen zunächst in lokalen, im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts dann auch in überregionalen LehrerInnen-Vereinen zu organisieren. Die Überwindung von Bildungsbeschränkungen, denen die Lehrerschaft unterworfen war, galt als strategisches Hauptziel in deren Kampf um ökonomische Besserstellung und soziale An-

erkennung. Durch die Selbstorganisation von Fortbildungsmaßnahmen sollte berufsgruppenspezifisches und als solches sozial anerkanntes Fachwissen ausgebildet und LehrerInnen die Teilhabe an wissenschaftlicher Forschung ermöglicht werden. Eine berufspraktischen Fragestellungen zugewandte Experimentalpsychologie schien beides zu bieten: praktisch verwertbare Erkenntnisse wie leicht erlern- und anwendbare Methoden zur Durchführung wissenschaftlicher Untersuchungen (Schubeius, 1990, S. 75–90). Die Professionalisierungsbestrebungen der Volksschullehrerschaft trafen sich an diesem Punkte mit den Interessen der experimentell arbeitenden Hochschulpsychologen: Beiden Gruppen war daran gelegen, die Legitimität eines eigenständigen Wissenschaftsbereiches »experimentelle Psychologie« zu behaupten und dessen institutionelle Etablierung voranzutreiben.

Die Aufnahme von »experimenteller Pädagogik« beziehungsweise von »pädagogischer Psychologie« in die Fortbildungsprogramme der LehrerInnenvereine machte die Einrichtung entsprechender Laboratorien notwendig: 1906 wurde im Leipziger Lehrerverein das »Institut für experimentelle Pädagogik und Psychologie« gegründet, das mit dem Leipziger Universitätsinstitut eng zusammenarbeitete und sich rasch auch außerhalb des deutschen Sprachraumes Interesse und Ansehen verschaffen konnte.<sup>74</sup> 1910 entstand im Münchner Bezirkslehrerverein das »Pädagogisch-psychologische Institut München«, 1913 schließlich das von mehreren regionalen und überregionalen Trägervereinen finanzierte und von Ernst Meumann geleitete »Institut für Jugendkunde« in Hamburg.<sup>75</sup>

In diesen Kontext einer »LehrerInnenbewegung« ist auch das von dem damaligen Realschullehrer Willibald Kammel 1913 an der »Niederösterreichischen Landeslehrerakademie« in der Hegelgasse 12 im 1. Wiener Gemeindebezirk eingerichtete »pädagogisch-psychologische Laboratorium« zu stellen.<sup>76</sup> Die Ausstattung dieses Laboratoriums wurde 1922 von der sozialdemokratischen Stadtverwaltung als Grundlage für den Aufbau des Wiener Psychologischen Instituts verwendet.

In Wien hatte die Pflichtschullehrerschaft zu Beginn der liberalen Ära der Kommunalverwaltung bereits vor der Neuregelung des niederen

Schulwesens durch das »Reichsvolksschulgesetz«<sup>77</sup> die Verbesserung ihrer theoretischen und praktischen Ausbildung selbst in die Hand genommen. 1868 wurde mit dem »Wiener Pädagogium« eine städtische Fortbildungsanstalt gegründet, an der Wiener Lehrer unentgeltlich Theoriekurse und Übungspraktika besuchen konnten. Nach der Jahrhundertwende übergab die jetzt christlichsozial dominierte Gemeinde Wien das Pädagogium der niederösterreichischen Landesverwaltung. Der Niederösterreichische Landtag beschloß 1905 ein neues Organisationsstatut, nach dem die Fortbildungsanstalt in drei zusammenhängende Abteilungen untergliedert wurde. Das »Pädagogium« bestand nun aus einer Lehrerakademie, einem Lehrerseminar und einer Landesübungsschule.<sup>78</sup> Kammels Laboratorium war in die Lehrerakademie eingegliedert.

Entsprechend den Aufgabenstellungen der deutschen Lehrer-Institute wollte auch Kammel mit seinem Laboratorium zweierlei Ziele gleichzeitig verfolgen: praktisch verwertbare Kenntnisse auf dem Gebiete der Pädologie vermitteln und empirisch-pädagogische Forschungen ermöglichen (Kammel, 1914–1918, Bd. 1, S. 3–4). In den »empirisch-pädagogischen« Untersuchungen, die Kammel selbst oder unter seiner Anleitung interessierte Lehrer an SchülerInnen der Landesübungsschule durchführten, wurden in zumeist sehr einfachen experimentalpsychologischen Versuchsanordnungen Reaktionszeiten gemessen, Ermüdungskurven erstellt und psychische Einzelfunktionen wie »Zeitauffassung«, »Merkfähigkeit«, »Suggestibilität« und »Aufmerksamkeit« anhand von physiologischen Parametern zu erfassen versucht. Ein übergeordnetes Forschungsprogramm lag all diesen Unternehmungen allerdings nicht zugrunde (vgl. dazu Benetka, 1990a, S. 49–50).

Bereits 1919 wurde der Weg der dann drei Jahre später verwirklichten Etablierung der experimentellen Psychologie an der Universität Wien von der Pädagogik aus vorgezeichnet. In den ersten Nachkriegssemestern nutzte Alois Höfler, seit 1907 ordentlicher Professor für Pädagogik in Wien, zunächst das Kammelsche Instrumentarium zur Abhaltung von experimentalpsychologischen Übungen für Studierende der Universität. Nachdem Kammel im Februar 1919 zum Direktor der Niederösterreichischen Landeslehrerakademie ernannt worden war und mit

Beschluß des Professorenkollegiums vom 16. Juni desselben Jahres an der Philosophischen Fakultät die Lehrbefugnis für experimentelle Pädagogik und pädagogische Psychologie erworben hatte, trat Höfler am Ende des Sommersemesters 1919 mit einem Plan zur Umgestaltung seines »Pädagogischen Seminars«<sup>79</sup> in ein »Pädagogisches Universitätsinstitut« an die Unterrichtsverwaltung heran.<sup>80</sup> Das Laboratorium der Lehrerakademie sollte vertraglich in das erweiterte Institut eingebunden werden. Dadurch könnte – so argumentierte Höfler – die Experimentalpsychologie endlich auch an der Universität Wien die vom Unterrichtsamt selbst per Erlaß gewünschte Förderung und Pflege erfahren.<sup>81</sup> Privatdozent Kammel war als Co-Direktor für das zu schaffende Institut vorgesehen.

Höflers Ansinnen war kein Erfolg beschieden. Politische Gründe dürften dafür ausschlaggebend gewesen sein. Die Leitung des Unterrichtsamtes lag damals in den Händen Otto Glöckels, der als Staatssekretär im Staatsamt für Inneres die grundlegende Umgestaltung des österreichischen Schulwesens in Angriff nahm. Bereits vor den politischen Umbrüchen von 1918 hatte sich Höfler öffentlich als ein entschiedener Gegner des Einheitsschulgedankens deklariert (Höfler, 1918). Die Einheitsschule war aber eine der Kernforderungen der sozialdemokratischen Schulreformer, von deren Verwirklichung sie sich den für die Demokratisierung des Schulsystems unerläßlich erscheinenden Abbau von sozialen Bildungsprivilegien versprochen. Kammel war den Sozialdemokraten ob der von ihm vertretenen »Katholischen Pädagogik« ohnehin suspekt. Bei der Übernahme des pädagogisch-psychologischen Laboratoriums durch die Gemeinde Wien wurde er von dessen Leitung enthoben.<sup>82</sup>

Otto Glöckel hatte in der von den Sozialdemokraten geführten Regierungskoalition mit den Christlichsozialen im Frühjahr 1919 das Unterrichtsressort übernommen. Ein von ihm ins Unterrichtsamt berufener Stab von Schulexperten<sup>83</sup> arbeitet in den folgenden Monaten ein umfassendes Programm zu einer gesamtösterreichischen Schulreform aus, das vor allem den Professionalisierungsinteressen der Volksschullehrerschaft sehr entgegenkam. Denn neben der mit der Einführung einer »Allgemeinen Pflichtmittelschule« für alle 10–14

jährigen SchülerInnen angestrebten Strukturreform war unter dem Schlagwort der »inneren Schulreform« die Neugestaltung des Volksschulunterrichtes *das* zentrale Anliegen der bildungspolitischen Erneuerungsbewegung. Im Anschluß an das von Georg Kerschensteiner entwickelte Konzept des »Arbeitsunterrichts«<sup>84</sup> wollte man einen Volksschullehrplan entwerfen, der ganz dem jeweiligen Entwicklungsstand des Schulkindes, seinen körperlichen wie geistigen Bedürfnissen entsprechen und dem – wie man damals sagte – von Natur aus jedem Kinde innewohnenden Drang nach Selbstbetätigung gerecht werden sollte. Die Volksschullehrerschaft war aufgefordert, das von ihr erarbeitete Berufswissen in die Lehrplanreform einzubringen. Mit der Einrichtung von »provisorischen Lehrerkammern« schuf das Unterrichtsamt gerade auch den VolksschullehrerInnen eine gesetzliche Vertretung, die auf alle Schritte zur Konkretisierung der Lehrplanreform beratend Einfluß nehmen sollte. Versuchsschulklassen wurden eingerichtet, um die neuen Grundsätze einer »Pädagogik vom Kinde aus« auch praktisch zu erproben.

Als Schlußstein der Neugestaltung der österreichischen Schule war letztlich die Reform der Lehrerbildung gedacht. Die Erfüllung der über Jahrzehnte hinweg die Professionalisierungsbestrebungen des Volksschullehrerstandes begleitenden Forderung nach dem Zugang zu einer wissenschaftlichen Bildung schien durch die Entwürfe der Experten in der Unterrichtsverwaltung nun endlich Wirklichkeit zu werden.

Dem dualistischen Aufbau der »alten Schule« in der Doppelmonarchie entsprach eine Aufspaltung der Lehrerschaft in zwei Klassen. Angehende GrundschullehrerInnen begannen nach Absolvierung der achtjährigen Pflichtschulzeit ihr Studium an einer LehrerInnenbildungsanstalt, wo ihnen neben einer praktisch-pädagogischen Berufsausbildung auch eine höhere Allgemeinbildung vermittelt werden sollte. Die Ablegung der Reifeprüfung an einer LehrerInnenbildungsanstalt berechnete aber nicht zu einem ordentlichen Universitätsstudium. MittelschullehrerInnen hingegen erwarben nach der Matura an einer Höheren Schule ihre wissenschaftlichen Qualifikationen in einem achtsemestrigen Fachstudium an der Philosophischen Fakultät, das sie mit einer staatlichen Lehramtsprüfung abschlossen. Die praktische Ein-

führung in den Lehrberuf erfolgte dann außerhalb und unabhängig von der Universität nach dem Studienabschluß im sogenannten »Probejahr« an einer Mittelschule.

Die Mängel beider Ausbildungswege waren in pädagogisch interessierten Kreisen seit Jahren Gegenstand von Kritik und Ausgangspunkt von Reformvorschlägen. Die Volksschullehrerschaft selbst beklagte, daß ihr durch das Fehlen einer profunden Einführung in das Denken der modernen Wissenschaft die Möglichkeit genommen werde, wissenschaftliche Erkenntnisse zur Bewältigung berufspraktischer Anforderungen und Probleme heranzuziehen. In den Debatten um steigende Selbstmordziffern unter Gymnasiasten (vgl. v. Bühler, 1990, S. 79–104) rückte um die Jahrhundertwende die bloß fachliche, von der pädagogischen Praxis völlig abgehobene Ausbildung von MittelschullehrerInnen ins kritische Licht einer breiten Öffentlichkeit. Die Beziehung der Lehrer zu ihren Schülern wurde zunehmend als problematisch thematisiert. Und an den Universitäten mühten sich die Pädagogen damit ab, ihre Kurse über Erziehungswissenschaft und Fachdidaktik für LehramtskandidatInnen möglichst »lebensnah« zu gestalten.<sup>85</sup>

Beide Diskurse – jener der Kritik der seminarischen Volksschullehrerbildung und jener der Kritik der akademischen Mittelschullehrerbildung – wurden zumeist völlig losgelöst voneinander geführt. Darin bestand dann die Besonderheit der gegen Ende des Jahres 1919 vom Glöckelschen Unterrichtsamt veröffentlichten »Leitsätze zur Neugestaltung der Lehrerbildung«: Sie brachten beide Ebenen der Kritik zusammen und integrierten bisher positiv diskutierte Reformvorschläge in ein einheitliches Ausbildungskonzept. Die gesamte Lehrerbildung sollte nach dem Willen der »Leitsätze« an die Philosophische Fakultät der Universität verlegt und die durch den dualistischen Aufbau des Bildungswesens bedingte Unterscheidung in Pflichtschul- und MittelschullehrerInnen durch eine rein pädagogisch begründete in KlassenlehrerInnen und FachlehrerInnen<sup>86</sup> ersetzt werden.

Um die berufsspezifische Vorbereitung aller LehrerkandidatInnen an der Universität zu gewährleisten, wurde vorgeschlagen, große Pädagogische Institute mit angeschlossenen Übungsschulen einzurichten. An ihnen hätten dann alle Studienanfänger, unabhängig davon, ob sie

den Beruf eines Klassenlehrers oder den eines Fachlehrers anstreben, ein einjähriges »pädagogisches Einführungsstudium« zu absolvieren, das erste Einblicke in die Erziehungswissenschaft und in den konkreten Berufsalltag von LehrerInnen vermitteln sollte. Erst nach diesem Einführungsjahr mußten sich die Studierenden entscheiden, welchen weiteren Ausbildungsweg sie einschlagen wollten. Für angehende »KlassenlehrerInnen« war ein zweites Studienjahr vorgesehen, in dem von ihnen der Erwerb von pädagogisch-psychologischen Kenntnissen über das Kindesalter bzw. über die besondere Unterrichtslehre dieser Stufe und Lehrauftritte in den entsprechenden Abteilungen der Übungsschule verlangt wurden. Nebenbei sollten sie in einem Fache ihrer Wahl die Bildungsmöglichkeiten der Hochschule ausnützen und sich mit den Bedingungen wissenschaftlicher Arbeit vertraut machen. Für angehende »FachlehrerInnen« stellten die »Leitsätze« in den nach dem Einführungsjahr verbleibenden sechs Semestern das eigentliche fachwissenschaftliche Studium in den Vordergrund. Der Bezug zur pädagogischen Praxis sollte dabei aber nicht verlorengehen: Vorlesungen und Seminare über Erziehungswissenschaft und spezielle Fachdidaktik waren ebenso verpflichtend vorgeschrieben wie ausgedehnte Lehrauftritte in der Übungsschule.

Gegen dieses Programm der Vereinheitlichung der österreichischen Lehrerbildung regte sich sogleich heftiger Widerstand. Hochschulrektoren machten sich zum Sprachrohr der um die Aufrechterhaltung ihrer Bildungsprivilegien fürchtenden Mittelschullehrerschaft.<sup>87</sup> Die katholische Kirche sah ihren Einfluß auf die Volksschullehrerbildung schwinden: Ein großer Teil der bestehenden Lehrerbildungsanstalten, die nach den Reformentwürfen der Unterrichtsverwaltung aufgelöst werden sollten, wurden nicht vom Staate, sondern von geistlichen Korporationen geführt.<sup>88</sup> Politisch artikuliert wurde der katholische Protest von der Christlichsozialen Partei, die sich beeilte, den »Leitsätzen« der Unterrichtsverwaltung eigene Gesetzesanträge zu einer Reform der Lehrerbildungsanstalten entgegenzustellen.<sup>89</sup>

Die politischen Kräfteverhältnisse hatten sich am Beginn der zwanziger Jahre zu verschieben begonnen. Seit dem Herbst 1919 war die österreichische Sozialdemokratie von den politisch wiedererstarkten



Christlichsozialen in der gemeinsamen Regierungsarbeit zunehmend in die Defensive gedrängt worden. Im Juni 1920 zerbrach schließlich die Regierungskoalition. Ein Übergangskabinett sollte bis zu den Neuwahlen im Oktober noch die mit dem Abschluß des Friedensvertrages von St. Germain dringlich gewordene Frage der verfassungsrechtlichen Neukonstruktion der Republik lösen. Unter führender Beteiligung Hans Kelsens kam ein zäh errungener Kompromiß zwischen den föderalistischen Vorstellungen der Christlichsozialen und den zentralistischen Ideen der Sozialdemokraten zustande. In einigen wesentlichen Punkten konnte aber keine politische Einigung mehr erzielt werden: So enthielt die am 1. Oktober 1920 in Kraft getretene Bundesverfassung keinen Grundrechtekatalog, das Problem des Finanzausgleichs zwischen Bund und Ländern blieb ausgespart und – für das hier behandelte Thema von zentraler Bedeutung – die Kompetenzabgrenzung in Schul- und Erziehungsfragen ungeklärt. Ein eigenes Verfassungsübergangsgesetz bestimmte, daß bis zum Inkrafttreten eines spezifischen Verfassungsgesetzes, für das im Nationalrat allerdings eine Zweidrittelmehrheit notwendig war, Änderungen auf dem Gebiete der Schulgesetzgebung nur durch eine sogenannte »paktierte Gesetzgebung« des Nationalrats und aller neun Landtage möglich sein sollten (Seligler u. Ucakar, 1985, S. 1099).

Aus den Neuwahlen vom 17. Oktober 1920 ging schließlich die Christlichsoziale Partei als Siegerin hervor. Die Sozialdemokratie verzichtete von sich aus auf eine weitere Regierungsbeteiligung. Otto Glöckel mußte die Leitung der Unterrichtsverwaltung abgeben. Damit war auch das Schicksal der »österreichischen Schulreform« besiegelt. Der Umstand aber, daß die Verfassung eine gesamtösterreichische Lösung der anstehenden Schulprobleme von einer für die nächsten Jahre kaum absehbaren Einigung zwischen den beiden großen politischen Lagern abhängig machte, bot den Landesschulbehörden einigen Freiraum, um auf die Gestaltung der Schule zumindest innerhalb ihres Zuständigkeitsbereiches größeren Einfluß zu nehmen.

Mit dem Verfassungsgesetz von 1920 war auch die Verselbständigung Wiens von Niederösterreich eingeleitet worden. Die Erhebung Wiens in den Status eines eigenen Bundeslandes machte eine Neuord-

nung der Schulaufsicht notwendig. 1922 konstituierte sich der »Stadt-schulrat für Wien«, der die Agenden einer Landes- und einer Bezirks-schulbehörde in einer einzigen Körperschaft vereinte. Otto Glöckel wurde zum Geschäftsführenden Präsidenten gewählt. Damit war der Übergang von der gesamtösterreichischen zur »Wiener Schulreform« vollzogen.

Im Zusammenhang mit der zu Beginn der zwanziger Jahre allmählich Konturen annehmenden Sozialpolitik des »Roten Wien« begannen die sozialdemokratischen Schulreformer innerhalb der bestehenden gesetzlichen Rahmenbedingungen erste pragmatische Schritte zu setzen, um in Fragen der Organisation des Schul- und Lehrerbildungswesens Lösungen zu etablieren, die der unter der Führung Otto Glöckels ausgearbeiteten Reformprogrammatik wenigstens in Ansätzen nahekommen sollten. Die Volksschullehrerschaft hatte man längst für sich gewonnen. Sie wurde nun zum Träger jener schulpolitischen Kämpfe, in denen im neuen Bundesland Wien gegen die Eingriffe von Seiten der Unterrichtsverwaltung eine grundlegende Umgestaltung des Bildungssystems verwirklicht werden sollte.

Die mit Inkrafttreten der Verfassung unrealisierbar gewordene Verlegung der Volksschullehrerbildung an die Universitäten hatte zunächst noch keine praktischen Folgen. In den ersten Nachkriegsjahren war in Wien die Zahl der schulpflichtigen Kinder drastisch gesunken.<sup>90</sup> Durch die Wiedereinstellung von Heimkehrern gab es ein Überangebot an Lehrkräften. Man verzichtete auf einen Lehrkräfteabbau und senkte die Schülerzahlen pro Klasse. Neueinstellungen waren aber nicht möglich.

Trotzdem traf man Vorsorge: Schon die Bezeichnung des zu Jahresbeginn 1923 eröffneten »Pädagogischen Instituts der Stadt Wien« hatte programmatischen Charakter. Sie sollte anzeigen, daß hier in Wien das in den »Leitsätzen« von 1919 geforderte Zentrum der Lehrerbildung geschaffen worden sei, zwar nicht an der Philosophischen Fakultät der Universität, aber durch die Dozenturen einer Vielzahl von Universitätslehrern doch mit ihr verbunden. Im neuen Psychologischen Institut kam dieses In-Beziehung-Setzen von Lehrerbildung und Universität gleichsam idealtypisch zum Ausdruck. Ein und dieselbe Einrichtung

stand als Universitätsinstitut im Dienste der akademischen Bildung von angehenden MittelschullehrerInnen und als Gemeindeinstitut im Dienste der (Fort-)Bildung der Pflichtschullehrerschaft. Viktor Fadrus' Hinweis anlässlich der Eröffnung des »Pädagogischen Instituts«, daß unter der Leitung Karl Böhlers »Lehrer und Hochschüler [...] die Arbeit *gemeinsam aufnehmen*« werden (Fadrus, 1923, S. 60), brachte auf den Punkt, worauf die Wiener Sozialdemokraten so stolz waren: daß mit der Errichtung des Wiener Psychologischen Instituts ein wichtiger Schritt hin zur »Akademisierung« der VolksschullehrerInnenbildung gelungen sei.

In den ersten beiden Jahren seines Bestehens blieb das Veranstaltungsangebot des »Pädagogischen Instituts der Stadt Wien« auf Kurse zur *Fortbildung* der Lehrerschaft beschränkt. Aufgrund der niedrigen Zahl von Schulpflichtigen herrschte für den Schuldienst eine Aufnahmesperre. Für das Schuljahr 1927/28 prognostizierte der Wiener Stadtschulrat aber erstmals nach dem Weltkrieg wieder einen kleinen Bedarf an PflichtschullehrerInnen. Die Wiener Stadtverwaltung ging nun daran, an ihrem »Pädagogischen Institut« neben dem Fort- auch ein Ausbildungs- Curriculum zu etablieren. Am 17. Juli 1925 wurde in einer Sitzung des Wiener Gemeinderates der Ausbau des Pädagogischen Instituts durch Einrichtung der sogenannten »Viersemestrigen hochschulmäßigen Lehrerbildungskurse« beschlossen.<sup>91</sup> Mit dem nun in Kraft tretenden neuen Organisationsstatut<sup>92</sup> war angehenden VolksschullehrerInnen der Zugang zur Universität eröffnet worden.

Voraussetzung für die Aufnahme in die hochschulmäßige LehrerInnenbildung bildete die Reifeprüfung an einer Mittelschule oder an einer LehrerInnenbildungsanstalt. MittelschulabsolventInnen mußten pro Semester mindestens 10 Wochenstunden als ordentliche, AbsolventInnen von LehrerInnenbildungsanstalten als außerordentliche HörerInnen an der Universität Wien inskribieren. Die übrigen im insgesamt 130 Wochenstunden umfassenden Studienplan vorgesehenen Vorlesungen, Übungen und die schulpraktische Ausbildung waren direkt am Pädagogischen Institut zu belegen. KandidatInnen mit Mittelschulmatura schlossen ihre viersemestrigen Studien mit der Ergänzungsprüfung an einer staatlichen LehrerInnenbildungsanstalt ab, Absolven-

Innen von LehrerInnenbildungsanstalten mit der Ergänzungsprüfung an einer Mittelschule.<sup>93</sup> Letzteren wurden damit ihre zunächst außerordentlichen Universitätsstudien im Nachhinein als »ordentliche« angerechnet. Am Pädagogischen Institut mußten beide Gruppen<sup>94</sup> eine schriftliche Hausarbeit abliefern und zudem eine theoretische und eine schulpraktische Schlußprüfung ablegen (Glöckel, 1925–1932, Bd. 3, S. 81).

In dem der hochschulmäßigen LehrerInnenbildung zugrundeliegenden Studienplan war auch die Psychologie in weitem Umfang eingebunden. Insgesamt mußten Vorlesungen und Seminarübungen über 16 Wochenstunden belegt werden. Und zwar:

- eine dreistündige Vorlesung aus »Allgemeiner Psychologie«,
- eine zweistündige Vorlesung aus »experimenteller Psychologie«,
- eine dreistündige Vorlesung aus »Jugendkunde«,
- eine zweistündige Vorlesung aus »Psychopathologie des Jugendalters«,
- zwei dreistündige »Psychologische Übungen« (Glöckel, 1925–1932, Bd. 2, S. 59).

Zur Absolvierung des Stundenplansolls inskribierten die Lehrer-StudentInnen die Hauptvorlesungen von Karl und Charlotte Bühler an der Universität. Der Einführungskurs in die experimentelle Psychologie sowie das dreistündige »Psychologische Praktikum« wurden am Psychologischen Institut im zweiten Stock des Stadtschulrat-Gebäudes von Karl Bühlers jeweiligem »Assistenten« angekündigt, zunächst also von Hellmut Bocksch, ab dem Wintersemester 1927/28 dann von Egon Brunswik. Daneben mußten aber auch noch im Rahmen der Lehrerfortbildung Kurse angeboten werden. Im Studienjahr 1925/26 beispielsweise fanden diese Lehrveranstaltungen außerhalb der viersemestrigen hochschulmäßigen Lehrerbildung jeweils montags Abend von 16 bis 19 Uhr statt. Sie wurden von Karl Bühler und Hellmut Bocksch gemeinsam bestritten.<sup>95</sup> Ab Herbst 1926 hielt zudem die eng dem Psychologischen Institut verbundene Mittelschullehrerin Else Köhler einen über vier Semester laufenden, zweistündigen Einführungskurs über Kinderpsychologie.

Mit dem Einsetzen der Weltwirtschaftskrise wurde die »Viersemestrige hochschulmäßige Lehrerbildung« im Sommer 1930 eingestellt.

Ein Bedarf an JunglehrerInnen bestand nicht mehr. Insgesamt hatten während des fünfjährigen Bestehens 299 LehrerstudentInnen – 144 Männer und 155 Frauen – dieses Ausbildungsprogramm durchlaufen.<sup>96</sup> Das Pädagogische Institut hatte angehenden VolksschullehrerInnen den Weg an die Universität gewiesen. Einige nutzten die hochschulmäßige Lehrerbildung dann auch als Einstieg in ein ordentliches Doktoratsstudium. Karl und Charlotte Bühlers Institut stellte eine ideale Verbindung her zwischen wissenschaftlicher Forschung, universitärer Lehre und Volksschullehrerbildung. Kein Wunder also, daß so mancher Studierende die Psychologie als »Studienfach«<sup>97</sup> wählte. Lotte Danziger etwa, Sylvia Klimpfinger, dann Marie Jahoda, schließlich auch der nachmalig als Philosoph Weltgeltung erlangende Karl Popper. Mit Karl Reininger zählte ein aktiver Volksschullehrer sogar zum engsten MitarbeiterInnen-Kreis. Reininger interessierte sich vor allem für das soziale Verhalten von Schulkindern (Reininger, 1924 u. 1929). Zur Analyse der sozialen Beziehungen innerhalb der Schulklasse entwickelte er ein Untersuchungsverfahren, das heute als »Soziogramm« in den Methodenkanon der empirischen Sozialforschung eingeführt ist. Schenk-Danzinger (1981, S. 226) erinnerte sich, daß Reininger nebenamtlich an Nachmittagen auch als Institutsbibliothekar tätig gewesen war. Schließlich gab es am Psychologischen Institut noch den kuriosen Fall, daß ein ehemaliger Vorgesetzter bei einem früheren Angestellten das Doktorat in Philosophie erwarb: Viktor Fadrus, neben Otto Glöckel wohl der einflußreichste Führer der sozialdemokratischen Schulreformbewegung und bis 1934 Direktor des Pädagogischen Instituts der Stadt Wien, promovierte 1936 mit einer Dissertation über »Die spezifischen Beobachtungen des Linguisten« bei Karl Bühler zum Dr. phil.

#### 1.5 PSYCHOLOGISCHES INSTITUT DER GEMEINDE WIEN

Der Wissenschaftsoptimismus der Volksschullehrerschaft paßte sich nahtlos ein in die Weltanschauung der österreichischen Sozialdemokratie. Die Aufgeschlossenheit gegenüber der Entwicklung einer empirisch fundierten, »positiven« Sozialwissenschaft war konstitutiv für die Philosophie des sogenannten »Austromarxismus«.<sup>98</sup> An eine als »Tatsachenwissenschaft« verstandene Pädagogik und Psychologie knüpften

LehrerInnen und Politiker große Erwartungen: Man braucht nur die Rezensionen der Zeitschrift »Schulreform«, dem Zentralorgan der Bewegung, durchzusehen, um sich von jener Wissenschaftseuphorie, die damals die pädagogische Diskussion beherrschte, eine Vorstellung zu machen.

Das ideologische Klima war also günstig in Wien für die Etablierung der noch jungen experimentellen Psychologie. Günstig zunächst außerhalb der Universität, in der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei und in den mit ihr sympathisierenden LehrerInnen-Kreisen. Realisiert wurde die Errichtung eines psychologischen Lehr- und Forschungsinstituts mit der Einbindung des Faches in die LehrerInnenbildung. Das Ehepaar Bühler wußte daraus seinen Nutzen zu ziehen.

Organisatorisch war das Gemeindegymnasium dem »Pädagogischen Institut der Stadt Wien« angeschlossen. In dem mit der Einrichtung der »Viersemestrigen hochschulmäßigen Lehrerbildung« notwendig gewordenen, im Sommer 1925 vom Gemeinderat beschlossenen, neuen Organisationsstatut wurde unter § 2 festgehalten:

Dem Pädagogischen Institute sind eingegliedert die Pädagogische Zentralbibliothek, das Psychologische Institut, eine Institutsschule, das Seminar für Schulgesang mit Kindersingschule, das Seminar für Werk- und Werkstättenunterricht und die Versuchsklassenzentrale. [...] Das Psychologische Institut besteht aus dem Instrumentarium für experimentelle Psychologie, der psychologischen Fachbibliothek und den Versuchszimmern. Es dient der Einführung in das psychologische Studium für Hörer des Pädagogischen Instituts und der philosophischen Fakultät der Universität Wien und der psychologischen Forschung. (Glöckel, 1925–1932, Bd. 2, S. 55–56)

Die Integration des Bühler-Instituts in die pädagogische Zentrale der Schulreform eröffnete den PsychologInnen den Zugang zu den Wiener Pflichtschulen. Ganz gleich ob Regel- oder Versuchsschulen: Die Schulklasse konnte zum »Laboratorium« werden, in dem sich den PsychologInnen die Psyche des Schulkindes erschließen sollte. Aus »dem lebendigen Interesse der Lehrerschaft und dem großzügig angelegten

Versuchsschulwesen« erwachse dem Wiener Institut – so formulierte es Karl Bühler anlässlich der öffentlichen Präsentation seines Forschungsprogramms – »eine einzigartige Gelegenheit«, Untersuchungen »auf dem Gebiete der pädagogischen Psychologie« durchzuführen (K. Bühler, 1924, S. 73). Ob, und wenn, in welcher Form und zu welchem Zweck, die InstitutsmitarbeiterInnen diese Möglichkeiten genutzt haben, wird im Fortgang dieser Arbeit noch zu klären sein. Zumindest der Titel einer von Viktor Fadrus und Charlotte Bühler ab 1924 herausgegebenen Schriftenreihe – die »Wiener Arbeiten zur Pädagogischen Psychologie« – ließe vermuten, daß die »Pädagogische Psychologie« am Institut tatsächlich einen Arbeitsschwerpunkt dargestellt habe.

Erleichtert wurde dem Bühler-Institut durch die Zusammenarbeit mit den sozialdemokratischen Schulreformern auch der Aufbau einer wissenschaftlichen Bibliothek. Seit 1924 war im Gebäude des Stadtschulrates die »Pädagogische Zentralbücherei der Stadt Wien« untergebracht,<sup>99</sup> die schon bei ihrer Eröffnung zu den größten Fachbibliotheken des deutschen Sprachraums zählte. Der Grundbestand der Zentralbücherei stammte aus den verschiedenen BezirkslehrerInnenbibliotheken, die Anfang der zwanziger Jahre zusammengelegt worden waren. Hinzu kamen noch die Bibliothek der ehemaligen Niederösterreichischen Landeslehrerakademie, dann die Bibliothek der »Wiener Pädagogischen Gesellschaft«, schließlich eine Schenkung der Leipziger Comenius-Bücherei (Schnell, 1968, S. 84). Zur Eröffnung der Zentralbücherei im Herbst 1924 konnte ein Bestand von 25 000 Bänden ausgewiesen werden. Im Sommer 1930 umfaßte sie bereits mehr als 150 000 Titel. Fast 500 Zeitschriften waren aufgelegt (Glöckel, 1925–1932, Bd. 6, S. 106).<sup>100</sup>

Bei Neuanschaffungen wurde von der Direktion der Zentralbücherei auch auf den Ankauf fachwissenschaftlicher Bücher Wert gelegt (ebenda, Bd. 2, S. 64). Die Bibliothek hat den Zweiten Weltkrieg schadlos überstanden. Man kann sich in ihren Katalogen ein Bild davon machen, wie gut sie vor allem in den Bereichen Philosophie und Psychologie bestückt war. Die wichtigsten psychologischen Fachzeitschriften wurden geführt, bedeutende Neuerscheinungen erstanden. Für psychologiegeschichtlich Interessierte ist die Zentralbücherei heute eine wichtige

Anlaufstelle. Frühe Auflagen von Standardwerken finden sich hier ebenso wie fachgeschichtlich wertvolle Kuriositäten.

Das Bühler-Institut profitierte von der organisatorischen und räumlichen Nähe zu dieser riesigen LehrerInnenbücherei. Beim Aufbau einer eigenen Institutsbibliothek konnte der Bestand der Zentralbücherei mitberücksichtigt werden. Dort aufgestellte Bücher waren leicht zugänglich und mußten nicht eigens angeschafft werden. Zudem wurden dem Psychologischen Institut Bücher und Periodika offenbar direkt zur Eingliederung in den eigenen Handapparat überlassen. So tragen die wichtigsten deutschsprachigen Fachzeitschriften der Zwischenkriegszeit, die in der heutigen Institutsbibliothek erhalten sind, Band für Band den Stempel der Pädagogischen Zentralbücherei: die »Zeitschrift für Psychologie« etwa, dann das »Archiv für die gesamte Psychologie«, die »Zeitschrift für angewandte Psychologie« und sogar die »Psychologische Forschung«, das Zentralorgan der »Gestalttheoretischen Schule«.

Natürlich erhielt das Ehepaar Bühler seine Tätigkeit im Rahmen der LehrerInnenbildung auch entsprechend finanziell vergütet. Karl Bühler war in seinem Dienstvertrag mit der Gemeinde Wien ein Einkommen zugesichert worden, daß zirka die Hälfte seines Gehalts als Universitätsprofessor ausmachen sollte. Charlotte Bühler, die als Institutsassistentin von der Stadtverwaltung bezahlt wurde,<sup>101</sup> verdiente dieselbe Summe: nach der Währungsreform von 1926 445 Schilling monatlich. Im Mai 1930 beantragte der Direktor des Pädagogischen Instituts, Viktor Fadrus, beim Magistrat der Stadt Wien für Karl Bühler eine Gehaltserhöhung. Bühler beziehe derzeit als Universitätsprofessor ohne Kollegiengehalt ein Einkommen von 1 650 Schilling monatlich. Lege man die in Bühlers Dienstvertrag festgehaltene Relation zu seinem Einkommen als Bundesbediensteter zugrunde, so müsse sein Gehalt aus Gemeindemitteln auf 800 Schilling pro Monat angehoben werden. Dies sei umso leichter durchführbar, als Charlotte Bühler mit Ende des laufenden Sommersemesters um die Enthebung von ihrer AssistentInnenstelle ersucht habe. Karl Bühler verlange aber als Ersatz dafür zur Honorierung von Arbeiten im Dienste des Psychologischen Instituts zusätzlich eine Gebühr von 250 Schilling pro Studienmonat.<sup>102</sup>



Bühlers Ansinnen wurde im Herbst 1930 stattgegeben<sup>103</sup> und sein Anstellungsvertrag als Leiter des Gemeindeinstituts in zwei Punkten abgeändert:

- 1) Das in Punkt 2 meines Anstellungsvertrages<sup>104</sup> festgesetzte Honorar wird mit Wirksamkeit vom 1.11. 1930 auf 800 S monatlich erhöht. [...]
- 2) Ich verzichte auf die weitere Bestellung des in Punkt 7 meines Vertrages vorgesehenen Assistenten und erkläre mich namens meiner Frau Dr. Charlotte Bühler damit einverstanden, daß deren Dienstverhältnis als Assistentin des psychologischen Instituts mit 31. 10. 1. J. endigt.<sup>105</sup>

Bezüglich des von Bühler geforderten monatlichen Zuschusses wurde dann Anfang Jänner 1931 entschieden, daß dem Psychologischen Institut viermal im Jahr ein Pauschalbetrag von 600 Schilling zustehe, der »auch zur Bestreitung von kleineren Personalauslagen herangezogen« werden dürfe.<sup>106</sup>

Die Änderungen in den vertraglichen Vereinbarungen mit der Gemeinde Wien sind in zweierlei Hinsicht interessant. Erstens verzichtete Charlotte Bühler auf das ihr aus Gemeindemitteln zustehende Gehalt zugunsten einer Erhöhung des Institutsetats. Zweitens, damit zusammenhängend, liefert die Widmung des von der Stadt Wien genehmigten Pauschalbetrages einen ersten Hinweis darauf, daß am Wiener Psychologischen Institut außerhalb des formellen Stellenplans MitarbeiterInnen für ihre wissenschaftlichen Dienstleistungen entlohnt wurden. Tatsächlich hatte das Ehepaar Bühler damals schon ein relativ großes Team beisammen, das über Stipendien in Lehre und Forschung eingebunden war. Ein wesentlicher Teil der finanziellen Mittel kam allerdings aus anderer Quelle, weder vom Bund noch von der Wiener Stadtverwaltung.<sup>107</sup>

## 1.6 PSYCHOLOGISCHES INSTITUT DER UNIVERSITÄT WIEN

Es sei hier mitvermerkt, was an anderer Stelle statistisch belegt ist: bei einer Zusammenstellung der drei jeweils bestbesuchten Vorlesungen, wofür seit dem W. S. 1881/82 das gesamte Material erfaßbar ist,

erscheint zur Zeit Karl Böhlers dieser während 14 Malen an der Spitze aller philosophischen Veranstaltungen; seine Frau Charlotte [...] einmal an zweiter und zweimal an dritter Stelle mit Hörerzahlen, die bisher noch nicht erreicht worden waren. Dabei ergibt sich das interessante Bild, dass z. B. im S. S. 1933 das Ehepaar Bühler mit 876 und 538 eingeschriebenen Hörern die beiden meistfrequentierten Vorlesungen abgehalten hat, vor Kapazitäten wie Reiningner, Schlick, Gomperz, um nur die bedeutendsten zu nennen. Im S. S. 1936 führte Charlotte Bühler, nach der Hörerzahl gemessen, vor ihrem Mann, ein Jahr darauf ist das Ehepaar nach Reiningner führend an zweiter und dritter Stelle mit 484 und 153 Hörern. (Wieser, 1950, S. 53)

Der Chronist der Philosophiegeschichte an der Universität Wien war offenbar tief beeindruckt ob des großen Anklangs, den die Lehrveranstaltungen von Karl und Charlotte Bühler bei den Studierenden fanden. Völlig zu Recht: Der Hörsaal 41, ohnehin einer der größten im Universitätshauptgebäude, wurde bald zu klein für die Massen, die sich in die Psychologie-Vorlesungen von Karl Bühler drängten. Ab dem Wintersemester 1926/27 wich er daher in den Kleinen Festsaal der Universität aus. Das heutige »Auditorium maximum« gab es noch nicht. Es wurde erst Ende 1936 in Betrieb genommen. Bühler las dort im Wintersemester 1936/37 seine »Allgemeine Psychologie«. Titel, HörerInnenzahlen und Ort der Böhlerschen Hauptvorlesungen sind in Tabelle 1 dargestellt:<sup>108</sup>

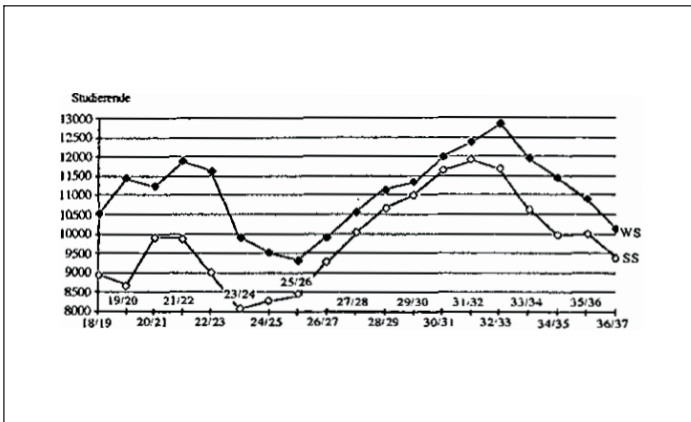
**TABELLE 1: Vierstündige Hauptvorlesungen von Karl Bühler 1922/23–1938**

SEMESTER	TITEL	ORT	HÖRER
WS 1922/23	Psychologie	HS 41	150
SS 1923	Die geistige Entwicklung des Menschen	HS 41	284
WS 1923/24	Psychologie	HS 41	614
SS 1924	Logik und Erkenntnistheorie	HS 41	439
WS 1924/25	Psychologie	HS 41	638
SS 1925	Die geistige Entwicklung des Menschen	HS 41	521
WS 1925/26	Psychologie	HS 41	785
SS 1926	Logik	HS 41	471
WS 1926/27	Psychologie	Kl. Festsaal	999

SS 1927	Psychologie, II. Teil	Kl. Festsaal	632
WS 1927/28	beurlaubt	—	—
SS 1928	Logik	HS 4I	629
WS 1928/29	Psychologie	Kl. Festsaal	1172
SS 1929	Logik	HS 4I	622
WS 1929/30	Psychologie	Kl. Festsaal	1167
SS 1930	Theorie der Sprache	HS 4I	519
WS 1930/31	Logik und Erkenntnistheorie	HS 4I	833
SS 1931	Theorie der Sprache (Spracherlebnis und Sprechhandlung)	HS 4I	505
WS 1931/32	Psychologie	Kl. Festsaal	1377
SS 1932	Logik und Erkenntnistheorie	HS 50	474
WS 1932/33	Psychologie	Kl. Festsaal	1286
SS 1933	Logik und Erkenntnistheorie	HS 4I	876
WS 1933/3	Psychologie	HS des Histolog. Inst.	914
SS 1934 4	Sprachtheorie	HS 4I	269
WS 1934/35	Psychologie	Kl. Festsaal	1037
SS 1935	Logik und Erkenntnistheorie	HS 4I	575
WS 1935/36	Theoretische Psychologie	Kl. Festsaal	566
SS 1936	Kurzgefaßte Sprachtheorie. Eine Einführung in die Logik der Geisteswissenschaften	HS 4I	256
WS 1936/37	Allgemeine Psychologie	Audimax	1068
SS 1937	Logik und Erkenntnistheorie	HS 4I	445
WS 1937/38	Theoretische Psychologie	HS 4I	484
SS 1938	Die vier Hauptsätze der Sprachtheorie	HS 4I	156

Die Statistik gewinnt an Aussagekraft, wenn sie zu der Gesamtentwicklung der HörerInnenzahlen an der Universität Wien in Relation gesetzt wird. Grafik 1 zeigt deren Verlauf über die Studienjahre 1919/20 bis 1936/37.<sup>109</sup> Aufgrund der systematischen Abweichungen des HörerInnenstandes in den Winter- und Sommersemestern wurden jeweils zwei getrennte Zahlenreihen ausgewiesen. Da der Studienbeginn in der Regel mit dem Beginn des Wintersemesters zusammenfiel, lag die Zahl der Inskribierten in den Wintersemestern stets über jener in den Sommersemestern. Vor allem von 1919/20 bis 1925/26 war die Differenz zwischen Winter- und Sommersemester besonders groß. Vermutlich hatte in jenen Jahren ein erheblicher Teil von Erstinskribierenden das Studium nach dem ersten Semester wieder abgebrochen.

GRAFIK I: Studierende an der Universität Wien 1918/19 bis 1936/37



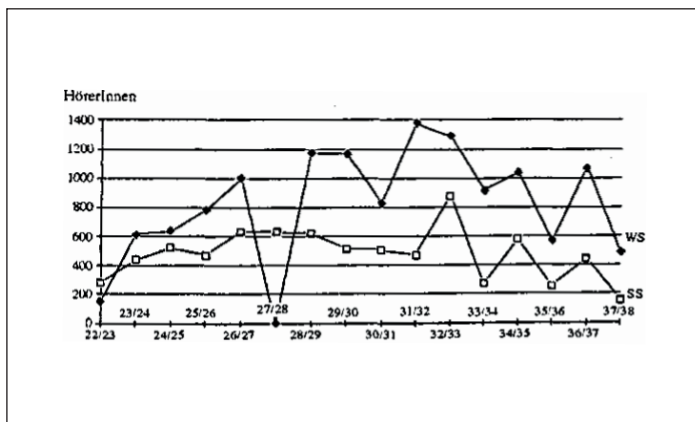
Infolge der Rückkehr von Soldaten und des Zustroms von Studierenden aus den ehemaligen Ostprovinzen waren an der Universität Wien im Wintersemester 1919/20 um etwa 10 Prozent mehr Studierende inskribiert als in den letzten Vorkriegssemestern.<sup>110</sup> Die hohen StudentInnenzahlen wurden von einem Großteil der Studierenden in seltener Eintracht mit der Mehrheit ihrer Professoren zu einem Argument gemacht im – wie es damals hieß – »Kampfe um die Erhaltung des deutschen Charakters der Hochschule«. Gemeinsames Ziel der unseligen Allianz von akademischen Behörden, konservativen Professoren und national gesinnten Studierenden war die Einführung eines Numerus clausus für Juden, wobei »Jude« ein Synonym war für alle sogenannten »volks- und rassenfremden Elemente« (Lichtenberger-Fenz, 1989, S. 6). Bei der Durchsetzung einer Aufnahmebeschränkung für »Ostjuden« stieß der Akademische Senat zunächst jedoch auf Schwierigkeiten. In den Augen der österreichischen Unterrichtsverwaltung widersprach ein allgemeiner Numerus clausus den geltenden rechtlichen Bestimmungen. Nach einer Besprechung der Wiener Hochschulrektoren mit Professoren und Vertretern der »Deutschen Studentenschaft« im Jänner 1923 einigte man sich an der Universität Wien schließlich auf eine »gemäßigte« Variante: auf eine »Verschärfung der Aufnahmebedingungen für alle Hörer aus den östlichen Staaten Europas«. Ab

dem Sommersemester 1923 wurden »aus diesen Staaten [...] außerordentliche Hörer überhaupt nicht, ordentliche nur dann aufgenommen [...], wenn sie an Staatsgymnasien studiert haben, deren Maturitätszeugnisse den österreichischen gleichwertig sind« (Diener, 1923, S. 6). Denn – so begründete der damalige Universitätsrektor die neu in Kraft getretenen Bestimmungen – »die politischen Gegensätze«, die »seit dem Umsturz in immer weitere Kreise eingedrungen« seien und »auch vor den Pforten der Hochschulen nicht halt gemacht« hätten, wären »wesentlich verschärft worden durch den übermäßig starken Zuzug von jüdischen Hörern aus den osteuropäischen Staaten, die weder in ihrer Vorbildung noch in ihrem Kulturniveau den hier gestellten Anforderungen entsprechen« würden. Zwar käme die Einführung eines Numerus clausus zurzeit nicht in Frage. Die Führung der »Deutschen Studentenschaft« dürfe aber jetzt und in Zukunft damit rechnen, »daß Rektor und Senat stets bestrebt und imstande sein werden, den deutschen Charakter und das wissenschaftliche Niveau unserer alma mater mit allen ihnen zu Gebote stehenden, gesetzlich zulässigen Mitteln aufrecht zu erhalten« (Diener, 1923, S. 5–6).<sup>111</sup>

Die Maßnahmen zur Selektion von »ausländischen HörerInnen« hatten – wie aus Grafik 1 zu ersehen ist – offenbar rasch gegriffen: Im Sommersemester 1923 ging die Zahl der Inskribierten gegenüber dem Vorjahr um 12 Prozent, im Wintersemester 1923/24 gar um 15 Prozent zurück. Ein Tiefstand war schließlich im Sommersemester 1924 mit 8 074 Studierenden bzw. im Wintersemester 1925/26 mit 9 324 inskribierten HörerInnen erreicht. In den Folgejahren stieg die Zahl der StudentInnen wieder kontinuierlich an: Im Wintersemester 1932/33 war der Gipfel erreicht. Gegenüber dem Wintersemester 1925/26 betrug der Zuwachs mehr als 38 Prozent. Die restriktiven Eingriffe des austrofaschistischen Regimes in das Wissenschaftsgefüge setzten dieser stark expansiven Entwicklung schließlich ein Ende.

Grafik 2 zeigt die Statistik der HörerInnenfrequenz der vierstündigen Hauptvorlesungen Karl Bühlers in einer den GesamtstudentInnenzahlen analogen Weise aufgeschlüsselt. Entgegen dem allgemeinen Trend stieg die Inskription der Bühlerschen Lehrveranstaltung bis zum Studienjahr 1925/26 zwar langsam, aber doch kontinuierlich an:

GRAFIK 2: HörerInnen der Hauptvorlesung Karl Bühlers



Die ungeheure Attraktivität der Hauptvorlesung von Karl Bühler sei an einem einfachen Rechenexempel verdeutlicht. Im Wintersemester 1926/27 hatten 999 von 9 907 an der Universität Wien eingeschriebenen HörerInnen Karl Bühlers Psychologie-Vorlesung inskribiert. Das heißt, daß jede/r zehnte StudentIn damals zu Bühlers Lehrveranstaltung angemeldet war.

In der bei Fischer und Strasser (1973, S. 91–92) zusammengestellten Statistik wurden für die Wintersemester 1927/28, 1931/32 und 1935/36 die Studierenden-Zahlen auch nach Fakultäten getrennt ausgewiesen:

TABELLE 2: HörerInnen nach Fakultäten

WS	THEOLOG. FAK.	JURID. FAK.	MEDIZ. FAK.	PHIL. FAK.	GESAMT
1927/28	313	2937	2546	4764	10560
1931/32	470	3272	3214	5409	12365
1935/36	450	2432	3827	4123	10832

Im Wintersemester 1931/32, jenem Semester, in dem der Andrang auf Karl Bühlers Hauptvorlesung mit 1 377 Inskribierten so hoch wie nie zuvor war, studierten an der Philosophischen Fakultät 5 409 HörerInnen. Demnach hatte ziemlich genau jeder vierte Studierende der Fa-

kultät in seiner individuellen Studiengestaltung auch den Besuch der Bühlerschen Psychologie-Vorlesung eingeplant.

Die in Grafik 1 für die gesamte Universität festgestellte Differenz des HörerInnen-Standes zwischen Winter- und Sommersemester schlägt auch in der Statistik des Lehrveranstaltungsbesuchs bei Karl Bühler zu Buche. Vergrößert wurden die semesterbedingten Frequenzunterschiede jedoch durch die Abfolge der einzelnen Vorlesungsthemen. Bühler hielt seine vierstündige Psychologie-Vorlesung stets in den Wintersemestern ab. Mit einer Ausnahme: Im Sommersemester 1927 kündigte er eine Fortsetzung seines Grundkurses vom vorangegangenen Wintersemester an. Ansonsten war seine vierstündige Lehrveranstaltung im Sommer eher philosophischen Problemstellungen gewidmet. Er las entweder über Logik und Erkenntnistheorie oder über Sprachtheorie. Es sei an dieser Stelle daran erinnert, daß Bühlers Professur für »Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der Psychologie und Pädagogik« definiert war. Bühler entsprach also mit seiner Themenwahl der formellen Umschreibung seines Lehrfaches. War sein Psychologie-Kurs die einzige fachspezifische, regelmäßig an der Philosophischen Fakultät angebotene, vierstündige Einführungs-Veranstaltung, so gab es im Bereich der Philosophie gleich mehrere Alternativen: Neben Moritz Schlick und Robert Reininger, die im Herbst 1922 gemeinsam mit Bühler zu ordentlichen Professoren der Philosophie ernannt worden waren, lehrte hier seit 1924 mit Heinrich Gomperz sogar ein vierter Ordinarius. Daneben existierte auch noch der Lehrstuhl für Pädagogik, den seit 1923 Richard Meister innehatte.

Karl Bühlers Vortrag wurde von ehemaligen HörerInnen seiner Vorlesungen als ideenreich, klar gegliedert und rhetorisch brillant beschrieben. Die Art, in der er die ZuhörerInnen mit seinen Wort für Wort schriftlich vorbereiteten, dann aber wie in freier Rede vorgetragenen Referaten zu fesseln wußte, sicherte ihm ein interessiertes, hinsichtlich Ausbildung und Vorwissen bunt zusammengesetztes Publikum. Den Massenbesuch seiner Hauptlehrveranstaltung dürfte Bühler aber neben seiner rhetorischen Überzeugungskraft auch den Besonderheiten der damals geltenden Studienpläne verdankt haben. Im Folgenden wird zu klären sein, welchen Stellenwert die von ihm angekündigten Vorlesun-

gen an der Philosophischen Fakultät der Universität Wien besaßen. Für Studierende welcher Fächer galten sie als Pflichtlehrveranstaltungen? Und wie sah die Organisation eines Studiums der Philosophie aus, dessen Schwerpunkt auf die Psychologie hin ausgerichtet war? Denn ein eigenständiges Curriculum »Psychologie« hat es damals – wie im gesamten deutschen Sprachraum so auch an der Universität Wien – noch nicht gegeben.

Karl Böhlers Hauptvorlesung über »Allgemeine Psychologie« war – wie Charlotte Bühler (1984, S. 32) schrieb – ein »gesellschaftliches Ereignis«. Gemeint hat sie damit wohl den Umstand, daß seine Lehrveranstaltungen auch von HörerInnen besucht wurden, die sich, durch keinerlei Studienordnung gezwungen, also »freiwillig«, aus bloßem Interesse in den meist überfüllten Hörsaal zwängten. Es sei hier angemerkt, daß Studierende an den Universitäten zu jener Zeit noch einen weit größeren Freiraum zu selbständiger Bildung besaßen, als dies heute angesichts der mit Pflichtprüfungen überfüllten Studienpläne der Fall ist. Viele StudienanfängerInnen sahen und hörten sich in den ersten Semestern zunächst einmal an den Fakultäten um, bevor sie sich einen fachlichen Schwerpunkt setzten. Lajos Kardos etwa, der später an der Budapester Universität über lange Jahre hinweg als Ordinarius die experimentelle Psychologie vertreten sollte, geriet als Student der Medizin, der damals »aber auch psychologische Bücher und Artikel mit Interesse« las (Kardos, 1984, S. 31), eher zufällig in einen Logik-Kurs von Karl Bühler. Er fand schließlich Aufnahme in eine Forschungsgruppe, die am Psychologischen Institut eine Serie von Untersuchungen über Probleme der Farbenkonstanz durchführte.

Für zumindest zwei Gruppen von Studierenden war Karl Böhlers vierstündiger Psychologie-Kurs allerdings eine Art Pflichtlehrveranstaltung. Beide mußten seine Vorlesung inskribieren, nicht aber »kolloquieren«, wie man damals das Ablegen einer Prüfung über den Stoff einer Vorlesung nannte: Psychologie-StudentInnen und angehende MittelschullehrerInnen.

Bis in die Zeit des Nationalsozialismus bildeten im gesamten deutschen Sprachraum Philosophie-Ordinate die institutionelle Basis für die Entwicklung der Psychologie als einzelwissenschaftliche Fachdiszi-



plin (Ash, 1985a). Studierende der Psychologie waren rein formal betrachtet eigentlich Studierende der Philosophie: Sie studierten bei einem Professor für Philosophie, der an der jeweiligen Universität neben seinem Nominalfach auch die Psychologie vertrat und das Psychologische Seminar oder Institut leitete. Die Anforderungen, die ein/e Studierende/r erfüllen mußte, um ein psychologisches Dissertationsthema zugewiesen zu bekommen, wurden von den Professoren meist individuell festgelegt: Sie verlangten den Besuch bestimmter Vorlesungen, die Teilnahme an Seminaren etc.

An der Universität Wien hatten Karl und Charlotte Bühler angesichts der großen Zahl an Studierenden ihrem Lehrveranstaltungsangebot aber bereits ab der Mitte der zwanziger Jahre eine hierarchische Struktur zu geben begonnen, aus der sich schließlich so etwas wie ein »Quasi-Curriculum für Psychologie« entwickeln sollte. Richard Meister, ordentlicher Professor für Pädagogik und *der* Experte in Fragen der Studienordnung und -organisation, veröffentlichte diese informellen Richtlinien für ein »Studium der Psychologie als Dissertationsfach« 1928 in einem »Studienführer für die philosophische Fakultät der Universität Wien«. Darin stand unter der Kapitelüberschrift »Ratschläge für das Studium in einzelnen Fächern« unter »Psychologie« folgendes zu lesen:

Eine gewisse Sonderstellung unter den philosophischen Disziplinen nimmt das Studium der Psychologie ein. [... Es] soll mindestens umfassen: a) den Besuch der vierstündigen Psychologievorlesung, b) einer zweistündigen Spezialvorlesung (Kinder-, Jugend-, Sozial-, Sprach-, Denk-, Kunstpsychologie oder dergl.), c) des experimentalpsychologischen Einführungskurses, d) die Mitarbeit im psychologischen Praktikum und e) im psychologischen Kolloquium. Der psychologische Einführungskurs (c) und die beiden Vorlesungen (a, b) können im ersten Semester gleichzeitig absolviert werden und sind Voraussetzung für die Aufnahme in das Praktikum, das abermals Voraussetzung für die Teilnahme am Kolloquium ist. Für die Wahl der Dissertation ist die Bewährung des Studierenden im psychologischen Praktikum ausschlaggebend. Je nach seiner Eignung und seinen Interessen wird ihm

aufgrund der Gewährung im Praktikum eine theoretische oder experimentelle Arbeit vorgeschlagen.

Die unter b) angeführten Spezialvorlesungen wurden zunächst von Charlotte Bühler bestritten. In Tabelle 3 sind die Vorlesungstitel aufgelistet:

**TABELLE 3: Spezialvorlesungen von Charlotte Bühler 1923–1938**

SEMESTER	WOCHENSTUNDEN	TITEL
SS 1923	2	Psychologie der Kunst
WS 1923/24	2	Psychologie des Jugendalters
SS 1924	2	Ziele der Jugenderziehung in Vergangenheit und Gegenwart
WS 1924/25	2	Geschichte der Ästhetik
SS 1925		beurlaubt
WS 1925/26	2	Psychologie des Jugendalters
SS 1926	1	Sozialpsychologie
WS 1926/27	1	Sozialpsychologie
SS 1927	2	Psychologie des Jugendalters
WS 1927/28	2	Sozialpsychologie
	1	Kinderpsychologie
SS 1928	1	Grundprobleme der Psychologie
WS 1928/29	2	Psychologische Entwicklung des Menschen
SS 1929		–
WS 1929/30		beurlaubt
SS 1930	1	Die Phasen des menschlichen Lebens als psychologisches Problem
WS 1930/31	4	Kindheit und Jugend, Psychologie der Entwicklung
SS 1931		–
WS 1931/32		–
SS 1932	4	Kindheit und Jugend
WS 1932/33	2	Der menschliche Lebenslauf als psychologisches Problem
SS 1933	4	Kindheit und Jugend
WS 1933/34	2	Die Persönlichkeit des Schulkindes
SS 1934		–
WS 1934/35		–
SS 1935	4	Kinderpsychologie
WS 1935/36	4	Kinderpsychologie
SS 1936	4	Kinderpsychologie

WS 1936/37	4	Die Wiener Entwicklungstests (Theorie und Praxis)
SS 1937		–
WS 1937/38	4	Kindheit und Jugend
SS 1938	2	Psychologie des Jugendalters

Mit dem Sommersemester 1934 stand dem Psychologischen Institut auch Egon Brunswik als habilitierte und damit dritte vollwertige Lehrkraft zur Verfügung. Die Titel der von ihm angekündigten Vorlesungen sind in Tabelle 4 angeführt:

**TABELLE 4: Spezialvorlesungen von Egon Brunswik 1934 bis 1938**

SEMESTER	WOCHENSTUNDEN	TITEL
SS 1934	2	Theorie der Wahrnehmung
WS 1934/35	2	Gestalt- und Ganzheitspsychologie
SS 1935	4	Vergleichende und angewandte Psychologie
WS 1935/36	2	Psychologie der Erkenntnisfunktionen
SS 1936		beurlaubt
WS 1936/37	2	Psychologie der Erkenntnisfunktionen
SS 1937	2	Vergleichende Psychologie
WS 1937/38	2	Geschichte der Psychologie
SS 1938	2	Geschichte der Psychologie

Der von Meister unter Punkt c) erwähnte »Einführungskurs in die experimentelle Psychologie« wurde zunächst von Karl und Charlotte Bühler alternierend,<sup>112</sup> in den späten zwanziger und frühen dreißiger Jahren fast ausschließlich nur mehr von Karl Bühler angekündigt.<sup>113</sup> Tatsächlich dürfte diese Lehrveranstaltung aber schon gegen Ende der zwanziger Jahre von Egon Brunswik übernommen worden sein. Nach seiner Habilitation fand sich der Anfängerkurs dann im Vorlesungsverzeichnis auch stets unter seinem Namen angeführt. 1935 gab Brunswik dafür ein eigenes Lehrbuch heraus (Brunswik, 1935).<sup>114</sup>

Nach der Beschreibung Richard Meisters kam dem sogenannten »Psychologischen Praktikum« die zentrale Schlüsselposition im ganzen Studiengang zu. In dieser Lehrveranstaltung entschied sich, wer von den KandidatInnen als künftige/r DissertantIn vom Ehepaar Bühler

akzeptiert werden würde. Das »Praktikum« war auch jener Ort, an dem die Themen für psychologische Dissertationen vergeben wurden.

Charlotte Bühler hatte diesen Lehrveranstaltungsschwerpunkt erstmals im Wintersemester 1926/27 eingeführt. Der im Vorlesungsverzeichnis neben dem Titel vermerkte Zusatz: »nach persönlicher Anmeldung mit beschränkter Teilnehmerzahl« verwies von Beginn an auf den »elitären« Charakter dieses Kurses, der nun Semester für Semester bis 1938 regelmäßig angekündigt wurde. Nur im Wintersemester 1929/30 unter Karls, ansonsten stets unter Charlotte Bühlers Namen.

Die TeilnehmerInnenzahlen stiegen rasch an. Hatten im Wintersemester 1926/27 bloß 32 HörerInnen das »Praktikum« belegt, so im Wintersemester 1928/29 bereits 97, zwei Jahre später, 1931/32, 279.<sup>115</sup> Charlotte Bühler teilte den Kurs nach Themen in drei »Abteilungen« auf. Tabelle 5 gibt eine Übersicht über die jeweils behandelten Problemstellungen:

**TABELLE 5: Psychologisches Praktikum – Themen**

SEMESTER	ABTEILUNGEN
WS 1927/28	1. Kinderpsychologie 2. Gestaltpsychologie 3. Tests und Erhebungen
SS 1928	1. Kinderpsychologie 2. Tests und Erhebungen 3. Denkpsychologie
WS 1928/29	1. Psychologie der Wahrnehmungen 2. Kinderpsychologie 3. Psychologische Unterrichtsprobleme
SS 1929	1. Kinderpsychologie 2. Tests und Erhebungen 3. Gefühls- und Willenspsychologie
WS 1929/30*	1. Kinderpsychologie 2. Gestaltpsychologie 3. Sexual- und Sozialpsychologie des Jugendlichen
SS 1930	1. Kinderpsychologie 2. Sozialpsychologie 3. Denkpsychologie
WS 1930/31	1. Psychologische Statistik 2. Methoden der Kinderpsychologie 3. Wahrnehmungspsychologie

SS 1931	1. Kinderpsychologie 2. Theorie und Experiment des Behaviorismus 3. Wirtschaftspsychologie
WS 1931/32	1. Jugendpsychologie 2. Psychologische Erhebungsmethoden 3. Neuere psychologische Systeme
SS 1932	1. Untersuchungen über Bedürfnis und Intention 2. Denkpsychologie 3. Kinderpsychologie: Das Schulalter
WS 1932/33	1. Kinderpsychologie: Kind und Familie 2. Wahrnehmungspsychologie 3. Diskussion psychologischer Grundbegriffe
SS 1933	1. Psychologische Grundbegriffe 2. Wahrnehmungspsychologie II 3. Systematischer Aufbau der Wirtschaftspsychologie
WS 1933/34	1. Kinderpsychologie, praktische Übungen im Testen und Experimentieren 2. Gestaltpsychologie
SS 1934	1. Interesse und Begabung im Schulalter 2. Denkpsychologie 3. Methodik der Wirtschaftspsychologie
WS 1934/35	1. Kinderpsychologie 2. Systemversuche in der Geschichte der Psychologie
SS 1935	1. Ausländische Kinderpsychologie 2. Sozialpsychologie
WS 1935/36	1. Kinderpsychologie 2. Probleme der Charakterologie 3. Charakter und Persönlichkeitstests
SS 1936	1. Charakterologische Probleme in der Kinderpsychologie 2. Testuntersuchung an Jugendlichen und Erwachsenen 3. Gefühls- und Willenspsychologie
WS 1936/37	1. Kinderpsychologie I 2. Praktische Testherstellung 3. Jugend- und Lebenspsychologie 4. Statistik in der Entwicklungspsychologie
SS 1937	1. Das Schulalter. Literatur und Fragen 2. Jugendpsychologisches Praktikum
WS 1937/38	1. Kinderpsychologie 2. Denkpsychologie 3. Wirtschaftspsychologie
SS 1938	1. Kinderpsychologisches Praktikum 2. Charakterologie und Charaktertests 3. Statistisches Praktikum für Anfänger

\* von Karl Bühler angekündigt

Zusätzliche Praktikumsmöglichkeiten wurden ab dem Sommersemester 1934 dann regelmäßig von Egon Brunswik angeboten. Brunswik hielt Kurse über Gefühls-, Willens- und Denkpsychologie, über Lernpsychologie, über Psychophysik, vor allem aber über Wahrnehmungspsychologie, die sein eigentliches Spezialgebiet war.<sup>116</sup> Schließlich begann auch Karl Bühler vom Wintersemester 1934/35 an seine Ausdrucks- und Sprachtheorie zum Gegenstand von selbständigen Praktikums-Kursen zu machen.<sup>117</sup>

Ich habe die Kurstitel deshalb ausführlich aufgelistet, weil sich an ihnen erste Hinweise auf Arbeitsschwerpunkte und Forschungsstil der »Wiener Psychologischen Schule«<sup>118</sup> der Zwischenkriegszeit ablesen lassen. Die einzelnen Themen können zunächst zu fünf Gruppen zusammengefaßt werden. Nimmt man die Häufigkeit der Kursangebote als Maß für das Gewicht, das einer Themengruppe innerhalb des gesamten Arbeitsspektrums zukam, so ergibt sich folgende Rangreihung:

1. Kinderpsychologie,
2. »Klassische« experimentalpsychologische Themen wie Wahrnehmungs-, Gestalt-, Denk-, Gefühls- und Willenspsychologie,
3. Sozial- und Wirtschaftspsychologie,
4. Jugendpsychologie,
5. Ausdrucks- und Sprachtheorie.

Ausgeklammert sind in diesem Zuordnungsversuch jene Kurse, die sich mit methodischen Fragestellungen beschäftigten. Häufigkeit und Inhalt dieser Angebote sind ein Hinweis für den Stellenwert, den die praktische Unterweisung in empirische Forschungsmethoden im Studiengang einnahm. Äußerst »modern« mutet dabei an, daß das Ehepaar Bühler offenbar auch auf die Vermittlung von Kenntnissen über statistische Verfahren großen Wert legte. Dies wird noch durch den Umstand unterstrichen, daß Charlotte Bühler in den Wintersemestern 1932/33 und 1933/34 eigene Statistik-Vorlesungen ankündigte. Wer auch immer diese Kurse tatsächlich abhielt: Er/sie konnte auf das Lehrbuch zurückgreifen, das der Mathematiker Paul F. Lazarsfeld bereits 1929 publiziert hatte (Lazarsfeld, 1929d). Lazarsfeld – davon wird noch ausführlich die Rede sein – war über mehrere Jahre einer der engsten Mitarbeiter von Charlotte Bühler. Die Schwerpunktsetzung »Sozial-

und Wirtschaftspsychologie« im Praktikumsangebot läßt vermuten, daß er, der weder habilitiert noch von seiner Ausbildung her Psychologe war, als Lehrkraft in einzelne Lehrveranstaltungen eingebunden wurde: Im englischen Original seines autobiographischen Lebensberichtes bezeichnete sich Lazarsfeld denn auch als »assistent«, der »courses in social and applied psychology« abgehalten habe (Lazarsfeld, 1969, S. 274). In der deutschen Übersetzung wird diese Stelle mit der Formulierung eingeleitet: »Ich führte [...] Veranstaltungen in Sozialstatistik und psychologischer Statistik durch« (Lazarsfeld, 1975, S. 151). Weiter unten im Text heißt es dann, daß Lazarsfeld Veranstaltungen am Universitätsinstitut geleitet und sogar Dissertationen betreut habe. Was Lazarsfeld aber nirgendwo erwähnte, war, daß es für seine Tätigkeit als Universitätslehrer keine formalrechtliche Grundlage gab. Sein Name schien daher weder in den Vorlesungs- noch in den Personalstandsverzeichnissen der Universität Wien auf.

Ich werde auf die Einbindung von MitarbeiterInnen in den Forschungs- und Lehrbetrieb am Wiener Psychologischen Institut in den nachstehenden Kapiteln noch ausführlich zu sprechen kommen. Hier genügt es festzuhalten, daß die thematisch bunt zusammengesetzten Kursangebote im »Psychologischen Praktikum« ohne Mithilfe von wissenschaftlich qualifizierten TutorInnen nicht zu bestreiten gewesen wären.

Die letzte und höchste Ausbildungsstufe im »Studiengang« Psychologie stellte das von Meister unter Punkt e) angeführte »Psychologische Kolloquium« – eine Art Privatissimum für DissertantInnen – dar, das zumeist von 30 bis 50, bisweilen aber auch von über 80 HörerInnen inskribiert wurde. Um daran auch tatsächlich teilnehmen zu können, bedurfte es aber einer gesonderten Einladung von Seiten der Institutsleitung. In forschungsstrategischer, vor allem aber auch in »sozialer« Hinsicht kam dieser, in der Literatur meist als »Mittwoch-Abend-Kolloquium«<sup>119</sup> bezeichneten Lehrveranstaltung eine ganz zentrale Rolle zu. Doch davon später.

Fassen wir das bisher Gesagte zusammen: Studierende, die sich mit der Absicht trugen, ihr Studium der Philosophie mit einer psychologischen Dissertation abzuschließen, hatten ein hierarchisch strukturiertes

Angebot von Lehrveranstaltungen zu durchlaufen, bevor sie als KandidatInnen akzeptiert wurden. Über das »Psychologische Praktikum« kamen sie mit den aktuell am Institut durchgeführten Forschungen in Berührung, in die sie dann durch die ihnen zur Bearbeitung zugewiesenen Dissertationsthemen eingebunden wurden. Die fertige Dissertation konnte schließlich Karl Bühler und einem Zweitprüfer<sup>120</sup> zur Begutachtung vorgelegt werden.

In den vierzehn Jahren seiner Lehrtätigkeit an der Universität Wien hatte Karl Bühler als Hauptprüfer insgesamt 185 psychologische Dissertationen approbiert. Im Durchschnitt also 13 pro Jahr. Anhand des von Ulfried Geuter (1987a) publizierten Gesamtverzeichnisses aller Psychologie-Dissertationen, die zwischen 1885 und 1967 an deutschen Universitäten und Hochschulen eingereicht worden waren, lassen sich Vergleiche mit den Verhältnissen im Deutschen Reich anstellen: An den dreißig in der Zwischenkriegszeit bestehenden psychologischen Hochschulinstituten<sup>121</sup> wurden von 1923 bis 1937 977 Doktorarbeiten mit psychologischer Themenstellung approbiert. Auf ein Institut kamen also pro Jahr zwei bis drei Dissertationen. Aufgrund der Unterschiede in Ausstattung und Bestandsdauer<sup>122</sup> ist diese Rechnung allerdings nur wenig aussagekräftig. Nimmt man nur die Daten der beiden bedeutendsten deutschen Institute der Zwischenkriegszeit, Leipzig und Berlin, als Vergleichsbasis, so wird die Produktivität, mit der am Wiener Psychologischen Institut von Studierenden Forschung betrieben wurde, realistischer einschätzbar. Für die Philosophische Fakultät der Universität Leipzig sind in Geuters Zusammenstellung im Zeitraum von 1923 bis 1937 103, für die Berliner Fakultät 54 psychologische Doktorarbeiten ausgewiesen. In Leipzig lag der Jahresdurchschnitt demnach etwa bei sieben, in Berlin bei vier Dissertationen.

Die Zahl jener, die bei Karl Bühler ihr Philosophie-Studium mit einer psychologischen Dissertation abschlossen, war also ungewöhnlich hoch. »Psychologie- StudentInnen« allein konnten die Hörsäle bei Lehrveranstaltungen des Ehepaars Bühler aber nicht füllen. Andere – und größere – StudentInnengruppen müssen in Betracht gezogen werden.

Schon 1913 hatte Wilhelm Wundt in seiner berühmten strategischen Streitschrift »Die Psychologie im Kampf ums Dasein« (Wundt, 1913)



darauf hingewiesen, daß die noch junge, einzelwissenschaftliche Psychologie ihre institutionelle Verankerung an den Universitäten hauptsächlich der Einbeziehung in die allgemein-philosophische Ausbildung von MittelschullehrerInnen zu verdanken habe.<sup>123</sup> Auch an der Universität Wien war in der Zwischenkriegszeit die Psychologie ein Pflichtfach für LehramtskandidatInnen. Ganz gleich, welches Fachstudium die angehenden GymnasialprofessorInnen zu absolvieren hatten: Sie mußten zumindest den Besuch einer dreistündigen Vorlesung aus Psychologie nachweisen können. De facto wurde von ihnen aber wesentlich mehr verlangt.

Die staatliche Lehramtsprüfung, mit der angehende Mittelschullehrkräfte ihre Universitätsausbildung abschlossen, setzte sich damals aus vier Teilen zusammen: den fachbezogenen Haus- und Klausurarbeiten, den mündlichen Prüfungen aus den gewählten Studiengengebieten und aus einer allgemeinen pädagogischen Abschlußprüfung. Bei letzterer waren neben der Pädagogik »Psychologie und Jugendkunde« Prüfungsgegenstand. Die KandidatInnen hatten eine »gründliche Kenntnis der allgemeinen Psychologie sowie der Psychologie des Kindes und Jugendlichen«, des weiteren aber auch »Einsicht in die Bedeutung« psychologischer Forschung »für die praktische Erziehungs- und Unterrichtsarbeit, insbesondere auch für die Erfassung der Persönlichkeit des Schülers« nachzuweisen (Meister, 1928, S. 57). Im Studienführer der Philosophischen Fakultät wurde den LehramtskandidatInnen unter Bezugnahme auf die Anforderungen der »pädagogischen Schlußprüfung« schließlich geraten, zusätzlich zur psychologischen Hauptvorlesung noch diverse Spezialvorlesungen über Kinder- und Jugendpsychologie zu besuchen (ebenda, S. 56). Die »Pädagogische Prüfung« wurde übrigens vom Ordinarius für Pädagogik und jenem für Psychologie gemeinsam abgenommen. Karl Bühler war deshalb auch zum ständigen Mitglied der zur Abwicklung der Lehramtsprüfungen an der Universität eingesetzten »Staatlichen Prüfungskommission« ernannt worden.

Es läßt sich demnach festhalten: Die Klientel der HörerInnen von Psychologie-Lehrveranstaltungen setzte sich zusammen aus Studierenden, die einen Abschluß in Psychologie anstrebten, angehenden

MittelschullehrerInnen und angehenden PflichtschullehrerInnen, die im Rahmen des Pädagogischen Instituts der Stadt Wien die »Viersemestrigen hochschulmäßigen Lehrerbildungskurse« durchliefen.<sup>124</sup>

Einen nicht unerheblichen Teil der HörerInnenschaft führten wohl auch die Besonderheiten der sogenannten »Rigorosenordnung«, nach der damals an der Philosophischen Fakultät studiert wurde, in die Vorlesungen von Karl Bühler. Studierende der Philosophie oder der Pädagogik konnten Bühler als Zweitbegutachter ihrer Dissertation und damit als Ko-Prüfer für ihr Haupt-Rigorosum<sup>125</sup> wählen. Es ist anzunehmen, daß in solchen Fällen<sup>126</sup> der Besuch seiner Vorlesungen ganz selbstverständlich zur Prüfungsvorbereitung gehörte. Zudem mußten alle DissertantInnen an der Philosophischen Fakultät, die nicht Philosophie oder Pädagogik im Hauptfach studiert hatten, das vorgeschriebene einstündige Rigorosum in Philosophie ablegen. Auch dafür kam Karl Bühler als Prüfer in Frage. Seine Lehrveranstaltungen boten den KandidatInnen die Gelegenheit, sich über das – für sie oft völlig neue – Prüfungsgebiet einen ersten Überblick zu verschaffen.

Es wurde in diesem Abschnitt die enorme Attraktivität von psychologischen Lehrveranstaltungen in der Zwischenkriegszeit zunächst konstatiert und dann zu ergründen gesucht. Aus der Analyse der Zusammensetzung der HörerInnenschaft erhellte sich die Art und Weise, wie ein Studium der Philosophie mit Schwerpunktsetzung auf Psychologie organisiert war. »Psychologie-StudentInnen« bildeten aber nur einen – letztlich verschwindend kleinen – Teil der Massen, die Semester für Semester die Hauptvorlesungen des Ehepaars Bühler füllten. Auch hier in Wien stellten angehende MittelschullehrerInnen das zahlenmäßige Hauptkontingent der VorlesungsbesucherInnen.

Nebenbei ließen sich aus den Themenstellungen der einzelnen Lehrveranstaltungen erste Hinweise auf Arbeits- und Forschungsgebiete, aber auch auf den Forschungsstil der »Bühler-Schule« ableiten. Das beeindruckende Angebot an Lehrveranstaltungen, das vom Psychologischen Institut angekündigt wurde, war von den ordentlichen Lehrkräften – von Karl und Charlotte Bühler, ab 1934 dann auch von Egon Brunswik – allein nicht zu bewältigen. TutorInnen mußten eingebunden werden, in die Betreuung von Dissertationen ebenso wie in den

aktiven Lehrbetrieb. Wie das Ehepaar Bühler eine derart aufwendige Betriebsamkeit in Lehre und Forschung zu entwickeln, zu organisieren und vor allem – bei den knappen staatlichen Mitteln, mit denen es sein Auslangen zu finden hatte – zu finanzieren vermochte, ist Gegenstand der Erörterungen des folgenden Kapitels.

### I.7 AMERIKA

In der bisherigen Darstellung des Wiener Psychologischen Instituts hat sich schemenhaft abgezeichnet, was es nun präziser zu erfassen gilt: das Bild eines relativ großen, rational durchorganisierten, erfahrungswissenschaftlich ausgerichteten Lehr- und Forschungsbetriebs. Es sei an dieser Stelle nochmals darauf hingewiesen, daß zwar die Konstruktion des Instituts als Bundes- und Gemeindeeinrichtung außergewöhnlich, seine personelle wie sachliche Ausstattung aber eher bescheiden war. Die Bedingungen für den Aufbau einer Arbeits- und Ausbildungsstätte, von der aus der längst internationalisierte einzelwissenschaftliche Diskurs der Psychologie entscheidend beeinflußt werden konnte, waren schlecht hier in Wien, wo das Ehepaar Bühler bei seinem Amtsantritt offenbar fürchten mußte, daß sich nicht genügend HörerInnen finden könnten, die zur Mitarbeit »auf diesem schwierigen Felde« geeignet wären (K. Bühler, 1924, S. 72). Wien galt als die Geburtsstätte der Psychoanalyse. In der Tradition der akademischen Psychologie war es tiefste Provinz.

Nach nur wenigen Jahren des Wirkens von Karl und Charlotte Bühler an der Universität Wien hatte sich dies grundlegend geändert. Neben der Freudschen Psychoanalyse und der Adlerschen Individualpsychologie trat mit der »Bühler-Schule« eine »dritte Kraft« in Erscheinung – weniger spektakulär zwar und kaum präsent in den Feuilletons der Wiener Tageszeitungen, dafür aber beachtet und anerkannt vor allem in Kreisen der akademischen Wissenschaft.

Karl Bühler war mit einem Programm nach Wien gekommen, in dem er der Überwindung von nationalen und fachlichen Beschränkungen der deutschen Psychologie breiten Raum zuwies (K. Bühler, 1924). Die Verwirklichung dieses Vorhabens schritt rasch voran. Ihm und seiner Frau war es in kurzer Zeit gelungen, sich in ein Länder-

und Disziplinergrenzen übergreifendes Netz von wissenschaftlichen Kommunikationsbeziehungen einzubinden. Im internationalen Zusammenhang der Hochschulpsychologie zählte man Wien schon in den späten zwanziger Jahren zu den bedeutendsten Forschungszentren. Impulse gingen von hier aber nicht nur auf die moderne Psychologie aus, sondern auch auf angrenzende Nachbardisziplinen: auf die Pädagogik zum Beispiel, auf die Linguistik oder auf die Soziologie.

Mit welchem Gegenstands- und Methodenverständnis Karl und Charlotte Bühler ihr sozialwissenschaftliches Forschungsunternehmen in Gang gebracht haben, wird im Zuge dieser Arbeit noch zu zeigen sein. Vorab bleibt zu klären, wie das Ehepaar Bühler die finanziellen Voraussetzungen dafür schaffen konnte.

Am 27. August 1924 schrieb Charlotte Bühler folgende Zeilen an den Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Wien:

Eure Spektabilität! Das Direktorium der Rockefeller-Stiftung hat mich für ein Stipendium zu einem einjährigen Studienaufenthalt in Amerika vorgeschlagen und gewählt. Ich soll vom 1. Oktober 1924–25 in Amerika sein und bitte zu genehmigen, daß ich in diesen zwei Semestern von Wien abwesend sein kann und keine Vorlesungen halte.<sup>127</sup>

Es war damals für Charlotte Bühler wohl nicht abzusehen, daß diese ehrenvolle Amerika-Einladung für die weitere Zukunft des Wiener Psychologischen Instituts von entscheidender Bedeutung sein sollte. Begonnen hat alles damit, daß der in London geborene Universitätsprofessor für Neuere Geschichte, Alfred Francis Pribram,<sup>128</sup> im Frühjahr 1924 zum Wiener Repräsentanten des »Laura Spelman Rockefeller Memorial« ernannt wurde. Die Stiftung wolle, wie Pribram dem Unterrichtsministerium mitteilte, »jüngeren Forschern Österreichs die Möglichkeit [...] bieten, [...] 1–3 Jahre in den Vereinigten Staaten von Amerika ihren weiteren Studien zu obliegen.«<sup>129</sup> Pribram selbst sollte eine Anzahl von Studierenden und Universitätsangehörigen auswählen, mit dieser ersten Nachkriegsgruppe in die Vereinigten Staaten reisen und bei der Aufnahme von Kontakten zu dortigen WissenschaftlerInnen behilflich sein. Für eine »postgraduate fellowship« schlug er

neben Charlotte Bühler den Juristen und Kelsen-Schüler Erich Voegelin als Vertreter der Universität Wien vor. Voegelin blieb übrigens volle drei Jahre in den USA. Charlotte Bühler hingegen kehrte – trotz der Einladung, ihren Aufenthalt zumindest um ein Jahr zu verlängern – schon nach zehn Monaten wieder nach Wien zurück.

Als offizieller Studienort Charlotte Bühlers findet sich in den Akten der Rockefeller-Foundation das »Teachers College« an der Columbia University in New York verzeichnet (Ash, 1988a, S. 322). Ob sie sich dieses anfängliche Ziel ihrer USA-Reise selbst ausgesucht hatte, ist unklar. Fest steht, daß das Laura Spelman Rockefeller Memorial schon 1924 eng mit dem »Teachers College« zusammenarbeitete: Mit Erziehungsfragen befaßte Frauen erhielten damals Stipendien, um sich dort als Trainerinnen von Elterngruppen ausbilden zu lassen. Vor allem aber stellte der Fonds dem College Forschungsgelder zur Verfügung, mit deren Hilfe großangelegte kinderpsychologische Untersuchungen durchgeführt werden sollten (Lomax, 1977, S. 284).

In ihren Lebenserinnerungen schrieb Charlotte Bühler, daß die Aussicht, sich an Ort und Stelle mit neueren Entwicklungen der amerikanischen Psychologie vertraut machen zu können, ihre Entscheidung zur Annahme des Reisestipendiums wesentlich beeinflusst habe (Ch. Bühler, 1972, S. 25). Unter »neuerer amerikanischer Psychologie« verstand sie »den« Behaviorismus. Aus heutiger Sicht erscheint uns diese Gleichsetzung als wenig problematisch. Tatsächlich war jedoch die Lage der amerikanischen Psychologie damals sehr kompliziert und verwickelt.

John B. Watsons zuerst 1913 formuliertes Manifest einer radikalen Abkehr von einer auf die Introspektion gestützten Psychologie (Watson, 1913) war im Amerika der zwanziger Jahre weit davon entfernt, einer halbwegs geschlossenen »scientific community« als forschungsleitendes »Paradigma« zu dienen. Die »behavioristische Revolution« hatte das Fach zwar ergriffen, die Disziplin aber deshalb noch längst nicht nach ihrem Bildnis umgeformt. Watson und seine wenigen SchülerInnen waren innerhalb des Establishments Außenseiter und als solche eine Minderheit. Der ursprünglich recht genau umschriebene Begriff des »Behaviorismus« verkam in den akademischen Debatten der frühen

zwanziger Jahre zu einer Art »Kürzel«, mit dem vieles und nichts zu bezeichnen war. »The discipline was in an interregnum«, wie der amerikanische Psychologiehistoriker und Sozialpsychologe Franz Samelson (1985, S. 36) anmerkte: Die Botschaft einer neuen Psychologie war gehört worden, auch wenn das Establishment ihrem Prediger die Gefolgschaft zu verweigern schien. Langsam aber deutlich hatte sich nämlich innerhalb der akademischen Psychologenschaft die Bestimmung des Gegenstandes zu verschieben begonnen. Der Ausgang war noch nicht entschieden: Im Streit um »Bewußtsein versus Verhalten« neigte die Mehrheit der akademischen PsychologInnen zunächst einer vermittelnden Position zu: Aus »consciousness« wurde »behavior of consciousness«, ein Begriff, den Watson übrigens zornig zurückwies.<sup>130</sup>

Die Richtungskämpfe der »amerikanischen Psychologie« kümmernten Charlotte Bühler offenbar wenig. Sie versah einfach die ganze Entwicklung mit dem einen Etikett des »Behaviorismus«. Jenseits aller Dispute um theoretische Programmatiken interessierte sie sich ausschließlich für jenen Aspekt, der in ihren Augen den Hauptunterschied zur europäischen Psychologie ausmachte: die Entdeckung des »Verhaltens« als Gegenstand der psychologischen Forschung. Von dieser Perspektive aus war vom »Teachers College« denn auch einiges zu erwarten. Schließlich lehrte hier niemand Geringerer als Edward Lee Thorndike, der allenthalben im Rufe stand, mit seinen Experimenten über tierisches Lernen sowohl den Revolutionären wie auch den Reformern innerhalb der »behavioristischen Bewegung« den Weg bereitet zu haben.<sup>131</sup>

Das »Teachers College« bildete aber nur den Ausgangsort für weite Studienreisen, die Charlotte Bühler durch den Osten der Vereinigten Staaten unternahm.<sup>132</sup> Zu einer wichtigen Anlaufstelle wurde für sie schließlich die an die Yale University in New Haven, Connecticut, angeschlossene, von Arnold Gesell 1911 begründete und seither von ihm geleitete »Clinic of Child Development«. Auch wenn sie in späterer Zeit auf Gesell nicht unbedingt gut zu sprechen war,<sup>133</sup> dürfte die Begegnung mit ihm die weitere Entwicklung ihrer Forschungsinteressen wesentlich beeinflusst haben: Von einer hermeneutisch orientierten

Jugendforschung aus begann sie sich von nun ab einer vor allem auf die Methode der systematischen Verhaltensbeobachtung gestützten Kinderpsychologie zuzuwenden.

Gesell galt damals nicht nur in Amerika als bedeutender Vertreter einer rein empirisch orientierten Kinderpsychologie. Erklärtes Ziel seiner Untersuchungen war es, über die minuziöse Registrierung aller nur denkbaren Aspekte des Verhaltens von Kindern der verschiedenen Altersstufen zu verallgemeinerten Schemata des normalen kindlichen Entwicklungsverlaufs vorzudringen. Dabei blieb – und eben darin sollten sich die späteren Arbeiten Charlotte Bühlers von den seinen unterscheiden – sein Zugang rein deskriptiv. Die selbst auferlegte Beschränkung auf Beschreibung und Klassifikation von Verhaltens-einheiten führte schließlich zum Verzicht auf eine psychologische Theoriebildung. »Entwicklung« wurde von Gesell letztlich bloß nachzuzeichnen, nicht aber zu erklären versucht.

Charlotte Bühlers Amerika-Aufenthalt, ihre Begegnung mit Psychologen wie Thorndike und Gesell, vor allem aber ihre Einbindung in das Stipendienprogramm des Rockefeller-Fonds fielen zeitlich zusammen mit den Vorbereitungen zu einem bis dahin in der Geschichte wohl einmaligen Projekt zur zentralen Steuerung der Wissenschaftsentwicklung. Die Initiative dazu ging von einem jungen »Ex-Psychologen« aus: von Beardsley Rumml, der 1917 an der University of Chicago sein Doktorat in Philosophie gemacht hatte und auf Empfehlung seines ehemaligen Lehrers James R. Angell<sup>134</sup> zum Direktor des Laura Spelman Rockefeller Memorial ernannt worden war. Rumml stellte sich in der Führungsetage der Stiftung mit einem Memorandum vor, in dem er für eine grundlegende Änderung der bisherigen Förderungspolitik eintrat: Anstelle der punktuellen Unterstützung einzelner Wohlfahrts-einrichtungen, deren Arbeit zwar kurzfristig hilfreich sein konnte, auf längere Sicht aber zu einer umfassenden politischen Lösung »sozialer Fragen« nichts oder nur wenig beizutragen vermochte, wollte er die vorhandenen Mittel gezielt zur Finanzierung von sozialwissenschaftlicher Grundlagenforschung eingesetzt wissen. Über alle Disziplinengrenzen hinweg sollten verschiedene SozialwissenschaftlerInnen gemeinsam in den folgenden Jahren einen empirisch fundierten Bestand

von Fakten und Prinzipien erarbeiten, der einer am Aufbau einer »gerechten Gesellschaftsordnung« orientierten Sozialpolitik gleichsam als »Handlungsanleitung« dienen könnte. Denn der Widerspruch zwischen wachsender volkswirtschaftlicher Prosperität und drohender Massenverelendung war unübersehbar geworden im Amerika der Nachkriegszeit: Arbeiterunruhen, Rassenkonflikte, steigende Kriminalitätsraten, kurzum all die sozialen Kosten des rasanten industriellen Wachstums verlangten – so sahen es zumindest Ruml und seine MitarbeiterInnen – ein neues Konzept des »social managements«. »Soziale Kontrolle« hieß das Zauberwort, und die Wissenschaft sollte der Politik das nötige sozialtechnologische Wissen zur Verfügung stellen. Vier Millionen Dollar jährlich wollte Ruml in den nächsten zehn Jahren für die Förderung sozialwissenschaftlicher Forschung flüssig machen (Samelson, 1985, S. 39–41).

Ganz allgemein war zu jener Zeit in breiten, mittelständischen Kreisen der amerikanischen Bevölkerung eine Aufbruchsstimmung spürbar: Dem technischen Fortschritt werde, ja müsse letztendlich auch der soziale Aufschwung folgen. Eine neue, sozial gerechte Gesellschaft schien in den Augen vieler in naher Zukunft zu verwirklichen sein. Diesen Wandel zu bewerkstelligen hatten aber kommende Generationen: diejenigen also, die damals noch Kinder waren.

Problemen der Kindererziehung und der Kinderwohlfahrt begegnete man ohnehin mit großem Enthusiasmus. Kinder galten als »unverdorben«, als durch und durch »gut«. Wenn etwas schlecht war, dann war das die Art, wie sie erzogen wurden. Wir kennen diesen Mythos von Kindheit und Jugend auch aus der Gegenwart zur Genüge: Die Jungen, die dazu »berufen« sind, »es besser zu machen« als die Alten. Das »zukünftige Glück der Menschheit« scheint dann nichts anderes zu sein als bloß eine Frage der »richtigen« Erziehung.

Dieser Erziehungsoptimismus war tief verankert im Bewußtsein der amerikanischen Öffentlichkeit. Er gründete aber eher im Glauben und Hoffen als im konkreten Wissen. Viel zu selten noch war die »Psyche des Kindes« zum Gegenstand positiver Tatsachenforschung gemacht worden. Nicht daß sich PsychologInnen zu wenig dafür interessiert hätten: Es fehlte – und das hatte schon der Pionier auf dem Gebiet der



Kinderpsychologie, Granville Stanley Hall,<sup>135</sup> offen ausgesprochen – einfach an den nötigen Geldmitteln (Vgl. dazu Lomax, 1981).

Ebendies sollte nun anders werden. Von Beginn der zwanziger Jahre an verstärkte das Laura Spelman Rockefeller Memorial seine Förderung von wissenschaftlichen und praktischen Erziehungsprojekten. Elterntrainingsgruppen, denen in den frühen Unterstützungsprogrammen ein großer Stellenwert zukam, verloren schnell an Bedeutung. Im Einklang mit der von ihr geplanten Reorganisation der Sozialwissenschaften setzte die Führung der Stiftung nun auch im Bereich der Psychologie verstärkt auf Grundlagenforschung. Mit Hilfe der bereitgestellten Gelder sollten kinderpsychologische Forschungszentren an verschiedenen Universitäten ausgebaut und an diesen dann auf empirischem Wege allgemeingültige Aussagen über die Bedingungen und den Verlauf kindlicher Entwicklung erarbeitet werden. Ziel dieses von Lawrence K. Frank betreuten Programms war die Herleitung einer biologisch fundierten Theorie der Entwicklung, auf die pädagogisches Handeln Bezug nehmen konnte (Ash, 1988a, S. 311).

Von 1924 an zählte neben dem Teachers College an der Columbia University unter anderen auch die Yale University zu den von der Rockefeller-Stiftung begünstigten Einrichtungen. Die Einbindung von Yale war schon allein aus personellen Gründen naheliegend. Mit James R. Angell amtierte dort jener Philosoph und Psychologe als Präsident, dem Beardsley Rumel seine Karriere innerhalb des Laura Spelman Rockefeller Memorial zu verdanken hatte.

Fassen wir zusammen: Charlotte Bühler kam als Rockefeller-Stipendiatin zu einem Zeitpunkt nach Amerika, an dem die Stiftung daranging, über gezielte Forschungsförderung die Umwandlung der Sozialwissenschaften von reinen Theorien sozialpolitisch relevante Wissensproduzenten voranzutreiben. Von Anfang an hatte auch die Psychologie ihren Platz in diesem Unternehmen. Die Columbia und die Yale University fungierten als Pileteinrichtungen, an denen eine Neubestimmung der Kinder- und Jugendforschung als biologisch fundierte und empirisch begründete »Entwicklungspsychologie« in Gang gebracht werden sollte. Und es waren gerade auch die psychologischen Forschungsinstitute dieser Universitäten, zu denen Charlotte Bühler

während ihres zehnmonatigen USA-Aufenthalts Kontakt aufnahm. Vor allem die Etablierung des Rockefeller-Projekts an der Yale University dürfte sie unmittelbar miterlebt haben.

Charlotte Bühler war offenbar zur richtigen Zeit am richtigen Ort zu den richtigen Leuten in Beziehung getreten. Beardsley Ruml und Lawrence K. Frank hatten im Bereich der Psychologie ein dichtes Netzwerk von persönlichen Verbindungen geknüpft und dessen Fäden in der Direktion des Laura Spelman Rockefeller Memorial zusammenlaufen lassen. Wie auch immer die Geschichte dann im Einzelnen abgelaufen ist, ob Charlotte Bühler etwa prominente Fürsprecher fand oder ob sie sich direkt einschalten konnte in den regen Kommunikationsfluß zwischen Stiftungs-Leitern und PsychologInnen: Es gelang ihr jedenfalls, »die Rockefeller-Foundation dazu zu bewegen, uns für unsere Wiener Arbeiten einen Forschungsfonds zur Verfügung zu stellen«, wie sie in ihrer Autobiographie die Sache betont nüchtern darzustellen gewillt war (Ch. Bühler, 1972, S. 26).

Von 1926 oder 1927 an konnte das Ehepaar Bühler also über Rockefeller-Gelder verfügen. Von welcher Rockefeller-Organisation<sup>136</sup> die Zahlungen zunächst geleistet wurden, ist ungewiß. Sicher scheint, daß es in den zwanziger Jahren nicht die »Foundation« war, von der die Zuwendungen kamen.<sup>137</sup> Erst nach der 1929 erfolgten Auflösung des Laura Spelman Rockefeller Memorial und dessen Eingliederung in die »Rockefeller-Foundation« bzw. in den neuen »Spelman Fund« (Lomax, 1977, S. 290) schloß die »Social Sciences Division« der »Foundation« mit dem Ehepaar Bühler einen Förderungsvertrag ab. Ab 1931 erhielt das Institut jährlich einen Betrag von immerhin 4 000 Dollar überwiesen.<sup>138</sup>

Die finanzielle Unterstützung aus Rockefeller-Mitteln verbesserte die finanzielle Lage des Instituts erheblich. Karl und Charlotte Bühler wurde es nun möglich, DissertantInnen und andere fortgeschrittene Studierende für Arbeiten am Psychologischen Institut mit kleinen Stipendien zu entlohnen. Bald schon hatten sie einen größeren Stab von MitarbeiterInnen beisammen, den sie sowohl in der Forschung als auch in der Lehre zum Einsatz bringen konnten. Der »Statistik-Experte« Paul Felix Lazarsfeld etwa zählte zu jenen frühen »infor-

mellen Assistenten«, deren Tätigkeit am Institut man aus Stiftungs-Geldern bezahlte.

Darüber hinaus hatten die Stipendien, die aus dem Fonds der Rockefeller-Schenkung an DissertantInnen vergeben wurden, auch eine legitimatorische, letztlich den »Schulenzusammenhang« sichern-de, soziale Funktion. Wie noch zu zeigen sein wird, war innerhalb des am Institut gepflegten Forschungsstils die Vergabe von Dissertationen durchaus im Sinne von »Auftragsforschung« verstanden worden. DissertantInnen und MitarbeiterInnen erhielten ihre inhaltliche und methodische Unterordnung unter die Forschungskonzepte ihrer LehrerInnen dann eben nicht nur mit wissenschaftlichen Gratifikationen, sondern auch finanziell abgegolten.

Abschließend sei noch angemerkt, daß die engen Beziehungen zu den kinderpsychologischen Projekten des Laura Spelman Rockefeller Memorial der Forschungsarbeit am Wiener Psychologischen Institut einen neuen Schwerpunkt setzten: Ein Kreis von MitarbeiterInnen um Charlotte Bühler wandte sich nun einer auf systematischer Verhaltensbeobachtung basierenden Erforschung des Säuglings- und Kleinkinderalters zu. Die institutionellen Voraussetzungen dafür wurden allerdings wiederum von der Stadt Wien geschaffen. 1926 konnte an der neuen gemeindeeigenen »Kinderübernahme-stelle« in der Lustkandlgasse eine Art »Außenstelle« des Psychologischen Instituts etabliert werden. An dieser als Quarantänestation konzipierten Vorzeigeeinrichtung der Wohlfahrtspolitik des »Roten Wien« wurden Kinder und Jugendliche, nachdem sie der Obhut der städtischen Fürsorge überantwortet worden waren, einige Wochen lang untergebracht. Unter medizinischer Aufsicht und unter fürsorgerischer Betreuung hielt man die »Zöglinge« dort so lange in Gewahrsam, bis für sie eine Pflegefamilie, ein Hort oder eine andere Fürsorgeeinrichtung gefunden wurde.

Auch an der Kinderübernahme-stelle versuchten die zuständigen Stadtpolitiker die Hochschulpsychologie in ihr sozialdemokratisches Reformunternehmen einzubinden: InstitutsmitarbeiterInnen hatten nämlich psychologische Gutachten zu erstellen, die dann dem Jugendamt als Entscheidungsgrundlage bei der Auswahl geeigneter Maßnahmen zur weiteren Befürsorgung von »Problemkindern« dienen

sollten. Die berühmten »Wiener Entwicklungstests« sind in diesem sozialen Kontext erarbeitet und erprobt worden. Ich werde darauf im Abschnitt über »Kinder- und Jugendpsychologie« noch ausführlich zu sprechen kommen. Da sich vor allem die methodische Seite der von Charlotte Bühler und Hildegard Hetzer geleiteten Kinderforschungen gleichsam unmittelbar aus den besonderen institutionellen Gegebenheiten der Kinderübernahmestelle herausentwickelte, der Ort der Forschung also direkt die Untersuchungsmethodik bestimmte, soll dieser Aspekt der strukturellen Verfaßtheit des Wiener Psychologischen Instituts zunächst noch zurückgestellt werden. Er wird dann in der inhaltlichen Diskussion des Beitrags der »Bühler-Schule« zur Kinderpsychologie eingehend zu erörtern sein.

#### 1.8 FORSCHUNGSTIL

Er habe »unendlich viel« über Empirie gelernt beim Ehepaar Bühler, »vor allem bei Charlotte Bühler«, schrieb der Soziologe René König, der im Wien der zwanziger Jahre an der Universität als Student der Philosophie und Islamistik inskribiert war. Über Empirie *gesprachen* hätten auch andere: Moritz Schlick zum Beispiel in seinen Vorlesungen zur Logik und Wissenschaftstheorie. Empirie *betrieben* habe damals aber bloß der Bühler-Kreis (König, 1984, S. 56).

Mit der empirischen Forschung kam Leben in die philosophischen Fächer – eine Feststellung, die angesichts des heute in den Sozialwissenschaften herrschenden Fetischismus der mathematischen Methoden etwas anachronistisch anmutet. Zu jener Zeit waren die Verhältnisse anders: »Forschung« schien statt weltabgewandter Spekulation die Hinwendung zu den Gegenständen des wirklichen Lebens zu versprechen, und die interessierte die Studierenden allemal. Ein erster, flüchtiger Blick in die Bücher soll erahnen lassen, was viele am Psychologischen Institut so faszinierte.

1928 veröffentlichte Charlotte Bühler ihr Buch »Kindheit und Jugend«, in dem sie ihre bisherige Arbeit in Wien zusammenfassend darstellte. Intendiert war darin der Entwurf einer *allgemeinen* Theorie der menschlichen Entwicklung von der Geburt bis zum 19. Lebensjahr. In einem ganzheitlich-integrativen Phasenmodell sollte die bis-

lang zumeist auf die Untersuchung von psychischen Einzelfunktionen beschränkt gebliebene Kinder- und Jugendforschung überwunden und eine allgemeine Psychologie der Entwicklung aufgebaut werden.

Weil »der geschlossene Aufbau des Ganzen nicht gestört werden« durfte, sei in ihrem Buche »die stoffliche Heranziehung und theoretische Auseinandersetzung mit anderer Literatur [...] vollständig« unterblieben. Unter »anderer Literatur« verstand Charlotte Bühler kinder- und jugendpsychologisches Schrifttum, das nicht am Wiener Psychologischen Institut produziert worden war. Auf dessen »stoffliche Heranziehung« konnte sie verzichten, weil sie das für sie nötige empirische Material in zahlreichen Einzeluntersuchungen am Institut eigens hatte »anfertigen« lassen. Im Vorwort zu »Kindheit und Jugend« schrieb sie: »Die sachliche Basis dieses Buches sind [...] fast ausschließlich die innerhalb der letzten fünf Jahre im Wiener Psychologischen Institut entstandenen Arbeiten. [...] Um einen vollständigen Überblick zu ermöglichen, stelle ich ihre Liste am Schluß des Buches zusammen. [...] Selten wohl hat so viel Fleiß und guter Wille, so viel Begeisterung und Aufopferung zu einem Werk zusammengewirkt« (Ch. Bühler, 1928, S. XV).

Es läßt sich anhand dieses Textzitats folgende These formulieren: Charlotte Bühler war über Jahre hinweg mit dem Entwurf einer allgemeinen Theorie der kindlichen und jugendlichen Entwicklung beschäftigt. Probleme, die diese Theoriearbeit aufwarf, gaben die Themen für Spezialuntersuchungen ab, die von MitarbeiterInnen oder von DissertantInnen durchgeführt wurden. Es handelte sich dabei um eine Art theoriegeleitete Einzelforschung, deren Resultate – zumindest dem Anspruch nach – auf die Theoriebildung selbst zurückwirken konnten. Aufbau und Fortentwicklung der Theorie erfolgten also mit ständigem Wechselbezug auf die Ebene der empirischen Datengewinnung.

Ich werde im Fortgang dieser Untersuchung zu zeigen versuchen, daß dieses Ideal einer Einheit von Theorie und Empirie für einen Großteil der Forschungsarbeit am Wiener Psychologischen Institut tatsächlich »paradigmatischen« Charakter hatte. Die These über Charlotte Bühlers Forschungsstil wird also Schritt für Schritt an konkretem Material zu bestätigen sein. An dieser Stelle sollen einige wenige Bei-

spiele genügen, um von der arbeitsteiligen Organisation des Instituts einen ersten Eindruck zu erhalten.

Als »konsequente« Weiterentwicklung ihrer »experimentellen und theoretischen Studien von ›Kindheit und Jugend‹« veröffentlichte Charlotte Bühler 1933 eine umfassende Theorie zur Psychologie des menschlichen Lebenslaufes. Die Fragestellung war neu und ungewöhnlich: Es ging darum, »aus dem Ganzen und vor allem vom Ende des menschlichen Lebenslaufes her zu erfassen, was Menschen eigentlich im Leben wollen und wie bis zu diesem Letztlichen hin ihre Ziele gestaffelt sind.« Unterliegen also Sinnfindung bzw. der Wechsel von Sinnsetzungen im Ablauf des menschlichen Lebens allgemein-psychologischen Gesetzmäßigkeiten? Um eine Basis zu finden, von der aus das Problem in Angriff genommen werden konnte, mußte »zunächst einmal überhaupt Lebenslaufmaterial unter psychologischen Gesichtspunkten« gesammelt, gesichtet und entsprechend ausgewertet werden: Autobiographien, Biographien mit dazugehörigen Briefwechseln und Dokumenten, schließlich eigens »erfragte« Lebenserinnerungen und Lebensgeschichten, »Anamnesen«, wie Charlotte Bühler diese zu bezeichnen pflegte (Ch. Bühler, 1933, S. VI).

Wieder wurde ein systematisch geplantes »Gemeinschaftsunternehmen« in Gang gesetzt. Um 1930 begann Charlotte Bühler Materialien sammeln zu lassen und einschlägige Themen zur Bearbeitung in Dissertationen zu vergeben. In den Folgejahren entstand eine Fülle von Spezialuntersuchungen: Biographien über berühmte Männer, Musiker und Schriftsteller, aber auch erste »Anamnesen« in städtischen Versorgungsheimen. In einer Übersicht aller am Wiener Psychologischen Institut gerade in Vorbereitung stehenden Arbeiten zum Thema konnte Charlotte Bühler in ihrem Vorwort zum Buche immerhin 22 verschiedene Titel auflisten. Zur Lösung von fachlichen Problemen wurden ExpertInnen anderer einzelwissenschaftlicher Disziplinen eingebunden: ein Historiker, mehrere Musik- und LiteraturwissenschaftlerInnen, eine Soziologin und eine Ärztin (Ebenda, S. VIII).

Charlotte Bühlers Forschungs- und Arbeitsstil wurde schließlich von anderen Institutsangehörigen kopiert und übernommen. »Die Beispiele, die in der vorliegenden Untersuchung herangezogen werden«

– so schrieb etwa Egon Brunswik in seinem Buch »Wahrnehmung und Gegenstandswelt« – »sind zum größten Teil einer Serie von experimentellen Arbeiten entnommen [...], die vom Verfasser geleitet und deren Plan den hier durchgeführten Gesichtspunkten unterstellt wurde; sie bilden mit diesem Buche insofern eine innere Einheit, als es nicht zuletzt durch sie angeregt wurde und auch umgekehrt der konkreten Arbeit von den theoretischen Überlegungen ausgehend weitere Problemstellungen zuflossen« (Brunswik, 1934a, S. VI). Auch in diesem Fall ersetzte die Auflistung aller am Institut unter Brunswiks Anleitung entstandenen, einschlägigen Einzeluntersuchungen ein umfangreiches Literaturverzeichnis am Ende des Buches.

StudentInnen und MitarbeiterInnen bekamen die Unterordnung ihrer eigenen Arbeit unter die theoretischen Prämissen und Problemstellungen der Lehrenden aus den Mitteln der Subvention durch die Rockefeller-Stiftung finanziell abgegolten. Doch dieser Umstand allein kann die enge, stark emotional gefärbte Bindung der Gruppenmitglieder an das Institut nicht erklären. Von weit größerer Bedeutung dürfte zunächst einmal jenes demokratische Arbeitsklima gewesen sein, für dessen Herstellung nahezu alle »Zeitzeugen« vor allem Karl Bühler verantwortlich machten. Interessen, Anliegen und Probleme der MitarbeiterInnen wurden ernst genommen von der damaligen Institutsführung. Wer einmal dazugehörte zum Kreis des Instituts – ganz gleich ob als informelle/r AssistentIn oder einfache/r DissertantIn –, war dazu aufgefordert, ohne Vorbehalte Stellung zu beziehen, zur eigenen wissenschaftlichen Arbeit wie zu der der anderen. Die »kommunistische Binnenmoral« der Bühler-Schule sei – so argumentierte Christian Fleck (1990b, S. 114) – auch an den häufigen wechselseitigen Zitaten aus nur geplanten und dann nicht realisierten Arbeiten erkennbar gewesen. Ein Austausch fand also nicht erst nach Fertigstellung, sondern schon im Stadium des Entwerfens neuer Untersuchungen statt.

Für Studierende mit akademischen Ambitionen bot das Bühler-Institut zusätzlichen Anreiz. Der Eintritt in die Psychologie-Seminare versprach einen raschen Zugang zur sonst so exklusiv-elitären Welt der Wissenschaft. Karl und Charlotte Bühler pflegten junge KollegIn-

nen auf Fachkongresse mitzunehmen und in die versammelte scientific community einzuführen. Ein großes Ereignis war der 11. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie, der im Frühjahr 1929 in Wien stattfand und den die Bühlers gezielt zu nutzen verstanden, um sich, ihrem Institut und ihren MitarbeiterInnen in einer breiten Fachöffentlichkeit Aufmerksamkeit und Anerkennung zu verschaffen.

Bei aller hierarchischen Planung und Organisation blieb den Institutsangehörigen aber auch ein Freiraum zu eigenständiger wissenschaftlicher Entwicklung. Charlotte Bühler hatte offenbar bald erkannt, daß sie von den innovativen Ideen der Studierenden und AssistentInnen nur profitieren konnte. Anregungen von Seiten der MitarbeiterInnen fanden bereitwillige Aufnahme, wenn sie die Perspektive auf die behandelten Forschungsgegenstände zu erweitern versprachen: So verlor die Kinder- und Jugendforschung unter dem Einfluß vor allem von Paul Lazarsfeld und Hildegard Hetzer zumindest ansatzweise ihre schichtspezifische Einengung auf den bürgerlichen Mittelstand. Mitunter wurden auch Versuche zur individuellen Verselbständigung gegenüber dem Institut unterstützt und aktiv gefördert: So etwa im Falle von Lazarsfeld und seiner »Österreichischen Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle«. Es sei eine »Synthese« möglich gewesen zwischen »Freiheit zur individuellen wissenschaftlichen Entfaltung und Gebundenheit an einen übergeordneten Forschungsplan«, schrieb Lotte Schenk-Danzinger in ihren Erinnerungen an das Ehepaar Bühler. Eben darin liege auch das Geheimnis der enormen Produktivität der von Charlotte Bühler geleiteten Arbeitskreise (Schenk-Danzinger, 1981, S. 231).

Für die Organisation des Forschungsbetriebs und letztlich auch für die Sicherung des sozialen Gruppenzusammenhangs kam dem von Karl und Charlotte Bühler eingerichteten »Mittwoch-Kolloquium« entscheidende Bedeutung zu. Teilgenommen daran hatten neben dem Ehepaar Bühler »Assistenten, Dissertanten und Studenten der höheren Semester, Freunde aus anderen Fachgruppen, vor allem Mediziner und immer mehr Ausländer, die in Wien studierten«. Es war ein »geschlossener Kreis«, den zu betreten es einer gesonderten Einladung bedurfte. Die Einladung selbst galt vor allem unter den Studierenden



als »eine Auszeichnung«, der viele mit Ungeduld entgegenfieberten (Schenk-Danzinger, 1981, S. 227). Innerhalb des Kolloquiums stellte dann das erste Referat eine Art »Initiationsprobe« dar, nach deren Bewältigung man sich dem engeren Institutskreis zugehörig fühlen durfte.

Das Kolloquium war vor allem aber jener Ort, an dem der Zusammenhang von Theorie und Empirie hergestellt wurde: Lehrende, AssistentInnen und DissertantInnen berichteten über gerade in Arbeit befindliche Spezialuntersuchungen und diskutierten gemeinsam den jeweiligen Stand der Theoriebildung. Die gesamte Forschungstätigkeit am Institut wurde letztlich in diesen wöchentlichen Zusammenkünften koordiniert und aufeinander abgestimmt. So schuf sich das Ehepaar Bühler eine institutionelle Grundlage dafür, daß der »Geist der Leitung sich in allen Teilen« auswirken konnte, wie Lazarsfeld (1959, S. 69) in seiner Erörterung des Institutsaufbaus nicht ohne Bewunderung anmerkte. Das »Mittwoch-Kolloquium« war also die Schaltzentrale, von der aus ein auf Arbeitsteilung basierender Forschungsbetrieb seine Steuerung erfuhr.

Wer ins Bühler-Seminar ging, gehörte zur Instituts-Elite. Schon dieser Umstand allein festigte den sozialen Binnenzusammenhalt der Gruppe und deren Bindung an die Leitung. Damit gab sich das Ehepaar Bühler aber nicht zufrieden. Denn Mittwoch für Mittwoch bildeten die wissenschaftlichen Aussprachen im Kolloquium nur den Auftakt zur gemeinsamen Abendgestaltung. Lajos Kardos erinnerte sich,

daß wir nachher zum Nachtmahl in das Restaurant des in der Nähe gelegenen Hotels »Regina« hinübergingen, wo für uns [...] ein separates Zimmer reserviert wurde. Alle Teilnehmer des Kolloquiums waren zum gemeinsamen Abendessen eingeladen. Dort wurde die wissenschaftliche Besprechung – allerdings in viel ungezwungenerer Form – fortgesetzt. Der Charakter dieses Zusammenseins hatte sich allerdings stark verändert. Die Teilnehmer gerieten rein menschlich näher zueinander. Der Themenkreis hatte sich erweitert, wir sprachen auch von Tagesereignissen, von Privatangelegenheiten und auch über Politik. (Kardos, 1984, S. 35)

Nach dem Essen fuhr man manchmal noch hinaus nach Grinzing zum Heurigen oder hinauf auf den Kobenzl, wo es ein bekanntes Tanzlokal gab (Ch. Bühler, 1984, S. 27).

Privatsphäre und Arbeitsbereich waren oft nicht mehr scharf voneinander zu trennen. Hildegard Hetzer, bis 1931 Charlotte Bühlers erste »Assistentin«, lebte für einige Zeit sogar im Hause Bühler und sprang später noch hin und wieder als Betreuerin von Sohn und Tochter ein, wenn die Kinderfrau gerade krank war (Hetzer, 1988a, S. 44). Zuweilen scheint Charlotte Bühler die Hilfskräfte am Institut als persönliche SekretärInnen oder als Gehilfinnen im privaten Haushalt ge- und damit wohl auch mißbraucht zu haben. Zwischenmenschliche Spannungen waren gleichsam vorprogrammiert. ZeitzeugInnen übten sich in dieser Frage aber zumeist in vornehmer Zurückhaltung. Charlotte Bühlers Betriebsamkeit, ihr unbändiger Ehrgeiz, mit dem sie die eigene wissenschaftliche Karriere verfolgte, vor allem aber ihr elegant-mondänes Auftreten<sup>139</sup> erregten offenbar Anstoß und bildeten nicht selten den Anlaß zu unfreundlichen Gerüchten.

Viele Anzeichen sprechen dafür, daß das Bühler-Institut tatsächlich der größte sozialwissenschaftliche Forschungszusammenhang der Ersten Republik gewesen ist (vgl. Fleck, 1990b, S. 114). Aufgrund der informellen Finanzierungsform läßt sich heute wohl kaum mehr exakt bestimmen, wer aller wann und für wie lange auf der Gehaltsliste des Ehepaars Bühler gestanden hatte. Über die weitreichenden Aus- und Nachwirkungen der in der Zwischenkriegszeit etablierten institutionellen Innovationen vermag uns jedoch ein in diesen Dingen sehr kompetenter Zeitzeuge Auskunft zu geben.

Paul Felix Lazarsfelds Projekt der »Österreichischen Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle«, das zu Beginn der dreißiger Jahre in loser Verbindung zum Wiener Psychologischen Institut gestartet worden war, gilt heute allgemein als Markstein auf dem Wege der Entwicklung hin zur Herausbildung des hierarchisch durchorganisierten, sozialwissenschaftlichen Forschungsgroßbetriebs, wie ihn Lazarsfeld selbst in den vierziger Jahren an der New Yorker Columbia University in Form des »Bureau of Applied Social Research« einzurichten vermochte. In seinen autobiographischen Schriften verwies

Lazarsfeld stets darauf, daß seine spätere Karriere als »institutional innovator« (Morrison, 1976) im Wien der zwanziger und frühen dreißiger Jahre ihre Wurzeln hatte. Denn außer in sachlicher Hinsicht habe vor allem »die Arbeitsweise der Bühlers« seine spätere Tätigkeit beeinflusst: »Ich bin heute selbst Institutsvorstand an einer führenden amerikanischen Universität, und ich habe bewußt die Wiener Organisationsform hier kopiert. Eine Reihe meiner eigenen Schüler sind bereits an anderen Universitäten mit der ausdrücklichen Aufgabe tätig, diese Institutsform einzuführen, die hier als charakteristisch für Columbia angesehen wird, aber ganz klar auf die Wiener Tradition zurückgeführt werden kann« (Lazarsfeld, 1959, S. 69–70). Lazarsfeld schrieb diese Sätze in einer Festschrift zum achtzigsten Geburtstag von Karl Bühler. Der Dank und die Anerkennung für das, was er in puncto Institutsführung am Wiener Psychologischen Institut der Zwischenkriegszeit alles hatte lernen können, gebühren aber Charlotte Bühler, die mit dem ihr eigenen Organisationstalent den Aufbau von rationellen Arbeitsstrukturen vorangetrieben hatte.



## 2 Arbeitsschwerpunkte

### 2.1 EINLEITUNG

Die Arbeitsschwerpunkte, die in den zwanziger und dreißiger Jahren am Wiener Psychologischen Institut bestanden haben, sind im vorliegenden Text schon an verschiedenen Stellen angesprochen und damit eingeführt worden:<sup>1</sup>

- Kinder- und Jugendpsychologie
- Klassische Experimentalpsychologie
- Sozial- und Wirtschaftspsychologie
- Ausdrucks- und Sprachtheorie
- Psychologische Lebenslaufforschung.

Um einen Anknüpfungspunkt für eine Systematisierung zu finden, soll zunächst eine Textpassage aus einer relativ späten Schrift Charlotte Bühlers herangezogen werden: Das Wiener Psychologische Institut habe, so heißt es in dem – in der Art einer Werbe-Anzeige verfaßten – Kurzaufsatz aus dem Jahre 1935,

seit seinem nunmehr zwölfjährigen Bestehen vier Abteilungen herausgebildet. Die erste Abteilung befaßt sich mit *allgemein psychologischen* Problemen. Es werden dort unter der Leitung von Professor Dr. Karl Bühler und Dozent Dr. Egon Brunswik sprachpsychologische Probleme, denkpsychologische Untersuchungen und Forschungen über die Persönlichkeit [...] durchgeführt. Die zweite Abteilung ist die *entwicklungspsychologische*. In dieser Abteilung finden unter der Leitung von Professor Dr. Charlotte Bühler Forschungsarbeiten über die Entwicklung des Kindes in der frühen Kindheit, im Schulalter und im Jugendalter statt. [...] Die dritte Abteilung ist die *lebenspsychologische*. In diesen neuesten Forschungen wird unter der Leitung von Dr. Charlotte Bühler der menschliche Lebenslauf an Biographien und in Anamnesen sowie mit statistischen Mitteln untersucht, und zwar handelt es sich dabei um die Einstellung des Menschen zum Leben in den verschiedenen Lebensperioden und um die Entwicklung von Leistung und Werk im Laufe des Lebens. Die vierte Abteilung ist

der *praktischen Psychologie* gewidmet und befaßt sich mit praktischen Lebensfragen von der psychologischen Seite her. (Ch. Bühler, 1935, S. 94)

Man darf die Rede von den »Abteilungen« nicht allzu wörtlich nehmen. Sie trägt bloß dem Umstand Rechnung, daß sich am Wiener Psychologischen Institut der Zwischenkriegszeit verschiedene problemspezifische Arbeitszusammenhänge herausgebildet und über Jahre hinweg erhalten haben. »Abteilung« muß also meines Erachtens in einem inhaltlich-thematischen, nicht aber in einem strukturellen Sinn verstanden werden. Auch wenn die psychologische Kinderforschung zu einem großen Teil in der Kinderübernahmestelle und damit in einer vom übrigen Institut getrennten Örtlichkeit durchgeführt wurde, kann daraus nicht geschlossen werden, daß es sich bei den Kinder- und JugendpsychologInnen um eine »Forschungsgruppe« gehandelt habe, die »über eigene Räume und eigene finanzielle Mittel« verfügt hatte. Für die »Experimentalpsychologen im engeren Sinn« traf dies schon gar nicht zu. Mitchell Ash (1988a, S. 309) scheint bei seinem Versuch der systematischen Einteilung der Institutsarbeit<sup>2</sup> vom Modell der »Österreichischen Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle« ausgegangen zu sein, für das alle Bestimmungen – »kontinuierliche Forschungsgruppe«, »eigene Räume« und »eigene Finanzen« – Gültigkeit besaßen. Ob aber die »Forschungsstelle« selbst als eine »Abteilung« des Psychologischen Instituts betrachtet werden kann, ist zweifelhaft.<sup>3</sup>

### *Praktische Psychologie*

In der »österreichischen Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle« hatte sich zu Beginn der dreißiger Jahre unter der Ägide von Paul Lazarsfeld eine Gruppe von JungakademikerInnen zusammengeschlossen, die zur Finanzierung von sozialpsychologisch und sozialpolitisch relevanten Untersuchungen Auftragsforschungen über Kauf- und Konsumgewohnheiten für private Unternehmen durchführte. Marktanalysen und Konsumentenforschungen sollten nach den Vorstellungen von Lazarsfeld aber nicht nur der Geldbeschaffung, sondern vor allem auch der Erprobung und Weiterentwicklung neuer empirischer Methoden dienen.

Bei ihrer Gründung war die »Forschungsstelle« eng an das Psychologische Institut angebunden worden. Karl Bühler fungierte als Vereinspräsident, Lazarsfeld blieb am Institut als »Assistent« tätig. Nach Lazarsfelds Emigration im Jahre 1933 wurde mit Herta Herzog wieder eine Mitarbeiterin der Forschungsstelle Institutsassistentin. Mit der in Charlotte Bühlers Aufzählung unter Punkt vier genannten »Abteilung für praktische Psychologie« war letztlich diese personelle Verflechtung zwischen Forschungsstelle und Institut gemeint.<sup>4</sup> »Praktische Psychologie« bedeutete »Wirtschaftspsychologie«. Darüber wurden am Institut unter der Leitung Lazarsfelds und später dann Herta Herzogs auch einige Dissertationen erarbeitet.<sup>5</sup>

#### *Entwicklungs- und Lebenspsychologie*

Charlotte Bühler selbst hatte darauf hingewiesen, daß ihre Beschäftigung mit dem menschlichen Lebenslauf unmittelbar aus ihren kinder- und jugendpsychologischen Forschungen hervorgegangen sei (Ch. Bühler, 1933, S. VII). Wenn man ihren Begriff der »Abteilung« in »Arbeitsschwerpunkt« übersetzt, so läßt sich die »Lebenspsychologie« unter die »Entwicklungspsychologie« subsumieren. Auch deshalb, weil die Entfaltung der Forschungsinteressen von Charlotte Bühler so augenscheinlich konform ging mit den Zielen des psychologischen Forschungsprogramms des Laura Spelman Rockefeller Memorial. Die Stiftung versprach sich von der Förderung kinderpsychologischer Forschungseinrichtungen die Ausarbeitung einer allgemeinen, biologisch fundierten Theorie der Entwicklung. Eben das war letztlich auch die Absicht Charlotte Bühlers gewesen: Ausgehend von den Resultaten ihrer Kinder- und Jugendpsychologie begann sie »Entwicklung« als einen sich von der Geburt bis zum Tode erstreckenden Prozeß zu begreifen, der auch noch im höheren Alter unter bestimmten psychologischen Gesetzmäßigkeiten abzulaufen schien.

#### *Allgemeine Psychologie*

Der Arbeitsschwerpunkt »Allgemeine Psychologie« umfaßte zunächst jenen Forschungszusammenhang, in dem unter der Leitung von Egon Brunswik vorwiegend mit experimentellen Methoden Untersuchungen

zu Problemen der Wahrnehmungs-, Gedächtnis- und Denkpsychologie durchgeführt wurden. Karl Bühler hatte sich in seiner Wiener Zeit aus der experimentellen Arbeit weitgehend zurückgezogen und fast ausschließlich nur mehr zu theoretischen Fragen gearbeitet. Es lag in »der Natur der Sache«, daß er auf seinem Gebiete, der Sprach- und Ausdruckstheorie, den von seiner Frau forcierten Forschungs- und Arbeitsstil nicht zu übernehmen vermochte: Nur ein geringer Teil der von ihm in den zwanziger und dreißiger Jahren approbierten Dissertationen berührte jene Themenbereiche, die ihn selbst unmittelbar beschäftigten. Anders als bei seiner Frau Charlotte erübrigten sich daher in seinen Büchern die langen Listen von Danksagungen an MitarbeiterInnen und/oder SchülerInnen. Die Mithilfe von Institutsangehörigen beschränkte sich meist auf die Erstellung der Sach- und Personenregister.<sup>6</sup>

Mit seiner Sprach- und Ausdruckstheorie versuchte Karl Bühler eigentlich Grundlagenforschung zu betreiben. Es ging ihm – wie im Folgenden zu demonstrieren sein wird – letztlich um die wissenschaftlichen Grundlagen der »Humanwissenschaften« überhaupt und damit auch um die Grundlagen einer wissenschaftlichen Psychologie. Von einem ganz anderen Ansatz ausgehend, war letztlich auch Egon Brunswik mit derartigen wissenschafts- und erkenntnistheoretischen Fragen befaßt. Grund genug, um die Arbeit beider unter einem gemeinsamen Abschnitt abzuhandeln.

Karl Bühlers Schrift »Die Krise der Psychologie« (K. Bühler, 1927) stellte letztlich in theoretischer wie in methodologischer Hinsicht das Schlüsselwerk der ganzen »Wiener Schule« dar. Die Diskussion der Hauptthesen des von Bühler vorgelegten Entwurfes einer Vereinheitlichung der Psychologie soll daher den Erörterungen über die am Wiener Psychologischen Institut in der Zwischenkriegszeit geleistete Forschungsarbeit als Einleitung dienen.

Fassen wir zusammen: Die Bühler-Schule hat zu drei großen Forschungsbereichen wissenschaftlich gearbeitet: zur »Allgemeinen Psychologie«, zur »Entwicklungspsychologie« und zur »Sozial- und Wirtschaftspsychologie«. Dieser groben Einteilung entsprechend ist das nachstehende Kapitel aufgebaut.



## 2.2 ALLGEMEINE PSYCHOLOGIE: BEITRÄGE ZUR WAHRNEHMUNGS-, DENK- UND SPRACHPSYCHOLOGIE

1921 trat der Philosoph Edgar Zilsel für eine radikale Reform des Philosophieunterrichts an Österreichs Schulen ein: Logik und Psychologie, die zusammen das Kernstück der bisher an den verschiedenen Gymnasien gelehrt Philosophischen Propädeutik<sup>7</sup> dargestellt hatten, müßten – so argumentierte Zilsel – in den Lehrplänen für die neu einzurichtenden »Oberschulen«<sup>8</sup> weggelassen werden. An deren Stelle habe eine an den praktischen Lebensfragen der Jugendlichen orientierte Einleitung in die Philosophie zu treten, die auch einen kleinen Teil der bisherigen Logik, die Methodenlehre nämlich, umfassen könnte. Der Unterricht in Psychologie aber sei ersatzlos zu streichen.

Zilsel wußte sein negatives Urteil über die Psychologie gut zu begründen: Die wissenschaftliche Psychologie sei, so lautete die Ausgangsthese, »mit Ausnahme der Empfindungslehre [...] noch nicht schulreif, da sich eine communis opinio der Fachmänner noch nirgends herausgebildet« habe (Zilsel, 1921, S. 330). In seiner Beweisführung griff Zilsel dann »ziemlich willkürlich« drei Problemgebiete der Psychologie – Wahrnehmung, Gefühle und Einteilung der psychischen Phänomene – heraus und verglich die Stellungnahmen verschiedener Lehrbuch-Autoren miteinander. Was hatten also z. B. Franz Brentano, Wilhelm Wundt, William James, Hermann Ebbinghaus, Theodor Lipps, Friedrich Jodl, Alois Höfler, Oswald Külpe und Adolf Stöhr in ihren Büchern über die Wahrnehmung, über Gefühle und über die Grundklassen der psychischen Erscheinungen zu sagen? Selbst in so offenbar grundsätzlichen Fragen gingen die Meinungen der Psychologen – wie Zilsel konstatieren mußte – weit auseinander: Die »Uneinigkeit der Autoren« sei »absolut genommen sehr groß, relativ genommen ganz unvergleichlich größer als in allen anderen Wissenschaften, die in der Oberschule gelehrt« würden (ebenda, S. 333).<sup>9</sup> Die Psychologie habe eigentlich noch keine allseits akzeptierten Erkenntnisse, Methoden und forschungsleitenden Theorien hervorgebracht. Wie sollte ein solches Fach, das in vielen Bereichen über die Proklamation eines irgendwie wissenschaftlichen Anspruchs noch nicht hinausgekommen sei und daher Meinungen an die Stelle von wissenschaftlich

begründeten Aussagen setze, sinnvoll an den Schulen unterrichtet werden?

Auch wenn Zisel in seiner Analyse vorwiegend Lehrbuch-Autoren heranzog, die einer zu Beginn der zwanziger Jahre schon als vergangen und überholt erscheinenden Epoche der Geschichte der wissenschaftlichen Psychologie angehörten: Sein Diktum klingt sehr modern – gültig auch für jene Psychologie, wie sie sich heute an Universitäten, an Fachkongressen, schließlich in Lehr- und Schulbüchern präsentiert und darstellt. Man erinnere sich nur an Klaus Holzkamps Satz von der »wissenschaftlichen Beliebtheit«, die für den gegenwärtigen Zustand des Faches so charakteristisch sei. Holzkamp war es auch, der den von Thomas Kuhn in die wissenschaftstheoretische Diskussion eingebrachten Paradigma-Begriff auf die Psychologie anwandte und mit Kuhn von deren »vor-paradigmatischen Charakter« sprach (Holzkamp, 1983).

Unter Paradigma verstand Kuhn »allgemein anerkannte wissenschaftliche Leistungen, die eine gewisse Zeit einer Gemeinschaft von Fachleuten maßgebende Probleme und Lösungen liefern« (Kuhn, 1967, S. 10): Einen Grundbestand an gesichertem »Wissen«, an Modell- und Leitvorstellungen, an Begrifflichkeit und Methodologie, der für eine bestimmte scientific community verbindlichen Charakter hat.

Kuhn machte diese eher vage bestimmte und in seinem glänzenden Essay in sehr verschiedenen Bedeutungen verwendete Kategorie<sup>10</sup> zum Schlüsselbegriff eines Entwicklungskonzeptes, in dem er die logische Unhaltbarkeit der gängigen Vorstellung eines stetig wachsenden, kumulativen Wissenschaftsfortschritts eindrucksvoll zu demonstrieren verstand: Wissenschaft – so argumentierte Kuhn – schreite voran über den Wechsel von Phasen »normaler Wissenschaft«, »krisenhafter Erschütterung« und »Revolution« zu einer neuen Periode »normaler Wissenschaft«. Das in einer Phase »normaler Wissenschaft« von einer ForscherInnengemeinschaft allgemein akzeptierte »Paradigma« werde zunächst durch eine ständig wachsende Zahl von nicht mehr integrierbaren Befunden zunehmend in Zweifel gezogen, schließlich in einer Phase der »wissenschaftlichen Revolution« von einem neuen, mit dem alten inkommensurablen Paradigma abgelöst. Ein neues Paradigma

setze sich – und das ist der eigentlich provokante Gehalt der Kuhnschen Theorie – durch, nicht weil es »genauer«, »einfacher«, »fruchtbarer« etc. sei als das alte, sondern weil sich vorerst einzelne, später dann die Mehrheit der in einem gegebenen Fachbereich tätigen WissenschaftlerInnen zu seiner Annahme entscheiden.

Kuhn hatte dieses Modell am Beispiel der Naturwissenschaften entwickelt. Auf die Psychologie ist es nicht ohne Modifikation zu übertragen (Geuter, 1981a, S. 830). Denn – um Zilsels Argumentation hier wieder aufzunehmen – einen wie auch immer gehaltenen, positiven Konsens, eine »communis opinio der Fachleute« im Sinne des Kuhnschen Paradigma-Begriffs hat es im Laufe der Geschichte dieser Disziplin bis auf den heutigen Tag nicht gegeben. Für die Historiographie des Faches ist aber mit der Feststellung seines »vor-paradigmatischen Charakters« nichts gewonnen. Um Kuhns fruchtbaren wissenschaftssoziologischen Ansatz, mit dem der Zusammenhang von »kognitiven« und »sozialen« Strukturen der Wissenschaftsentwicklung für eine empirische Forschung operationalisierbar wird, für die Psychologiegeschichtsschreibung nutzbar zu machen, schlug Grünwald (1987) vor, den Begriff des Paradigmas durch den der »wissenschaftlichen Konzeption« zu ersetzen. Der Kern der Kuhnschen Theorie, daß nämlich eine von einer Zahl von WissenschaftlerInnen gemeinsam anerkannte Modellvorstellung einen sozialen Gruppenzusammenhang konstituiert, bleibt damit erhalten: Die von einer PsychologInnen-Gruppe geteilte »wissenschaftliche Konzeption« strukturiert für deren Mitglieder den Erkenntnisprozeß, indem sie die Auswahl der legitimen Fragestellungen und methodischen Zugänge gleichsam von vornherein festlegt. Die Aneignung der »Konzeption« ist also Voraussetzung für die Zugehörigkeit zur Gruppe. Ihre Vermittlung erfolgt durch Sozialisation, was wiederum notwendig ein Minimum an formaler Institutionalisierung voraussetzt.

Die Herstellung eines sozialen Forschungszusammenhangs als Niederschlag der Institutionalisierung einer spezifischen kognitiven Orientierung innerhalb einer ansonsten theoretisch und methodisch völlig inhomogenen Fachdisziplin: Man erkennt, wie das Grünwaldsche Modell vor allem dem Phänomen der Existenz von »psychologischen Schulen«

gerecht zu werden versucht. Indem die Annahme eines einzigen, für eine ganze Fachgemeinschaft gültigen »Paradigmas« abgeschwächt wird auf die Annahme von mehreren, gleichzeitig nebeneinander bestehenden wissenschaftlichen Konzeptionen, ändert sich naturgemäß auch die Ebene der Analyse der »sozialen Strukturen«: Der Bezug auf die das gesamte Fach repräsentierende scientific community wird eingengt auf einzelne WissenschaftlerInnen-Gruppen, die sich innerhalb ein und desselben Fachzusammenhangs und zum Teil in heftiger Konkurrenz zueinander etabliert haben.

Natürlich bleibt dabei die Frage weiter offen, ob ein Fach, das in konkurrierende Schulen mit völlig unterschiedlichen »wissenschaftlichen Konzeptionen« zerfällt, überhaupt noch die Bezeichnung »einzelwissenschaftliche Disziplin« verdient. Kuhn hat ja gerade in seiner Antwort darauf vom »vor-paradigmatischen Charakter« der Sozialwissenschaften überhaupt und damit auch der Psychologie gesprochen. Faßt man dies als Wertung, so bedeutet »vor-paradigmatisch« zugleich auch: »vor-wissenschaftlich«.

In eben dieser Form ist die Sache schon in den zwanziger Jahren von einzelnen Psychologen zum Thema gemacht worden: Am eindrucksvollsten wohl von Karl Bühler in seinem Buch »Die Krise der Psychologie« (K. Bühler, 1927). Explizit auf Bühler Bezug nehmend, führte dann Siegfried Bernfeld aus der Sicht der Psychoanalyse das Thema in einer eigenen Artikelserie weiter aus: »Die Zahl der Schulen innerhalb der Psychologie« sei, so leitete Bernfeld den ersten Aufsatz der geplanten Reihe »Die Krise der Psychologie und die Psychoanalyse«<sup>11</sup> ein,

in den letzten Jahren so groß geworden, die Unterschiede zwischen ihnen sind so wesentlich, daß man bereits die Frage aufwirft, ob es überhaupt noch eine Psychologie gibt, oder ob man nicht mehrere völlig unabhängige Wissenschaften mit verschiedenen Zielen, Methoden, ja Gegenständen unter einem einzigen Namen anerkennen muß. (Bernfeld, 1931a, S. 176)

Bernfeld suchte Ordnung zu bringen in das wild wuchernde Gestrüpp psychologischer Schulen und Theorien. »Wissenschaft« sollte von

»Nicht-Wissenschaft«, »Vor-Wissenschaft«, »Ideologie« säuberlich getrennt werden. Die akademische Psychologie sei dort, wo der alte assoziationalistische Elementenansatz überwunden wurde, zu wissenschaftlich ernst zu nehmenden Positionen gelangt. An eben diesen Stellen habe sie Anschluß gefunden an wesentliche Grundhaltungen der Psychoanalyse. Indem »alle wissenschaftlichen Grundeinstellungen der modernen Psychologie [...] nach der Psychoanalyse« konvergierten, bewiese sich die Freudsche Lehre letztlich als die fortgeschrittenste und damit als die »wissenschaftlichste« Psychologie im verwirrenden Nebeneinander psychologischer Ansätze und Meinungen (Bernfeld, 1931a, S. 177). So lautete das Credo, unter dem Bernfeld seine originellen und kenntnisreichen Untersuchungen über den Sternschen »Personalismus« und über die »gestalttheoretische Schule« (Bernfeld, 1934) in Angriff nahm.<sup>12</sup>

Karl Bühler (1927) war da zu einem anderen Schluß gekommen. Denn gerade der Freudschen Theorie wollte Bühler den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit nicht vorbehaltlos zuerkennen. Aber auch er sah in der Zurückweisung der alten assoziationaltheoretischen Strukturpsychologie den gemeinsamen Ausgangspunkt aller neueren psychologischen Theorien- und Schulenbildungen. Psychoanalyse und »Würzburger Schule« wurden unter eben diesem Gesichtspunkt im Einleitungskapitel sogar unter einem Abschnitt gemeinsam behandelt. Der einseitigen Verteufelung der Assoziationspsychologie, wie sie zur Zeit der Entstehung des Buchs in den verschiedenen Versionen von Psychologie üblich war, wollte sich Bühler allerdings nicht ohne Kritik anschließen. Doch davon später.

Auf den folgenden Seiten soll zunächst die inhaltliche Entwicklung der akademischen Psychologie in den ersten Dekaden des 20. Jahrhunderts nachgezeichnet werden. Vor diesem Hintergrund wird dann die theoretische Arbeit Karl Böhlers und Egon Brunswiks zu diskutieren sein.

### 2.2.1 Die Überwindung des Assoziationismus.

#### Zur Theoriegeschichte der deutschsprachigen Psychologie am Beginn des 20. Jahrhunderts

»Soviele Psychologien nebeneinander wie heute, soviele Ansätze auf eigene Faust sind wohl noch nie gleichzeitig beisammen gewesen. Man wird mitunter an die Geschichte vom Turmbau zu Babel erinnert.« Mit diesen Sätzen leitete Karl Bühler (1927, S. 1) seine mit »Die Krise der Psychologie« betitelte Analyse der Lage des Faches in den zwanziger Jahren ein. Der im ausgehenden 19. Jahrhundert in einer Art von »Gemeinschaftsunternehmen« begonnene Aufbau einer an den Standards der modernen Naturwissenschaft orientierten Psychologie habe letztendlich zu einem Nebeneinander divergierender Richtungen geführt. »Aufsplitterung des Faches in rivalisierende Schulen« – so das Kürzel, mit dem man aus heutiger Sicht die Verfaßtheit der damaligen Psychologie beschreiben könnte. Für Bühler stellte sich die Sache aber anders dar. Er glaubte an die den unterschiedlichen Konzeptionen zugrundeliegende, gegenständliche »Einheit der Psychologie«, deren »Axiomatik« er mit seinem Buch den Weg bereiten wollte. Die »Krise der Psychologie« war für ihn daher keine »Zerfalls-, sondern eine Aufbaukrise, ein *embarras de richesse*, wie er das Ausholen zu einem umfassenden Gemeinschaftswerke begleiten kann«: Ein »rasch erworbener und noch unbewältigter Reichtum neuer Gedanken, neuer Ansätze und Forschungsmöglichkeiten« sei es gewesen, der den »krisenhaften Zustand« der Psychologie heraufbeschworen hätte (Ebenda, S. 1).

Entstanden sei diese Vielfalt allerdings aus ein und demselben Grunde: aus der Kritik der »klassischen Assoziationspsychologie«, deren »Programm« gegen Ende des 19. Jahrhunderts den Werdegang des Faches geprägt habe. Bühler suchte diese These zunächst durch eine theoriegeschichtliche Rekonstruktion des Entstehens der Psychoanalyse, der Denkpsychologie, des Behaviorismus und der geisteswissenschaftlichen Psychologie zu explizieren. Er hatte dabei allerdings mehr im Sinn als bloße Fachgeschichtsschreibung: Es ging ihm schließlich um den Nachweis, daß die in diesen Denk- und Arbeitsrichtungen gleichsam idealtypisch zum Ausdruck kommen-

den Hauptströmungen der Psychologie nur verschiedene Zugänge zu dem einen, einheitlichen Gegenstand der wissenschaftlichen Psychologie darstellten, den grob zu skizzieren er sich in seinem Buch zur Aufgabe machte.

Für den hier beabsichtigten fachgeschichtlichen Rückblick muß sein Ausgangsargument allgemeiner gefaßt werden: Zu Beginn des 20. Jahrhunderts entwickelten sich verschiedene »Schulen der Psychologie«, und zwar infolge der Herausbildung neuer »Konzeptionen von psychologischer Forschung«, mit denen jeweils in spezifischer Art und Weise die Überwindung der alten, überkommenen assoziationalistischen Elementenpsychologie intendiert war. Eben diese gilt es nun näher zu bestimmen.

Was war das überhaupt, was man in den zwanziger Jahren als »die klassische Assoziationspsychologie« zu bezeichnen pflegte? »Wer einmal die Geschichte unserer Krise schreiben sollte«, werde – so meinte Bühler – »zweckmäßig den Stand um 1890 zur Basis erwählen«:

Denn damals gab es etwas wie ein gemeinsames Programm und eine gemeinsame Hoffnung. 1890 ist z. B. der erste Band der Zeitschrift für Psychologie erschienen [...]. Ebbinghaus, ihr junger Herausgeber und Spiritus rector, gewann Männer für sein Unternehmen, die damals schon klangvolle Namen oder später klangvoll gewordene Namen trugen: Helmholtz, Hering, von Kries, Exner unter den Physiologen; Th[eodor] Lipps, G[eorg] E[lias] Müller, Stumpf, die Psychologen; auch W[ilhelm] Preyer, der Begründer der Kinderpsychologie war darunter. Daß Ernst Mach fehlte, war wohl ein Zufall; sachlich gehört er durchaus dazu. (K. Bühler, 1927, S. 1–2)

Die Hauptakteure sind damit benannt und zeitlich verortet. Sie besaßen – wie Bühler uns glauben machen will – neben einer »gemeinsamen Hoffnung« auch »ein gemeinsames Programm«, das sie offenbar durch den Akt der Gründung einer eigenen Zeitschrift sogar ein Stück weit zu institutionalisieren verstanden.<sup>13</sup> Sollte es in den Anfängen der modernen Psychologie etwa doch so etwas Ähnliches wie ein einheitliches »Paradigma« im Kuhnschen Sinne gegeben haben?

Ein nur kurzer Blick in Böhlers Buch läßt daran zweifeln. Denn Bühler selbst mußte gleich zu Beginn seiner Analyse das »gemeinsame Programm« auf »ungeschriebene Gesamtauffassung« einschränken. Schritt für Schritt suchte er dann die Versatzstücke zusammen, die für den rückschauenden Betrachter das Wesen der »klassischen Assoziationspsychologie« ausmachten: Die »Sinnesempfindung« als letzter einfacher Baustein, als letztes Grundelement jedweden Seelenlebens, dann die »Vorstellung« als blasse Erinnerung eines früheren Sinnesindrucks, die »Assoziation« schließlich, die diese einfachen Teile nach bestimmten Gesetzmäßigkeiten zusammenfügt – mechanisch, ohne Zutun der Subjekte – zu jener Komplexität des psychischen Lebens, wie sie spontan erfahren und erlebt wird. Die alte »Schulpsychologie«, schrieb Siegfried Bernfeld, habe sich »bis in die jüngste Zeit« einer ganz bestimmten Aufgabe gewidmet:

Die ungeheure Fülle der Bewußtseinserscheinungen zu reduzieren auf eine möglichst kleine Anzahl von Elementen, Sinnesempfindungen. Diese Elemente waren zwar in qualitativ unterschiedenen Gruppen gedacht, aber innerhalb ihrer Gruppen gleichartig, gleichwertig, füreinander einsetzbar wie Punkte in der Geometrie oder Einsen in der Arithmetik. Die komplexen Gebilde, also die »wirklichen« Wahrnehmungen, waren zusammzusetzen aus diesen Elementen, wie Summen aus Einsen, wie »Bündel von Elementen«. (Bernfeld, 1934, S. 34)

Philosophiegeschichtlich stand dieses Unternehmen naturgemäß ganz unter dem Einfluß des englischen Empirismus. Allerdings hatte keiner der Pioniere der Assoziationspsychologie den Sensualismus mit ähnlicher Konsequenz erkenntnistheoretisch durchdrungen wie Ernst Mach. Seine Schrift über die »Analyse der Empfindungen«<sup>14</sup> (Mach, 1886) hätte der Bewegung wohl eine Art von philosophischem Programm geben können. Die Herausbildung der »Schulpsychologie« aber war »kein philosophisch gebundenes« Gemeinschaftswerk. »Keine Übereinstimmung in der Axiomatik, sondern eine solche in der Methodik« habe, wie Bühler meinte, die Akteure damals zusammengeführt (K. Bühler, 1927, S. 4).



Die Welt der Wissenschaft hatte sich zu ändern begonnen im Zuge der rasch voranschreitenden Industrialisierung. Das alte Humboldtsche Bildungsideal, demzufolge Wissenschaft an den Universitäten über die »systematische begriffliche Erfassung der Wirklichkeit die Selbstvollendung mündiger Bürger« ermöglichen sollte, geriet ab der Mitte des 19. Jahrhunderts zunehmend in Spannung zu einem »Forschungsmodell« von Wissenschaft. In diesem neuen Konzept war nun kein Platz mehr für den Anspruch auf das Erkennen der »Letztursachen der Wirklichkeit«. Als »Forschung« und damit als »Wissenschaft« galt das auf die »reine Erfahrung« gegründete Bemühen um die Erklärung der regelhaften Zusammenhänge von beobachtbaren Erscheinungen (vgl. Staebble, 1984, S. 14; 1985, S. 32).

Rasch schritten in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts die »Empirisierung« und mit ihr die immer weitergehende Spezialisierung der Wissenschaften voran. Vor allem auch in der Medizin brachte die Einführung der experimentellen Forschungsmethode spektakuläre Erfolge. Eine gewaltige Expansion experimentell-physiologischer Forschung setzte ein<sup>15</sup>, die mit ihrem neuen Arbeitsstil seit alters her anstehende Probleme sauber und einfach lösen zu können versprach. Man denke nur an Helmholtz, dem am Froschschenkel erstmals die Messung der Leitungsgeschwindigkeit der sensorischen und motorischen Nerven gelang.

Die Philosophie blieb von diesen Entwicklungen nicht unberührt. Das Eindringen des englischen Empirismus war ein Aspekt. Der zweite, für das Entstehen der Psychologie noch bedeutungsvollere Umstand war der Transfer der neuen naturwissenschaftlichen Forschungsmethoden in philosophische Zusammenhänge. Das Experiment wurde dabei direkt dem physiologischen Laboratorium entnommen: Gerade von der experimentellen sinnesphysiologischen Forschung erhoffte man sich einen Beitrag zur Aufklärung der Möglichkeiten und Grenzen menschlicher Erkenntnisfähigkeit.

Im Grenzbereich zwischen Philosophie und Physiologie begann sich die Herausbildung einer einzelwissenschaftlichen Psychologie abzuzeichnen. Wilhelm Wundt gilt aus heutiger Sicht als ihr »Begründer«. Schon allein seines akademischen Werdegangs wegen schien

er wie kein anderer dazu berufen: Ausgebildet im *physiologischen* Labor, wurde Wundt 1874 nach Zürich und ein Jahr später dann nach Leipzig auf ein Ordinariat für *Philosophie* geholt. In Leipzig richtete Wundt schließlich das erste experimentalpsychologische Laboratorium der Welt ein.<sup>16</sup>

Wundt, den so viele Lehrbücher als den wichtigsten Wegbereiter für die Entwicklung der Psychologie zu einer selbständigen akademischen Einzeldisziplin bezeichnen,<sup>17</sup> war aber mehr ein früher Überwinder denn ein Vertreter der »klassischen Assoziationspsychologie«.<sup>18</sup> Nicht zufällig fehlte sein Name im Mitherausgebergremium von Ebbinghaus' »Zeitschrift für Psychologie«. Übrigens war auch kein einziger der Psychologen, die an diesem Zeitschriftenprojekt mitarbeiteten, sein Schüler gewesen.

Die frühe »Fachgemeinschaft«, die sich im Umfeld der »Zeitschrift für Psychologie« unter dem Banner der Assoziationspsychologie zusammenfand, wollte sich von der Wundtschen Psychologie auch möglichst deutlich abgegrenzt wissen. Was man nicht mit Wundt zu teilen bereit war, war vor allem der von ihm vertretene Methodendualismus. Wundt beschränkte den experimentellen, »individuellen« Zugang ja bloß auf die Erforschung einfachster Bewußtseinsvorgänge. Die Fragestellungen und Methoden stammten dabei vorwiegend aus dem Arsenal der klassischen Psychophysik Fechners: Untersuchungen zur Bestimmung der quantitativen Beziehungen zwischen »Reiz« und »Empfindung« machten den Hauptteil der Arbeit aus, die am Wundtschen Laboratorium im Laufe der Jahre geleistet wurde (vgl. etwa Flugel, o. J., S. 153). Zu diesem Forschungsfeld zählten dann auch die klassischen »Reaktionszeitversuche«, mit denen man die Struktur einfachster sensorischer und motorischer Abläufe aufklären wollte (vgl. dazu Grünwald, 1987, S. 23–24).

Die Erforschung aller »höheren« Bewußtseinserscheinungen wie Denken, Fühlen und Wollen sah Wundt aber auf experimentellem Wege nicht angebar. Sie müsse einer vorwiegend historisch, ethnologisch und philologisch arbeitenden »Völkerpsychologie« überlassen bleiben. Die Notwendigkeit seines völkerpsychologischen Ansatzes begründete Wundt damit, daß komplexe Bewußtseinsphänomene

beim einzelnen Individuum immer schon in einer spezifischen Ausprägung vorliegen. Über die allgemeine Struktur höherer psychischer Phänomene ließe sich aus der Betrachtung des Einzelfalles nichts aussagen. Die Psychologie könne sich nun einfach den Umstand zunutze machen, daß psychische Gegebenheiten nicht nur in individueller Form, sondern immer auch in der Form von »geschichtlich entstandenen geistigen Erzeugnissen«, wie Sprache, mythologische Vorstellungen und Sitten, vorliegen. Der besondere Charakter dieser »verallgemeinerten Geisteserzeugnisse« – ihre »Gebundenheit« an eine »geistige Gemeinschaft vieler Individuen« (Wundt, 1896, S. 29), erfordere letztlich einen genuin historischen, »hermeneutischen« Zugang: die Völkerpsychologie eben.<sup>19</sup>

Wundts Einengung des Gegenstandsbereiches der experimentalpsychologischen Forschung wollte die Gruppe um die »Zeitschrift für Psychologie« nicht akzeptieren. Ebbinghaus selbst gelang es, die Anwendbarkeit der neuen Verfahren auf die Untersuchung eines so komplexen Sachverhaltes wie des Gedächtnisses zu demonstrieren. Seine berühmt gewordene Schrift von 1885 (Ebbinghaus, 1885) war es auch, die schließlich das »Studium der Assoziationen [...] zur Würde eines Hauptzweiges psychologischer Forschung« erhob (K. Bühler, 1927, S. 5). Wenn es für die »klassische Assoziationspsychologie« überhaupt so etwas wie ein »Schlüsselwerk« gab, dann wohl am ehesten dieses Buch von Ebbinghaus.

Der Forscherkreis um die »Zeitschrift für Psychologie« bildete jenes Zentrum, aus dem heraus sich allmählich die breitere »scientific community« der Experimentalpsychologen entwickeln sollte. Zusammengehalten wurde diese Gruppe aber weniger durch ein einheitliches philosophisches oder psychologisches Konzept als durch »Negativa«, d. h. durch Abgrenzungen gegenüber anderen Denkrichtungen. Einigkeit bestand darin, »daß die Psychologie ohne »philosophische Spekulation«, also ohne Metaphysik auskommen und stattdessen empirisch, beziehungsweise experimentell, forschen müsse« (Ash, 1985a, S. 47). Ein vager Konsens in Fragen der Methodik mußte schließlich das fehlende gemeinsame Programm ersetzen: Man betonte die »Wissenschaftlichkeit« des eigenen Vorgehens und rückte damit den aus den

Naturwissenschaften entlehnten Forschungsstil in den Vordergrund. Die 1904 gegründete Wissenschaftlergemeinschaft erhielt den Namen: »Gesellschaft für *experimentelle* Psychologie«. Ein verbindliches Einvernehmen existierte aber auch in Bezug auf die Methodologie nicht.

Der Eindruck, daß der »klassischen Assoziationspsychologie« ein enger umschriebenes Forschungskonzept zugrunde gelegen wäre, entstand erst später, als innerhalb des institutionalisierten disziplinären Zusammenhangs – aber auch außerhalb von diesem – in kritischer Abhebung von der etablierten »Schulpsychologie« andere psychologische Konzeptionen entwickelt wurden. Gleich der erste Angriff kam »von außen«, nämlich von Seiten der »reinen« Philosophen: Wilhelm Dilthey verwarf in seinen »Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie« (Dilthey, 1894) den Versuch einer Übertragung des naturwissenschaftlichen Verfahrens auf den Bereich der Humanwissenschaft als »gewaltsam« und »sachfremd«. Das Vorgehen einer »erklärenden Psychologie« sei – wie Dilthey meinte – dem Vorbild der klassischen Physik folgend, rein synthetisch aufgebaut: Ein Zusammenhang der psychischen Erscheinungen werde aus einer begrenzten Anzahl von miteinander kausal verbundenen Elementen hypothetisch zu (re-)konstruieren versucht. Dieser Ansatz verkenne, daß Psychisches immer schon als Zusammenhang im unmittelbaren Erleben gegeben sei. Eine als Geisteswissenschaft zu begründende Psychologie habe daher nicht von isolierten Einzelteilen des Bewußtseins, sondern von der realen Ganzheitlichkeit des psychischen Erlebens ihren Ausgang zu nehmen.

Durch die Einführung der Kategorie des »Erlebens« hatte Dilthey den Gegenstand und mit ihm auch die Aufgaben der Psychologie neu bestimmt: Jedes »Einzelenerlebnis« habe eine »Bedeutung«, die aber erst durch die Einbindung in bereits bestehende Erlebniszusammenhänge realisiert werde. Größere Erlebniszusammenhänge seien ihrerseits wiederum über ihren Sinngehalt miteinander verknüpft und letztlich zum Gesamt einer individuellen Lebensgeschichte verwoben. Die Psychologie habe nun als Ziel, die »Struktur« von Erlebniszusammenhängen aufzudecken, ihre Bedeutung und ihren Sinn vom entwickelten Ganzen des Lebens aus zu verstehen.

»Verstehen« war der neue Methodenbegriff, den Dilthey in die Diskussion eingeführt hatte. Gemeint war damit ein deskriptives und deduktiv-analytisches, »hermeneutisches« Verfahren, das im einführenden Nacherleben fremder Erlebniswelten zu seinen »Ausgangsdaten« gelange. »Einführendes Nacherleben« bedeutete »intuitives Erfassen« des Ganzen, aus dessen ordnender Beschreibung und Klassifikation dann die zugrundeliegenden Sinnstrukturen analytisch herausgefiltert werden sollten. »Erklärende Verfahren«, also auch Experiment und Statistik, war Dilthey durchaus gewillt, als Hilfsmittel für den Verstehensprozeß anzuerkennen. Ebbinghaus, der in einer ausführlichen Replik auf Dilthey eine sich an den Naturwissenschaften orientierende Psychologie zu verteidigen suchte (Ebbinghaus, 1896), konnte daher zumindest in Fragen der Methodik die Unterschiede in den Auffassungen als nicht gar so wesentlich finden: Die Notwendigkeit und die Berechtigung der Existenz einer »zweiten« Psychologie würden sich daraus jedenfalls nicht ableiten lassen.

Der Wunsch war auch in diesem Falle der Vater des Gedankens. Denn Diltheys Kritik fiel auf fruchtbaren Boden. Philosophen und Pädagogen begannen sich der Sache anzunehmen: Im methodischen Prinzip des Verstehens glaubte man ein geeignetes Kampfmittel gefunden zu haben, mit dem die Psychologie aus der Umklammerung der Naturwissenschaften befreit werden könnte. Der mit der Kontroverse zwischen Ebbinghaus und Dilthey etablierte Methodendualismus<sup>20</sup> wurde zugespitzt: »Verstehende« und »erklärende Psychologie« als unvereinbare Antipoden, die eine »ideographisch«, am Einzelfall orientiert, »nomothetisch« die andere, wie alle Naturwissenschaft auf das Allgemeine, das »Gesetz« abgestellt. In Eduard Sprangers »Zweiheitslehre« wurde der »Methodenstreit« dann endgültig auf den Begriff gebracht: Erklären versus Verstehen, Induktion versus Deduktion, Element versus Struktur, Sinnfreiheit versus Sinnbezug, Natur- versus Geisteswissenschaft. Der in diesen Begriffspaaren festgeschriebene Gegensatz besaß für Spranger »ewige Gültigkeit«. Ein Bemühen um Synthese erübrigte sich von vornherein.

Mit Sprangers »geisteswissenschaftlicher Psychologie« war den Experimentalpsychologen eine mächtige »Konkurrenz« entstanden.

Spranger hatte seine unmittelbar an Dilthey anschließende Grundkonzeption 1914 in seinem Buch über »Lebensformen« (Spranger, 1914) einer breiten Öffentlichkeit vorgestellt. Die »Bedeutung« von Individuell-Psychischem könne – so lautete Sprangers Ausgangsthese – letztlich nur von der übergeordneten Struktur der »objektiven Wert- und Sinneinrichtungen« einer gegebenen Kultur aus »verstanden« werden. Im Entwurf einer psychologischen Typologie verschiedener »Lebensformen« demonstrierte er dann Schritt für Schritt die Anwendung seines Konzeptes der »Verstehenden Methode« in der Psychologie: Aus dem Gesamt der im »objektiven Geiste« einer Kultur, eines »Volkes«, repräsentierten Leistungen und Normvorstellungen seien zunächst die einzelnen »Kulturwerte«<sup>21</sup> voneinander zu isolieren, zu beschreiben und von jedem die ihm zugehörigen Gesinnungen und Verhaltensweisen abzuleiten. Die so gewonnenen »reinen Strukturen« wurden dann zu idealen Lebensform-Typen verallgemeinert, vor deren Hintergrund schließlich das Je-Individuelle sichtbar und damit erkennbar werden sollte (vgl. Pongratz, 1987, S. 258–259).

Spranger zählte zu jenem Typus des »deutschen Gelehrten«, dessen romantisch-schöngestiger Begriff von Wissenschaft den Anliegen einer durch das Voranschreiten der »Massenkultur« stark verunsicherten Schicht des Bildungsbürgertums (vgl. dazu Ringer, 1983) sehr entgegenkam. Seine Psychologie versprach »Sinngebung«, seine Philosophie eine »Weltanschauung«.<sup>22</sup> Nicht umsonst war seinen Büchern ein großer buchhändlerischer Erfolg beschieden. Von Sprangers 1924 veröffentlichter »Psychologie des Jugendalters« (Spranger, 1924) wurden innerhalb eines einzigen Jahres 17 000 Exemplare verkauft (Bernfeld, 1927, S. 16). Noch 1979 erlebte das Buch seine 29. Auflage (Dudek, 1990, S. 256).

Ein großes Interesse eines breiten Laienpublikums war auch der Psychoanalyse sicher. Zwar konnte Freud sein Leben lang und über sein gesamtes Œuvre hinweg die mangelnde Anerkennung seines Werkes von Seiten der Mediziner beklagen. An Anteilnahme außerhalb des medizinischen Diskurses fehlte es ihm aber nicht. Man denke nur an die zahlreichen Künstler und Literaten, die sich von der Lehre Freuds inspirieren ließen und sich zu ihr bekannten.

In Freuds »Traumdeutung« (Freud, 1900) war die klassische Assoziationspsychologie gleichsam en passant erledigt worden. Freuds Theorie der »unbewußten Determination des Vorstellungsverlaufes« lief den Grundsätzen der assoziationsistischen Schulpsychologen diametral entgegen. Um deren Argumente hatte sich Freud selbst aber weder damals noch irgendwann später gekümmert. Erst Siegfried Bernfeld machte es sich zur Aufgabe, den Freudschen Ansatz auch aus historischer Sicht mit dem jeweiligen Diskussionsstand der akademischen Psychologie zu konfrontieren.<sup>23</sup>

Anders als die »geisteswissenschaftliche Psychologie« war die Psychoanalyse also nicht explizit als Gegenentwurf zur klassischen Assoziationspsychologie formuliert worden. Der Umstand, daß sich die Institutionalisierung der Freudschen Lehre außerhalb des Universitätsystems vollzog, mag dabei eine Rolle gespielt haben: Die »neue« Psychologie brauchte mit der »alten« nicht um Lehrstühle und Forschungsmittel zu konkurrieren. Vom Kontext ihrer Entstehung her war die Psychoanalyse ohnehin auf einen völlig anderen Diskussionszusammenhang bezogen: auf jenen der Medizin und nicht auf den der philosophischen Disziplinen. Die Universitätspsychologie war deshalb für die PsychoanalytikerInnen kaum einmal Thema. Man konnte es sich leisten, sie einfach zu ignorieren.

Im Gegensatz zur »klassischen Assoziationspsychologie« oder auch zur »geisteswissenschaftlichen Psychologie« hatte die Psychoanalyse tatsächlich so etwas wie eine »wissenschaftliche Konzeption« im strenger Wortsinn hervorgebracht: Ein allgemein verbindliches Begriffssystem nämlich, mit dem Gegenstand und Methoden der psychologischen Forschung in spezifischer Art und Weise definiert waren. Die Institutionalisierung der Konzeption wurde nach dem Ende des Ersten Weltkrieges mit der Gründung eigener Fachzeitschriften und eines eigenen Verlages, mit dem Aufbau einer Internationalen Vereinigung und angeschlossener Ortsgruppen, schließlich mit der Einrichtung einer spezifischen Ausbildungsordnung rasch vorangetrieben.

Fassen wir zusammen: »Geisteswissenschaftliche Psychologie« und Psychoanalyse waren »Alternativen«, die außerhalb des Kontexts der scientific community der Experimentalpsychologen entwickelt wur-

den. Die Experimentalpsychologen selbst hatte eine nur sehr allgemein formulierte »Programmatik« zusammengeführt: die Vorstellung nämlich, daß die Psychologie als Naturwissenschaft betrieben werden könnte. Obwohl von Wissenschaftlern getragen, die nach ihrer akademischen Positionierung vorwiegend Philosophen waren, blieb der philosophisch-erkenntnistheoretische Bezug des Unternehmens merkwürdig unbestimmt. Man war sich darin einig, die in der Physik erprobten Denkmodelle auf das Gebiet des Psychischen zu übertragen: Durch die Analyse von »Elementen« und ihrer gesetzmäßigen Beziehungen untereinander sollte die »komplexe Wirklichkeit« »synthetisch« rekonstruiert werden. Von dieser Position aus fand die Gruppe dann den Anschluß an den englischen Empirismus, dem sie die begrifflichen Versatzstücke zum Aufbau eigener Theorien entnehmen konnte.

An den Universitäten hatte sich die Herausbildung einer an den Naturwissenschaften orientierten Psychologie also im Rahmen der Philosophie vollzogen. Die Pioniere der Experimentalpsychologie waren denn auch ihrem Selbstverständnis nach Philosophen geblieben: Philosophen, die unter anderem auch psychologische Forschung betrieben. Eine akademische Ausweitung der neuen Richtung mußte innerhalb des bestehenden Universitätssystems über die Besetzung von Philosophie-Ordinariaten mit experimentell arbeitenden Psychologen erfolgen. Um solche Lehrstühle für das neue »Fachgebiet« erobern zu können, war es notwendig, die philosophische Relevanz der experimentalpsychologischen Forschung herauszustreichen.

Hinsichtlich ihrer philosophischen Ambitionen waren die Experimentalpsychologen allerdings eine höchst inhomogene Gruppe. Bei Georg Elias Müller oder Hermann Ebbinghaus etwa, bei den Leitfiguren der ganzen Bewegung, trat das Philosophieren fast völlig hinter das psychologische Experimentieren zurück. Der Nachweis der philosophischen Relevanz blieb anderen überlassen.

Aber gerade das Bemühen um die philosophische Fundierung der experimentalpsychologischen Forschung konnte einer grundlegenden Kritik der assoziationalistischen Psychologie den Weg bereiten. Am deutlichsten war dies bei William Stern der Fall. Stern hielt der empiristischen Psychologie zwar zugute, daß sie eine Fülle von wichtigen Ein-



zelerkenntnissen zu Tage gefördert habe. Ob ihrer atomistischen Denkungsart sei ihr aber der Bezug zu ihrem eigentlichen Gegenstand gänzlich verlorengegangen. Denn allzu leichtfertig habe man in dieser Tradition die Frage, ob Seelisches überhaupt ein Substrat, ein Etwas hat, woran es existiert und abläuft, als bloße Metaphysik abgetan. Dieses »Etwas« war für Stern die »Person«, die er allgemein als »reale eigenartige und eigenwertige Einheit« bestimmte, die »als solche trotz der Vielheit der Teilfunktionen eine einheitliche, zielstrebige Selbsttätigkeit« vollbringe (Stern, 1906, S. 16). »Person« war dabei als etwas »psychophysisch Neutrales« gedacht, als ein das Psychische und Physische übergreifendes Einheitsprinzip. Alles Nicht-Selbsttätige, alles Unbelebt-Mechanische also, nannte Stern eine »Sache«. Aus diesem Gegensatz zwischen »Person« und »Sache« entwickelte Stern seine Philosophie des »Kritischen Personalismus«, <sup>24</sup> mit dem er der Psychologie in Theorie und Praxis eine neue Orientierung geben wollte.

Für Stern war die »Person« eben kein Aggregat von »und-summenhaft« verknüpften Bewußtseins-elementen, sondern eine unteilbare Ganzheit, an der sich der aktuell gegebene Zusammenhang des Psychischen herstelle. Jeder psychische Tatbestand, jeder psychische Ablauf sei immer schon »in höhere Struktureinheiten, letzten Endes in die Person eingebettet«. Er könne daher »weder aus seinen Elementen, noch aus sich selber [...], sondern nur aus dieser Ganzheitsbezogenheit« verstanden und erklärt werden (Stern, 1927, S. 169).

Sterns Charakterisierung des Menschen als selbsttätige, selbstbezogene, zugleich aber weltoffene »Person« erlaubte es ihm schließlich, das Verhältnis von »Individuum« und »Welt« philosophisch so zu erfassen, daß der Subjektcharakter der menschlichen Existenz erhalten blieb. Die Person als unaufhebbare Einheit stehe in ständiger Wechselwirkung mit ihrer Umwelt. Ihre Tätigkeit erschöpfe sich weder in der Entfaltung von ihr irgendwie innewohnenden, »angeborenen« Eigenschaften noch im bloßen Aufnehmen von Fremdeinflüssen. Stern sprach in diesem Zusammenhang von einer »Konvergenz«, d. h. von einem stetigen Zusammenspiel zwischen Welt und personaler Zielstrebigkeit:

Im Kleinsten und im Größten, in jeder aktuellen Tat, wie auch in jeder dauernden Beschaffenheit der Person ist stets beides enthalten: die innere Tendenz und der äußere Einfluß. Nur dasjenige Stück Außenwelt wird für die Person zur Umwelt, dem irgendeine innerlich angelegte Streberichtung der Person entgegenkommt oder auch sich entgegensetzt. Und nur diejenige innerlich angelegte personale Zielstrebigkeit kann sich verwirklichen und zur konkreten Gestaltung des personalen Lebens führen, für welche sich äußere Objektbedingungen als Reiz, Material, Aufgabe, Zwang oder Förderung darbieten. Was die Person von innen her mitbringt, sind nur Potentialitäten, latente Energien, denen eine gewisse, aber noch nicht eindeutig fixierte Zielgerichtetheit zukommt: sogenannte Dispositionen. (Stern, 1927, S. 167)

Stern hatte, was gerade in seiner »Konvergenztheorie« deutlich zum Ausdruck kam, dem die ganze naturwissenschaftliche Richtung bestimmenden subjektlosen Assoziationismus die philosophische Grundlegung einer »Psychologie des Subjekts« entgegenstellen wollen. Für die konkrete Einzelforschung wirksam wurde sein »Kritischer Personalismus« aber bloß an dem von ihm geleiteten Hamburger Universitätsinstitut, wo sein philosophisches System in der Zwischenkriegszeit der dortigen Kinder- und Jugendpsychologie als allgemeiner, interpretativer Bezugsrahmen diente (vgl. dazu Dudek, 1990).

Die Herausbildung der experimentellen Psychologie an den Universitäten sei »kein philosophisch gebundenes Gemeinschaftsunternehmen« gewesen, schrieb Karl Bühler (1927, S. 4). Das Beispiel William Sterns zeigt, daß diese Unbestimmtheit im gewissen Sinne auch eine Freiheit war. Sie machte es möglich, daß Mitglieder der Forschungsgemeinschaft in Fragen der Philosophie eigene, letztlich innovative Wege beschreiten konnten. Die Philosophie war die eine Seite, von der aus Ansätze zur Überwindung des Assoziationismus entwickelt wurden. Die andere war die der Methodik.

Denn der Konsens, den Bühler in methodischen Fragen in der Entstehungsphase der modernen Psychologie zu bemerken glaubte, blieb sehr allgemein gehalten. Man war sich darin einig, mit dem naturwissenschaftlichen Experiment ein Werkzeug zur wissenschaftlichen

Klärung psychischer Erscheinungen in den Händen zu halten. Eine verbindliche Methodologie im eigentlichen Sinne gab es aber nicht. Es fehlten klar definierte Kriterien, an denen zu entscheiden war, ob ein im Bereich der Psychologie angewandtes Verfahren »wissenschaftliche Exaktheit« beanspruchen konnte oder nicht. Auch in Bezug auf ihre Methodik kam der noch jungen Experimentalpsychologie eine »Unbestimmtheit« zu, eine »Offenheit« also, von der aus Neues entstehen konnte: neue psychologische Konzeptionen, die aufs engste mit methodischen Innovationen verbunden waren.

Die Dinge wurden vor allem durch die sogenannte »Würzburger Schule« in Bewegung gebracht. Oswald Külpe, über sieben Jahre hinweg Assistent von Wundt in Leipzig, war 1894 als ordentlicher Professor für Philosophie und Ästhetik an die Universität Würzburg berufen worden. An dem von ihm 1896 begründeten Psychologischen Institut sammelte er einen kleinen Kreis von jungen Forschern um sich, der sich in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts die Untersuchung von Denk- und Willensvorgängen zur Aufgabe machte. Zu diesem Kreis zählten unter anderen Narziß Ach, Ernst Dürr, Karl Marbe, August Messer, Otto Selz und Karl Bühler, dessen akademische Karriere vom Würzburger Institut ihren Ausgang nahm.<sup>25</sup> Die Innovation, die diese Gruppe hervorbrachte, faßte Bühler lakonisch in einem Satz zusammen: Der »Kreis junger Psychologen um Külpe« habe »den Forschungsbereich des Experimentes auf das Denken und den Willen« erweitert (Karl Bühler, 1927, S. 12). Das widersprach natürlich der Wundtschen Beschränkung der experimentellen Verfahren auf die Analyse einfacher Sinnesempfindungen. Das Experimentieren im Leipziger Laboratorium war im Wesentlichen ja immer noch am Vorbild der »introspektiven Methoden« der Klassischen Psychophysik orientiert geblieben. Wundt sah weder eine Möglichkeit noch eine Notwendigkeit, daran etwas zu ändern.<sup>26</sup>

Die Anwendung auf Denken und Willen verlangte nun eine Modifikation des bisher üblichen experimentellen Vorgehens. Das Verfahren, das man dafür entwickelte, war eine »rückschauende Selbstbeobachtung« von unter experimentellen Bedingungen erzeugten psychischen Vorgängen: Die »Versuchspersonen« erhielten beispielsweise eine kom-

plexe Denkaufgabe vorgelegt, die sie möglichst rasch mit »ja« oder »nein« zu beantworten hatten. Die während der Problemlösung ablaufenden Denkvorgänge sollten beobachtet und danach präzise beschrieben werden. Aus der Analyse der so erstellten »Erlebnis-Protokolle« suchte man dann allgemeine Aussagen über die darin dokumentierten Bewußtseinsprozesse zu gewinnen.

Als Resultat der von den »Würzburgern« mit Hilfe der neuen Methode der »experimentellen Selbstbeobachtung« durchgeführten Untersuchungen läßt sich zweierlei festhalten: Erstens die Erkenntnis, daß die wesentlichen Bestandteile, die eigentlichen »Träger« jedes geordneten Denkverlaufes »unanschauliche«, d. h. von Vorstellungen und Sinnesempfindungen völlig losgelöste Erlebniseinheiten seien: »Gedanken«, wie Bühler (1907, 1908a u. 1908b) sie zu bezeichnen pflegte; und zweitens die Einsicht, daß die Abfolge der Gedanken im disziplinierten Denken nicht primär dem Assoziationsgesetz, »sondern den Forderungen der gedachten Gegenstände« gehorche (Bühler, 1927, S. 12). Letzteres hatte Narziß Ach (1905) mit dem Begriff der »determinierenden Tendenz« zu fassen versucht.

Beide Hauptthesen waren mit den Auffassungen der klassischen Assoziationspsychologie unvereinbar. Sie wurden, wie ihre Urheber zu betonen wußten, auf dem Wege der Empirie gewonnen, nicht auf jenem der »philosophischen Spekulation«. Die Denkpsychologie blieb also ihrem Anspruch nach ein »exakt-erfahrungswissenschaftliches Unternehmen« und als solches im Prinzip auch weiterhin am Modell der Naturwissenschaften orientiert. Was sie gegenüber dem Assoziationismus allerdings überwunden zu haben glaubte, war dessen »reflexionsloser« Physikalismus (Brunswik, 1929a, S. 97).

Die Unbestimmtheit der »klassischen Assoziationspsychologie« in Philosophie und Methodik, die – wie zu zeigen versucht wurde – letztlich das Entstehen von Neuem gerade innerhalb des sozialen Systems »Experimentalpsychologie« ermöglicht hatte, wurde von Egon Brunswik mit dem Begriff des »methodischen Physikalismus« erfaßt: »Analysierend, quantifizierend und nachher wieder synthetisierend ganz nach dem Bilde der Physik« war für ihn die frühe Psychologie aufgebaut (Brunswik, 1929a, S. 96). Über »Empfindung« und »Assoziation«

hätten sich die frühen Experimentalpsychologen ihren Gegenstand somit analog zu der damals die Physik bestimmenden Grundkonzeption der Mechanik konstruiert. Und diese Art Physikalismus habe, so argumentierte Brunswik, das junge Fach als »selbstverständliches Führungsprinzip, dessen Begründung daher reflexionslos« unterblieben sei, »mehr implizit und unausgesprochen mit seinem Geiste, als explizit mit dem spezifischen Gehalt eines Programms« durchdrungen (ebenda, S. 97). Der Assoziationismus sei deshalb blind gewesen gegenüber einem eigentlich immer auch schon unmittelbar, d. h. phänomenal gegebenen Grundcharakter des Psychischen: blind gegenüber seiner »sinnhaften Organisation«.

Der Rekurs auf das »Element« war letztlich das Resultat einer Abstraktion. Abstrahiert wurde von der unmittelbar gegebenen Komplexität der Phänomene, deren Gestaltetheit, deren »sinnhafte Ordnung« daher aus dem Blickfeld geraten mußte. Alle die bisher besprochenen Ansätze zur Überwindung des Assoziationismus, ganz gleich ob von Seiten der Philosophen oder von den »Psychologen« vorgetragen, hatten ein und dasselbe Ziel: durch Hinwendung zu den Phänomenen »den Übergang vom Element zum Ganzen, von der Auffassung des seelischen Ablaufes als Mechanik der Assoziation zu der Entdeckung des sinnvollen Geschehens hin zu vollziehen« (Brunswik, 1929a, S. 98). Für Dilthey und Spranger galt dies ebenso wie für Stern, für Freud und für die Würzburger Schule.

Ihren begrifflichen Ausdruck fand diese Bewegung in der Verwendung neuer psychologischer Kategorien wie »Ganzheit«, »Struktur«, »Komplexion« und – vor allem – »Gestalt«. Dieser neue Begriff soll uns hier noch kurz interessieren.

Christian Ehrenfels machte mit seiner bahnbrechenden Schrift »Über Gestaltqualitäten« (Ehrenfels, 1890) den Anfang: Als »Gestaltqualitäten« definierte er »solche positive Vorstellungsinhalte, welche an das Vorhandensein von Vorstellungskomplexen im Bewußtsein gebunden sind, die ihrerseits aus voneinander nicht trennbaren (d. h. ohne einander vorstellbaren) Elementen bestehen« (Ehrenfels, 1890, S. 21). Am Beispiel der Melodie entwickelte er dann jene zwei Kriterien, bei deren Gegebenheit eine »Gestaltqualität« vorliegen sollte: Erstens

sei eine Melodie gegenüber der Summe ihrer Einzeltöne stets etwas Neues, und zweitens bleibe sie auch dann dieselbe, wenn sie in eine andere Tonart transponiert werde. Für das erste Prinzip setzte sich in der an Ehrenfels anschließenden Literatur der Begriff »Übersummenhaftigkeit« durch, für das zweite jener der »Transponierbarkeit«. Der heuristische Wert der Ehrenfelsschen Kriterien ist leicht einzusehen: Wenn gegebene Wahrnehmungsinhalte die »Eigenschaften« der Übersummenhaftigkeit und der Transponierbarkeit aufweisen, so sind sie als »Gestaltqualitäten« zu bezeichnen.

Die Frage des Zustandekommens von Gestaltqualitäten ist in dieser Fassung noch völlig offen gelassen. Ehrenfels selbst wies schon in seiner frühen Darstellung auf die zwei prinzipiell bestehenden theoretischen Deutungsmöglichkeiten hin: ob »nämlich die Melodie bereits mit den einzelnen Tönen notwendig gegeben« sei, oder ob sie vielmehr über die einzelnen Töne hinaus noch einer »produzierenden Tätigkeit des Subjekts« bedürfe (Weinhandl, 1960, S. 4). Ehrenfels neigte seiner eigenen Auskunft nach spätestens seit der Niederschrift des Manuskripts von 1890 der ersteren Auffassung zu (Ehrenfels, 1932).

Er stand damit im Gegensatz zu seinem Lehrer Alexius von Meinong und dessen Grazer Schülerkreis.<sup>27</sup> Meinong verfocht eine »psychistische« (Brunswik, 1929a, S. 102) Theorie der Gestaltentstehung, die sogenannte »Produktionstheorie«: Primär seien einfache Sinnesdaten als Stoff, als »fundierender Inhalt« gegeben. Die Gestaltqualitäten würden vom Erlebenden dann erst nachträglich als neue, sogenannte »fundierte Inhalte« hinzuproduziert.<sup>28</sup>

Der Atomismus der »alten« Psychologie war mit einer derartigen Konzeption aber noch lange nicht überwunden. Das Festhalten an der Priorität isolierter Sinnesempfindungen machte komplizierte Zusatzhypothesen zur Erklärung der Entstehung von »Gestalten« nötig: Letztlich verblieb nur der Rückgriff auf wie auch immer geartete psychische »Syntheseakte«, von deren Ablauf der Erlebende selbst aber keine Kenntnis erlangen konnte.<sup>29</sup> Die Problematik dieser Anschauung lag natürlich darin begründet, daß die einzelne »Sinnesempfindung« weiterhin als »deskriptiver« Ausgangsbegriff gesetzt wurde, wobei aber gerade im unmittelbaren, spontanen Erleben das einzelne

isolierte Element niemals als solches »rein« zur Geltung kommt, also völlig hinter den »Gestalten« verschwindet. Das Verdienst, mit den Unzulänglichkeiten der früheren Anschauung endgültig abgerechnet und radikal gebrochen zu haben, nahm dann die sogenannte Berliner Gestalttheoretische Schule für sich in Anspruch.

Max Wertheimer hatte bereits in seiner 1912 erschienenen und die Tradition der »Gestalttheorie« begründenden Schrift über das »Sehen von Bewegungen« (Wertheimer, 1912) die Frage nach den psychophysischen Korrelaten der phänomenalen Gestalten gestellt. Er vermutete, daß sich die Synthese des Nebeneinanders von Reizen bereits im Physiologischen vollziehe, so daß gleichsam »Fertiggestaltetes« von der Psyche »übernommen« werden könnte (Brunswik, 1929a, S. 110). Die Möglichkeit einer solchen Lösung war jedoch von der Klärung einer bestimmten Vorfrage abhängig: Der Begriff der »Gestalt« kam aus der Wahrnehmungspsychologie und bezog sich auf »Psychisches«. Konnte er auf den anderen »Seinsbereich« der unbelebten, »physikalischen« Welt einfach übertragen werden? Gab es also auch auf dem Gebiet der Physik etwas, das »Gestalteigenschaften« besaß? Wolfgang Köhler beantwortete diese Fragen in seiner berühmt gewordenen Abhandlung »Die physischen Gestalten in Ruhe und im stationären Zustand« (Köhler, 1920) positiv. Auch in der unbelebten Natur stoße man allenthalben auf sich selbst regulierende Systeme, die mit den Charakteristika phänomenaler Gestalten zu beschreiben seien: Schon so einfachen Vorgängen wie der Verteilung von elektrischer Ladung auf einem Leiter kämen die Eigenschaften von Gestaltqualitäten zu. Von hier aus glaubte Köhler auf den »Gestaltcharakter« der elektrochemischen Ionenströme im Nervensystem schließen zu können, die er als die letzten physiologischen Korrelate der erlebten Gestalten zu bestimmen versuchte.

Damit war der von den Berlinern vertretene Primat der »Gestalt« von der Physiologie her untermauert worden. Die Wahrnehmung sei primär geordnet, strukturiert, gestaltet, die phänomenale Gestalt also das ursprüngliche, das unmittelbar Gegebene, von dem aus jede psychologische Forschung ihren Ausgang zu nehmen habe. Die sinnlichen Einzelempfindungen erschienen nun als das »Sekundäre«, als das

Resultat einer nachträglichen »Abstraktion« aus den Wahrnehmungen, als Ergebnis einer spezifisch analytischen »Einstellung« des Erlebenden gegenüber dem unmittelbar ganzheitlich Erlebten (vgl. Weinhandl, 1960, S. 5).

Die Berliner Gestalttheorie stellte sich innerhalb des etablierten Diskurses der einzelwissenschaftlichen Psychologie als geschlossener Schulenzusammenhang dar. Seit 1921 gaben Wertheimer, Köhler und Koffka<sup>30</sup> mit der »Psychologischen Forschung« ihre eigene Fachzeitschrift heraus, in der fast ausschließlich Studien aus dem Umkreis des Berliner und dann des Frankfurter Instituts<sup>31</sup> publiziert wurden (Ash, 1985b, S. 119). Schritt für Schritt erfuhr die Gestalttheorie in diesen Einzelarbeiten ihre Weiterentwicklung: Die ursprünglich auf dem Gebiet der Wahrnehmungspsychologie erschlossenen Prinzipien wurden auf andere Teilbereiche psychologischer Forschung übertragen. Wertheimer wandte sich dem Problem des »produktiven Denkens« zu, Koffka jenem der »Entwicklung«, Köhler der Vertiefung seines naturphilosophischen Ansatzes. Innerhalb der scientific community der Experimentalpsychologen trat man mit dem Gestus der radikalen Neuerer auf und suchte die Gestalttheorie als in sich geschlossenes, das gesamte Fach umgreifendes, einheitliches psychologisches System, letztlich als die Psychologie schlechthin auszugeben.

Kein Wunder, wenn sich unter der Kollegenschaft Widerspruch regte. Auf die Gegnerschaft zu der von Felix Krueger in expliziter Ablehnung des naturwissenschaftlichen Materialismus der Berliner und in ständiger polemischer Auseinandersetzung mit ihnen entwickelten »Leipziger Ganzheits- und Strukturpsychologie« werde ich bei der Erörterung der Rolle der deutschen Psychologie im Nationalsozialismus noch kurz zu sprechen kommen.<sup>32</sup> Von der Auffassung her eigentlich in einem Naheverhältnis zum Ansatz der »Gestalttheoretischen Schule« stand Karl Bühler. Doch auch er sah sich aus sachlichen wie aus persönlichen Gründen zu einer grundsätzlichen Abgrenzung und Kritik veranlaßt.

Bühler mißfiel vor allem die radikale Einseitigkeit, mit der die Gestalttheoretiker ihre eigene Konzeption gegenüber der »alten Assoziationspsychologie« abheben wollten. In seiner Polemik gegen Koffkas



1925 erschienenes Psychologie-Lehrbuch (Koffka, 1925) brachte er zunächst seine sachlichen Einwände vor:

Erstens konnte Bühler der Köhlerschen Naturphilosophie nicht folgen. Die Übertragung des Gestalt-Begriffs auf anorganisches Geschehen galt ihm als philosophisch kaum ausreichend abgesichertes Unternehmen. Er könne, so schrieb er in seiner Rezension von 1926, »in den sog[enannten], ›physischen Gestalten‹ nichts anderes sehen als Gleichgewichtszustände«. Vielleicht würden »solche Gleichgewichtslagen« auch tatsächlich »von den Organismen überall dort ausgenützt, wo wir Selbstregulierungen antreffen«. Das sei zunächst aber nichts anderes als »eine Vermutung«, die – selbst wenn sie richtig wäre – rein logisch betrachtet weder die Physik dazu zwingt, biologisch zu denken, noch die Biologie zu der Hoffnung berechtere, daß damit der entscheidende Schritt zur Lösung der Lebensrätsel gelungen sei (Bühler, 1926a, S. 149–150). Bühler wußte sehr genau, wovon er sprach. Schließlich hatte er selbst schon sieben Jahre vor dem Erscheinen des Köhlerschen Buches nach physikalischen Modellen gesucht, um die Existenz von phänomenalen Gestaltmomenten in der Physiologie fundieren zu können (Bühler, 1913, S. 286–288; 1927, S. 113–114).

Zweitens neige die Gestalttheorie dazu, in ihrer Ablehnung des Begriffs der »Empfindung« das stoffliche gegenüber dem Formmoment völlig aus den Augen zu verlieren. Jeder Formvorgang brauche aber letztlich sein Material, an dem er sich vollziehe. Gerade Koffka sehe »nichts mehr als Formen«, »Gestalten«; er sei gleichsam »theoretisch stoffblind«, ein Sachverhalt, den Bühler mit dem Verdikt des »einseitigen Formalismus« belegte (Bühler, 1926a, S. 153).

Drittens habe die Gestalttheorie den Begriff der »Assoziation« praktisch abgeschafft. Die Ergebnisse von Ebbinghaus' experimentellen Gedächtnisstudien könnten aber nicht einfach negiert werden. Das Assoziationsprinzip sei zur Erklärung des menschlichen Denkens ein letztlich unentbehrliches Moment. Entbehrlich bleibe bloß die Annahme, daß die Gesetze der Assoziation allein den geordneten Ablauf des Denkens bestimmen (Ebenda, S. 154). Bühler konnte in diesem Zusammenhang natürlich auf seine eigene, mehr als zwanzigjährige

Beschäftigung mit Fragen der Denkpsychologie und auf die gesamte Tradition der »Würzburger Schule« verweisen.

Damit sind auch schon die persönlichen Motive der Bühlerschen Polemik benannt: Er warf der »Berliner Gestalttheoretischen Schule« eine »Nachlässigkeit im Zitieren« (Bühler, 1927, S. VI) vor. Dies betreffe nicht nur seine eigenen Arbeiten über »Gestaltwahrnehmungen«, sondern auch die Gesamtheit der bahnbrechenden Untersuchungen zur Psychologie des Denkens des frühen Kreises um Oswald Külpe. Doch damit nicht genug. Er wünsche sich, schrieb Bühler,

daß einmal ein Berufener Koffkas Buch »Die Grundlagen der geistigen Entwicklung« mit meiner »Geistigen Entwicklung des Kindes« vergleicht und völlig objektiv entscheidet, ob mein persönlicher Eindruck, daß ungefähr die Hälfte des Koffkaschen Buches auf Exzerpten aus meinem eigenen beruht, eine Überschätzung oder Unterschätzung einschließt. Auf Exzerpten, in denen mit das Wichtigste, was ich zu sagen hatte, als selbstverständliches Gemeingut behandelt ist, während mein Name überall dort, wo Koffka anders denkt, zum Vorschein kommt. (Bühler, 1926a, S. 156)<sup>33</sup>

Bühler glaubte die Absicht hinter dieser »Entgleisung« erkannt zu haben: »eine Verzeichnung des historischen Bildes vom Werdegang der neuesten Psychologie« (K. Bühler, 1927, S. VI), eine Art von »Legendenbildung«, die den Nachweis des Berliner Ursprungs aller neuen und fruchtbaren Gedanken in der Psychologie erbringen sollte (ebenda, S. 114). Dieser Form der Behauptung eines Schulenzusammenhangs stand Bühler völlig verständnislos gegenüber. Nicht nur deshalb, weil in den Büchern und Aufsätzen der »Gestalttheoretischen Schule« seine Arbeit, sein persönlicher Beitrag zur Herausbildung der »Neuen Psychologie« keine gebührende Würdigung fand. Das fortgesetzte Bestreben um Abgrenzung und Abhebung von anderen widersprach vielmehr dem Wesen seines eigenen, auf konstruktive Kritik und auf Synthese ausgerichteten Denk- und Arbeitsstils. Eklektizismus als Forschungsprinzip: Aus der fast unüberschaubaren Vielfalt von vergangenen und gegenwärtigen Ansätzen in Psychologie

und Philosophie galt es für Bühler die darin enthaltenen »positiven Erkenntnisse« herauszufiltern und in einen neuen systematischen Bezug zu bringen, um der Weiterentwicklung der Forschung ein begriffliches Fundament und eine theoretische Orientierung zu sichern.

### **2.2.2 »Axiomatik der Psychologie« – Karl Böhlers theoretische und methodologische Fundierung des Forschungszusammenhangs am Wiener Psychologischen Institut**

Karl Bühler hatte zum Zustandekommen der von ihm konstatierten »Aufbaukrise« der Psychologie selbst einen wichtigen Beitrag geleistet. Die Zusammenarbeit mit Külpe, die »Würzburger Schule«, stand am Anfang, die Überwindung des Assoziationismus war ihr Programm. Alles das, was Bühler in den Folgejahren dachte, erscheint in der Rückschau als Vertiefung und Weiterführung des Ansatzes der frühen »Denkpsychologie«:<sup>34</sup> Bühler und mit ihm die »Würzburger Schule« hatten auf empirischem Wege den Nachweis erbracht, daß die entscheidenden letzten Konstanten jedes geordneten Denkverlaufs unanschauliche »Gedanken« seien und nicht anschauliche Vorstellungsbilder, die kettenförmig eines nach dem anderen getreu den Assoziationsgesetzen ablaufen würden. Rein deskriptiv waren »Gedanken« etwas grundsätzlich anderes als »einfache Elemente« im Sinne der Assoziationspsychologie. Denn »anschauungslos« hieß: frei von jeglicher Anschauung, damit an sich frei von konkreten Inhalten. »Gedanken« erhielten in den Arbeiten der »Würzburger Schule« letztlich die Bedeutung einer verallgemeinerten »Funktion«, einer »Operation«, die am konkreten Material wechselnder Vorstellungsbilder ihre formende Wirksamkeit entfaltet. Das gab tatsächlich den Anstoß zu einer Neuorientierung in der Psychologie: weg von der vorwiegenden Richtung aufs Stoffliche, Inhaltliche, hin zur Richtung aufs Formale, Funktionale (K. Bühler, 1927, S. 14).

Es war dieser Standpunkt gewesen, der Bühler zur Auseinandersetzung mit dem von Ehrenfels und der »Grazer Schule« um Meinong entwickelten Begriff der »Gestaltqualitäten« führte. Schon 1910, am IV. Kongreß der »Gesellschaft für experimentelle Psychologie« in Innsbruck, hielt er ein erstes Referat, in dem gestalttheoretische Über-

legungen im engeren Sinn im Vordergrund standen (K. Bühler, 1911b). Zwei Jahre später sprach er am Berliner Kongreß »Über die Vergleichung von Raumgestalten« (K. Bühler, 1912). 1913 erschien dann sein großes Buch »Die Gestaltwahrnehmungen«, mit dem er seine Untersuchungen über Raum- und Zeitwahrnehmung systematisch zusammenzufassen versuchte (K. Bühler, 1913). Zu Recht bezeichnete Brunswik in seiner problemgeschichtlichen Arbeit über die »Prinzipienfragen der Gestalttheorie« Bühler als den »eigentlichen Begründer« einer den psychistischen Ansatz der »Grazer Schule« überwindenden »Psychophysik der Gestalten«. Schließlich sei Bühlers Buch von 1913 das »erste größere Werk auf dem neuen Forschungsgebiete« gewesen (Brunswik, 1929a, S. 106). Doch damit nicht genug. Wenn in Koffkas Lehrbuch (Koffka, 1925) die gestalttheoretische Lehre von den Denkvorgängen sich – wie Bühler an Beispielen zu zeigen versuchte (K. Bühler, 1926a, S. 158–159) – als nichts anderes erweise als eine bloße Neuformulierung der Theorien von Otto Selz und den anderen Würzburger Forschern, war dann nicht die frühe »Denkpsychologie« schon selbst ihrem Wesen nach »Gestalttheorie« gewesen?

Auch die Beschäftigung mit der »Kinderpsychologie« stand zunächst unter dem Primat der theoretischen Durchdringung des menschlichen Denkvermögens. »Von der Entwicklungstheorie des Denkens aus« wollte Bühler alle übrigen Abschnitte seines Buches über »Die geistige Entwicklung des Kindes« verstanden wissen, »vor allem diejenigen über die Wahrnehmungen [...], über die Märchenphantasie und über das Zeichnen« (K. Bühler, 1918, S. VI). Bereits 1911 hatte er die Leitgedanken seiner Kinderpsychologie in einem kleineren Handbuchartikel niedergelegt (K. Bühler, 1911a). Im Sommer 1914 waren dann die ersten Bogen der großen Monographie gedruckt und der größte Teil des übrigen Textes fertig gesetzt gewesen. Der Kriegsausbruch verzögerte die Herausgabe (K. Bühler, 1918, S. VI–VII).

Nicht nur seiner Frau Charlotte galt das dann 1918 publizierte Buch als Markstein in der Herausbildung der psychologischen Kinderforschung (Ch. Bühler u. Hetzer, 1929). Seine große Popularität trug unter anderem mit dazu bei, daß die sozialdemokratischen Schulreformer sich für eine Berufung Karl Bühlers nach Wien stark machten.<sup>35</sup> Sie hiel-

ten Bühler primär für einen Fachmann in Fragen der Kinderpsychologie – ein Mißverständnis, das infolge der besonderen Forschungsinteressen Charlotte Böhlers für die Zukunft allerdings ohne Folgen blieb.

Die Sprachtheorie war über Jahrzehnte hinweg schließlich das eigentliche Arbeitsgebiet Karl Böhlers.<sup>36</sup> Auch den Ursprung dieser thematischen Schwerpunktsetzung wollte er in der Zeit der Würzburger Studien verortet wissen.<sup>37</sup> An einer Stelle der »Krise der Psychologie« findet sich dann der Zusammenhang zwischen der Entwicklung seiner eigenen Forschungstätigkeit und der das gesamte Fach während der ersten Dezennien des 20. Jahrhunderts bestimmenden Bewegung hin zur Auffassung des Psychischen als sinnhaftes Geschehen hergestellt:

In meiner ersten Arbeit 1907 z. B. steht ausdrücklich der Satz vom teleologischen Charakter der Denkerlebnisse. Wenn es also je eine rein »mechanistische«, d. h. sinnfreie Theorie des Seelenlebens gab, so war die Abwendung von ihr bereits vor zwei Dezennien vollzogen. Die derart gestellte Sinnfrage führt konsequent erstens zu neuen Aufgaben der deskriptiven Bestimmung der Erlebnisse und zweitens zu spezifisch teleologischen Verlaufsgesetzen des seelischen Geschehens. Wie vage und formelhaft waren doch die seit Lockes und Humes Zeiten überlieferten deskriptiven Grundbegriffe »Wahrnehmung«, »Vorstellung«, »Gefühl« usw. in der Assoziationstheorie stehen geblieben. Wenn die neue Beschreibung das empfindungsmäßige Bild von dem gedanklichen Gehalt einer Vorstellung unterschied, so konnte sie sich dabei vor allem auf die an der Sprache klar erkennbare, nie verkannte Zweiheit von Klangbild und Wortbedeutung stützen; diese Analogie und das an ihr abzulesende komplexe Verhältnis von Zeichen und Bedeutung ist in den mannigfachen Modifikationen an allen sinnhaften Erlebnissen wiederzufinden. (K. Bühler, 1927, S. 14)

Als Karl Bühler 1922 an der Universität Wien zum Ordinarius für Philosophie ernannt wurde, zählte er innerhalb des entwickelten Fachzusammenhangs zur Elite der renommierten Professoren. Nach dem Ende des Krieges war er an der Universität Graz als Nachfolger Meinongs im Gespräch gewesen, 1921 hatte ihn die Philosophische Fakultät der

Universität Berlin in ihrem Vorschlag zur Wiederbesetzung des nach der Emeritierung Carl Stumpfs erledigten Lehrstuhls für Philosophie hinter Wolfgang Köhler an die zweite Stelle gereiht. Im selben Jahr wurde er auch in den Vorstand der »Gesellschaft für experimentelle Psychologie« gewählt, dessen Berufspolitik er bis 1933, zunächst als Schriftführer, zwischen 1929 und 1931 als Vorsitzender, aktiv mitbestimmen sollte.

In Fachkreisen war Bühler vor allem durch seine Methoden-Kontroverse mit Wilhelm Wundt bekannt geworden. Er galt allgemein als geschickter Experimentator, der gerade auch sehr »verwickelte Phänomene« einer »experimentalpsychologischen Behandlung« zu unterziehen vermochte.<sup>38</sup> Tatsächlich hatte sich Bühler allerdings mit dem Fortgang seiner akademischen Karriere sukzessive aus der Laborforschung zurückgezogen. In seiner Wiener Zeit ließ er sich dann zwar fortwährend über den Stand der Experimente seiner MitarbeiterInnen und SchülerInnen unterrichten, eigene Versuche führte er jedoch keine mehr durch. Bühler habe sich zunehmend in »die Stille seines Studierzimmers zurückgezogen«, schrieb Achim Eschbach (1988a, S. 12), wo er an seinem eigentlichen Lebenswerk zu arbeiten begann: an der schrittweisen Ausformulierung seiner Sprachtheorie.

Denkpsychologie im engeren Sinn war dann am Wiener Psychologischen Institut kein eigenständiger Forschungsschwerpunkt. Bühler selbst publizierte darüber nichts mehr. Bisweilen vergab er einschlägige Themen zur Bearbeitung für Dissertationen: Ludwig Lang etwa schrieb eine Abhandlung zur Theorie der Denkfehler (Lang, 1928), Rudolf Links ging seine »Erkenntnistheoretischen Untersuchungen zur Grundlagenkrise in den Wissenschaften« von einem denkpsychologischen Gesichtspunkt aus an (Links, 1928), Karl Popper arbeitete über Fragen der Methodologie (Popper, 1928), Emil Pokorny verglich im Anschluß an eine Bemerkung Bühlers in der »Krise der Psychologie« (K. Bühler, 1927, S. 16–17) die in den Werken von Freud, Selz und Köhler enthaltenen Theorien über »Entgleisungen« des Denkens (Pokorny, 1934).

Eine Weiterführung fand allerdings der in Bühlers Kinderpsychologie dargelegte Ansatz, denkpsychologische Probleme unter dem Ge-

sichtspunkt der Entwicklung abzuhandeln. Unter der Leitung von Egon Brunswik wurden dazu am Wiener Institut eine Fülle von experimentellen Einzelstudien erarbeitet, z. B. über die Entwicklung des Gedächtnisses.<sup>39</sup> In Tabelle 6 sind die zu diesem Thema verfaßten Dissertationen angegeben.<sup>40</sup>

**TABELLE 6: Experimentalpsychologische Dissertationen über die Entwicklung des Gedächtnisses**

Kodesch, Leila, (1927).	Experimentelle Untersuchungen über die Entwicklung des mechanischen und logischen Gedächtnisses bei Schulkindern.
Wislitzky, Sonja, (1929).	Experimente über Gedächtnis und Erwartung in der frühen Kindheit.
Goldscheider, Ludwig, (1930).	Die Entwicklung des Gedächtnisses bei Schulkindern.
Pilek, Elise, (1931).	Zur Entwicklung des anschaulichen Gedächtnisses im Schulalter.
Spiegel, Katharina, (1932).	Experimentelle Untersuchungen über die Entwicklung des verbalen Gedächtnisses im Alter von zwei bis fünf Jahren.
Herzmann, Annette, (1933).	Experimentelle Untersuchungen über das gegenständlich-anschauliche Gedächtnis bei Kindern zwischen zwei und sechs Jahren.

Mit all diesen Arbeiten beanspruchte man letztlich zweierlei: entwicklungspsychologische und allgemein-psychologische Relevanz. In seiner Zusammenfassung der Arbeiten von Goldscheider und Pilek konnte Brunswik beispielsweise zeigen, daß die Reifung des Material-, des Gestalt- und des Sinngedächtnisses<sup>41</sup> in dieser Reihenfolge zeitlich nacheinander erfolge, wobei aufgrund der scharfen altersmäßigen Differenzierung der jeweiligen Entwicklungshöhepunkte die Ergebnisse leicht in das von Charlotte Bühler postulierte »Phasenmodell« einzupassen seien.<sup>42</sup> Gleichzeitig hielt Brunswik aber fest, daß der »verschiedene Entwicklungsverlauf der drei Gedächtnisarten [...] auch darauf schließen« lasse, »daß es sich hierbei um verschiedene, nicht aufeinander reduzierbare Funktionen« handle, die weder mit einem »Assoziations-« noch mit einem »Gestaltmonismus« allein theoretisch zu erfassen wären (Brunswik et al., 1932, S. 152). Ein Befund von allemal allgemein-psychologischer Bedeutung.

Karl Bühler hatte, obzwar er sich selbst vom Experimentieren fernhielt, die an seinem Institut durchgeführten Einzeluntersuchungen auf vielfältige und sehr nachdrückliche Art und Weise beeinflusst. Im Fortgang dieser Abhandlung wird davon an verschiedenen Stellen noch ausführlich die Rede sein. Nun sei der Blick aber auf das mehr Grundsätzliche gerichtet: auf das frühe Hauptwerk seiner Wiener Schaffensperiode, auf sein Buch »Die Krise der Psychologie«.

Der Anlaß für das Entstehen der Schrift ist bereits ausführlich dargestellt worden: Bühler sah die Psychologie der zwanziger Jahre in einer tiefen Krise. Die Aufsplitterung des Fachzusammenhanges in rivalisierende Schulen schien ihm der Preis zu sein für die Überwindung der klassischen Assoziationspsychologie. Man konnte die Dialektik Hegels bemühen: Was einmal Eins war, mußte auseinandergesprengt werden, um sich auf einer höheren Stufe zu einer neuen Einheit zusammenzufügen. Doch Bühler war Philosoph genug, um den Verlockungen von Hegels Kunstgriff des dialektischen Übereinanderbauens nicht kritiklos zu erliegen. Zu genau wußte er die Ursache für das beziehungslose Nebeneinander der vielen Psychologien zu benennen: Der einzelwissenschaftlichen Psychologie fehle es letztlich an »philosophischer Besinnung« auf ihren Gegenstand. Das war dann auch das Thema des Buches: Es gehe darin um die Axiomatik der Psychologie, damit zugleich auch um ihre Methode, hieß es in der Einleitung (K. Bühler, 1927, S. 1).

Für Bühler war die Krise der Psychologie eine Aufbaukrise. In all den Strömungen, die von der Überwindung des lebensfernen Assoziationismus ihren Ausgang genommen hatten, vermutete er »positives Wissen« enthalten, wenn auch verpackt in durch die Negation des Alten bedingten Einseitigkeiten. Die Fundamente für den Aufbau einer einheitlichen Psychologie der Zukunft waren also bereits ausgelegt worden: in der Denkpsychologie, in der Psychoanalyse, in der Geisteswissenschaftlichen Psychologie ebenso wie im amerikanischen Behaviorismus. Nun galt es, das Tragfähige aus den frühen Ansätzen »herauszulesen«. Und das im buchstäblichen Sinne: Im »Neulesen« der Theorien in »axiomatischer Absicht« ergaben sie sich gleichsam von selbst: jene Grundsätze, die der zukünftigen Entwicklung der modernen Psychologie einen festen Halt verschaffen sollten.



Wie bestimmten die verschiedenen Richtungen der neuen Psychologie ihren Gegenstand? Und mit welchen Methoden versuchten sie sich ihm zu nähern? Das waren die Ausgangsfragen, unter denen Bühler seine historische Untersuchung der Entstehung der »Aufbaukrise« in Angriff nahm. Die Antworten, die sich ihm aus seiner Bestandsanalyse ergaben, muten zunächst recht einfach an: Die Psychoanalyse, dann in der Tradition der experimentellen Richtung die Denk- und in ihrem Gefolge die Gestaltpsychologie handelten von *Erlebnissen*, auf *Introspektion* gestützt war daher ihre Methodik. Der Behaviorismus definierte das *Verhalten* – von »außen« und daher *objektiv beobachtbar* – als den einzig legitimen Gegenstand der psychologischen Forschung. Für die Geisteswissenschaftlichen Psychologen stand letztlich der Zusammenhang zwischen Individuum und Kultur, der Zusammenhang des »Individuell-Psychischen« mit den »verobjektivierten« Kulturleistungen im Mittelpunkt des Interesses; den *hermeneutischen Verfahren* der übrigen Geisteswissenschaften entsprechend war ihr Vorgehen. Kein Wunder also, daß angesichts dieser grundlegenden Differenzen in Bezug auf Gegenstand und Methodik die Vertreter der verschiedenen Positionen miteinander nicht zu kommunizieren vermochten:

Wir haben es erlebt, daß Behavioristen der jungradikalen Richtung die ältere Erlebnispsychologie zum alten Eisen warfen, daß Interpretationspsychologen den Namen Psychologie für ihr Unternehmen ganz allein »zurückgefordert« haben, während Psychophysiker und sonstige Experimentatoren in ihren Laboratorien sich peinlich frei zu halten strebten von den »Systemdichtern« und sonstigen »Spekulanten« aus dem Lager der »Geistreichen und Schönschreiber«. (K Bühler, 1927, S. 27)

Das war der Kern der Bühlerschen Krisen-Diagnose: drei Arten von Wissenschaft unter dem einen »Familiennamen« Psychologie. »Philosophische Besinnung auf den Gegenstand« bedeutete nun den Versuch, das Verhältnis der in der vorangegangenen Analyse herausgeschälten Gegenstandsbestimmungen zueinander zu bestimmen. Bühlers These war klar und einfach: Der Satz von den drei Ausgängen und dem einen Endgegenstand der Psychologie.

Ich stelle die These auf, daß jeder der drei Aspekte möglich und keiner von ihnen entbehrlich ist in der einen Wissenschaft der Psychologie. Denn jeder von ihnen fordert die beiden anderen zu seiner Ergänzung, damit ein geschlossenes System wissenschaftlicher Erkenntnisse zustande kommt. Aus jedem von ihnen entspringen eigene, der Psychologie unentbehrliche Aufgaben, die sinnlos oder unlösbar werden, wenn man ihn aufgibt. Zum Ausgangsgegenstand der Psychologie gehören also die *Erlebnisse*, das *sinnvolle Benehmen* der Lebewesen und ihre *Korrelationen mit den Gebilden des objektiven Geistes*. Zum philosophischen Problem wird dann die Frage, ob und zu welcher unbenannten Einheit diese drei Ausgangsgegenstände als konstitutive Momente gehören oder hinführen. (K. Bühler, 1927, S. 29)

Den Beweis führte Bühler an dem ihm »bestbekannten« Phänomen der Sprache: Wesentliche Gedankengänge seiner Sprachtheorie (K. Bühler, 1934) vorwegnehmend, suchte er also zu zeigen, daß »Sprache« nur unter Berücksichtigung aller drei genannten Aspekte wissenschaftlich adäquat begriffen werden könne. Natürlich lief das Ganze dann auf die Analogie von »Aspekt-Modell der Psychologie« und »Organon-Modell der Sprache« hinaus. Letzteres hatte Bühler schon Jahre vor dem Entstehen der »Krise der Psychologie« entworfen: »Dreifach« sei »die Leistung der Sprache, Kundgabe, Auslösung und Darstellung«, stand am Beginn seines Artikels über die »Neueren Theorien des Satzes« von 1920 (K. Bühler, 1920). In der endgültigen Fassung des Organon-Modells (K. Bühler, 1934, S. 28) wurden zwar andere Termini bevorzugt: »Ausdruck« statt »Kundgabe«, »Appell« statt »Auslösung«; der Sinn blieb aber derselbe. Das Aspekt-Modell war also eigentlich aus dem Organon-Modell, damit die Grundlegung der Psychologie aus der Sprachtheorie abgeleitet: »Kundgabe/Ausdruck« wurde der »Erlebnisaspekt«, »Auslösung/Appell« der »Benehmensaspekt«, »Darstellung« der »geisteswissenschaftliche Aspekt« zugeordnet. Der Schluß war dann eine Sache der Logik:

Ein Syllogismus mit Obersatz, Untersatz und Konklusio. Der Obersatz stellt fest, daß alle drei Aspekte zur Begründung einer Theorie der

Sprache notwendig sind. Der Untersatz subsumiert das Phänomen der Sprache unter die Gegenstände der Psychologie. Woraus dann zu schließen ist, daß einiges, was zur Psychologie gehört, die drei Aspekte erfordert. (K. Bühler, 1927, S. 58)

Die Parallelisierung von Axiomatik der Sprachtheorie und Grundlegung der Psychologie war mit einer erkenntnistheoretischen Problematik behaftet. Zu Recht wies Graumann (1988) darauf hin, daß dafür zunächst eine grundsätzliche Klärung des Verhältnisses von Sprachwissenschaft und Psychologie vonnöten gewesen wäre. Genau daran hatte Bühler selbst auch gearbeitet. Vertreibung und Exil sollten schließlich die Ausarbeitung des *gesamten* Programms verhindern.

Vergegenwärtigen wir uns hier in aller Kürze den intellektuellen Werdegang Karl Böhlers: Er war von seiner Ausbildung her Mediziner und als solcher auch gründlich geschult im Denken der Biologie; dann Philosoph und damit umfassend gebildet im Umgang mit Philosophiegeschichte und Erkenntnistheorie. Sein akademisches Selbstverständnis entwickelte er dann außerhalb des etablierten Kommunikationszusammenhangs von Medizin und Philosophie im noch jungen Feld der Experimentalpsychologie. Die Psychologie selbst sah er verankert in beiden: in Philosophie und Biologie, damit in den Geisteswissenschaften ebenso wie in den Naturwissenschaften. Aus den experimentellen Forschungen über das Denken entstand das Interesse an der Sprache. Sie wurde im Laufe der Jahre zu seinem Spezialgebiet. Die allgemeine Sprachtheorie, deren Ausarbeitung er sich zur Aufgabe machte, war dann von Anfang an mehr als bloße Sprachpsychologie: Sie gehörte dem Diskurs der Linguisten eher zu als jenem der Psychologen.

Die traditionellen Grenzen zwischen den einzelnen akademischen Disziplinen waren zu eng gesteckt für die vielfältigen und vielschichtigen wissenschaftlichen Ambitionen. Dem Abbau von Kommunikationsbarrieren, die sowohl den intra- als auch den interdisziplinären Austausch behinderten, widmete Bühler schließlich sein Lebenswerk.

Dieser Gesichtspunkt war bestimmend für Böhlers Bücher über die Ausdrucks- und Sprachtheorie (K. Bühler, 1933 u. 1934): Bestandsauf-

nahme der Ausdrucks- und Sprachforschung in der Absicht, aus den vorhandenen Ergebnissen und Theorien in einer Art »logischen Reduktion« die das Feld bestimmenden »Grundsätze«, »Axiome« zu fixieren (K. Bühler, 1934, S. 20 u. 22).<sup>43</sup> Aber »Axiomatik der Ausdrucksforschung«, »Axiomatik der Sprachforschung« und »Axiomatik der Psychologie« waren nur Durchgangsstadien. Denn letztlich zielte das ganze Unternehmen auf »Grundlegendes« im umfassenderen Sinne ab: Auf die Entwicklung einer neuen »Grundlagenwissenschaft«, die allen Einzeldisziplinen, die das Verhalten und Handeln von Organismen untersuchen, vorgelagert sein sollte. »Vorgelagert« insofern, als sie der systematischen Beschreibung und damit »Strukturierung« des je spezifischen Realitätsbereiches, den eine bestimmte Spezialwissenschaft intendiert, ein logisches Bezugssystem mit einer einheitlichen Begriffssprache zur Verfügung stellt (vgl. dazu Camhy, 1984). Bühler faßte diese zu schaffende »Grundlagenwissenschaft« als »Allgemeine Zeichenwissenschaft«, als »Semasiologie«, wie er sie in der »Krise« nannte. Diesen Begriff hatte Bühler in späteren Jahren wieder fallen gelassen. »Sematologie« trat nun an seine Stelle. Die Bezeichnung änderte sich, nicht aber die Programmatik.

Wie weit Bühler mit seiner Arbeit an dieser »allgemeinen Zeichenlehre« gekommen ist, ist aus heutiger Sicht schwer zu beurteilen. Sein Wirken in Wien wurde durch den Einmarsch der Deutschen Wehrmacht im März 1938 jäh unterbrochen. Im amerikanischen Exil gelang es Bühler nicht, in der für ihn völlig fremden Wissenschaftswelt Fuß zu fassen. Weitergearbeitet hatte er trotzdem, wenn auch die meisten seiner Manuskripte unpubliziert in der Schreibtischlade verschwanden (Eschbach, 1984b). Man darf gespannt sein, welche Materialien das von Achim Eschbach am Max-Planck-Institut für Psycholinguistik in Nijmegen betreute »Bühler-Editions-Projekt« zu Tage fördert. Denn im Rahmen einer Gesamtausgabe der Werke Karl Bühlers sollen auch der bisher unbekannte Nachlaß und Teile der wissenschaftlichen Korrespondenz der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden (Eschbach, 1988a, S. 20).<sup>44</sup>

Welche Art von »Wirkung« ging nun von Karl Bühlers theoretischer Arbeit auf den Forschungszusammenhang des Wiener Psy-

chologischen Instituts aus? Zweierlei sei zunächst einmal herausgehoben:

Erstens, daß Bühler infolge seines eigenen interdisziplinären Ansatzes das Institut gerade auch für Denkansätze, die aus den Nachbarwissenschaften kamen, öffnete. Der Zoologe Konrad Lorenz etwa verkehrte in den dreißiger Jahren ebenso am Institut wie der damals sehr bekannte ethnologische Forscher Hugo Bernatzik. Paul Lazarsfeld, einer der engsten Mitarbeiter des Ehepaars Bühler, war nicht Psychologe, sondern Mathematiker. Und in dessen »Wirtschaftspsychologischer Forschungsstelle« arbeiteten neben PsychologInnen auch JuristInnen und StaatswissenschaftlerInnen. Selbst Psychoanalytiker, Siegfried Bernfeld, Heinz Hartmann, Paul Schilder und René Spitz etwa, hatten Zugang zum breiteren Institutskreis (Benetka, 1990b u. 1992b). Enge persönliche Kontakte gab es zum Prager Linguisten-Zirkel um Roman Jakobson. Auf die Verbindungen zur Psychiatrisch-Neurologischen Universitätsklinik und zur »Österreichischen Arbeitsgemeinschaft für Psychotechnik« werde ich weiter unten im Text noch gesondert zu sprechen kommen.

Die frühe Rezeption des amerikanischen Behaviorismus wurde im Zusammenhang mit der Erörterung der Förderung durch die Rockefeller-Stiftung schon ausführlich gewürdigt. Hier soll sie uns als Beispiel für die »intradisziplinäre Offenheit«, für den Pluralismus der psychologischen Ideen und Ansätze, wie er für das Institut in der Zwischenkriegszeit charakteristisch war, dienen. Am 10. Dezember 1923 referierte Karl Bühler sein Forschungsprogramm vor der Vollversammlung der »Wiener Pädagogischen Gesellschaft«. Als wichtigster Programmpunkt galt ihm Folgendes:

In erster Linie soll alles, was auf diesem Gebiete in der ganzen Welt geleistet wird, im psychologischen Institut aufmerksam verfolgt werden, um das Brauchbare herauszunehmen und verwerten zu können. Die internationalen Verbindungen, die durch den Krieg zerrissen wurden, sollen wieder in ihrem vollen Umfange angeknüpft werden und Wien, das in so vielfacher Beziehung als wichtiges Zentrum gilt, soll auch im wissenschaftlichen Verkehr die Stelle sein, wo die gesamten neugewon-

nenen Erkenntnisse zusammenströmen und gesammelt werden. Für die psychologische Wissenschaft ist jetzt Amerika von besonderer Bedeutung. (K. Bühler, 1924, S. 72)

Das theoretische Bezugssystem, nach dem entschieden werden konnte, was »brauchbar« war und was nicht, eben das hatte Bühler in seiner »Krise der Psychologie« zu entwickeln begonnen. Und das war der zweite und wohl entscheidende Beitrag Karl Böhlers: Seine Aspektenlehre gab der empirischen Einzelforschung am Institut eine feste Orientierung: Wenn »Erlebnis«, »sinnvolles Benehmen« und deren »Korrelationen mit den Gebilden des objektiven Geistes« drei Aspekte des einen Gegenstands der Psychologie waren, dann war die Betrachtung psychischer Phänomene unter diesen drei Perspektiven nicht nur legitim, sondern unumgänglich. Methodologisch bedeutete dies die erkenntnistheoretische Begründung eines »Pluralismus der Methoden« in der Psychologie. Die empirische Forschung habe sich notwendig dreierlei Arten von methodischen Herangehensweisen zu bedienen: der experimentell kontrollierten Selbstbeobachtung, der systematischen Verhaltensbeobachtung, schließlich der Interpretation der geistigen Erzeugnisse, in denen sich Individuell-Psychisches verobjektiviert, vergegenständlicht. In jeder einzelnen Untersuchung konnte nun expliziert werden, welcher Aspekt des untersuchten Phänomens gerade in Frage stand. Aus der Bestimmung der Perspektive, von der aus der Gegenstand betrachtet wurde, folgte die Auswahl des adäquaten methodischen Verfahrens. Hildegard Hetzer (1988b) hat nachdrücklich darauf hingewiesen, daß vor allem die Integration der einzelnen empirischen Befunde aus kinder-, jugend- und lebenspsychologischen Untersuchungen in ein übergreifendes psychologisches Entwicklungskonzept die Böhlersche Aspektenlehre zur notwendigen Voraussetzung gehabt hatte.

### 2.2.3 »Grundlegung einer Psychologie vom Gegenstand her«:

#### Der Beitrag Egon Brunswiks

Der Einsatz experimenteller Methoden war am Wiener Psychologischen Institut in zwei verschiedene, aber letztlich einander überlappende thematische Zusammenhänge eingebettet: in die Kinderforschung und

in die allgemein-psychologische Grundlagenforschung. Die Konvergenz der beiden inhaltlichen Schwerpunkte ergab sich aus der besonderen Rolle, die der Kinderforschung innerhalb der noch jungen Geschichte des Faches Psychologie zunächst zukam: Sie wurde ursprünglich als Teil der »Allgemeinen Psychologie« betrieben. So auch von Karl Bühler, dessen Buch »Die geistige Entwicklung des Kindes« (K. Bühler, 1918) eben nicht genuin »entwicklungspsychologische«, sondern allgemein-psychologische Fragestellungen verfolgte: Die Einsicht in die Natur höherer psychischer Funktionen sollte durch die Einbeziehung des Gesichtspunkts ihrer phylogenetischen und ontogenetischen Entwicklung bereichert und vertieft werden. Diese Tradition fand am Wiener Institut der Zwischenkriegszeit ihre Fortsetzung. Daneben entstand aber eine Kinderpsychologie »um ihrer selbst willen«, also eine »Entwicklungspsychologie« im heutigen Sinn des Wortes.

Der Umstand, daß sich viele der ursprünglich unter allgemein-psychologischem Interesse durchgeführten, experimentellen Untersuchungen an Kindern schließlich auch als für den Aufbau einer »Entwicklungspsychologie« relevant erwiesen haben, ist kaum verwunderlich und bräuchte uns weiter nicht zu kümmern, wenn es da am Psychologischen Institut nicht diese strenge personelle Trennung nach Zuständigkeiten gegeben hätte: Die entwicklungspsychologische Kinderforschung an der Kinderübernahmestelle war das Reich von Charlotte Bühler; die Betreuung der experimentellen Grundlagenforschung hingegen fiel in das Aufgabengebiet des Institutsassistenten, lag also in den Händen von Egon Brunswik. Brunswik war es dann auch, der die verschiedenen experimentellen Arbeiten zur Genese höherer psychischer Funktionen, wie zur Entwicklung des Gedächtnisses oder des kritischen Denkens bei Kindern, anleitete und überwachte.<sup>45</sup> Sein eigentliches Forschungsgebiet blieb aber die Psychologie der Wahrnehmung.

Auf den Werdegang von Egon Brunswik am Wiener Psychologischen Institut ist schon unter Kapitel 1.2 eingegangen worden. Das dort Gesagte sei nun nochmals zusammengefaßt. Im Anschluß daran wird seine wissenschaftliche Biographie über die dreißiger Jahre hinweg weiterverfolgt.

Brunswik kam nach einigen Semestern des Studiums an der Technischen Hochschule in Wien im Jahr 1923 an das Bühler-Institut. Ob er von Beginn an eine wissenschaftliche Karriere anstrebte, wissen wir nicht. Er sicherte sich zunächst einmal eine berufliche Zukunft als Mittelschullehrer. Im Frühjahr 1927 nahm ihn dann Karl Bühler als wissenschaftliche Hilfskraft in sein Institut auf. Wenige Monate später schloß Brunswik sein Philosophie-Studium mit einer Dissertation über »Strukturmonismus und Physik« ab.<sup>46</sup> Karl Bühler fungierte als Erstbegutachter, der zweite Prüfer war Moritz Schlick.

Mit 1. Mai 1929 wurde Brunswiks Stelle als wissenschaftliche Hilfskraft in die eines außerordentlichen Assistenten umgewandelt. In den Lehr- und Forschungsbetrieb des Ehepaars Bühler war er zu diesem Zeitpunkt bereits fest eingebunden. Außerhalb der Universität hielt er Kurse am »Pädagogischen Institut der Stadt Wien«<sup>47</sup> und am »Volksheim Ottakring«, wo er von 1927 an die zunächst von Adolf Stöhr und dann von Sigmund Kornfeld angelegte experimentalpsychologische Apparatesammlung betreute. In das universitäre Ausbildungsprogramm war Brunswik vor allem durch die Organisation und Leitung des regelmäßig angebotenen »Experimentalpsychologischen Einführungskurses« integriert.<sup>48</sup> Aufbau und Inhalt dieser Lehrveranstaltung sind in Brunswiks Lehrbuch von 1935 dokumentiert (Brunswik, 1935).

Im Frühsommer 1935 verbrachte ein junger finnischer Student einen zweimonatigen Studienaufenthalt in Wien. Er wußte in der Rückschau einiges auch über den Ablauf dieser experimentellen Demonstrationsübungen zu berichten (Fieandt, 1986):

Brunswik marschierte in den Saal, begleitet von einem Mechaniker, alle möglichen Apparate unterm Arm, stellte sie auf sein Pult, und die Stunde begann. Die Mitwirkung der Teilnehmer beschränkte sich darauf, daß ihnen laufend Fragen gestellt wurden. Man mußte seine Eindrücke schildern, kritische Einwürfe machen und eigene Erfahrungen über die psychischen Erscheinungen vorbringen. Ich erinnere mich zum Beispiel, daß wir das Nachbild-Phänomen sehr gründlich durchnahmen; es wurden Nachbilder im Auge erzeugt, und die Anwesenden mußten



erzählen, was sie im Augengrau sahen. Ich erinnere mich auch noch an verschiedene Experimente auf dem Gebiet der Eidetik. Derartige Dinge entsprachen damals in Europa dem Geist der Zeit. [...] Spannend war es aber immer, am Morgen von seiner Unterkunft zum Institut zu gehen und auf den Beginn von Brunswiks Kurs zu warten. Es gab einfach immer etwas Spannendes, alles war sehr sorgfältig vorbereitet. (Ebenda, S. 278–279) Brunswik war ein ganz ausgezeichnete Experimentator, seine Demonstrationen mißlangen nie. (Ebenda, S. 278)

Kai von Fieandt studierte damals an der Universität Helsinki bei dem Philosophen und Psychologen Eino Kaila,<sup>49</sup> der nicht nur zu den Philosophen des Wiener Kreises, sondern auch zum Psychologischen Institut Karl Bühlers enge persönliche und wissenschaftliche Kontakte unterhielt. Kaila habe, so mutmaßte Fieandt, mit der Entsendung seines Schülers nach Wien unter anderem auch die Absicht verfolgt, daß dieser nach seiner Rückkehr »Übungskurse und Praktika für die Studenten der oberen Semester« nach der Art Brunswiks in Helsinki abhalten könnte. Psychologie sei dort nämlich bisher noch nie »experimentell unterrichtet worden« (Fieandt, 1986, S. 278). Tatsächlich setzte Fieandt dann nach seiner Promotion den frühen Plan seines Lehrers in die Tat um:

Der Praktikumskurs unter meiner Leitung begann [...] noch vor dem Ausbruch des Winterkrieges, und er lehnte sich ziemlich stark an das Brunswiksche Vorbild an. Ein Unterschied lag darin, daß ich den Kursteilnehmern selbständig auszuführende Arbeiten aufgab. Im Anschluß an die Vorlesung und Demonstrationen wurden die Aufgaben verteilt, und über die anstehenden Phänomene wurden kleinere experimentelle Arbeiten verteilt, wobei jeder Teilnehmer dazu verpflichtet war, seinen Kommilitonen als Versuchsperson zu dienen. In seiner Gliederung entsprach mein Kursus jedoch im großen und ganzen dem von Brunswik, war er doch auch der beste, den es zu jener Zeit in Europa gab [...]. Auch mein Lehrbuch [...] entstand auf Grundlage dieses Kurses. (Fieandt, 1986, S. 280)

Die Erinnerungen Ficandts bezogen sich auf eine relativ späte Zeit; auf eine Zeit, in der das Wiener Psychologische Institut infolge der nationalsozialistischen Vertreibung der deutschen Intelligenz praktisch als einzige von den zuvor so bedeutenden deutschsprachigen Forschungsstätten noch internationales Renommee besaß. Wenn damals also irgendwo im deutschen Sprachraum Relevantes über Psychologie zu lernen war, dann eben in Wien bei den Bühlers und bei Egon Brunswik. Kein Wunder, daß Länder ohne eigenständige experimentalpsychologische Tradition wissenschaftliches Know-how aus Wien bezogen. »Entwicklungshilfe« bei der Etablierung und Verbreitung der Experimentalpsychologie hatte Brunswik aber schon Jahre zuvor in der Türkei geleistet; in diesem Falle sogar unmittelbar, durch seinen persönlichen Einsatz, und nicht bloß vermittelt durch das Vorbild seiner Wiener Lehr- und Forschungstätigkeit.

Offenbar galt Brunswik bereits am Ende der zwanziger Jahre weit über die Grenzen Wiens hinaus als anerkannter Fachmann in Fragen des Einsatzes experimentalpsychologischer Methoden. Da er bislang noch nicht allzuviel publiziert hatte, ist zu vermuten, daß es vor allem seine Lehrtätigkeit an der Universität und am Pädagogischen Institut der Stadt Wien war, die ihm diesen Ruf eingetragen hatte. Ein Ruf, der bis in die Türkei vordrang: Vom Februar 1931 an erhielt Brunswik eine Gastdozentur am Gazi-Institut in Ankara, um dort ein psychologisches Laboratorium aufzubauen. Das Gazi-Institut war eine Pädagogische Hochschule, an der Lehrer für das höhere Schulwesen der Türkei ausgebildet wurden.<sup>50</sup>

Brunswik blieb für drei Semester in Ankara.<sup>51</sup> Über seine Tätigkeit ist nur wenig bekannt. Karl Bühler berichtete, daß Brunswik ein »psychologisches Lehr- und Forschungsinstitut« eingerichtet und Vorlesungen wie Übungen »aus dem Gesamtgebiet der Psychologie« abgehalten habe. Das Institut sei dann »programmgemäß von einem türkischen Professor, der Assistent bei Brunswik war, übernommen und weitergeführt« worden. Brunswik, so betonte Bühler, habe seine »Mission in der Türkei erfolgreich durchgeführt«: Seine Verdienste seien von der türkischen Regierung lobend anerkannt worden.<sup>52</sup>

Neben seiner Lehrtätigkeit dürfte Brunswik in Ankara seine in Wien begonnene Untersuchungsreihe über die Konstanzerscheinungen der optischen Wahrnehmung fortgesetzt haben. Zwei jener Arbeiten, die dann das Ausgangsmaterial für die theoretischen Überlegungen zu seiner »Grundlegung der Psychologie vom Gegenstand her« (Brunswik, 1934a) bilden sollten, waren nach von ihm entworfenen Versuchsplänen am Gazi-Institut durchgeführt worden. Eine davon wurde später im »Archiv für die gesamte Psychologie« publiziert. Die deutsche Übersetzung aus dem Türkischen hatte Brunswik übrigens selbst besorgt (Turgut, 1934).<sup>53</sup>

Seine Tätigkeit in Wien setzte Brunswik dann mit Beginn des Studienjahres 1932/33 fort. Gegen Ende des Sommersemesters reichte er im Dekanat der Philosophischen Fakultät sein Gesuch um die Erteilung der *venia legendi* für Psychologie ein. Als Habilitationsschrift legte er die Korrekturfahnen seines gerade im Druck befindlichen Buches »Wahrnehmung und Gegenstandswelt« (Brunswik, 1934a) bei.

Nur drei Wochen später trat zur Beratung der Angelegenheit eine vom Professorenkollegium eingesetzte Kommission zusammen. Karl Bühler fungierte als Berichterstatter.<sup>54</sup> Zu Beginn der Sitzung stellten die Mitglieder zunächst einmal Einigkeit darüber her, daß die von Brunswik vertretene Disziplin, die Psychologie, »ein ausreichend großes[,] für sich selbständiges Teilgebiet« darstelle<sup>55</sup> und »zu den Fächern der Philosophischen Fakultät« gehöre.<sup>56</sup> Diesem Urteil kam insofern Bedeutung zu, als Brunswik an der Universität Wien der erste Bewerber war, der die *venia legendi* ausdrücklich und ausschließlich für das Gebiet der Psychologie umschrieben haben wollte. Ein in Hinblick auf die akademische Etablierung des Faches nicht unerhebliches Faktum: Wie sich etwa am Beispiel der Geschichte der Pädagogik an der Universität Wien zeigen läßt, konnte die formale Einrichtung einer Privatdozentur zur institutionellen Basis werden, von der aus der Prozeß der Verselbständigung von der »Mutterdisziplin« – auch im Falle der Pädagogik war dies natürlich die Philosophie – stark beschleunigt seinen Fortgang zu nehmen vermochte.<sup>57</sup>

Über die persönliche und sachliche Eignung Brunswiks war man sich in der Kommission rasch einig. Da sämtliche Fachvertreter der

Philosophie und Pädagogik<sup>58</sup> das Gesuch unterstützten, wurde der Antrag auf Zulassung des Bewerbers zu den weiteren Habilitationsschritten<sup>59</sup> dann auch von der Fakultät mit einer großen Mehrheit angenommen.<sup>60</sup> Aufgrund der Sommerferien verzögerte sich die Abwicklung der Angelegenheit aber bis in den Spätherbst des Jahres 1933. Am 10. November absolvierte Brunswik schließlich sein »Habitationskolloquium«, <sup>61</sup> am 2. Dezember seinen Probevortrag.<sup>62</sup> Vierzehn Tage später beschloß das Professorenkollegium der Philosophischen Fakultät die Verleihung der *venia legendi*.<sup>63</sup> Die Bestätigung durch das Unterrichtsministerium erfolgte am 15. Feber 1934.<sup>64</sup>

Wenden wir uns nun der inhaltlichen Arbeit Egon Brunswiks zu. Das Wiener Psychologische Institut war, wie bereits mehrfach angedeutet, streng arbeitsteilig organisiert. Die einzelnen MitarbeiterInnen hatten sich, durchaus auch ihren persönlichen Interessen und Neigungen folgend, auf bestimmte Teilbereiche des Gesamtgebietes spezialisiert, wobei aber jede/r »AssistentIn« für sich den übergeordneten begrifflichen Konzepten des Ehepaars Bühler verpflichtet blieb. Lazarsfeld war der Fachmann für Statistik und Sozialpsychologie, Hetzer in der Kinderforschung die Initiatorin einer Psychologie der Fürsorge, Brunswik mit seiner Arbeit auf dem Gebiet der Wahrnehmung eben der Experte in Fragen der »klassischen« Experimentalpsychologie.

Die Anregungen zur selbständigen Forschungstätigkeit gingen praktisch bei allen MitarbeiterInnen unmittelbar vom Werk Karl und Charlotte Böhlers aus. Dort aufgeworfene Probleme lieferten den Ansatzpunkt für die Entwicklung neuer Fragestellungen und die Suche nach eigenen Lösungswegen. Im Falle von Brunswik waren es vor allem auch fachliche Kontroversen um die wahrnehmungspsychologischen Schriften Karl Böhlers, aus denen sich ein Anlaß zu ersten wissenschaftlichen Publikationen ergab: zum einen die endlosen Polemiken und Prioritätsstreitigkeiten mit der Gestalttheoretischen Schule in Bezug auf Böhlers Buch über »Die Gestaltwahrnehmungen« (K. Bühler, 1913),<sup>65</sup> zum anderen die sich ebenfalls über mehrere Jahre hinziehende Auseinandersetzung mit David Katz im Anschluß an die Veröffentlichung von Böhlers Abhandlung über »Die Erschei-

nungsweisen der Farben« (K. Bühler, 1922a). Für die Rekonstruktion des Entstehungskontexts jener wahrnehmungstheoretischen Vorstellungen, die Brunswik dann in seiner Habilitationsschrift ausarbeiten sollte, kommt dem letzteren Bezugsrahmen eine entscheidende Bedeutung zu.

Im Mittelpunkt der Bühlerschen Beschäftigung mit der Farbewahrnehmung stand die Erörterung dessen, was der Physiologe Ewald Hering die »Farbenkonstanz der Sehdinge« nannte. Die Pionierarbeit zu deren Erforschung wurde von David Katz (1911) geleistet. Katz' These, daß wir die Farben der Dinge dann konstant und in ihrer »wahren« Farbe sehen, wenn wir eine Übersicht über ihre Beleuchtung haben, bildete die Grundlage, von der aus Bühler seine Untersuchung in Angriff nahm. Bühler stellte sich die Frage, wie wir die Beleuchtung von Gegenständen überhaupt wahrnehmen können. Der Farbeindruck selbst kommt durch die von der Oberfläche eines bestimmten Körpers reflektierten Lichtstrahlen zustande. Sind es nun eben dieselben Lichtstrahlen, die zugleich auch die Reizgrundlage für die Beleuchtungswahrnehmung abgeben? Für Bühler war das logisch unmöglich: Wenn von einer stark beleuchteten schwarzen Tafel und einem schwach beleuchteten weißen Papierblatt gleiche Lichtstrahlen ins Auge reflektiert werden, und man sie trotzdem in verschiedenen Farben sieht, ist es dann nicht logisch zwingend, daß die Wahrnehmung der Farbe einer Oberfläche auch von etwas anderem als den von der betreffenden Oberfläche reflektierten Lichtstrahlen bestimmt wird? Bühler sprach von einem »Duplizitätsprinzip«<sup>66</sup> und machte sich in der Folge auf die Suche nach dem damit postulierten zweiten Reizfaktor der Dingfarbenwahrnehmung. Ein von ihm zunächst vorgeschlagener Lösungsweg, seine Luft-Licht-Hypothese, erwies sich jedoch als empirisch unhaltbar (Kardos, 1988, S. 36–37). Die Fragestellung selbst war damit aber nicht vom Tische. Am Wiener Institut der Zwischenkriegszeit wurde der Bühlersche Ansatz weiterverfolgt, wenn auch die frühe Luft-Licht-Hypothese dabei keine Rolle mehr spielte. Vor allem Ludwig Kardos war damit befaßt (Kardos, 1928 u. 1930).<sup>67</sup>

David Katz und sein Kreis standen den Wiener Arbeiten kritisch gegenüber. In die Diskussionen zwischen Rostock<sup>68</sup> und Wien trat

schließlich auch Brunswik ein.<sup>69</sup> Gemeinsam mit Kardos publizierte er 1929 gegen die vorgebrachten Einwände ein Plädoyer für die Beibehaltung des Duplizitätsprinzips in einer möglichst allgemeinen begrifflichen Fassung (Brunswik u. Kardos, 1929).<sup>70</sup>

Aus diesem Problemzusammenhang bezog Brunswik den Anstoß zu seiner Arbeit im Bereich der Wahrnehmungstheorie. Seine erste wissenschaftliche Publikation stand noch ganz unmittelbar im Kontext der oben skizzierten Fragestellungen. Sie galt der »Farbenkonstanz« in der sogenannten Albedowahrnehmung (Brunswik, 1929b).<sup>71</sup>

Auch diese an sich allgemein-psychologische Untersuchung wurde unter Einbeziehung des Gesichtspunkts der Entwicklung durchgeführt. In Frage stand die *Genese* der Albedowahrnehmung. Wie gut können Kinder verschiedenen Alters im Wechsel der Beleuchtung die »wirkliche Farbe« eines unbunten Gegenstandes erfassen? Oder anders formuliert: Wie gut werden von Kindern beim paarweisen Vergleich zweier ungleich beleuchteter grauer Gegenstände die verschiedenen Beleuchtungsbedingungen berücksichtigt? Zur quantitativen Bestimmung der »Wahrnehmungsgüte« entwickelte Brunswik eine einfache Formel, die es ihm ermöglichte, das Ausmaß, in dem der Beleuchtungsunterschied jeweils in Rechnung gestellt wurde, prozentuell auszudrücken: Der »reduzierte Äquivalenzwert«  $R$  errechnete sich aus  $100 \cdot (s-p)/w-p$ , wobei  $w$  die »wahre« (d. h. durch physikalische Messung exakt bestimmbare),  $s$  die »scheinbare« (d. h. die je subjektiv wahrgenommene) Farbe (später auch: Größe, Gestalt etc.) eines beschatteten (später auch: entfernten, schief gestellten etc.) Objekts ist.  $p$  steht für die scheinbare Farbe (Größe, Gestalt etc.) des Körpers, »wenn es bei der Konstituierung des Erlebnisses auf die Beschaffenheit des vom Objekt selbst herrührenden Netzhautbildes allein ankäme, also gar keine Konstanz bestünde«. Der »reduzierte Äquivalenzwert« gibt also »die Stellung von  $s$  auf einer 100teiligen, von  $p$  bis  $w$  reichenden Skala an; mit anderen Worten den Grad, in welchem die Verschiedenheit der Beleuchtung (Entfernung, Stellung) wahrnehmungsmäßig in Rechnung gestellt wurde« (Brunswik, 1930, S. 52).<sup>72</sup>

Aus dem Vergleich der Wahrnehmungsleistungen der verschiedenen Altersstufen ließ sich dann eine »Entwicklungskurve« erstellen:

Es zeigte sich

eine anfangs stark im Sinne sich vergrößernder Farbenkonstanz ansteigende Entwicklung, die bei den Neun- bis Fünfzehnjährigen ihren Höhepunkt [...] erreicht und dann auf das Niveau der Schulneulinge [...] zurückfällt. Höhepunkte von Entwicklungsschüben liegen bei 7, 10 und 15 Jahren (Brunswik, 1929b, S. 113).

Bereits drei Jahre zuvor hatte ein Studienkollege Brunswiks in seiner Dissertation Untersuchungen über die Entwicklung der Größenkonstanz bei Kindern angestellt (Beyerl, 1926), die nun zu den Ergebnissen der neueren Studie über die Farbenbeständigkeit in Beziehung gesetzt werden konnten.<sup>73</sup> Brunswik berichtete darüber am XI. Kongreß der Gesellschaft für experimentelle Psychologie in Wien. In seinem Referat zog er zudem eine unter seiner Leitung analog zu seinem Versuchsplan bezüglich der Albedowahrnehmung durchgeführte und damals noch unpublizierte Arbeit über die Entwicklung der »Gestaltkonstanz« heran.<sup>74</sup> Die drei Entwicklungskurven – also bezüglich der Genese der Größen-, der Farben- und der Gestaltbeständigkeit – verliefen in ihrer Rhythmik völlig parallel zueinander. Die Güte der Größenwahrnehmung bewegte sich allerdings auf einem weit höheren Niveau, war also gegenüber den systematisch variierten Wahrnehmungsbedingungen<sup>75</sup> weniger »täuschungsanfällig« als die Albedo- und die Gestaltwahrnehmung (vgl. Brunswik, 1930).

Den bezüglich aller drei Konstanzphänomene mit zunehmendem Alter zu beobachtenden »Rückfall« der Wahrnehmungsgüte deutete Brunswik als einen »Abbau der Wahrnehmung zugunsten höherer Funktionen«. Für die psychische Erschließung der Wirklichkeit sei die Wahrnehmung also gegenüber diesen die ursprünglichere, einfachere und in diesem Sinne »primitivere« Funktion (Brunswik, 1929b, S. 114).

Von diesem Standpunkt aus wollte er schließlich auch die eidetischen Phänomene bei Jugendlichen betrachtet wissen. In einer von ihm betreuten Dissertation (Garfunkel, 1928) wie in einer von ihm selbst durchgeführten Untersuchung an taubstummen Kindern (Brunswik u. Kindermann, 1929) zeigte sich, daß intellektuelle Leistung und

Fälligkeit zur Produktion von hochgradig plastischen, wahrnehmungsnahen Anschauungsbildern negativ korrelieren. Die »eidetische Anlage« von Jugendlichen schien Brunswik nun als eine Art »Entwicklungsrest« interpretierbar zu sein, als Resultat einer noch unvollständigen Lösung von einer ontogenetisch frühen Phase der uneingeschränkten Dominanz der Wahrnehmung über die höheren intellektuellen Funktionen.

In methodischer Hinsicht enthielt Brunswiks erste wissenschaftliche Publikation über die Albedowahrnehmung praktisch schon alle wesentlichen Versatzstücke, mit denen er in den Folgejahren seinen Versuch einer theoretischen Grundlegung der Wahrnehmungspsychologie von den Wahrnehmungsgegenständen her in Angriff nehmen sollte. Versuchsanordnung und Auswertungsverfahren, die er in der »Albedoschrift« vorgestellt hatte, ließ er nun von 1929/30 an in einer ganzen Reihe von experimentellen Dissertationen über die Beständigkeit der Wahrnehmung von verschiedenen Objekteigenschaften wie »Größe«, »Form«, »Volumen«, »Oberfläche«, »Gewicht« etc. bei systematischer Variation der Wahrnehmungsbedingungen zur Anwendung bringen. Die betreffenden Arbeiten sind in Tabelle 7 aufgelistet.

**TABELLE 7: Dissertationen zu Brunswiks Gegenstandstheorie <sup>76</sup>**

Eissler, Kurt	Über Gestaltkonstanz im Wechsel von Ding, räumlicher Stellung und Vermittlung (1931)
Klimpfinger, Sylvia	Die Gestaltkonstanz in ihrer Entwicklung und in ihrer Beeinflussung durch Übung und Einstellung (1932)
Holaday, Beverley	Die Größenkonstanz der Sehdinge bei Variation der inneren und äußeren Wahrnehmungsbedingungen (1932)
Zizmor, Jesse	Fläche, Höhe, Umfang und Gestalt als Gegenstände der Wahrnehmung (1934)
Stevenson, Thomas	Volumen und Oberfläche als Gegenstände der Wahrnehmung (1934)
Mohrmann, Julius	Über die Schallkonstanz im Wechsel der Entfernung (1934)
Müller, Marianne	Neue Versuche über die Müller-Lyersche Täuschung. Gegenstandskritische Untersuchung mit Variation der Einstellung (1935)
Reiter, Lieselotte	Über den Eindruckswert schematischer Zeichnungen von Gesichtern (1935)
Schreiber, Lilli	Dynamische Wahrnehmung des Gewichtes, der Energie und der Geschwindigkeit von fallenden Kugeln (1935)
Breuer, Edith	Innere Methoden und Fehler bei der Schätzung von Volumenrelationen (1935)



Die theoretische Verarbeitung des auf diese Weise zusammengetragenen empirischen Materials lieferte Brunswik dann in dem Buch »Wahrnehmung und Gegenstandswelt« (Brunswik, 1934a). Bei der Entfaltung seiner Ideen einer »objektiven« Psychologie, die bloß mit einem Minimum an Introspektion auskommen, also nicht vom subjektiven Erleben, sondern von den Gegenständen, auf die die Organismen bezogen sind, ihren Ausgang nehmen sollte, kamen den Arbeiten eines jungen Kollegen, der nicht der Bühler-Schule angehörte, eine entscheidende Bedeutung zu: den frühen phänomenologischen Schriften Fritz Heiders.

Fritz Heider, der in Graz bei Alexius Meinong studiert hatte, stand dem Bühler-Kreis aber durchaus nahe. Beinahe wäre er selbst auch als Mitarbeiter in das Wiener Institut eingetreten – und zwar in jener Funktion, die später Brunswik innehaben sollte. Glaubt man Heiders Lebenserinnerungen (Heider, 1984, S. 75), dann hatte Karl Bühler im Frühjahr 1927 zunächst ihm die Stelle einer wissenschaftlichen Hilfskraft an seinem Institut angeboten. Erst als Heider sich nach Hamburg zu William Stern zu gehen entschloß, fiel die Wahl Böhlers auf Brunswik. Auf Bühler hatte ein 1927 von Heider im ersten Jahrgang der Zeitschrift »Symposion« publizierter Aufsatz mit dem Titel »Ding und Medium« (Heider, 1927) offenbar großen Eindruck gemacht. In seinem im selben Jahr erschienenen Buch »Die Krise der Psychologie« zollte er dem jungen Grazer Kollegen dafür Beachtung und Anerkennung (K. Bühler, 1927, S. 151–152).

Die Anregungen, die Brunswik von Heiders Arbeiten zur Phänomenologie der Wahrnehmung empfing, übten auf das Reifen seiner eigenen theoretischen Anschauungen einen großen Einfluß aus. David Leary (1987, S. 119) hat darauf aufmerksam gemacht, daß die Lektüre von Heiders Artikel »Ding und Medium« wesentlich dazu beigetragen habe, daß Brunswik am Ende der zwanziger Jahre einen einschneidenden Wechsel der Perspektive in seiner Betrachtung der Wahrnehmungspsychologie vollzog: Weg von der bisher in der Psychologie allgemein üblichen Betonung der subjektiven Seite des Wahrnehmungsprozesses hin zu einer stärkeren Akzentuierung der »Gegenstandswelt«.

Heiders Überlegungen knüpften an eine für die Psychologie Meinongs typische Problemstellung an: Warum sagen wir, wenn wir auf ein Haus blicken, auf das die Sonne scheint: »Ich sehe das Haus« und nicht: »Ich sehe die Sonne«, wenn es eigentlich die Sonnenstrahlen sind, die die unserer Wahrnehmung zugrundeliegenden (physiologischen) Prozesse bedingen (Heider, 1984, S. 38)? Offenbar ist also – und nichts anderes sollte die Meinongsche Frage demonstrieren – eine einfache Kausaltheorie der Wahrnehmung, nach der wir ein Objekt deshalb sehen können, weil es die Prozesse unmittelbar verursacht, die auf die Netzhaut unserer Augen einwirken, nicht haltbar. Um das Problem begrifflich exakt zu fassen, führte Heider die Unterscheidung zwischen »Ding« und der »Mediation«, also der Vermittlung der Informationen über dieses Ding an unsere Sinnesorgane ein. Objekt und Betrachter sind für gewöhnlich nicht direkt in Kontakt miteinander; das, was sie voneinander trennt, ist das »Medium«, über das der Wahrnehmende das Wahrzunehmende erst erreichen muß.

Der Grundgedanke sei an einem einfachen Beispiel verdeutlicht: Schlagen wir eine Stimmgabel an, so pflanzen sich Ausläufer ihrer »Eigenschwingungen« in dem sie umgebenden Medium Luft fort. Obwohl natürlich miteinander kausal verbunden, ist das Geschehen am Objekt seinem Wesen nach völlig verschieden von dem Geschehen im Medium. Die im Medium ablaufenden Prozesse dienen dem Wahrnehmenden als eine Art Zeichen, über die er sich das Geschehen am Objekt erschließen kann.

Wir »erkennen [...] oft ein Ding durch etwas Anderes« (Heider, 1927, S. 109) – »durch« im doppelten Sinn, zum einen als durch ein Medium hindurch, zum andern als durch die Vorgänge im Medium bedingt. Setzt man voraus, daß unser Wahrnehmungsapparat von Natur aus darauf ausgerichtet ist, Dinge der physikalischen Welt stets als durch ein Medium vermittelt wahrzunehmen, so hat die Einsicht in die Unterschiede der physikalischen Struktur von Vorgängen am Ding und im Medium wohl auch Bedeutung für die Auffassung des Wahrnehmungsvorganges selbst. Das war denn auch das erklärte Ziel der Heider-schen Überlegungen: aus der Untersuchung der Struktur der Außenwelt die Art des Erkenntnisprozesses im Subjekte abzuleiten und verständ-

lich zu machen. Anders ausgedrückt: Will man den Prozeß der Wahrnehmung verstehen, so muß man ihn gleichsam von seinem Anfang, von den wahrgenommenen Gegenständen aus rekonstruieren:

In einer zwei Jahre nach dem Erscheinen von »Ding und Medium« fertiggestellten Abhandlung (Heider, 1930) versuchte Heider seine Problemstellung weiter zu präzisieren. Als die wesentlichen Komponenten des Wahrnehmungsvorgangs bestimmte er:

D - die lebensrelevante Umwelt (wir nennen sie oft »Dingwelt«, es gehören aber natürlich auch die anderen Menschen, Vorgänge usw. dazu);

V - das vermittelnde Geschehen im Medium, die das Organ unmittelbar treffenden Reize. Auf Seite des Organismus spiegelbildlich:

V' - das Geschehen im Organismus, das dem Reiznahen adäquat ist [...];

D' - Erlebnisse, die auf die Dinge abzielen. (Heider, 1930, S. 381)

Die Differenz der Vorgänge am Ding und im Medium erfaßte Heider nun mit dem Begriff der Inkongruenz der D-D'- und der V-V'-Ordnung.<sup>77</sup> Unmittelbar aufeinander bezogen und daher aufeinander abbildbar seien bloß V in V' bzw. D in D'. Trotz der »unmittelbaren Unabbildbarkeit« der D-Schicht auf V müsse natürlich doch eine Entsprechung beider gefordert werden. Nur so könne die V-Ordnung die Funktion der Vermittlung erhalten. Diese Entsprechung, so versuchte Heider am Beispiel »figuraler Wahrnehmungsgestalten« zu zeigen, sei aber nicht starr und unmittelbar, sondern entstehe letztlich erst durch »zwischengeschaltete Systeme«:

Man könnte vielleicht sagen, es gibt verschiedene Stufen, Zwischensysteme, die allmählich die Verbindung zwischen den beiden zunächst völlig inkongruenten Systemen Ding und Vermittlung schaffen. So ist das System der figuralen Gestalteinheiten eine solche Zwischenschichte: es ist einerseits nicht etwa durch einfache Abbildung aus dem äußersten Vermittlungssystem abzuleiten, andererseits bildet es aber selbst auch noch, dem innersten Bedeutungssystem gegenüber, ein Vermittlungssystem, und auch zwischen dem eigentlichen Dingsystem und dem figuralen System besteht keine einfache Abbildbarkeit. (Heider, 1930, S. 384)

Die Einsicht, daß das figurale System nicht einfach ein – wie auch immer vermitteltes – Abbild des Dingsystems sei, führte Heider schließlich dazu, sein bisher entwickeltes Schema des Wahrnehmungsprozesses ( $D-V/V'-D'$ ) in seiner Gültigkeit einzuschränken. Es könne nämlich nur unter der Annahme beibehalten werden, »daß das, was das Wahrnehmungssystem aus den Reizgegebenheiten macht, Umwelt entsprechend ist; daß also das Verhältnis  $V'-D'$  ein Spiegelbild von  $D-V$  ist« (Ebenda, S. 382). Dies ist aber mehr die Ausnahme denn eine Regel.

Die damit angesprochene Problematik der »Umwelt(un)angemessenheit« des Wahrgenommenen suchte Heider dann wie folgt zu fassen: Im Verhältnis von »Außenwelt« ( $A = D-V$ -Schicht) und »Wahrnehmungswelt« ( $W$ ) stelle erstere das »leitende«, letztere das »folgende System« dar. Fragt man nun, was in einer konkreten Situation tatsächlich erlebnismäßig wahrgenommen wird, so hat dies seinen Ursprung zum einen eben unmittelbar in  $A$  (Schicht  $V'-D'$  als Spiegelbild von  $D-V$ ), zum anderen aber auch in der *Eigenart des Wahrnehmungssystems*. Die Wahrnehmungswelt  $W$  setzt sich also aus einem Außenwelt-bedingten ( $W_a$ ) und einem durch das System der Wahrnehmung selbst bedingten Teil ( $W_w$ ) zusammen:  $W = W_a + W_w$ .

Zur Bestimmung der Eigengesetzlichkeiten des Wahrnehmungssystems seien, so folgerte Heider, jene Fälle, in denen sich  $A$  in  $W$  ungebrochen spiegelt, völlig unbrauchbar:

*A spiegelt sich in W: dort wo dieser Spiegel A genau wiedergibt, dem A folgt, dort läßt es nichts von W, dem Spiegel erkennen – nur dort wo der Spiegel das A verändert, entnehme ich dem Spiegelbilde Eigenschaften des W.*

*Das hieße: Nur wenn unser Wahrnehmen Fehler begeht, die Gegenstände nicht richtig wiedergibt, gewinne ich brauchbare Ausgangspunkte zur Erforschung der Eigengesetze des Wahrnehmungssystems. (Heider, 1930, S. 390–391)*

Das bisher Gesagte mag genügen, um den Einfluß des Heiderschen Frühwerks auf die wissenschaftlichen Anfänge Egon Brunswiks näher zu bestimmen: Erstens der Satz, daß jede Theorie der Wahrnehmung von den Wahrnehmungsgegenständen ihren Ausgang zu nehmen habe;

zweitens die Idee, daß die Wahrnehmung ihre Gegenstände über »Zwischensysteme« (Heider) bzw. »Zwischengegenstände« (Brunswik) erreiche; drittens die Einsicht, daß das Wesen des »Wahrnehmungssystems« sich nur über die »Fehler«, die es macht, erschließen lasse.<sup>78</sup>

»Dieser Aufsatz soll zeigen, daß die Betrachtung des Wahrnehmungssystems im Hinblick auf seine Leistung, auf seine Umweltgemäßheit wichtig und für die Theorie förderlich ist. Es soll also der Leistungsaspekt (Karl Bühler) des Wahrnehmungssystems aufgewiesen werden.« So hieß es bei Heider (1930, S. 371). Brunswik, für den Karl Böhlers »Aspektenlehre« das verbindliche wissenschaftstheoretische Bezugssystem war, formulierte dasselbe Programm weit schärfer: Der »Zug zur Objektivierung«, wie er in der von ihm vorgeschlagenen Untersuchungsmethode zum Ausdruck komme, sei »getragen vom Bestreben nach einer reinen Leistungsbetrachtung der Wahrnehmung, ein Aspekt, ohne den im Sinne von Bühler jede Psychologie überhaupt unvollständig bleiben muß« (Brunswik, 1934a, S. V).<sup>79</sup> Der Anspruch Brunswiks, »Umfang und Reinheitsgrad« (in der Diktion Heiders: die »Umweltangemessenheit«) der Wahrnehmungsleistung quantitativ auszudrücken, ging über den Heiderschen Ansatz allerdings hinaus. Heiders Leistungsbetrachtung der Wahrnehmung war eine theoretische, keine experimentalpsychologische Analyse. Daß aber die Anwendung des Experiments, wie sie Brunswik vorschwebte,<sup>80</sup> zu einer »Verlegung des Schauplatzes aus dem Phänomenalen in die erkannten Gegenstände« führen werde, diese Einsicht war von Heider vorbereitet worden. Im Selbstverständnis Brunswiks handelte es sich aber auch dabei um nichts anderes als um eine konsequente Weiterentwicklung der Bühlerschen Psychologie (vgl. Brunswik, 1934a, S. 183).

Was Brunswik also mit seinem Buch »Wahrnehmung und Gegenstandswelt« beabsichtigte, war eine »objektive Leistungsanalyse« der Wahrnehmung auf experimentalpsychologischer Grundlage. Brentanos Begriff der Intentionalität lieferte den Ansatzpunkt: Psychisches unterscheide sich, so meinte Brentano, von Physischem darin, daß in ihm stets die »Beziehung auf einen Inhalt, die Richtung auf ein Objekt« gegeben sei. Jedes psychische Phänomen enthalte also etwas als Objekt in sich: »In der Vorstellung ist etwas vorgestellt, in dem Urteile ist etwas

anerkannt oder verworfen, in dem Hasse gehaßt, in dem Begehren begehrt usw.« (Brentano, 1874, S. 125). »Objekt« war aber bei Brentano ausdrücklich nicht ein Gegenstand, ein Körper der physikalischen Welt, sondern bloß etwas Gedachtes, »real« gar nicht Existierendes. »Intentionalität« blieb so gefaßt ein reiner Bewußtseinsbegriff und damit für die Zwecke Brunswiks unbrauchbar. Die Reformulierung des Intentionalitätsbegriffs, die Brunswik schließlich vornahm, las sich wie eine philosophisch »neutralisierte«<sup>81</sup> Fortsetzung Heiderschen Denkens: In der Wahrnehmung stünden sich letztlich zwei Sphären gegenüber: die des unmittelbar Gegebenen, der anschaulichen Wahrnehmungsdinge einerseits, und die aufgrund des unmittelbar Gegebenen mit Hilfe des Denkens konstruierte, durch physikalische Messung erschlossene Gegenstandswelt andererseits. Die Beziehung der psychischen Wahrnehmungsgegebenheiten auf physisch reale, »wirkliche« Außenwelt-Gegenstände nannte Brunswik nun eine »intentionale« (Brunswik, 1933, S. 378).

Das Beispiel der bekannten optischen Täuschungen lehrt, daß unsere Wahrnehmung nicht immer präzise funktioniert. Wir sehen zwei Strecken als *verschieden* lang, obwohl sie – wie durch Messung exakt zu bestimmen – objektiv *gleich* lang sind. In der Brunswikschen Terminologie ausgedrückt: Die Wahrnehmung war in diesem Falle nicht in der Lage, den intendierten Gegenstand auch wirklich, d. h. vollständig, »intentional zu erreichen«. Die »Leistungsanalyse der Wahrnehmung« lief also auf den Vergleich der aus der Wahrnehmung unmittelbar erschlossenen »Erkenntnis« der Wirklichkeit mit jener aus der physikalischen Messung gewonnenen hinaus: auf den Vergleich also von »Wahrnehmungswelt« und »Gegenstandswelt«.

Das experimentelle Verfahren zur quantitativen Bestimmung des Ausmaßes, in dem ein Gegenstand von der Wahrnehmung intentional erreicht wurde, hatte Brunswik schon in seiner Publikation von 1929 vorgestellt. Die Ausgangslage sei hier kurz am Beispiel der »Größenkonstanz« demonstriert. Ein Würfel von einer bestimmten Größe diene einen Meter vom Betrachter aufgestellt als »Hauptobjekt«, ein gleich großer Würfel in drei Meter Entfernung als »Vergleichsobjekt«. Nach den Gesetzen der Optik ist die Projektion des Vergleichskörpers auf

der Netzhaut des Auges bloß ein Drittel so groß wie jene des Hauptobjekts. Der Vergleichskörper müßte daher vom Betrachter entsprechend um zwei Drittel kleiner gesehen werden. Dem ist natürlich nicht so, weil wir sofort die Entfernung der beiden Körper voneinander mit in Rechnung stellen. Angenommen aber, wir »bemerken« nicht, daß das Vergleichsobjekt und das Hauptobjekt voneinander entfernt sind: Beide Körper erschienen uns dann als in ein und derselben Ebene liegend, so als ob wir den Vergleichskörper in die Ebene des Hauptkörpers projiziert hätten. In diesem Falle würden wir uns gleichsam »maximal« täuschen: Das Vergleichsobjekt erschiene uns genau dann tatsächlich nur ein Drittel so groß wie das Hauptobjekt.

Unter normalen Bedingungen wird unsere Wahrnehmung im obigen Beispiel aber auf die Erfassung der »wirklichen Körperverhältnisse« gerichtet sein, die Entfernung der beiden Gegenstände also irgendwie mitberücksichtigen. In den von Brunswik angeregten Experimenten zeigte sich jedoch, daß unsere Wahrnehmung Fehler macht, daß die »Größenkonstanz« also nicht eine vollkommene ist: Der hintere Würfel mußte etwas größer sein als der vordere, um als »gleich groß« gesehen zu werden. Freilich mußte man ihn allerdings nicht so groß wählen, daß er sich auf der Netzhaut ebenso groß projiziert wie der vordere.

Die Wahrnehmung war in diesen Experimenten weder den wirklichen Größenverhältnissen der Körper noch den projektivischen Netzhautverhältnissen völlig gerecht geworden. Es sei, so folgerte Brunswik, eine Art »Zwischengegenstand« erreicht worden, der zwischen den beiden möglichen Intentionspolen »wirklich gleich« oder »projektivisch gleich« zu liegen komme. Den genauen Ort, wo dieser »Zwischengegenstand« in dem Kontinuum zwischen den beiden Polen: »Intention auf die wirklichen Größenverhältnisse« und »Intention auf die Körperprojektionen auf eine frontalparallele Ebene« lokalisiert war, konnte Brunswik mittels seines bereits in seiner Arbeit über die Albedowahrnehmung vorgestellten Rechenverfahrens exakt bestimmen.

Zur theoretischen Klärung der Konstanzerscheinungen der Wahrnehmung brachte Brunswik schließlich das Bühlersche »Duplizitäts-

prinzip« ins Spiel, das er nun aber auf spezifische Weise mit den Überlegungen Heiders aus »Ding und Medium« zu verbinden suchte. Erinnern wir uns nochmals der Ausgangslage bei der Größenkonstanz:

In Situationen, in denen Körper von verschiedener Entfernung hinsichtlich ihrer Größe zu vergleichen sind, ergeben sich immer zwei Alternativen: Entweder man vergleicht die Reizwirkungen hinsichtlich ihrer Eigenschaften miteinander (Intention auf die projektivischen Netzhautverhältnisse) oder aber die Körper selbst (Intention auf die wirklichen Größenverhältnisse). Ersteres erfordere – so Brunswik – eigentlich keine besonderen »Leistungen« des Wahrnehmungssystems: Die projektivischen Werte seien – wie Brunswik den Sachverhalt begrifflich darstellte – »intentional leicht erreichbar«. Die Intention auf die wirklichen Körpereigenschaften hingegen habe aber irgendwie ein Inrechnungstellen der Verschiedenheit der Umstände (unterschiedliche Entfernung) zur Voraussetzung, mache also eine besondere Arbeitsleistung des Wahrnehmungsapparats notwendig. Körpereigenschaften seien daher »intentional schwerer zu erreichen«.

Aus dem Gesagten ergab sich für Brunswik zwangsläufig der Rekurs auf die Bühlersche Duplizitäts-Annahme: Wären nämlich nur die projektivischen Reizeinwirkungen gegeben, so könnte eine eventuelle Verschiedenheit der Wahrnehmungsumstände gar nicht berücksichtigt werden. Es muß also am Zustandekommen der Größenkonstanz noch – mindestens – ein zweiter Reizfaktor beteiligt sein, der eindeutig mit der Entfernung gekoppelt ist und daher im Verein mit den direkten projektivischen Reizeinwirkungen von Seiten der Körper die Reizgrundlage für die Konstanzwahrnehmung abgibt.

Den Umstand, daß für das intentionale Erreichen von Körpereigenschaften stets mindestens zwei, allgemein mehrere Reize notwendig sind, faßte Brunswik nun mit dem Begriff der »mehrfachen Vermittlung«. Im direkten Anschluß an Heider bestimmte Brunswik diese dann als ein Geschehen, das als Ausläufer der ursprünglich einheitlichen Vorgänge am Gegenstand in keinem einzigen Abschnitt, an keiner Stelle seines Verlaufes mehr mit seinem eigentlichen Ausgangspunkt eindeutig gekoppelt ist:



Legen wir nämlich in jedem Stadium einen Querschnitt durch die vom Körper bzw. auch seiner Beleuchtung ausgehenden Kausalketten, in welchem sie etwa als Reize wirksam werden, so finden wir [...] keinen einzelnen Vorgang, den man der Körpereigenschaft eindeutig zuordnen könnte. (Brunswik, 1934a, S. 96)

Brunswik sprach von »zersplitternden Wirkungen« in der »extraorganismischen Wirklichkeitsschicht«, die nun aber im Organismus selbst gleichsam wieder »gesammelt, zusammengebogen, in eine Wirkung verschmolzen« werden müßten. Die Analogie der synthetisierenden Funktion des Wahrnehmungsapparats mit dem Wirkungsmechanismus einer Sammellinse übernahm Brunswik dann wieder von Heider:

Von einem Punkt P gehen nach allen Richtungen Strahlen aus. Jeder einzelne dieser Strahlen könnte, wenn wir ihn isoliert betrachten, in jedem beliebigen Punkte seiner Verlängerung nach rückwärts seinen Ursprung nehmen. Er ist also seinem Ursprung nicht eindeutig zugeordnet. Treffen zwei oder mehrere dieser auseinanderstrebenden Strahlen auf eine Sammellinse, so werden sie so zusammengebogen, daß sie sich wieder in einem Punkte treffen. Dieser eine Punkt ist dann dem Ausgangspunkt der Strahlung eindeutig zugeordnet; er befindet sich dann und nur dann an ein und derselben Stelle, wenn auch der Ursprung der Strahlung nicht verschoben wird. Es kommt also dann doch eine Wirkung zustande, die dem strahlenden Punkt eindeutig zugeordnet ist, während das für jeden einzelnen der vermittelnden Teilprozesse nicht der Fall war, genau so, wie wir das grundsätzlich auch für die mehrfache intentionale Vermittlung festgestellt haben. (Brunswik, 1934a, S. 97)

Es ist hier nicht der Platz, um die Brunswiksche »Psychologie vom Gegenstand aus« in all ihren Aspekten abzuhandeln. Einige wenige Andeutungen über die weitreichenden Folgerungen, die Brunswik aus der Vielzahl der von ihm angeleiteten Untersuchungen zog, sollen aber die Konsequenz des Ganzen wenigstens ansatzweise überschaubar machen.

»Gegenstand« war im Sinne von Brunswik eigentlich ein Begriff, der sich auf die physikalischen Eigenschaften eines mehr oder weniger komplexen Körpers bezog. Würden wir uns einen Würfel durch Messung erschließen, also als »Gegenstand« konstruieren, so erhielten wir viele verschiedene Bestimmungsstücke: Form, Kantenlänge, Volumen, Oberfläche, Gewicht etc. Jedes Bestimmungsstück für sich kann nun selbst wiederum zu einem intentionalen Gegenstand der Wahrnehmung werden. Wobei sich in jedem einzelnen Fall natürlich weiterhin die Frage stellt, in welchem Ausmaß der intendierte Gegenstand auch tatsächlich intentional erreicht wurde.

Nun werden in der Wahrnehmung eines komplexen Körpers nicht alle seine Eigenschaftsmomente gleichzeitig, »auf einmal« angesteuert. Einmal wird die »Größe«, ein anderes Mal die »Form«, wieder ein anderes Mal das »Gewicht« etc. – je nach Einstellung des Wahrnehmungssubjekts – für das betreffende Lebewesen »bedeutsam« sein. Die jeweils intendierten Momente erhalten dann die Funktion von Zeichen:<sup>82</sup> Sie »vertreten« ein dahinterliegendes Ganzes, den komplexen Körper, mit dem sie in einem kausalen Zusammenhang stehen.

Dabei ist zu berücksichtigen, daß für den Organismus grundsätzlich projektivische, den eigenen Sinnesrezeptoren »nahe« Reize leichter erreichbar, »intentional zugänglich« sind, als die wirklichen Körper-eigenschaften. Rezeptornahe Reizkonstellationen werden daher als Anzeichen »ausgewählt«. Sie fungieren als »lokale Stellvertreter« für entfernte, nicht oder nur schwer zugängliche Reizgegebenheiten. Wir erschließen uns also komplexe Wahrnehmungsgegenstände über rezeptornahe Reize, die uns als Zeichen ein in seiner Gesamtheit nicht zugängliches Ganzes vermitteln.

Das war der Weg, den Brunswik mit seiner »Wahrnehmungstheorie vom Gegenstand aus« einzuschlagen daran war, als er mit Edward Tolman, der das Studienjahr 1933/34 am Wiener Institut zubrachte, zu kooperieren begann. Brunswik hatte seine Formulierung des Intensions-Problems bereits in seiner ursprünglichen und allgemeinsten Fassung (z. B. Brunswik, 1933, S. 378) auch »behavioristisch« zu umschreiben versucht: Man brauchte »unmittelbare Wahrnehmungsgegebenheit« nur durch »meßbare Reaktion eines Lebewesens« zu

ersetzen und diese einem Gegenstand gegenüberzustellen: »Verhalten« konnte dann ebenso als auf physikalische Objekte der Außenwelt *intentional* bezogen begriffen werden.

Vergegenwärtigen wir uns die Probleme, mit denen Tolman damals befaßt war. Seine Ratten lernten, im Labyrinth bestimmte Gegebenheiten als Zeichen zu verwerten, die sie zu bestimmten Zielgegenständen »hinführten«. Also auch hier der Zusammenhang zwischen »Zeichen« und »Bezeichnetem«, in der neobehavioristischen Terminologie Tolmans der Zusammenhang zwischen im Verhalten erreichten »Mittelgegenständen« und den letztendlich über sie zu erreichenden »Zielgegenständen«.

Der Umstand, daß sie beide, Brunswik und Tolman, völlig unabhängig voneinander, in der Untersuchung sehr verschiedener Themenstellungen – menschliche Wahrnehmung hier, tierisches Verhalten dort – zu einem gemeinsamen Standpunkt in der Betrachtung der Psychologie gelangt seien, habe sie dazu veranlaßt, einen gemeinsamen programmatischen Artikel zu schreiben (Tolman u. Brunswik, 1935, S. 43). Dies nicht zuletzt auch deshalb, um die von ihnen jeweils eigenständig entwickelte Begrifflichkeit auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen.

Die Psychologie sei, so lautete nun das gemeinsame Credo, »primarily concerned with the methods of response of the organism to two characteristic features of environment«. Als erstes Hauptmerkmal hielten Tolman und Brunswik fest, daß man die Organismen-Umwelt als ein »Kausalgefüge« (»causal texture«) anzusehen habe, in dem verschiedene Ereignisse kausal miteinander verbunden sind. Das zweite wesentliche Umweltmerkmal bezog sich dann auf die prinzipielle »Mehrdeutigkeit« (»equivocality«) der zwischen den verschiedenen Gegebenheiten bestehenden »Kausalkoppelungen« (»causal couplings«). Das erste Charakteristikum führte Brunswik und Tolman zu dem Schluß, daß infolge der kausalen Verbindung von Umweltereignissen, Organismen ein bestimmtes Ereignis als »Stellvertreter« (»local representative«) für ein anderes, mit ersterem kausal verknüpft Ereignis zu akzeptieren beginnen:

It is by the use of such acceptances or assertions of local representatives that organisms come to steer their ways through that complex network of events, stimuli and happenings, which surrounds them. By means of such local representation [...] the organism comes to operate in the presence of the local representative in a manner more or less appropriate to the fact of a more distant object or situation, i. e. the entity represented (das Vertretene). (Tolman u. Brunswik, 1935, S. 44)

»Mehrdeutigkeit« der kausalen Beziehungen zwischen Umweltgegebenheiten bedeutete naturgemäß auch Mehrdeutigkeit der Beziehungen zwischen Ereignissen und ihren »Stellvertretern«, also Mehrdeutigkeit der Beziehung zwischen »Zeichen« und »Bezeichnetem«. Das Verhalten der Organismen sei deshalb stets von »Wahrscheinlichkeitsbeziehungen« bestimmt, jedes Lebewesen also letztlich dazu gezwungen, sich auf Basis von »Hypothesen«, die sich nur mit einem bestimmten Grad an Wahrscheinlichkeit als gültig erweisen, seine jeweilige Umwelt zu erschließen.

Dieses »probabilistische Modell« sollte Brunswik dann in den Vereinigten Staaten weiter ausbauen und vertiefen (vgl. v. a. Leary, 1987).<sup>83</sup> Als wesentliches Resultat unserer Untersuchung ist hier festzuhalten, daß der Ansatz selbst in seinen Grundzügen schon im Wien der frühen dreißiger Jahre entwickelt worden war. Brunswik hatte sich also nicht erst unter dem Einfluß seiner Lehr- und Forschungstätigkeit in den Vereinigten Staaten dem Behaviorismus zu- und damit – wie etwa Charlotte Bühler (1965, S. 192) in der Rückschau meinte – von Karl Bühler abgewandt. Im Gegenteil: Brunswik war – zumindest seinem Selbstverständnis nach – im Rahmen der Bühlerschen Psychologie zu einem Standpunkt gelangt, der sich dem Neobehaviorismus als kompatibel erwies. Daß wesentliche Impulse dafür vom Werk Fritz Heiders ausgegangen waren, berührt dieses Argument nur wenig. Brunswik – und mit ihm wohl auch Karl Bühler – dürften den phänomenologischen Ansatz Heiders einfach als konsequente Weiterführung der Anwendung der Bühlerschen Aspektenlehre auf den Bereich der Wahrnehmungstheorie verstanden haben.

### 2.3 ENTWICKLUNGSFORSCHUNG

Die psychologische Entwicklungsforschung stellte den bedeutendsten Arbeitsschwerpunkt des Wiener Psychologischen Instituts dar: Weit mehr als die Hälfte aller zwischen 1923 und 1938 von Karl Bühler approbierten Dissertationen wurden zu kinder- oder jugendpsychologischen Themenstellungen bzw. zur Psychologie des menschlichen Lebenslaufes verfaßt.<sup>84</sup> Es gab gleich zwei hauseigene Schriftenreihen, in denen einschlägige Monographien publiziert wurden und darüber hinaus eine fast unüberschaubare Flut von Einzelstudien, die – stets mit dem Kürzel: »aus dem Wiener psychologischen Institut« versehen – in den verschiedenen Fachzeitschriften erschienen. Schließlich war es gerade auch die Wiener Kinderforschung gewesen, die das hohe internationale Ansehen des Instituts zu begründen half. Fachleute und Studierende aus aller Herren Länder kamen nicht zuletzt deshalb nach Wien, um sich hier mit den an der Kinderübernahmestelle praktizierten Untersuchungsmethoden vertraut zu machen.

Psychologie der Entwicklung war die Domäne von Charlotte Bühler. Nicht nur, daß sie dem Hauptteil der Wiener Untersuchungen Fragestellung und Methodik vorgab: Sie selbst produzierte Schriften wie am Fließband. Die besondere Art der arbeitsteiligen Forschungsorganisation, die dieser enormen Produktivität zugrunde lag, ist weiter oben im Text bereits eingehend erörtert worden. Allein der Entwicklung jenes rationellen, in den Sozialwissenschaften erst viel später und dann unter weit günstigeren ökonomischen Bedingungen allgemein durchgesetzten Forschungsstils wegen wäre Charlotte Bühler wohl ein Ehrenplatz in der Geschichte der modernen Psychologie sicher – unabhängig vom inhaltlichen Ertrag ihres psychologischen Lebenswerkes. Die Inhalte aber gilt es nun näher zu bestimmen: Was war das also, das am Wiener Psychologischen Institut als »Kinder- und Jugendpsychologie« und als »Psychologie des menschlichen Lebenslaufes« betrieben wurde? Zu welchem Zweck? Und aus welchem Grunde?

Charlotte Bühler selbst hatte die Entwicklung ihrer Forschungsinteressen in ihrer Autobiographie (Ch. Bühler, 1972) ausführlich beschrieben: Das pubertierende Mädchen aus gutem Hause quälten Zweifel: Zweifel an der Existenz Gottes; und jene Fragen, die in »jeder

differenzierteren Pubertät« auftauchen würden: die Fragen nach dem Sinn des menschlichen Lebens (Schenk-Danzinger, 1963, S. 10). Das jugendliche Elend mit der Metaphysik führte die siebzehnjährige Gymnasiastin zur Beschäftigung mit der Psychologie des Denkens: Vielleicht liege es an den begrenzten Möglichkeiten des menschlichen Verstandes, daß sich die großen metaphysischen Probleme als unlösbar erwiesen? Sie habe, enttäuscht von den Ansätzen der Assoziationspsychologie, eigene Denkexperimente durchzuführen begonnen. Experimente, die – wie sie erst später feststellen sollte – jenen, die Karl Bühler knapp zehn Jahre zuvor in Würzburg unternommen hatte, recht ähnlich gewesen seien: »Wo war dieser Karl Bühler, der offenbar Ähnliches wollte wie ich?«, fragte sich die einundzwanzigjährige Psychologiestudentin, als sie von dessen Schriften erstmals Kenntnis nahm (Ch. Bühler, 1972, S. 11). Der Ausgang der Geschichte ist bekannt. In München zu Beginn des Jahres 1916 fanden sie zusammen: der außerordentliche Universitätsprofessor, abkommandiert vom Kriegsdienst zur Vertretung der nach Oswald Külpes Tod verwaisten Leitung des Münchner Psychologischen Instituts, und die junge, ehrgeizige Nachwuchsforscherin, die im Anschluß an die Arbeiten der Würzburger Schule über denkpsychologische Probleme dissertieren wollte. Wenige Monate später wurde Hochzeit gehalten.

1918 erwarb Charlotte Bühler bei Erich Becher, der schließlich als Nachfolger Külpes nach München geholt worden war,<sup>85</sup> ihr Doktorat in Philosophie. Schon vor der Beendigung der Dissertation stellte sie ihre erste wissenschaftliche Veröffentlichung fertig: Eine Studie, in der sie die Frage nach dem Zusammenhang von Märchen und kindlicher Phantasie einer systematischen Behandlung zu unterziehen suchte (Ch. Bühler, 1918a). Die Anregung dazu ging, wie sie selbst betonte (ebenda, S. 24), von ihrem Ehemann Karl aus.

Der Fragestellung und Methodik nach stand diese kleine Untersuchung ganz in der Tradition der »geisteswissenschaftlichen Psychologie«: Aus der qualitativen Interpretation des Lesestoffes sollten sich Hinweise auf die geistige Entwicklung der kindlichen LeserInnen ableiten lassen. In ihrer Dissertation hingegen, an der Charlotte Bühler gleichzeitig arbeitete (Ch. Bühler, 1918b u. 1919), bediente sie sich

des vom Külpe-Kreis entwickelten Verfahrens der Selbstbeobachtung unter experimentell kontrollierten Bedingungen. Der seit der Dilthey-Ebbinghaus-Kontroverse etablierte Gegensatz zwischen »erklärender« und »verstehender« Psychologie kümmerte sie offenbar wenig – fast zehn Jahre vor dem Erscheinen von Karl B hlers Buch »Die Krise der Psychologie«.

Die experimentelle Psychologie des Denkens war bloß der Ausgangspunkt: »Ich fand, daß ich die Natur der Denkvorgänge, nicht aber das menschliche Leben verstand. Mußte man schon, wie ich einsah, die intellektuelle Erfassung des Universums und die Frage der Existenz Gottes aufgeben [...], so wollte ich doch irgendwie herausfinden, wie man das menschliche Leben angemessen leben sollte. Die Methode hierzu wurde mir erst [...] später klar, als ich schließlich Lebensläufe zu untersuchen begann. Zunächst aber machte ich zwei Umwege, die sich allerdings für meine Kenntnis der menschlichen Entwicklung als sehr günstig erwiesen« (Ch. Bühler, 1972, S. 22). Diese »Umwege« führten über die Jugend- und die Kinderpsychologie.

In der Rückschau scheint jedes individuelle Leben einen geordneten Sinn zu ergeben. Sigmund Freud hatte wiederholt mit psychologischen Argumenten auf die Verwandtschaft von Biographik und Mythos hingewiesen. Die Autobiographie bezichtigte er gar der Verlogenheit und hielt sie daher für wertlos (Freud, 1960, S. 387). Ganz so streng sei mit Charlotte B hlers Selbstdarstellung nicht zu Gericht gegangen. Sie legte sich darin einen roten Faden zurecht, der ohne abzureißen von dem einen Anfang aus zu dem einen Ende hinf hrte: Von der pubertären Suche nach dem Sinn des Lebens zur Begründung der »Humanistischen Psychologie«. Ein ForscherInnenleben, das letztlich der wissenschaftlichen Klärung der einen großen Frage gewidmet war: der Frage nach den Grundwerten der menschlichen Existenz. Derart wollte sie sich selbst vor der Nachwelt dargestellt wissen.

Als ob sich alles organisch irgendwie »von innen heraus« entwickelt hätte: Dieser Gedanke hatte schon in den zwanziger Jahren ihrer psychologischen Theorie zugrunde gelegen. »Entwicklung« war für Charlotte Bühler letztlich ein *biologisch* fundierter Begriff, bar jedes *sozialen* Inhalts. Wie bei der Erforschung von Kindheit und Jugend,

so blieb auch in der Darstellung des eigenen wissenschaftlichen Werdegangs das »soziokulturelle Milieu« weitgehend ausgespart: Die Tatsache zum Beispiel, daß einiges von dem, was sie in ihrer Wiener Zeit unternommen hatte, schlichtweg Auftragsforschung gewesen war.

Denn Rockefeller-Foundation und Stadtverwaltung schufen nicht einfach in einer Art von zweckfreiem Mäzenatentum »günstige Bedingungen und Voraussetzungen« für die Verwirklichung des einen individuellen Lebensplans. Im Gegenteil: Man wollte Resultate sehen, die die Ausgaben legitimieren konnten. Chancen und Möglichkeiten bedeuteten zugleich auch Handlungsanforderungen, die es zu erfüllen galt – bisweilen wohl unabhängig davon, ob das der seelischen Bedürfnislage der mit den großen Sinnfragen befaßten Forscherin gerade entgegenkam. Die Angaben Charlotte Bühlers erweisen sich also als »ergänzungsbedürftig«.

Was nicht unmittelbar dem Konzept der Selbstentfaltung der eigenen Ideen entsprach, verkam in Charlotte Bühlers Autobiographie zur Marginalie, zur Episode. Ihre literaturpsychologischen Anfänge waren ihr im Nachhinein kaum ein paar Zeilen wert. Nach einer Reihe von einschlägigen Artikeln über Volksliteratur fand diese erste Phase der wissenschaftlichen Entwicklung in der Habilitationsschrift über »Dichtungswirkungen und Dichtungsziele« ihren Abschluß. Immerhin war das literaturpsychologische Frühwerk derart gut geraten, daß sie in Sachsen als erste Frau eine Privatdozentur erhielt: an der TH Dresden für »Ästhetik und Pädagogische Psychologie«. Die Habilitationsschrift sei – »leider«, wie sie nicht hervorzuheben vergaß – ihr letzter Beitrag zum Gebiet der Literatur und Kunst gewesen, dem sie sich freilich »gern noch weiter gewidmet hätte«. Aber: »Ich fühlte zu sehr das dringende Bedürfnis, zu meinen ursprünglichen Fragen bezüglich des menschlichen Lebens zurückzukehren« (Ch. Bühler, 1972, S. 21).

Ein »staatlicher Forschungsauftrag«, den ihr Mann an sie weitergab, wird die Rückkehr zum Wesentlichen wohl entscheidend erleichtert haben: Er brachte sie um 1920 schließlich auf den »Umweg« der Jugendpsychologie. Systematisch mit Kinderpsychologie begann sie sich erst im Zuge ihres USA-Aufenthaltes als Rockefeller-Stipendiatin während des Studienjahrs 1924/25 auseinanderzusetzen. Fachgeschicht-



lich betrachtet war die Kinderpsychologie aber vor der Jugendpsychologie entstanden. Aus Gründen der Darstellungslogik beginne ich daher mit Charlotte Bühlers Hinwendung zur Kinderforschung. Erst im Anschluß daran werde ich auf ihre Anfänge in der Jugendpsychologie zurückgehen. 1928 erschien ihr Buch »Kindheit und Jugend«, in dem sie die Resultate ihrer Kinder- und Jugendpsychologie in eine einheitliche Theorie der psychischen Entwicklung integrierte. Die Lebenslaufforschung setzte dann in Wien gegen Ende der zwanziger Jahre ein. Den Abschluß dieses Kapitels bildet die Diskussion der Frage nach der Praxisrelevanz der Wiener Entwicklungsforschung. Dabei werden die berühmten »Wiener Entwicklungstests« ebenso einer ausführlicheren Besprechung unterzogen wie die am Institut vor allem von Hildegard Hetzer forcierten Ansätze einer »Psychologie der Fürsorge«.

### 2.3.1 Kinderpsychologie

#### 2.3.1.1 Zur Herausbildung der psychologischen Kinderforschung

»Kindheit«, so wie wir sie heute kennen, als ein von der Welt der Erwachsenen abgesonderter Lebensbereich, sei ein relativ junges sozialgeschichtliches Phänomen, das sich innerhalb der europäischen Gesellschaften erst vom 16. Jahrhundert an langsam aber stetig herausgebildet habe. In dieser Lesart – und in der Rede von der »Entdeckung der Kindheit« auf eine einfache Formel gebracht – sind die originellen Thesen des französischen Historikers Philippe Ariès über die »Geschichte der Kindheit« von HistorikerInnen, SoziologInnen, PädagogInnen und bisweilen auch von PsychologInnen in den vergangenen dreißig Jahren rezipiert worden.<sup>86</sup>

Was Ariès herausarbeitete, waren die Spuren eines Wandels, der sich in der Einstellung der Erwachsenen zum Kinde im Laufe der Jahrhunderte vollzogen hatte. In den traditionellen Gesellschaften des ausgehenden Mittelalters sei die Dauer der »Kindheitsphase« auf das »zarteste Kindesalter« beschränkt geblieben, auf jene Periode, in der »das kleine Wesen nicht ohne fremde Hilfe auskommen« konnte. Kaum daß sich das Kind aber physisch zurechtfand, kaum daß es sich allein fortzubewegen und verständlich zu machen vermochte, habe es »übergangslos zu den Erwachsenen gezählt«. Seine »Sozialisation« ging

im unmittelbaren Zusammenleben mit den Erwachsenen vorstatten, »Erziehung« beruhte auf einer Art »Lehrverhältnis«: Das Kind »lernte die Dinge, die es wissen mußte, indem es den Erwachsenen bei ihren Verrichtungen half« (Ariès, 1975, S. 46). »Kinder« waren »kleine Erwachsene«: Sie trugen, wie Ariès vor allem an zeitgenössischen Gemälden und Abbildungen zeigte, »die gleichen Kleider, spielten die gleichen Spiele, verrichteten die gleichen Arbeiten, sahen und hörten die gleichen Dinge wie die Erwachsenen und hatten keine von ihnen getrennten Lebensbereiche« (Hentig, 1975, S. 10).

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts war das »Bild des Kindes« ein anderes geworden. Die in Form von Verlag und Manufaktur auch am europäischen Kontinent sich allmählich durchsetzende kapitalistische Produktionsweise stellte neue Anforderungen an die Qualifikationsstruktur der Arbeitskraft. Zur Schaffung eines fleißigen, ausdauernden, erwerbsamen, wie man damals sagte: »industriösen« Menschentyps hatte der absolutistische Staat in den siebziger Jahren selbst in dem vergleichsweise rückständigen Habsburgerreich ein allgemeines Grundschulwesen geschaffen und eine allgemeine Schulpflicht festgelegt. Aufkommen und Verbreitung des neuen Sozialgebildes »Schule« in Mittel- und Westeuropa wertete Ariès als ein erstes Zeichen dafür, »daß sich das Kind nicht länger einfach nur unter die Erwachsenen mischt und das Leben direkt durch den Kontakt mit ihnen kennenlernt. Mancherlei Verzögerungen und Verspätungen zum Trotz ist das Kind nun von den Erwachsenen getrennt und wird in einer Art Quarantäne gehalten, ehe es in die Welt entlassen wird« (Ariès, 1975, S. 47–48). Kinder steckte man nun in »Kinderkleider«, sie spielten mit »Kinderspielzeug« und lernten Lesen anhand von »Kinderliteratur«. Damit war der neue, separierte Lebensbereich »Kindheit« auch innerhalb des familialen Zusammenhangs sichtbar abgesteckt. Seine endgültige räumliche Abschließung erfuhr er dann in der Einrichtung des »Kinderzimmers«.

Der Ausschließung des Kindes aus der Welt der Erwachsenen entsprach die immer deutlicher werdende Distanz im Verhalten und psychischen Aufbau zwischen Erwachsenen und Kindern (Elias, 1976). Um die vollständige Integration in den komplex gewordenen gesell-

schaftlichen Lebensprozeß sicherzustellen, »bedurfte« die nachwachsende Generation jetzt der »pädagogischen Zurichtung«. Das war dann auch das Ziel aller Prozeduren, die man jetzt unter dem Begriff der »Erziehung« zusammenfaßte: Es galt, das als unvernünftig erkannte Kind zur Vernunft zu bringen. Die Voraussetzungen dafür hatte schon die Familie zu schaffen. In diesem Sinne war die sich ändernde Einstellung der Erwachsenen zum Kinde letztlich auch der Ausdruck eines grundlegenden Wandels der Struktur der familialen Beziehungen.

In der traditionellen feudalen Gesellschaftsordnung war die Familie zuallererst eine Produktionsgemeinschaft zur unmittelbaren Subsistenzsicherung gewesen. Mit der Durchsetzung der industriellen Produktion ging ihr die ökonomische Funktion völlig verloren. Wohn- und Arbeitsstätte – einst eine Einheit bildend – fielen auseinander, die »Privatsphäre« entstand. Unter dem Einfluß einer durch Reformation und Gegenreformation beförderten »Religiosität« vollzog sich schließlich eine ungeheuer starke Emotionalisierung, »Sentimentalisierung« des von der öffentlichen Berufswelt abgetrennten, »privaten« Familienzusammenhangs (Mitterauer u. Sieder, 1977, S. 21). Die Familie wurde zum »Ort unabdingbarer affektiver Verbundenheit« zwischen den Ehegatten und zwischen Eltern und Kindern (Ariès, 1975, S. 48). Die Liebe der Eltern zueinander und die Aufzucht ihrer Kinder stellten von nun ab den eigentlichen Sinn und Zweck des Familienlebens dar.

Natürlich war die »neue« Familie im 19. Jahrhundert eine »Errungenschaft« des aufsteigenden Bürgertums. Nur dort, in einem schmalen Ausschnitt der Gesamtbevölkerung, existierte sie wirklich. Als Idee, als Ideal, schließlich als Norm kam ihr aber gesamtgesellschaftliche Bedeutung zu. Mit seiner Verklärung zum »Naturgewollten«, zur »natürlichen Keimzelle von Staat und Gesellschaft« wurde das Bild der Kernfamilie zu einem ganz wesentlichen Bestandteil des herrschenden gesellschaftlichen Bewußtseins, zu einem wesentlichen Bestandteil der bürgerlichen Ideologie.

Die »Entdeckung der Kindheit« war also letztlich das Resultat eines allgemeinen, sich über Jahrhunderte hinweg erstreckenden und höchst widerspruchsvoll verlaufenden Entwicklungsprozesses: des Übergangs von der feudalen zur bürgerlichen Gesellschafts- und

Lebensordnung. Siegfried Jaeger und Irmgard Staeuble haben in ihren wissenschaftsgeschichtlichen Analysen die subjektive Seite dieses Prozesses begrifflich zu erfassen versucht: Mit der allmählichen Durchsetzung der kapitalistischen Produktionsverhältnisse sei eine Diskrepanz entstanden zwischen den eben durch das Kapitalverhältnis bedingten neuen »objektiven Handlungsanforderungen« an die Träger des gesellschaftlichen Reproduktionsprozesses und »der Realisierung dieser Anforderungen durch die empirischen Subjekte«. Die Thematisierung und die unmittelbar aus der Lebenspraxis erwachsenden Ansätze zur Lösung der Schwierigkeiten bei der Aneignung und Realisierung »bürgerlicher Individualitätsformen« bildeten den historischen Ausgangspunkt für das Entstehen nicht nur der Psychologie, sondern der Humanwissenschaften überhaupt (Jaeger u. Staeuble, 1978).

Ariès Thesen lassen sich mit dem von Jaeger und Staeuble entwickelten Begriffssystem leicht in Einklang bringen: Die Phase der Kindheit gewann an gesellschaftlicher Bedeutung, indem Zeitgenossen im Zuge der allgemeinen sozialen Umstrukturierungen die subjektiven Folgen der Auflösung des alten Familien- und Sozialisationszusammenhangs als »Ungenügen«, als »Mangel« öffentlich zu thematisieren und dabei »Gegenstrategien« zu ersinnen begannen.

Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß der absolutistische Staat im späten 18. Jahrhundert die »Erziehung« seiner Untertanen zum Teil selbst in die Hand genommen hatte. Die Etablierung eines »Grundschulwesens« war aber nur ein Aspekt des politischen Diskurses über das Kind. Einen zweiten bildeten die gleichzeitig einsetzenden Maßnahmen einer aktiven, staatlichen Bevölkerungspolitik. Kindsmord, Kindsweglegung und Abtreibung wurden unter Strafe gestellt und sollten durch die Gründung von Waisenhäusern, Findelanstalten und Gebärhäusern »prophylaktisch« verhindert werden. Die ab der Mitte des 18. Jahrhunderts errichteten Verwahrungsanstalten für Kinder brachten beide Diskursstränge auf einen gemeinsamen Nenner: Waisen- und Findelhäuser zielten als »Fürsorgeeinrichtungen« auf die Reduzierung der Kindersterblichkeit ebenso ab wie als Erziehungsanstalten auf die Schaffung eines »industriösen« Menschentyps.

Unter diesen beiden Gesichtspunkten, unter dem der Erziehung und unter dem der Eindämmung der Kindersterblichkeit, war das Kind im ausgehenden 18. Jahrhundert von gesellschaftlichem Interesse. Die ersten Wissenschaften, die sich das Kind zum Gegenstande machten, blieben eben darauf bezogen: die Pädagogik und die Kinderheilkunde (Wiesbauer, 1981, S. 27).

Ebbinghaus' Diktum, daß die Psychologie zwar eine lange Vergangenheit, aber nur eine kurze Geschichte habe, gilt auch für die Pädagogik. Locke, Rousseau, die Philanthropen, Pestalozzi und Fröbel bildeten die »Vorgeschichte«. Am Beginn der Geschichte der Pädagogik als akademischer Einzelwissenschaft stand aber der Herbartianismus. Dies insbesondere in Österreich, wo die Herbart-Schule über ihre Dominanz der Hochschulphilosophie die Institutionalisierung der Pädagogik erfolgreich vorantreiben konnte.<sup>87</sup>

Die uneingeschränkte Vorherrschaft des Herbartianismus behinderte aber im deutschen Sprachraum das Eindringen des erfahrungswissenschaftlichen Denkens in die Philosophie und in die Pädagogik: Das frühe empirische Programm der Philanthropen, das zur Sammlung von Beobachtungsmaterial über das Seelenleben des Kindes aufrief, fand während des 19. Jahrhunderts ebensowenig eine Fortsetzung wie der frühe Ansatz einer empirisch-psychologischen Kinderforschung von Dietrich Tiedemann.<sup>88</sup> Herbarts System einer auf Mathematik gegründeten Vorstellungsmechanik habe »jede konkrete psychologische Forschung völlig unterbunden, weil er gewissermaßen fertig und abgeschlossen schon lieferte, was erst zu erforschen gewesen wäre«, klagten Charlotte Bühler und Hildegard Hetzer in ihrem ideengeschichtlichen Aufriß der Herausbildung der modernen Kinderforschung. Herbart und der »größte Teil seiner Schule« sei »völlig unfruchtbar« gewesen und habe eine »geradezu inhibierend[e]« Wirkung ausgeübt<sup>89</sup> (Ch. Bühler u. Hetzer, 1929, S. 211).

Gegen die Jahrhundertwende zu geriet die Herbartsche Pädagogik zunehmend in die Schußlinie der Kritik einer sich im gesamten deutschen Sprachraum auf breiter Basis formierenden pädagogischen Reformbewegung. Der Herbartianismus wurde nun der pseudowissenschaftlichen Rechtfertigung einer sich »in Regeln, Auswendiglernen,

Moralisierung und falscher Intellektualisierung« erschöpfenden »Lern- und Drillschule« bezichtigt und vor allem ob seiner Vernachlässigung der Individualität und der schöpferischen Selbstbetätigung des Kindes bekämpft und angefeindet (Wiesbauer, 1981, S. 82).

Die Volksschullehrerschaft erwies sich schließlich als der eigentliche Träger der Schulreformbewegung. Geschickt hatte sie es verstanden, die öffentliche Problematisierung der alten Drill-Schule für die Artikulation ihrer eigenen berufspolitischen Interessen zu nutzen. An die Forderung nach einer »Verwissenschaftlichung der Pädagogik« schloß sie die Forderung nach einer »Verwissenschaftlichung der LehrerInnenbildung« an. Da die erstrebte Verlegung der Ausbildung an die Universität in naher Zukunft nicht erreichbar schien, griffen die Standesvertretungen zur Selbsthilfe: In den LehrerInnenvereinen schritt man zur Einrichtung von experimentell-pädagogischen bzw. -psychologischen Laboratorien, an denen berufsrelevantes Wissen erarbeitet und den LehrerInnen die Teilhabe an wissenschaftlichen Forschungsprozessen ermöglicht werden sollte. Damit förderte diese pädagogische Reformbewegung zwar die institutionelle Verfestigung einer empirisch orientierten Psychologie und Pädagogik. Zur Entwicklung einer allgemeinen Theorie der kindlichen Psyche trug sie – aufgrund der engen Anlehnung an praktische Schul- und Unterrichtsfragen – allerdings kaum etwas bei.

Von der Pädagogik aus führte also kein direkter Weg zur inhaltlichen Konstituierung der Kinderpsychologie. Gleiches gilt schließlich auch für die Kinderheilkunde. In ihren Anfängen als Spezialfach der Medizin jedoch war sie für einen kurzen Augenblick nahe daran gewesen, dem Aufbau einer Seelenkunde des Kindes einen Weg zu bahnen. Nicht zufällig spielten dabei Wiener Ärzte eine Art Vorreiterrolle.

Denn anders als im übrigen deutschen Sprachraum hatte sich hier in Wien bereits zu Beginn der fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts die Pädiatrie als eigenständiges medizinisches Teilgebiet etablieren können.<sup>90</sup> Die auf diesem Felde arbeitenden Ärzte setzten damals noch völlig ungebrochen jene bis ins ausgehende 18. Jahrhundert zurückreichende Tradition eines populärwissenschaftlich-aufklärerischen Schrifttums fort, in dem Fragen der »richtigen« Kleinkinder-

erziehung, insbesondere aber solche der »richtigen« Säuglingsernährung und Säuglingspflege aus medizinischer Sicht abgehandelt wurden. Dazu kam, daß große Teile der Ärzteschaft in ihrer politischen Gesinnung tief verwurzelt waren in das Gedankengut der Aufklärung und des Liberalismus. Die nach der Niederschlagung der Revolution von 1848 in Gang gebrachte »Vernaturwissenschaftlichung« der Medizin fand eben in den Kreisen fortschrittlich denkender Ärzte ihre Verfechter und Befürworter. Die neue naturwissenschaftliche Sicht des Menschen drängte viele Mediziner letztlich auch zur Auseinandersetzung mit allgemein-philosophischen Problemen. Der Typus des öffentlich über Gott und die Welt räsonierenden Arztes war damals alles andere als eine kuriose Ausnahmerecheinung. Vor diesem geistesgeschichtlichen Hintergrund entstand um 1850 die erste deutschsprachige Gesamtdarstellung einer »Entwicklungsgeschichte der Seele des Kindes«. Ihr Verfasser, Johann Elias Löbisch, war Mediziner und als Philosoph, Pädagoge und Psychologe Autodidakt.<sup>91</sup>

Löbischs Entwurf einer »Kinderpsychologie um ihrer selbst willen« blieb innerhalb des medizinischen Diskurses dann letztlich doch bloß eine Episode. Die Pädiatrie selbst entwickelte sich im Laufe des 19. Jahrhunderts immer mehr in die Richtung einer prophylaktischen Sozialmedizin. Als solche trug sie wesentlich bei zur Herausbildung von sozialpolitischen Maßnahmen im Bereich des Kinderschutzes und der Jugendfürsorge. In diesen Entwicklungsrahmen ist auch die schrittweise Institutionalisierung der »Heilpädagogik« zu stellen, die ihr Entstehen ursprünglich der gesellschaftlichen Aussonderung sogenannter »schwachsinniger Kinder« verdankte. Die Heilpädagogik, als Grenzgebiet zwischen Pädagogik und psychiatrischer Medizin angesiedelt, sah ihr Arbeitsgebiet vor allem in der Erziehung von als »geistig abnorm«, aber grundsätzlich noch »rehabilitationsfähig« diagnostizierten Kindern.

Dieser hier nur grob skizzierte medizinisch-heilpädagogische Diskussionszusammenhang zeitigte vor allem in institutioneller Hinsicht bedeutsame Folgen: 1896 wurde in einer losen Arbeitsgemeinschaft von Ärzten, Heilpädagogen und Lehrern in Deutschland die Zeitschrift »Die Kinderfehler« gegründet, die dann von 1900 an unter ihrem

neuen Namen »Zeitschrift für Kinderforschung« zu dem zentralen Organ des gesamten heilpädagogisch-sozialpflegerischen Diskurses über das Kind werden sollte. Aus dem Umfeld der Redaktion der »Kinderfehler« ging 1898 der »Allgemeine Deutsche Verein für Kinderforschung« hervor, der 1906 einen ersten »Kongreß für Kinderkunde und Jugendfürsorge« veranstaltete.<sup>92</sup> Damit war eine breite und überregionale institutionelle Basis geschaffen worden, auf der sich alle mit Fragen der Kinder- und Jugendfürsorge befaßten Berufsgruppen zum Meinungs- und Erfahrungsaustausch zusammenfinden konnten: Blinden-, Taubstummen- und Hilfsschullehrer gehörten ebenso dazu wie Mediziner, Heilpädagogen und Psychologen. 1906 konstituierte sich in Wien nach dem Vorbild des »Allgemeinen Deutschen Vereines« eine Art Tochtervereinigung: die »Österreichische Gesellschaft für Kinderforschung«. Auch sie verfolgte letztlich rein heilpädagogische Aufgaben und Ziele.

Umso bemerkenswerter ist es daher, daß sich in der Liste der Unterzeichner des Gründungsaufrufs fast vollständig die Namen all jener Universitätsgelehrten wiederfanden, die mit ihrem Wirken der Durchsetzung und Verbreitung der experimentellen Psychologie in Österreich den Weg bereitet hatten: Der Brentano-Schüler Franz Hillebrand, Professor für Philosophie und Leiter des von ihm 1897 an der Universität Innsbruck eingerichteten experimentalpsychologischen Laboratoriums, der Pädagoge Alois Höfler, der als entschiedener Gegner des Herbartianismus an der Universität Wien 1899 die ersten experimentalpsychologischen Demonstrationsübungen abgehalten hatte, der Soziologe Wilhelm Jerusalem, unter anderem auch Verfasser eines vielgelesenen Lehrbuchs der Psychologie, der Wiener Philosoph Friedrich Jodl, Ernst Mach sogar, aus der Grazer Meinong-Schule schließlich auch der Pädagoge Eduard Martinak und der Psychologe Stephan Witasek.<sup>93</sup>

Obzwar der anlässlich ihrer Gründungsversammlung gewählte Vorstand seiner personellen Zusammensetzung nach von Medizinern und Heilpädagogen dominiert wurde, stellte die Konstituierung der »Gesellschaft für Kinderforschung« ein für die Geschichte der einzelwissenschaftlichen Psychologie in Österreich doch sehr bedeutsames



Ereignis dar. Erstmals vereinigten sich beinahe alle der hierzulande am deutschsprachigen Diskurs der Experimentalpsychologen partizipierenden Gelehrten zu einer – trotz ihrer sozialreformerischen Ausrichtung dennoch an Psychologischem im weiteren Wortsinn orientierten – nationalen Interessengemeinschaft.

Fassen wir also zusammen: Pädagogik und Kinderheilkunde kam das Verdienst zu, das Kind als Objekt der wissenschaftlichen Forschung entdeckt und damit die intensiverte öffentliche Thematisierung von Kindheit in einen akademischen Diskussionszusammenhang übergeführt zu haben. Von beiden Wissenschaftsdisziplinen gingen Impulse für die institutionelle Verfestigung der noch jungen Experimentalpsychologie aus. Überdauernde Theorieentwürfe zu einer umfassenden »Seelenkunde des Kindes«, die die Psychologie hätte aufgreifen und fortspinnen können, entwickelten sich aber weder aus den pädagogischen noch aus den pädiatrischen Diskursformen.

Der eigentliche Anstoß zur Hinwendung der Psychologie zum Kinde kam von einer anderen Disziplin: von der modernen Biologie, die in ihrer Rezeption der Darwinschen Evolutionstheorie die zentrale Kategorie der »Entwicklung« zur Verfügung stellte. Darwin selbst hatte ja schon versucht, seine Abstammungslehre unmittelbar auf den Bereich des Psychischen zu übertragen, indem er die emotionalen Ausdrucksbewegungen des Menschen als evolutionäre Reste, als Rudimente phylogenetisch frühen und ehemals zweckmäßigen Verhaltens zu verstehen versuchte. Allein darin war bereits eine ganz wesentliche, die spätere Kinderpsychologie charakterisierende Denkfigur vorweggenommen: der Gedanke nämlich, daß von Seiten einer »vergleichenden Tierpsychologie« aus Einsichten in die Entwicklung des kindlichen Seelenlebens zu gewinnen seien.

Darwin entnahm das Material zu seiner Ausdruckspsychologie nicht zuletzt auch der jahrelangen systematischen Beobachtung des Heranwachsens seines eigenen Sohnes. Das Tagebuch, das er in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts darüber angelegt hatte, wurde erst Jahrzehnte später, 1877, unter dem Titel »Biographische Skizze eines kleinen Kindes« veröffentlicht (Ch. Bühler u. Hetzer, 1929, S. 216). Auch in dieser Hinsicht kam ihm also die Rolle eines frühen

Wegbereiters zu: Schließlich sollten die Aufzeichnungen von Eltern über die körperliche und psychische Entwicklung ihrer Kinder zur bedeutendsten Datengrundlage der modernen Kinderpsychologie werden.

Es bedarf nur mehr der Einführung einer einzigen, in ihrer Wirkung jedoch nicht zu unterschätzenden, biologischen Grundidee, um die Versatzstücke der psychologischen Kinderforschung, wie sie dann in Preyers »Die Seele des Kindes« von 1882 grundgelegt wurde, beisammen zu haben: Gemeint ist das von Ernst Haeckel 1866 formulierte »biogenetische Grundgesetz«, nach dem die Individualgeschichte als eine verkürzte Rekapitulation der phylogenetischen Entwicklung zu betrachten sei. Verlängerte man nun – wie damals allgemein üblich – die Wirksamkeit der Gesetze der Evolution in die Menschheitsgeschichte hinein,<sup>94</sup> so führte dies zu einer verallgemeinerten Parallelitätsfeststellung zwischen dem Kulturerwerb von Kindern und dem von »primitiven« Völkern. Das Bild des Kindes als »kleiner Wilder« hatte in dieser Denktradition seinen Ursprung (Dudek, 1990, S. 135). Damit war aber nicht nur eine direkte Verbindung zwischen Ethnologie und Kinderforschung hergestellt, sondern auch ein die Hinwendung der Wissenschaft zum Kinde kennzeichnender Mythos festgeschrieben: Der Mythos von der im Zuge der Zivilisation verlorengegangenen »paradiesischen Unschuld«, die in dem von den Einflüssen der menschlichen Kultur noch »unverdorbenen« Kleinkind wiederzufinden sei.

Der Beginn der modernen Kinderpsychologie wird gewöhnlich mit dem Erscheinen von Wilhelm Preyers Buch »Die Seele des Kindes« (Preyer, 1882) datiert. Preyer war Zoologe und Physiologe, als solcher mit dem Erkenntnisstand der modernen Biologie ebenso vertraut wie mit den neuen Forschungsmethoden des Experiments und der systematischen Beobachtung. Er brachte das Elterntagebuch als Quellenmaterial ein und gab dem Begriff der Entwicklung seinen Halt im Biologischen. Vor allem aber war er der erste, der die empirische Erforschung der kindlichen Psyche umfassend und systematisch in Angriff nahm. »Bahnbrechender Psychologe« war er aber trotz alledem keiner. Er

hat uns weder neue Methoden, noch ein neues Gesetz des seelischen Geschehens geschenkt; aber in günstiger Stunde das neue Gebiet als Ganzes gesehen und mit naturwissenschaftlicher Sorgfalt im Kleinen bestellt zu haben, ist sein bleibendes Verdienst. Noch heute ist sein Buch ein gutes Archiv von Einzelbeobachtungen, in dem man selten vergebens nachschlägt, wenn es sich um Tatsachenmaterial zu irgendeiner Frage handelt; an die theoretische Verarbeitung aber, an allgemeine Gesichtspunkte und Ideen, dürfen und müssen wir heute strengere Anforderungen stellen, Anforderungen, denen die Populärpsychologie Preyers nicht mehr gewachsen ist. (K. Bühler, 1918, S. 53)

Das Urteil stammte von einem »Berufenen«: von Karl Bühler, mit dessen Buch »Die geistige Entwicklung des Kindes« von 1918 die unmittelbar von Preyer ausgehende Kinderpsychologie ihre »prinzipiellste und umfassendste Ausgestaltung« erfahren habe (Ch. Bühler u. Hetzer, 1929, S. 221). So sah es jedenfalls Charlotte Bühler, die mit ihrer eigenen kinderpsychologischen Forschung dann eben diese Traditionslinie zu verlassen begann.

2.3.1.2 Von der »Vergleichenden Verhaltensforschung« zur Auseinandersetzung mit dem Behaviorismus: Die Grundlagen der neuen Kinderpsychologie Die Forschungsarbeit im Gefolge Preyers sei – so urteilten Charlotte Bühler und Hildegard Hetzer am Ende ihrer Skizze zur Geschichte der Kinderpsychologie – über drei Jahrzehnte hinweg vorwiegend an den Problemen der allgemeinen Psychologie orientiert geblieben:

Diese Probleme unter Entwicklungsgesichtspunkten zu sehen und ihre Lösung durch die Erforschung der seelischen Entwicklung zu fördern, war das allgemeine Bemühen gerade der hervorragendsten Forscher, die dadurch einerseits die Kinderpsychologie mit unter den weiten Horizont allgemein psychologischer Fragen stellten und ihr andererseits in gewisser Hinsicht die Rolle einer die Grundlagen der Psychologie in vieler Hinsicht tragenden Wissenschaft sicherten. (Ch. Bühler u. Hetzer, 1929, S. 221)

Der Nachsatz, daß diese Tradition bei Karl Bühler (1918) ihren vorläufigen Abschluß gefunden habe, war dann mehr als eine bloß rhetorische Verbeugung vor dem gerade fünfzig Jahre alt gewordenen Institutsvorstand.<sup>95</sup> Denn kein anderer hatte die Kinderpsychologie so deutlich als einen Beitrag zur Allgemeinen Psychologie und gleichzeitig auch zur Klärung von Fragen der wissenschaftstheoretischen Grundlegung der Psychologie verstanden wie Karl Bühler. Man lese nur das Vorwort zur dritten und vierten Auflage des Buches von 1924, in dem er von einem Disput über theoretische Einseitigkeiten des Darwinismus und des Lamarckismus zur Kritik des Strukturismus der Berliner Gestalttheorie gelangte (K. Bühler, 1918, S. VII–XI). Kein Wort davon, daß es eine »hehre Aufgabe« wäre, eine Kinderpsychologie um ihrer selbst willen zu schreiben. Im Gegenteil: Die Sichtung der einschlägigen Literatur der letzten Jahrzehnte führte eben zwangsläufig ins Grundsätzliche, ins Allgemein-Psychologische ebenso wie in die Vertiefung in Probleme der Wissenschafts- und Erkenntnistheorie.

Die kinderpsychologische Forschung der vergangenen Jahre wurde von Karl Bühler aber noch in einer anderen Hinsicht gleichsam auf den Punkt gebracht: Ihre bisher eher implizit gebliebene Fundierung in der Biologie erhielt nun eine systematisch-begriffliche Fassung. Der Aufbau der Bühlerschen Argumentation soll hier in aller Kürze nachgezeichnet werden.

Gleich am Beginn seines Buches führte Bühler das theoretische Kernstück seiner Kinderpsychologie ein: die sogenannte »Drei-Stufen-Theorie der geistigen Entwicklung«. Argumentiert wurde der Sachverhalt von der Vergleichenden Tierforschung aus: Der Mensch – so hieß es bei Bühler – stehe nicht isoliert in der Welt, sondern sei verwandt mit den Tieren: Wenn man nun alle

sinnvollen, d. h. (objektiv) zweckmäßigen Betätigungsweisen der Tiere und Menschen überblickt, so zeigt sich von unten nach oben ein sehr einfacher und durchsichtiger Aufbau aus drei großen Stufen; diese drei Stufen heißen Instinkt, Dressur und Intellekt. (K. Bühler, 1918, S. 2)

»Instinkt« im Sinne eines starr festgelegten Repertoires von Verhaltensweisen, »Dressur« als Fähigkeit zu assoziativem Lernen, »Intellekt« als Fähigkeit zu planvollen Erfindungen durch »Einfälle«, auf der höchsten, menschlichen Stufe dann durch »Einsicht« in komplexe Situationsbedingungen. Das Nacheinander dieser drei Stufen, vom Einfachen zum Komplexen aufsteigend, versuchte Bühler zunächst am ersten Lebensjahr des Kindes allgemein zu demonstrieren. Im Anschluß daran wandte er sich mit dem bisher entfalteten theoretischen Begriffssystem der Analyse der Entwicklung einzelner psychischer Funktionen zu: der Wahrnehmung, der Sprache, des kindlichen Zeichnens, der Vorstellungstätigkeit und schließlich – als Hauptstück, von dem aus »die übrigen Kapitel des Buches verstanden sein« wollen (K. Bühler, 1918, S. VI) – der Entwicklung des Denkens.

Niemand könne »von der Notwendigkeit einer erst zu schaffenden theoretischen Psychologie mehr durchdrungen sein, niemand das historische Verdienst der Ansätze, die Aristoteles oder Hegel oder andere dazu geleistet haben, höher einschätzen als der Verfasser dieses Buches«, schrieb Karl Bühler nicht zufällig unter der Kapitelüberschrift: »Ziele und Wege der Psychologie des Kindes«. Und im Anschluß daran: »Zugleich ist er [der Verfasser] aber überzeugt davon, daß die Wege, die uns heute weiter führen, von der modernen Biologie aufsteigen« (Ebenda, S. 56). Der Erörterung der Frage, inwieweit nun biologische Modellgedanken für eine »noch zu schaffende theoretische Psychologie« nutzbar gemacht werden könnten, widmete sich Bühler im Schlußabschnitt seines Buches. Den Ausgangspunkt lieferten »neuere tierpsychologische Arbeiten«, die die »Formel Darwins von der Auswahl des Zweckmäßigen ausgiebig auf die Betätigungsweisen der Tiere angewendet« hatten (ebenda, S. 435). Als Beispiel sei hier das »Versuch-Irrtum-Lernen« nach Thorndike angeführt. Das Verhalten der noch untrainierten Hunde und Katzen in Thorndikes Problemkäfig konnte zunächst mit Begriffen wie »Überproduktion von Bewegungen«, »ziellooses Probieren« etc. beschrieben werden. Zufällig betätigten die Versuchstiere im Zuge ihres Spontanverhaltens den Mechanismus, der den Käfig öffnete und sie in die Freiheit führte. Setzte man nun ein Tier wiederholte Male in denselben Käfig, so dauerte die Phase

des Herumprobierens immer weniger lang, bis das Tier gleichsam wie von einem besonderen Instinkt geleitet, also »instinktsicher«, den Mechanismus rasch und präzise betätigen konnte. Aus der Vielzahl von Verhaltensweisen waren also im Laufe der »Dressur« überflüssige Bewegungen zunehmend ausgemerzt und damit eben die den Gegebenheiten angepaßten Verhaltensformen durchgesetzt worden. So als ob es auch »im Gebiete der Betätigungsweisen der Tiere [...] einen Überfluß« gäbe, der letztlich »einer ausmerzenden und bevorzugen-Auswahl« unterliege. Bühler suchte nun das Darwinsche Prinzip der Auslese des Zweckmäßigen von der Ebene der Dressur auf die Ebene des Intellekts zu übertragen:

Die Darwinsche Anpassung vollzieht sich durch Ausmerzungen der weniger günstig eingerichteten Individuen, bei ihr geht es um Existenzen; die Anpassung durch Dressur vollzieht sich innerhalb des Individuums, [...] ihr Schauplatz ist das Gebiet der (körperlichen) Tätigkeiten und ihr Preis sind nicht mehr Existenzen, sondern Körperbewegungen, die im Überfluß erzeugt und in der Art, wie die Natur dergleichen tut, verschwendet werden. Es gehört nur ein wenig Konsequenz des Denkens dazu, um aus der Kenntnis der menschlichen Verhältnisse heraus eine weitere Möglichkeit der Entwicklung namhaft zu machen. Wenn auch die Körperbewegungen noch zu kostspielig sind oder aus irgendeinem Grund nicht hinreichen, so soll der Schauplatz der Auslese ins Gebiet der Vorstellungen und Gedanken hinein verlegt, sollen sie verschwendet werden; dies ist wahrscheinlich billiger und jedenfalls in vieler Hinsicht ein leistungsfähigeres Verfahren. (K. Bühler, 1918, S. 434)

War für das Stadium der Dressur das »Probieren am Objekte selbst« kennzeichnend, so jetzt auf der Ebene des Intellekts bloß mehr ein inneres Probieren am Gedanken- und Vorstellungsmaterial. Und auch hier sollte das Prinzip der Auslese wirksam bleiben. »Unangepaßte«, d. h. zur Bewältigung bestimmter Umweltgegebenheiten ungeeignete Gedanken und Vorstellungen würden ausgemerzt, »angepaßte« blieben bestehen. Intellektuelle Leistungen ließen sich dann in einem ersten Ansatz negativ zu den »Dressurakten« bestimmen als »zweck-

mäßiges Verhalten in neuen Situationen ohne ein Probieren am Objekte selbst« (ebenda, S. 434).

Bühler sah in seinen drei Stufen der geistigen Entwicklung letztlich nichts anderes als drei mit dem Fortschreiten der Evolution hervorbrachte, qualitativ verschiedene Formen der Lebensbewältigung. Das Individuum wurde in diesem streng biologisch-funktionalen Ansatz unmittelbar in Relation zu seiner Umwelt gesetzt und sein Verhalten als auf die je vorherrschenden Umweltgegebenheiten »zweckgerichtet« bestimmt. »Zweckmäßigkeit« war von Bühler ganz in der Bedeutung Darwins verwendet worden und daher im eigentlichen eine biologische Kategorie, bar jedes bewußtseinspsychologischen Inhalts. Die Verhaltensweisen der Tiere und Menschen – ganz gleich auf welchem Entwicklungsniveau sie abliefen – erwiesen sich deshalb als »zweckmäßig«, als sinnvoll, weil sie stets als auf die Bewältigung von Außenweltgegebenheiten abgestellt zu interpretieren waren. Selbst niedere Organismen verhielten sich so, als ob sie mit ihrem Verhalten einen bestimmten Zweck – nämlich die möglichst optimale Anpassung an ihre Umwelt – verfolgen würden. Von außen betrachtet hatte es jedenfalls den Anschein, daß ihr Verhalten einen »Sinn« ergab.

Hildegard Hetzer (1982) hatte völlig recht, als sie in ihren Erinnerungen darauf hinwies, daß der Kern von Karl Böhlers Entwicklungstheorie – seine »Drei-Stufen-Lehre« – am Wiener Psychologischen Institut der Zwischenkriegszeit in der von Charlotte Bühler angeregten und angeleiteten Kinderpsychologie keine Rolle mehr spielte. Sie sprach in diesem Zusammenhang von einer »Umorientierung in der Fragestellung«: Von der Analyse des Funktionellen hin zur ganzheitlichen Betrachtung des Sinns menschlicher Verhaltensweisen bzw. menschlicher Handlungen. Daß Karl Bühler mit dieser Umstellung Schwierigkeiten gehabt hätte (vgl. Hetzer, 1982, S. 182), ist aber wenig plausibel. Schließlich war er es gewesen, der in seiner biologischen Ausdeutung des Drei-Stadien-Ansatzes diesen Perspektivenwechsel angebahnt und vorweggenommen hatte – im Theoretischen ebenso wie in den Fragen der Forschungsmethoden. Die nicht vollzogene Integration von Karl Böhlers Entwicklungstheorie und Charlotte Böhlers Phasenlehre dürfte vielmehr darin ihre Begründung finden, daß Karl Bühler

seine Interessen gegen Ende der zwanziger Jahre fast ausschließlich auf seine Ausdrucks- und Sprachtheorie zu konzentrieren begann.<sup>96</sup>

In der gesamten europäischen Psychologie war das Aufkommen der »behavioristischen Bewegung« bis in die zwanziger Jahre hinein praktisch nicht zur Kenntnis genommen worden. Die Einsicht aber, daß eben diese amerikanischen Entwicklungen für die Theorie und Methodologie der Psychologie von großer Wichtigkeit sein könnten, dürfte sich Karl Bühler im Zuge seiner Auseinandersetzung mit der Kinderpsychologie aufgedrängt haben. Die Beschäftigung mit der Vergleichenden Tierforschung hatte ihn gleichsam für eine Rezeption der behavioristischen Ansätze bereit gemacht. Nicht zufällig kam der Aufnahme von Beziehungen zur Psychologie im angloamerikanischen Sprachraum in seinem Ende 1923 vor der »Pädagogischen Gesellschaft« in Wien dargelegten »Forschungsprogramm« oberste Priorität zu (vgl. K. Bühler, 1924, S. 72). Die Verwirklichung dieses Programmpunkts sollte dann aber Charlotte Bühler vorbehalten bleiben.

Im Herbst 1924 fuhr Charlotte Bühler als Stipendiatin des Laura Spelman Rockefeller Memorial in die USA, explizit mit dem Ziel, Kontakte zu führenden amerikanischen Psychologen herzustellen und sich vor Ort mit der behavioristischen Psychologie vertraut zu machen. Ihr Interesse war dabei auf zweierlei gerichtet: Erstens auf die Frage, ob die behavioristischen Ansätze zur Klärung der in der Vergleichenden Tierpsychologie und in Karl Bühlers Kinderpsychologie als zentral erachteten Problematik der exakten begrifflichen Fassung des Unterschieds von »Instinkt« und »Intellekt« einen entscheidenden Beitrag zu leisten imstande waren. Und zweitens natürlich darauf, in welcher Form und mit welchen Erfolgen die Methode der systematischen Verhaltensbeobachtung in der amerikanischen Psychologie eingesetzt wurde.

Während ihres Studienaufenthaltes am New Yorker Teachers College führte Charlotte Bühler dann ihre erste kinderpsychologische Untersuchung mit Hilfe der Methode der Verhaltensbeobachtung durch: und zwar zur Entwicklung der sozialen Verhaltensweisen beim Kinde.<sup>97</sup> Die Wahl dieses Themas erfolgte noch unter dem Einfluß ihrer jugendpsychologischen Konzeptionen:<sup>98</sup> In diesen hatte sich gerade das soziale Verhalten der Jugendlichen als ein für das Verständnis der Pu-



bertät entscheidendes Phänomen erwiesen (Ch. Bühler et al., 1927, S. V). Die Grundlagen der sozialen Interaktionen von Menschen seien aber – so meinte Charlotte Bühler – in der bisherigen Psychologie völlig unbestimmt geblieben. Eben darauf war ihre Arbeit dann auch abgestellt: auf die Frage, ob sich die »letzten Elemente«, »die fundierenden Einheiten sozialen Verhaltens« vielleicht aus der Beschreibung der Entwicklung ihres Erstauftretens ableiten ließen (Ch. Bühler, 1927a, S. 1).

Den institutionellen Rahmen für ihre Experimente gab eine sogenannte »Diet Kitchen«, eine Art von Mutterberatungsstelle, ab: Junge Mütter aus der umwohnenden Bevölkerung konnten dort frische Milch für ihre Säuglinge und Kleinkinder abholen und sich von einem Arzt bzw. von speziell ausgebildeten Kinderschwestern in Problemen der richtigen Kinderpflege beraten lassen. Über mehrere Wochen hinweg standen Charlotte Bühler insgesamt 114 Kinder verschiedenen Alters für ihre Untersuchung zur Verfügung. Die Versuchsanordnung selbst war einfach:

Die folgende wurde für das Hauptexperiment gewählt: Zwei Kinder wurden in einer Kinderbox einander gegenüber so zusammengesetzt, daß sie sich sehen und greifen konnten. Ihr Verhalten zueinander wurde etwa 10 Minuten lang unter verschiedenen Bedingungen beobachtet. Es wurden Kinder von 4 Monaten bis zu 1 3/4 Jahren herangezogen. Der Wechsel der Bedingungen lag in verschiedenen Alterszusammenstellungen der Paare, ferner in der Einführung von Reizen in Form von Spielsachen. (Ch. Bühler, 1927a, S. 14)

In Ergänzungsreihen wurden dann auch jüngere Kinder »auf dem Wickeltisch« untersucht. Als Hauptergebnis ließen sich zunächst drei Entwicklungsstufen des sozialen Verhaltens festmachen:

1. das Kind vor der Kontaktfähigkeit (1. und 2. Lebensmonat)
2. das rezeptiv kontaktfähige Kind (2. bis 6. Lebensmonat)
3. das aktiv kontaktsuchende Kind (ab dem 5. bis 6. Lebensmonat).

In den Hauptexperimenten sollte nun der Übergang von Phase 2 zu Phase 3 empirisch bestimmt werden, indem die Entwicklung der verschiedenen Formen der Kontaktherstellung und des Kontaktverlaufs

detailliert beschrieben wurde. Ziel des Unternehmens war es, ein möglichst vollständiges »Inventar« der sozialen Verhaltensweisen im ersten Lebensjahr zu erstellen.<sup>99</sup>

Den theoretischen Prämissen und dem methodischen Vorgehen nach stand Charlotte Bühlers Untersuchung ganz in der Tradition der Vergleichenden Tierforschung, wie sie vor allem Lloyd Morgan, Jennings, Schjelderup-Ebbe und dann auch McDougall betrieben. Die ersten sozialen Verhaltensweisen von Kleinkindern wurden daher zunächst einmal als reine Instinkthandlungen betrachtet. In Bezug auf das »soziale Lächeln«, mit dem der zwei Monate alte Säugling auf ein menschliches Gesicht reagiert, war dies auch wenig problematisch: das menschliche Gesicht als Auslöserreiz, der unmittelbar den Ablauf einer festgelegten Verhaltenssequenz in Gang setzt. In Anlehnung an den Sprachgebrauch der Behavioristen bezeichnete Charlotte Bühler diese durch die Gesamtheit der gegebenen Reizsituation bedingten Verhaltensanteile als »Reaktionen«. Wie lag aber nun der Fall beim fünf bis sechs Monate alten Kleinkind, das auf andere Menschen nicht mehr bloß reagiert, sondern sich aktiv zu ihnen in Beziehung setzt? Monatelang verhielt sich das Kind bloß passiv, plötzlich unternahm es Anstrengungen, mit dem Gegenüber in Kontakt zu treten. Handelte es sich hierbei noch um Ausdrucksweisen eines »angeborenen Instinkts«? Die Behavioristen hatten im Gefolge von Watson ausschließlich solche Verhaltenssequenzen als »angeboren« gelten lassen, die unmittelbar nach der Geburt auftraten: nur die erstmalige Reaktion in einer bestimmten Verhaltensrichtung, während alle späteren Wandlungen eines Verhaltens als »erworben« betrachtet wurden.

Gerade in diesem Punkte folgte Charlotte Bühler nicht dem Ansatz der behavioristischen Psychologie, sondern dem der Vergleichenden Tierforschung: Watsons Differenzierung von »Angeborenem« und »Erworbenem« führe »notwendig dazu, [...] schließlich keine Lebensäußerung mehr für instinktiv zu halten, weil ja die umbildenden Wirkungen der Erfahrung schon vom ersten Tag an« einsetzen (Ch. Bühler, 1927a, S. 8). Dem konnte sie nun die bereits von Lloyd Morgan getroffene Unterscheidung von »angeborenen« und »aufgeschobenen« Instinkten entgegenhalten: »Aufgeschobene Instinkte« waren

solche, die erst mit einer reifungsbedingten Verzögerung, also in Abhängigkeit vom Erreichen eines bestimmten physiologischen Entwicklungsniveaus zum Ausdruck kommen sollten (Burghardt, 1978, S. 26). »Neben Angeborenem und Erworbenem«, so schloß Charlotte Bühler, gäbe es »das durch Eigenentwicklung, durch Reifung erst zur Wirksamkeit Gelangende.« Dabei spiele aber der äußere Reiz bloß die Rolle des auslösenden Faktors eines »Eigengeschehens«. In diesem Sinne könne dann auch von »einer Spontanität der Verhaltensweisen« gesprochen werden, die letztlich »weit weniger ausschließlich reizbedingt« seien, als »die amerikanische Psychologie [...] wahrhaben will«. Als allgemeines Prinzip formuliert: »Bedeutsamer als die äußere Reizlage ist für das Verhalten die durch den jeweiligen Entwicklungsstand gegebene Verhaltensmöglichkeit« (Ch. Bühler, 1927a, S. 8–9). Für die Klassifizierung der zu beobachtenden Verhaltensweisen war damit ein wichtiger Gesichtspunkt gewonnen: Von den durch bestimmte Reizkonstellationen bedingten »Reaktionen« konnten nun die durch Anlage und Entwicklungsstand, also »strukturell« bedingten Verhaltensanteile abgegrenzt werden: »Aktionen«, wie Charlotte Bühler sie zu benennen vorschlug (Ch. Bühler, 1927a, S. 10).

Gleichzeitig hatte Charlotte Bühler auf diese Weise auch ein operationalisierbares Kriterium zur Entscheidung der Frage »Anlage« versus »Umwelt« gefunden:

Wir können also sagen: tritt eine Verhaltensweise erstmalig als Aktion auf, ohne vorher reaktiv schon geübt worden zu sein, so läßt sich in diesem Fall auf das Hervortreten einer angeborenen Anlage mit Sicherheit schließen. (Ch. Bühler, 1927a, S. 10)

In diesem Satz war der theoretische Hauptgedanke ihrer ganzen späteren »Entwicklungspsychologie« explizit dargestellt: die Annahme einer strengen Parallelität von biologischen Reifungsvorgängen und psychischen Entwicklungserscheinungen. Jede im Zuge des Älterwerdens plötzlich auftretende, neue psychische Qualität erschien in dieser Perspektive immer nur als ein Epiphänomen der qualitativen Veränderungen im biologischen Bereich. »Entwicklung« wurde eben

bestimmt als Entfaltung von Anlagen zur Realisierung eines Planes, den die Organismen gleichsam »von Natur aus« in sich tragen. Auch hierin setzte Charlotte Bühler konsequent fort, was ihr Mann in seiner Kinderpsychologie (K. Bühler, 1918, S. 55) vorgezeichnet hatte.

In inhaltlicher Hinsicht gewann Charlotte Bühler also vor allem aus der *Abgrenzung* gegenüber behavioristischen Standpunkten eine feste Orientierung für ihre Kinderpsychologie. Als Programm akzeptierte sie den Behaviorismus allerdings vorbehaltlos: Erste Ansätze zu seiner »eigentlichen Ausschöpfung« sah sie dann aber eher in der angelsächsischen Tradition der Vergleichenden Tierforschung verwirklicht.

Ähnlich betrachtete sie die Sache von der Methodik her. Das Bestreben des orthodoxen Behaviorismus, das Verhalten der Organismen in seine elementaren Bestandteile aufzulösen, galt ihr als ein Rückfall in den im deutschen Sprachraum längst überwundenen assoziationalistischen Atomismus. Auch in diesem Fall wiesen die Tierforscher erfolgversprechendere Wege: Sie waren es, die von Anfang an das *Gesamtverhalten* der Lebewesen systematisch beobachteten, und zwar in *natürlichen*, nur vorsichtig variierten Situationen (Ch. Bühler, 1927a, S. 2). Die daraus von Charlotte Bühler entwickelte Methodik der »Wiener Kinderpsychologie« ist Gegenstand der Analyse der nachstehenden Kapitel.

### 2.3.1.3. Die »panoptische Anstalt«: Institutionelle Grundlagen der systematischen Verhaltensbeobachtung an Kindern

#### Kinder- und Jugendfürsorge

Wien sei »die Hauptstadt des Kindes«, soll der Schweizer Erziehungsreformer Adolphe Ferrière gesagt haben, als er – offenbar tief beeindruckt – das riesige Aufbauwerk, das die sozialdemokratische Gemeindeverwaltung im Bereich der Kinder- und Jugendfürsorge zustande gebracht hatte, zur Kenntnis nahm.<sup>100</sup> Wie die Politik der Schulreform öffentlich als die Leistung eines Mannes – Otto Glöckels – wahrgenommen wurde, so war auch die gesamte städtische Fürsorge- und Gesundheitspolitik in der Zwischenkriegszeit unauflöslich mit einem einzigen Namen verknüpft: mit dem Julius Tandlers.

Tandlers politische Karriere verlief der Glöckelschen nicht unähnlich. Auch er trat zunächst als »Unterstaatssekretär« in die nach den Februarwahlen von 1919 unter dem Staatskanzler Karl Renner von Sozialdemokraten und Christlichsozialen gebildete Koalitionsregierung ein: als Unterstaatssekretär für Gesundheitswesen in das von Ferdinand Hanusch geleitete »Staatsamt für soziale Verwaltung«. Gleichzeitig gehörte Tandler aber auch als Abgeordneter dem Wiener Gemeinderat an. Der Bruch der Regierungskoalition im Juni 1920 und die Niederlage der Sozialdemokraten bei den Neuwahlen im Oktober bedeuteten für ihn dann den Verlust seines Regierungsamtes und damit den endgültigen Übergang in die Gemeindepolitik. Am 10. November 1920 wurde er vom Wiener Gemeinderat als amtsführender Stadtrat der Verwaltungsgruppe III für »Wohlfahrtseinrichtungen, Jugendfürsorge und Gesundheitswesen« angelobt.<sup>101</sup>

Für Julius Tandler war »Wohlfahrtspolitik« ihrem Wesen nach eigentlich eine Art von planwirtschaftlich gelenkter Bevölkerungs- politik. In diesem Sinne sprach er vom »organischen Kapital«, das er zu verwalten habe, und von der »Menschenökonomie«, die es von öffentlichen Stellen aus nach rationalen Gesichtspunkten zu gestalten gelte. »Produktive« Ausgaben, etwa für Jugendfürsorge und medizinische Prävention, mußten auch im Bereich der Wohlfahrtspflege von »unproduktiven«, etwa für Alten- und Krankenversorgung oder »Irrenpflege«, als Budgetposten klar unterschieden werden. Denn die konkreten Ziele einer aktiven Fürsorgepolitik würden sich eben aus dieser Gegenüberstellung ableiten lassen. Eine Erhöhung der produktiven Ausgaben in der Gegenwart sollte in der Zukunft zu einer drastischen Senkung der unproduktiven Kosten führen. Deshalb kam also gerade der Kinder- und Jugendfürsorge in der Tandlerschen Konzeption eine zentrale Bedeutung zu: Sie galt als gewinnversprechende Investition in die Zukunft. »Wer Kindern Paläste baut, reißt Kerkermauern nieder«, so lautete das Motto,<sup>102</sup> unter dem der Ausbau des Kinder- und Jugendsektors in der kommunalen Sozial- und Gesundheitspolitik in Angriff genommen wurde.

Bei der Realisierung seiner wohlfahrtspolitischen Vorstellungen konnte Tandler an jene strukturellen Bedingungen anknüpfen, die in

den letzten Kriegsjahren noch unter christlichsozialer Dominanz der Gemeindeverwaltung entwickelt worden waren. Angesichts des riesigen Massenelends der Nachkriegszeit war anderes auch gar nicht möglich: Bestehendes mußte gesichert und Schritt für Schritt erweitert werden. Von den Christlichsozialen unterschied Tandler allerdings die eindeutige Priorität, die er der öffentlichen gegenüber der privaten Wohlfahrt einräumte. Jenseits aller parteipolitischen Programmatiken trug dies zunächst vor allem sozialpolitischen Notwendigkeiten Rechnung. Der sozialdemokratische Gehalt der Sache offenbarte sich dann erst im Laufe der Jahre: als der christlich gesinnten »Wohltäterei« die »Pflicht der Gemeinschaft zur Sicherung des Wohls der sozial Schwachen« entgegengesetzt wurde.<sup>103</sup>

Als »sozialistisch« galt zumindest dem politischen Gegner sehr früh schon die Art der Finanzierung des Fürsorgeprogramms: Seit August 1920 gab es die sogenannte »Fürsorgeabgabe«, eine Art Lohnsummensteuer, die von den Unternehmern zu entrichten war. Das Gesetz hielt ausdrücklich fest, daß diese Abgabe nicht auf die Arbeitnehmer überwälzt werden durfte.<sup>104</sup> 1922 wurde der Steuersatz von 2 auf 4% der ausbezahlten Lohnsumme erhöht. Für den gewerbsmäßigen Betrieb von Geld- und Kreditgeschäften betrug er überhaupt 8% (Sablik, 1983, S. 199). Die Fürsorgeabgabe entwickelte sich schließlich zum wichtigsten Einnahmeposten der städtischen Steuerpolitik: Schon 1922 machte sie 25% der gemeindeeigenen Gesamtsteuereinnahmen aus (Seliger u. Ucakar, 1985, S. 1061).

Ausbau, Vereinheitlichung und Systematisierung der überkommenen kommunalen Wohlfahrtseinrichtungen blieben auch in der Blütezeit des »Roten Wien« die bestimmenden Momente in Tandlers Reformstrategie. Für den Bereich der Kinder- und Jugendfürsorge läßt sich dies am Beispiel der Entwicklung des »Städtischen Jugendamtes« gut demonstrieren.<sup>105</sup> Das »Städtische Jugendamt« war als eigenständige Magistratsabteilung bereits im April 1916 eingerichtet und seine organisatorische Ausgestaltung durch den Aufbau von Bezirksjugendämtern im Jahr darauf beschlossen worden. Sämtliche Agenden der kommunalen Jugendfürsorge, die nicht unmittelbar in den Wirkungsbereich der Schulaufsicht oder der »Armenpflege«<sup>106</sup>

fielen, hatte man damals dieser neuen Verwaltungsinstanz übertragen: den gesamten Bereich der Rechts-, der Erziehungs- und der Gesundheitsfürsorge. Die Entscheidung über Gewährung von Unterstützungszahlungen verblieb allerdings noch in der Kompetenz der »Armenkinderpflege«. <sup>107</sup> Tandler verfolgte von 1920 an nun zweierlei Ziele gleichzeitig: Zum einen sollte mit der flächendeckenden Installierung von Bezirksjugendämtern als lokale Vollzugsstellen des »Städtischen Jugendamtes« auch deren »Angebote« in Richtung auf eine vermehrte Beratungstätigkeit erweitert werden. Zum anderen ging es ihm aber darum, den alten Verwaltungsdualismus, der die wirtschaftlichen Hilfsmaßnahmen in der Jugendfürsorge im Zuständigkeitsbereich einer zweiten, vom Jugendamt unabhängigen Magistratsabteilung <sup>108</sup> beließ, rasch zu überwinden. Die Realisierung beider Zielsetzungen war etwa um die Mitte der zwanziger Jahre gelungen. An den 13 Bezirksjugendämtern existierten von 1923 an eigene »Erziehungsberatungsstellen«, an denen Eltern neben rechtlichen Auskünften und sozialmedizinischen Informationen auch Ratschläge bei Erziehungsproblemen einholen konnten. 1925 gelang es Tandler, endlich auch den Sektor der wirtschaftlichen Hilfestellung in die Kompetenz des Jugendamtes zu überführen. Schon vier Jahre zuvor hatte er übrigens mit der Einrichtung des sogenannten »Zentralwohlfahrtsamtes« die wohl wichtigste organisatorische Maßnahme zur Zentralisierung, Vereinheitlichung und internen Abstimmung der gesamten städtischen Wohlfahrtspolitik umgesetzt: Im Zuge der allgemeinen Verwaltungsreform von 1921 wurden alle an der Organisation des städtischen Gesundheits- und Fürsorgewesens beteiligten Magistratsabteilungen <sup>109</sup> in dieser von Tandler persönlich geleiteten Körperschaft zusammengefaßt und damit vor allem einer engen Kooperation von Gesundheits- und Jugendamt die strukturellen Voraussetzungen geschaffen.

Es ist hier nicht der Platz, um die ungeheuren Aufbauleistungen der Gemeinde Wien im Bereich der Kinder- und Jugendfürsorge im Detail zu schildern. Einige wenige Stichworte mögen genügen: <sup>110</sup> Da waren die zunächst mit amerikanischen und holländischen Geldern aufgebaute, später aber von der Stadt Wien in Eigenverantwortung weitergeführte »Schülerausspeisung«, die in Zusammenarbeit mit dem

»Schulärztlichen Dienst« durchgeführte fürsorgische Betreuung der Wiener Volks- und Bürgerschulen, die berühmten »Schulzahnkliniken«, dann die Etablierung einer »Erholungsfürsorge«, in deren Rahmen beispielsweise allein im Jahr 1925 35 000 gesundheitlich gefährdeten Kindern ein mehrwöchiger Erholungsaufenthalt außerhalb von Wien ermöglicht wurde; weiters der verstärkte Ausbau von Spiel- und Sportplätzen,<sup>111</sup> die Reorganisation und die Ausweitung des städtischen Kindergartenwesens,<sup>112</sup> die Einrichtung von gemeindeeigenen Horten, mit denen man von Verwahrlosung bedrohte, schulpflichtige Jugendliche von den Straßen wegbringen wollte etc.

### **Städtische Kinderübernahme­sstelle**

Als das eigentliche Prunkstück des ganzen sozialdemokratischen Reformwerks, das den Geist der »neuen Zeit« nach außen hin für alle sichtbar repräsentierte, betrachtete man aber gemeinhin die »Städtische Kinderübernahme­sstelle«. Diese Einrichtung war es, die die systematische Erfassung aller der öffentlichen Wohlfahrt bedürftigen Kinder garantieren und deren Überführung in das kommunale Fürsorgenetz leisten sollte. Ein »Juwel der modernen Kinderfürsorge«, die größte derartige Institution der Welt, eine Stätte der Kinder- und Jugendpflege, »einzigartig« und »vorbildhaft« (Sablik, 1983, S. 224).

Auch die »Kinderübernahme­sstelle« zählte zu jenen Fürsorgeinstitutionen, die die sozialdemokratische Stadtverwaltung gleichsam als Erb­stück aus dem Bestand der früheren christlichsozialen Wohlfahrtspolitik übernommen hatte. 1910 im Gebäude Siebenbrunnengasse 78 im 5. Wiener Gemeindebezirk eingerichtet, diente sie zunächst als eine Art zentrale Abgabe- und Verwaltungsstelle für Kinder und Jugendliche, die der kommunalen Armenpflege überantwortet werden sollten. Die von Armeninstituten, Pflegeparteien, Eltern, bisweilen auch von der Polizei gebrachten Kinder wurden datenmäßig erfaßt, medizinisch untersucht und noch am selben Tag an die städtischen Kinderheime Grinzing bzw. Am Tivoli weitergeleitet. Dort hatten dann die Heimleitungen im Einvernehmen mit ÄrztInnen und LehrerInnen nach dem Ablauf einer ein- bis zweiwöchigen Quarantäne über das weitere Fürsorge-Schicksal ihrer Pflinglinge eine Entscheidung zu fällen.<sup>113</sup>



Die Unzulänglichkeit der alten Kinderübernahmsstelle in der Siebenbrunnengasse war gerade unter den katastrophalen Gesundheitsbedingungen der Nachkriegszeit nur allzu deutlich zu Tage getreten: Viele der abgegebenen Kinder litten an Infektionskrankheiten, deren Übertragung auf gleichzeitig eingelieferte Pfleglinge aufgrund der räumlichen Gegebenheiten nicht verhindert werden konnte. Angesichts der prekären hygienischen Verhältnisse entschloß sich die sozialdemokratische Stadtverwaltung zur Verwirklichung eines Großprojekts: zum Bau einer neuen »Städtischen Kinderübernahmsstelle«, und zwar in enger Nachbarschaft zu dem eben in die Verwaltung der Gemeinde übernommenen »Karolinen-Kinderspital« im 9. Wiener Gemeindebezirk. In weniger als zwei Jahren wurde auf dem an das Kinderspital angrenzenden Grundstück Sobieskigasse-Ayrenhoffgasse-Lustkandlgasse ein riesiger, dreistöckiger Neubau aus dem Boden gestampft. Die Baukosten betrugen nahezu dreieinhalb Millionen Schilling (Magistrat, 1933, S. 715–716).

Am 18. Juni 1925 wurde die neue Kinderübernahmsstelle feierlich eröffnet. Sie bestand aus zwei verwaltungstechnisch völlig getrennten Abteilungen:

1. der eigentlichen Übernahmsstelle, der im Prinzip dieselben Aufgaben zukamen wie der alten Einrichtung in der Siebenbrunnengasse: also Erfassung und administrative Evidenzhaltung aller fürsorgebedürftigen Wiener Kinder; und

2. der »Herberge der Kinderübernahmsstelle«, in der alle neu der kommunalen Fürsorge überantworteten Kinder für mehrere Wochen in Quarantäne genommen wurden.

Diese ihr zugedachte Funktion als riesige Quarantänestation wurde zum bestimmenden Moment der architektonischen Planung und Ausgestaltung der Anlage. Schon die Aufnahme im Erdgeschoß und Tiefparterre war räumlich in zwei voneinander abgeschlossene »Seiten« getrennt: in eine »unreine« und in eine »reine« Seite. Die Pfleglinge hatten mit ihren Begleitpersonen die Kinderübernahmsstelle über die »unreine Seite« zu betreten. Wurde eine Aufnahmenotwendigkeit verfügt, so unterzog man das betreffende Kind in eigenen Räumlichkeiten im Erdgeschoß zunächst einer ärztlichen Untersuchung. Im

Krankheitsfall folgte die Überstellung in das über einen Durchgang mit der Kinderübernahmestelle verbundene Karolinen-Kinderspital. Erwies sich das Kind als gesund, so wurde es von einer Pflegerin über einen gesonderten Abgang vom Untersuchungszimmer aus in die im Tiefparterre befindliche Badeanlage gebracht. Nach seiner »Reinigung« erhielt es Anstaltswäsche, seine eigenen Kleider wurden desinfiziert und im Kleidermagazin aufgehoben. Jetzt erst stand dem Kind die »reine Seite« der Anstalt offen: Über eines der drei Stiegenhäuser gelangte es in die seinem Alter entsprechenden Abteilungen der »Herberge«.

Die Gliederung der Kinderübernahmestelle erfolgte nach »Stationen« und »Abteilungen«: In jedem der drei Stockwerke waren jeweils zwei Stationen untergebracht. Jede Station zerfiel wieder in zwei ganz gleiche, aber voneinander völlig separierte Abteilungen. Im dritten Stock gab es vier Säuglingsabteilungen, im zweiten Stock je zwei Abteilungen für »Kleinkinder« und »Großkinder«, im ersten Stock je zwei Abteilungen für schulpflichtige Mädchen und Knaben. Jede einzelne Abteilung besaß ihre eigene Teeküche, ihre eigenen Dienstzimmer und Gerätekammern. Im Fall des Auftretens einer Infektionskrankheit konnte die betroffene Abteilung gegenüber allen anderen Stationen hermetisch abgeriegelt werden. Dem dort arbeitenden Pflegepersonal wurde dann das der Abteilung nächstgelegene Stiegenhaus zur ausschließlichen Benutzung zugewiesen. Für das Personal der anderen Stationen und Abteilungen blieb eben dieser Aufgang bis zur Eindämmung der Epidemie gesperrt.<sup>114</sup>

Während ihres Quarantäne-Aufenthaltes waren die Kinder nicht nur einer ständigen medizinischen Kontrolle, sondern auch einer Art von fürsorgerischer Begutachtung unterworfen. Schließlich sollte in den wenigen Wochen ihres Verbleibs über die weitere Art ihrer Befürsorgung entschieden werden: Überstellung in eine Pflegefamilie oder Rückführung in die eigene Familie, Aufnahme in die »Erholungsfürsorge«, Fortsetzung der fürsorgerischen Beobachtung in einem städtischen Kinderheim oder Einweisung in eine Erziehungsanstalt.

### **»Panoptische Anlage«**

Im blinden Glauben an die Segnungen einer sozialmedizinischen Hygi-

enevorsorge und im ehrgeizigen Bemühen um eine lückenlose Erfassung und systematische Befürsorgung von schutzbedürftigen Kindern hatte man mit der Kinderübernahmestelle letztlich eine totale Institution geschaffen. Nur allzu sehr erinnerte die ganze Anlage an das von Jeremy Bentham 1791 zur Optimierung von Kontrolle und Unterwerfung in Korrekptions- und anderen Disziplinaranstalten entworfene »Panopticon«. Michel Foucault hat die Konstruktionsprinzipien der »panoptischen Anlage« beschrieben:<sup>115</sup>

An der Peripherie ein ringförmiges Gebäude; in der Mitte ein Turm, der von breiten Fenstern durchbrochen ist, welche sich nach der Innenseite des Ringes öffnen; das Ringgebäude ist in Zellen unterteilt, von denen jede durch die gesamte Tiefe des Gebäudes reicht; sie haben jeweils zwei Fenster, eines nach innen, das auf die Fenster des Turmes gerichtet ist, und eines nach außen, so daß die Zelle von beiden Seiten von Licht durchdrungen wird. Es genügt demnach, einen Aufseher im Turm aufzustellen und in jede Zelle einen Irren, einen Kranken, einen Sträfling, einen Arbeiter oder einen Schüler unterzubringen. Vor dem Gegenlicht lassen sich vom Turm aus die kleinen Gefangenensilhouetten in den Zellen des Ringes genau ausnehmen. Jeder Käfig ist ein kleines Theater, in dem jeder Akteur allein ist, vollkommen individualisiert und ständig sichtbar. Die panoptische Anlage schafft Raumeinheiten, die es ermöglichen, ohne Unterlaß zu sehen und zugleich zu erkennen. (Foucault, 1977, S. 158)

»Ohne Unterlaß zu sehen und zugleich zu erkennen«: Nach eben diesem Grundsatz war auch die ganze Architektur der Kinderübernahmestelle ausgerichtet. Die im zweiten und dritten Stock befindlichen Abteilungen für die noch nicht schulpflichtigen Kinder wurden nach dem sogenannten »Boxsystem« konstruiert. Die – wie man damals sagte – »Boxes« waren kleine abgeschlossene Räume, etwa vier mal fünf Meter groß, in denen jeweils fünf bis sechs Säuglinge oder Kriechlinge untergebracht waren. Die Trennwände zwischen den einzelnen »Boxes« sowie die durchgehende Trennwand zum Gang hin bestanden aus Glas, »wodurch eine ständige Überwachung durch das Pflege-

personal ermöglicht« wurde (Magistrat, 1933, S. 721). Bei den schulpflichtigen Großkindern hatte man zwar von der Teilung in Kleingruppen abgesehen; aber auch hier waren die Schlaf- und Tagräume vom Gang aus durch Glaswände hindurch für das Pflegepersonal ständig einzusehen.

Die Durchsetzung der auf Bentham zurückgehenden »panoptischen Konzeption« sei – wie Peter Gstettner (1981, S. 158–159) argumentierte – für die Entwicklung der Sozialwissenschaften von großer Bedeutung gewesen. Mit der Entdeckung der Anstalt als Stätte der sozialwissenschaftlichen Forschung habe sich nämlich gerade für die an den Naturwissenschaften orientierten ForscherInnen die Möglichkeit eröffnet, das Problem der Unüberschaubarkeit und Unkontrollierbarkeit von auf das individuelle Verhalten aktuell einwirkenden »Außenweltfaktoren« in den Griff zu bekommen: Durch die »gewaltsame Erzeugung isolierter Individualität« sollten Verhaltensweisen »rein« und »unverfälscht« zum Ausdruck gebracht und einer von keinerlei Sozialkontakt zwischen Forschungssubjekt und -objekt gestörten, »objektivierenden Observation« unterzogen werden.

### **Forschung**

Für das von Charlotte Bühler in den USA begonnene Projekt der Anlegung umfassender Inventare kindlicher Verhaltensweisen schien die Kinderübernahmestelle die denkbar günstigsten Voraussetzungen zu bieten: Säuglinge und Kriechlinge, Kleinkinder und schulpflichtige »Großkinder« konnten rund um die Uhr vom Gang aus einer systematischen Beobachtung unterzogen werden. Pfleglinge aller Altersstufen standen unbeschränkt auch für Experimente als Versuchspersonen zur Verfügung. Aufgrund des ständigen Wechsels der Belegschaft waren »Gewöhnungseffekte« auszuschließen: Ein und dasselbe Kind blieb für die PsychologInnen mehrere Wochen lang greifbar. Nach seiner Entlassung aus der Quarantäne nahm gleich wieder ein anderes seinen Platz ein.

Vom Beginn des Jahres 1926 an ermöglichte Stadtrat Tandler dem Wiener Psychologischen Institut die Durchführung von kinderpsychologischen Forschungen an der Kinderübernahmestelle. Gleichzeitig

erhielt Charlotte Bühler von der Gemeinde Wien eine neue Mitarbeiterin zugewiesen: Hildegard Hetzer, die seit 1922 in verschiedenen Tagesheimen als Horterzieherin tätig gewesen war und sich nun zur Verwendung als »Assistentin« von Charlotte Bühler an die Kinderübernahmestelle versetzen ließ (Hetzer, 1988). Natürlich verfolgte die städtische Fürsorgebehörde mit ihrer Förderung der kinderpsychologischen Entwicklungsforschung ganz gezielt auch ihre eigenen Interessen. Über die Einbeziehung der Psychologie wollte man gerade das letzte und relativ schwächste Glied in der Kette des ansonsten so rational durchorganisierten Fürsorgemanagements an der Kinderübernahmestelle zu stärken versuchen: die Entscheidungsfindung in der Frage der weiteren Befürsorgung der Pfleglinge nach dem Ablauf ihrer Quarantänezeit. Ein für die sozialwissenschaftliche Forschung in Anstalten ganz typisches Arrangement begann sich abzuzeichnen: Das unter den besonderen Funktionsbedingungen der Institution gewonnene Wissen war nicht zuletzt auch ein Wissen über diese Institution – und daher bestens dazu geeignet, die »Rationalität« der dort gepflegten Art der »Menschenverwaltung« zu erhöhen. Charlotte Bühler wußte die kommunalen Wohlfahrtsbehörden in dieser Hinsicht gut zu bedienen. Gemeinsam mit Hildegard Hetzer konstruierte sie aus den Resultaten ihrer kinderpsychologischen Forschungsarbeit an der Kinderübernahmestelle ein Testverfahren zur Prüfung des psychischen Entwicklungsstandes von Kleinkindern, das in der Anstalt selbst geeicht, ausprobiert und schließlich als Grundlage für die Gutachtenerstellung bei »Problemkindern« in Verwendung genommen werden konnte.

Die Kinderübernahmestelle erwies sich wie geschaffen für die Belange des Psychologischen Universitätsinstituts. Nicht nur als Forschungs-, sondern vor allem auch als Ausbildungsstätte: Hier fand nun das »Kinderpsychologische Praktikum« statt, in dem die Studierenden, meist unter der Leitung von Hildegard Hetzer, in die Technik der systematischen Verhaltensbeobachtung eingeführt wurden. In den Gängen der verschiedenen Abteilungen konnten StudentInnen stundenlang das Protokollieren von Verhaltenseinheiten üben, an Kindern aller Altersstufen, vom Neugeborenen bis zum vierzehnjährigen Schulkind. Nach und nach wurde die Kinderübernahmestelle von

den PsychologInnen in Beschlag genommen: Bald schon wurde sie als eine Art »Außenstelle« des Psychologischen Universitätsinstituts wahrgenommen.

Im Fortgang dieser Arbeit wird sich zeigen, daß die besonderen strukturellen Voraussetzungen an der Kinderübernahmestelle die konkrete Forschungsarbeit des Kreises um Charlotte Bühler nicht nur in methodischer, sondern vor allem auch in inhaltlicher Hinsicht geprägt haben. Dies gilt nicht nur für die Kinderpsychologie, sondern für die Psychologie der Entwicklung überhaupt, also auch noch für die »Psychologie des menschlichen Lebenslaufes«. Denn es war zunächst die »panoptische Anstalt« mit ihrem Prinzip der Abschirmung der Individuen von der Außenwelt, die die Beobachtung des »reinen« Entwicklungsganges des Kleinkindes völlig ungestört von sozialen Milieueinflüssen zu erlauben schien. Die Abstraktion vom sozialen Lebenszusammenhang wurde gleichsam durch die Institution vorgegeben. Das »Soziale« konnte dann getrost auf das »Zwischenmenschliche«, auf die zwischenmenschliche Interaktion eingeschränkt werden. Auch diese war dann so zu beschreiben, als folgte die Ausdifferenzierung der sozialen Kontaktformen ausschließlich einem »inneren Plan« der Reifung. Nicht die konkrete, d. h. sich stets in einem bestimmten gesellschaftlich-kulturellen Kontext vollziehende Entwicklung von Individuen interessierte, sondern »die Entwicklung« an sich, nicht die wirklich lebenden Kinder oder Jugendlichen, sondern »das Kind«, »der Jugendliche« an sich, nicht die konkreten Lebensläufe von Männern und Frauen, sondern die theoretische Konstruktion des einen, idealtypischen Lebenslaufes, an dem die gestaltenden Kräfte der Natur völlig frei vom störenden Einfluß der Zivilisation und Kultur sichtbar gemacht werden sollten.

#### 2.3.1.4 Die Inventarisierung kindlicher Verhaltensweisen

Der Behaviorismus habe, »richtig verstanden, ein Inventar, eine Materialsammlung von Verhaltensweisen anzulegen«, schrieb Charlotte Bühler, als sie die noch während ihres USA-Aufenthaltes durchgeführten Untersuchungen über das soziale Verhalten von Kleinkindern im Sommer 1926 zur Veröffentlichung vorbereitete (Ch. Bühler, 1927a,

S. 11).<sup>116</sup> Mit der Realisierung dieses Programms – mit der »eigentlichen Ausschöpfung« der behavioristischen Konzeption, wie sie sagte – hatte sie aber schon Monate zuvor begonnen. Im selben Buch nämlich, in dem sie den Text über ihre amerikanischen Studien abdrucken ließ, erschien auch der von ihr gemeinsam mit Hildegard Hetzer verfaßte Bericht über den Versuch einer umfassenden Bestandsaufnahme aller während des ersten Lebensjahres am Kinde zu beobachtenden Verhaltensweisen: das »Inventar der Verhaltensweisen des ersten Lebensjahres« (Ch. Bühler u. Hetzer, 1927), so der Titel der kleinen Schrift, die in der Folgezeit der »Wiener Schule der psychologischen Kinderforschung« als theoretische und methodische Grundlage dienen sollte.

Die Idee der Erstellung eines vollständigen Verhaltensinventars bedurfte zu ihrer Verwirklichung der Gelegenheit zur »ununterbrochenen, systematischen Dauerbeobachtung« unter halbwegs standardisierten Bedingungen. Die räumlichen Verhältnisse in der Kinderübernahmestelle waren wie geschaffen dafür. Zudem standen genügend Kinder in den unterschiedlichen Lebensmonaten zur Verfügung. In Alterskohorten zusammengefaßt, konnten sie das »Material« liefern zur Berechnung von statistischen Mittelwerten.

Das Procedere war schlicht und einfach. Es galt, die Kinder rund um die Uhr, 24 Stunden lang, zu observieren und aufzuschreiben, was es dabei alles zu sehen gab. Die Beobachterinnen saßen untertags etwas abseits vom Bettchen des betreffenden Kindes, ausgerüstet mit Protokollblättern, Bleistift und Stoppuhr. Sobald ein neues Verhalten sich zeigte, sollte auch die genaue Uhrzeit des Auftretens neben dem entsprechenden Eintrag vermerkt werden. Des Nachts ging man nach draußen und beobachtete vom Gang aus durch die Glaswand. Die Kinder durften nicht gestört werden vom Licht der Taschenlampe, das zur Protokollführung im Dunkeln benötigt wurde. Alles sollte so sein, als ob – außer dem Pflegepersonal – gar niemand anderer da wäre. Nicht das durch die Setzung von Reizen provozierte Verhalten interessierte, sondern das Verhalten in »natürlichen Situationen«. Das hieß: das Verhalten unter den Bedingungen des ungestörten Betriebs der Kinderübernahmestelle. Die Gleichsetzung von »Umwelt in der Kinderübernahmestelle« mit »natürlicher Umwelt« ging dann sogar soweit, daß

alle untersuchten Kinder, die in der Anstalt untergebracht waren, während ihre Mütter dort »Ammendienste« versahen, einfach als »Familienkinder« gerechnet und den »Anstaltskindern« als Kontrollgruppe gegenübergestellt wurden. Ein verwegenes Kunststück der Versuchsgruppenbildung, das weiter zu vervollkommen die Autorinnen sich aber offenbar ersparen wollten. Mit der Bemerkung, daß fast alle Kinder aus Pflegefamilien, d. h. ohnehin unmittelbar aus einem existenten Familienzusammenhang heraus in die Kinderübernahmestelle gekommen und deshalb »keineswegs als typische Anstaltskinder zu bezeichnen« seien, war die Sache auch gleich wieder vom Tisch gebracht. »Familie« und »Anstalt« waren in diesem Fall eben einerlei. Bei der Auswertung der Daten brauchte man die Differenz nicht mehr zu beachten. Ein kleiner Zusatz noch, und die Beobachtung der kindlichen Entwicklung, wie sie »rein« und »unverfälscht« von sozialen Einflüssen vonstattengehen sollte, konnte in Angriff genommen werden: »Da unsere Vp. den verschiedensten sozialen Schichten entstammen, ist eine Einseitigkeit des Materials nach dieser Richtung hin nicht zu befürchten« (Ch. Bühler u. Hetzer, 1927, S. 131). Wie? Wären an der Kinderübernahmestelle etwa auch Kinder untergebracht gewesen, die ihrer Herkunft nach dem gehobenen Bürgertum angehörten? Nicht einmal in seiner kümmerlichsten Form als soziologische Kennziffer des »Milieus« durfte das »Soziale« Eingang finden in die Ermittlung der frühkindlichen Entwicklung. »Entwicklung« war primär eben »Reifung«: schrittweise Entfaltung von Anlagen, die innerhalb einer gewissen Variationsbreite alle Individuen in gleicher Weise mit auf die Welt brachten.

Die Protokollierung der kindlichen Verhaltensweisen erwies sich als wenig problematisch. Um Fehlerquellen zu vermeiden, wurde der Hauptteil der Daten von denselben zwei Beobachterinnen<sup>117</sup> aufgenommen. Pro Lebensmonat wählte man jeweils fünf Kinder für die 24stündige Daueruntersuchung aus. Aber nicht alle Beobachtungsversuche konnten erfolgreich zu einem Abschluß gebracht werden. Man mußte deshalb etwas mehr als die projektierten 65 Untersuchungen durchführen: insgesamt 69 an 63 verschiedenen Kindern.<sup>118</sup> Alles in allem waren zur Datenerhebung rund 1620 Beobachtungsstunden erfor-



derlich. Die Protokolle selbst füllten, in kleiner Handschrift dicht beschrieben, 922 Oktavseiten (Ch. Bühler u. Hetzer, 1927, S. 131).

Die eigentliche Schwierigkeit des Verfahrens begann bei der quantitativen Auswertung des Beobachtungsmaterials. Wie waren die in den Protokollen festgehaltenen Verhaltenssequenzen voneinander abzugrenzen? Auf welche Einheiten sollte sich eine Auszählung also beziehen?

Charlotte Bühler folgte bei der Zusammenstellung des Inventars vorerst wieder dem Vorbild der Vergleichenden Tierforschung. H. S. Jennings hatte in seiner für die »Wiener Schule« so maßgeblichen Untersuchung über Protozoen vier Grundklassen von Verhaltensweisen unterschieden: »Positive« und »negative Reaktionen«, <sup>119</sup> dann die sogenannten »Probierbewegungen«, definiert als weitgehend von äußeren Reizen unabhängige, »spontane«, letztlich völlig ziellose Bewegungen des Tieres nach allen Richtungen, ferner die »Schlaf- und Ruhezustände« beim Anliegen an einem festen Körper (Ch. Bühler u. Hetzer, 1927, S. 140).

Nach diesen Gesichtspunkten ergab sich eine erste Ordnung auch des auf das kindliche Verhalten bezogenen Datenmaterials. Die in den Protokollen enthaltenen Beobachtungen wurden nun eben diesen vier Gruppen von Verhaltensweisen zugeteilt und anschließend für jeden Lebensmonat die durchschnittliche Gesamtdauer innerhalb der 24stündigen Beobachtungszeit errechnet. <sup>120</sup> Die Ergebnisse sind in Tabelle 8 dargestellt: <sup>121</sup>

**TABELLE 8: Durchschnittliche Tageswerte für die einzelnen Gruppen von Verhaltensweisen in Minuten**

ALTER	SCHLAF UND DÄMMERZUSTAND	NEGATIVE REAKTIONEN	POSITIVE REAKTIONEN	SPONTAN- REAKTIONEN	SUMME IN MINUTEN
0; 0	1275	104	47	14	1440
0; 1	1106	237	73	24	1440
0; 2	1031	187	89	133	1440
0; 3	979	179	121	161	1440
0; 4	1051	171	124	94	1440
0; 5	848	159	129	304	1440
0; 6	883	122	126	309	1440

o; 7	826	146	93	375	1440
o; 8	859	99	155	337	1440
o; 9	814	83	113	430	1440
o; 10	712	101	135	482	1440
o; 11	790	57	92	510	1440
I; 0	791	77	112	460	1440

Aus der vergleichenden Betrachtung der Tageswerte war dann die folgende »Entwicklungstendenz« herauszulesen: Abnahme der Dauer der Schlaf- und Dämmerzustände, allmähliches Überhandnehmen der positiven gegenüber den negativen Reaktionen, rascher Anstieg der Tageswerte für die spontanen Reaktionen vor allem im fünften und dann auch im neunten Lebensmonat.

In der Zunahme der unkoordinierten, zwecklosen, schon von Preyer (1882) als typisch für das erste Lebensjahr beschriebenen impulsiven Bewegungsfolgen glaubten Charlotte Bühler und Hildegard Hetzer einen wichtigen Indikator für das »Fortschreiten der Entwicklung« gefunden zu haben. Denn anders als die einfachen positiven oder negativen Reaktionen, die einfachen Zu- bzw. Abwendungsbewegungen, war das Auftreten der spontanen Reaktionen relativ unabhängig von äußeren Reizgegebenheiten. »Sie scheinen«, schrieb Charlotte Bühler, »der unmittelbare Ausfluß einer zur Entfaltung drängenden Aktivität zu sein, die dem Lebewesen eingeboren ist« (Ch. Bühler u. Hetzer, 1927, S. 179). Der rapide Anstieg ihrer Auftrittswahrscheinlichkeit im fünften Lebensmonat könnte ein erstes Anzeichen dafür sein, daß sich das Kind, das sich bisher seiner Umwelt gegenüber bloß rezeptiv verhalten habe, von nun ab den Außenweltreizen aktiv zuzuwenden beginne. Mit zunehmendem Alter würden diese Impulsivbewegungen nämlich wieder zurücktreten, und zwar zugunsten »höherer«, jetzt als ein Manipulieren an Objekten zu charakterisierenden Handlungen und Tätigkeiten. So als ob sich die impulsiven Bewegungen mit der Zeit an Außenweltobjekte binden würden: Es sei »ein Zug im Entwicklungsgang von der freien Aktivität der unkoordinierten ziellosen Bewegungen der ersten Tage bis zu der gestaltend schaffenden Bautätigkeit des Einjährigen – ein Zug der über bloße Abwehr oder Aneignung hinaus sich auswirkenden schöpferischen Energie des Lebewesens« (Ebenda, S. 180).

Wir wollen uns bei den Details der inhaltlichen Interpretation des Datenmaterials nicht länger aufhalten. Das bisher Gesagte mag genügen, um die Arbeitsweise und den theoretischen Zugang Charlotte Bühlers deutlich zu machen. Am Schluß dieses Abschnittes soll nun noch die methodische Seite des »Inventars« eingehender erörtert werden. Denn gerade der darin entwickelten Methodik wegen erhielt die kleine Schrift ihre Bedeutung als wichtigster Grundlagentext der »Wiener Kinderpsychologie«.

Die methodische Essenz des ganzen Unternehmens hatten Charlotte Bühler und Hildegard Hetzer erst ganz am Ende der Auswertung ihres Datenmaterials aus einer kritischen Gesamtbetrachtung der Untersuchung heraus formulieren können. Im Fortgang ihrer Arbeit war immer deutlicher geworden, daß die von Jennings entlehnten Ordnungskriterien gleichsam ihre Herkunft aus der Beobachtung niedrigster Organismen nicht verleugnen konnten. Mit ihnen allein war vielleicht bei der Beschreibung der einfachen und frühen Verhaltensweisen der ersten Lebensmonate ein Auslangen zu finden. »Höheres« Verhalten, z. B. alle spielerisch-gestaltenden Aktivitäten des älteren Kindes, ließ sich mit diesem Schema aber nicht mehr adäquat erfassen. Wenn man also postulierte, daß die ziellosen Probierbewegungen im Laufe der Entwicklung allmählich in zielgerichtete Spieltätigkeiten übergehen, so war diese These an dem nach den bisher verwendeten Kriterien geordneten Material gar nicht empirisch zu überprüfen. Es bedurfte eines allgemeineren Systems, das die differenzierten Verhaltensformen des älteren Kindes ebenso zu beschreiben erlaubte wie die einfachen Reaktionen des Säuglings.

Die Lösung, die Bühler und Hetzer schließlich vorschlugen, stellten sie nicht zufällig in den Kontext einer theoretischen Auseinandersetzung mit der behavioristischen Psychologie. Schon als Stipendiatin der Rockefeller-Stiftung hatte sich Charlotte Bühler mit dieser Frage an die Behavioristen gewandt: Nach welchen Gesichtspunkten sollten die quantitativ zu bestimmenden »units of behavior« eigentlich ausgewählt werden? Enttäuscht mußte sie feststellen, daß dies für die Amerikaner offenbar kein ernsthaftes Problem war.<sup>122</sup> Man neigte hier von Haus aus zur Auflösung der komplexen Verhaltensweisen in ihre einfachsten Bestandteile. Thorndike z. B. hatte »in einem großartigen Wurf ver-

sucht, alle einzelnen Reflexe herauszupräparieren und aufzuzählen, die bei verschiedenen instinktiven Handlungen vorkommen«, etwa »bei der mütterlichen Brutpflege, bei Kampfhandlungen usw.« (Ch. Bühler u. Hetzer, 1927, S. 134). Das war die eine Möglichkeit: die Zerlegung von ganzen Verhaltenssequenzen in die sie konstituierenden Bestandteile. Der Vergleich mit der »Phonetik« zeigte das dahinterstehende methodische Prinzip auf:<sup>123</sup> Die Analyse der Einzellaute setzt die Abstraktion vom Sinn des Gesprochenen voraus. Einzellaut und Gesprochenes verhalten sich dann zueinander wie Teil und Ganzes. Das Ganze ist aber mehr als bloß die Summe der es konstituierenden Teile. Es ist eine Sinneinheit. Die Sinndimension eben läßt sich von einem »Materialgesichtspunkt« aus nicht mehr rekonstruieren. So wichtig der Beitrag der Phonetik zur Entwicklung der Sprachwissenschaft auch sein mag: Wesentliche Aspekte der menschlichen Sprache muß sie gleichsam per definitionem aus ihrem Untersuchungsbereich ausschließen.

Ganz ähnlich lag der Fall nun in Bezug auf die organismischen Verhaltensweisen: Auch sie konnten unter dem Aspekt der sie konstituierenden Elementareinheiten untersucht werden. Eine andere Möglichkeit bestand nun aber darin, sie als Sinneinheiten, als sinnvolle Ganzheiten, bestehen zu lassen und sie als solche – unter Anwendung von Kriterien wie »Zweck« und »Ziel« – voneinander abzugrenzen. Von der Vergleichenden Verhaltensforschung wurde dieser Weg seit jeher beschritten.

Zur Gewinnung eines Ordnungsschemas für spezifisch menschliche Verhaltensweisen ließ sich die Problematik nun wie folgt präzisieren:

Nehmen wir z. B. folgende Reihe von Vorgängen: sich aufrichten, mit verzerrtem Gesicht einen anderen Menschen ansehen, die Hand heben, ihn schlagen – so werden diese sinnvoll zusammengefaßt erst dadurch, daß ich sie als eine Angriffshandlung bezeichne. Diese kann übrigens noch weitergehend sinnvoll eingereiht werden, indem ich erfahre, daß es sich um einen Racheakt, um eine Eifersuchtsszene oder um die Empörung eines Beleidigten handelt. Hiernach sieht man bereits, daß es Sinneinheiten unter verschiedenen Gesichtspunkten, in verschiedenen Zusammenhängen, also verschiedener Ordnung gibt und daß es sich für uns darum handeln wird,

die letzten einfachsten Sinneinheiten zu finden. Also nicht die speziellere Tatsache, daß wir soeben eine Eifersuchtsszene mit angesehen haben, würden wir in diesem Fall bei einer Verhaltensschilderung vermerken, sondern zunächst einmal eine Handlung als Angriffshandlung aufzeichnen und dann erst die weitere speziellere Charakterisierung anschließen. (Ch. Bühler u. Hetzer, 1927, S. 135)

Das war der theoretische Ausgangspunkt, von dem aus Charlotte Bühler und Hildegard Hetzer zu dem von ihnen intendierten Ordnungssystem gelangen wollten. Eine der zentralen Kategorien, die sie dabei einführten, findet sich im obigen Zitat bereits in ihrer methodisch exakten Bedeutung verwendet: die Kategorie der »Handlung«. Als Handlung definierten die Autorinnen ein »auf einen bestimmten Erfolg strebendes Verhalten«, völlig unabhängig davon, ob dieses Streben von der Qualität der Bewußtheit begleitet wird oder nicht (ebenda, S. 136). Von der stets in sich abgeschlossenen »Handlung« unterschieden wurden dann all jene unabgeschlossenen Verhaltenssequenzen, die gleichsam um ihrer selbst willen durchgeführt werden: das Kritzeln des spielenden Kindes etwa, das solange fortgesetzt wird, wie es dem Kind Lust macht. Der Lustgewinn ist hier aber nicht an einen »Enderfolg«, sondern an die Aufrechterhaltung der Funktion gebunden.<sup>124</sup> Bühler und Hetzer nannten diese reihenartigen Verhaltensverläufe »fortlaufende Tätigkeiten«. Alle übrigen, nicht in eine Handlung oder in eine Tätigkeit eingebauten Verhaltensstücke wurden unter die Kategorie der »Einzelreaktionen« subsumiert. Das vollständige Ordnungsschema hatte dann das folgende Aussehen:

**TABELLE 9: Ordnungsschema der Verhaltensweisen**

I	II	III	IV
Ruhe- und Gleichgewichtszustände	Einzelreaktionen	Verhaltensreihen	Verhaltens-einheiten
Schlaf	Einzelreflexe	Impulsivbewegungen	Handlungen
ruhiger Wachzustand	Einzelwahrnehmungen	Fortlaufende Tätigkeiten	

Der methodische Wert der Sache ist offenkundig. Das so gewonnene Ordnungssystem konnte nun in vielen Einzeluntersuchungen als eine Art Handanweisung für die systematische Verhaltensbeobachtung eingesetzt werden. Sein einheitlicher Gebrauch garantierte die Vergleichbarkeit der Auswertungsergebnisse. Sämtliche in den Folgejahren am Wiener Psychologischen Institut durchgeführten Kinderbeobachtungen gingen schließlich ein in die Konstruktion eines allgemeinen Kleinkindertests, der eine »objektive« Feststellung des individuell erreichten Entwicklungsniveaus von ein- bis sechsjährigen Kindern erlauben sollte (Ch. Bühler u. Hetzer, 1932). Auf dieses Testverfahren wird im Fortgang dieser Arbeit noch näher einzugehen sein. Zunächst aber soll in einem gesonderten Abschnitt Charlotte Bühlers Jugendpsychologie einer kritischen Betrachtung unterzogen werden.

### 2.3.2 Jugendpsychologie

#### 2.3.2.1 Die »Entdeckung« von Jugend

Über die Wissenschaft vom Jugendalter gäbe es »sogar wie keine wissenschaftshistorischen Untersuchungen«, schrieb Johannes-Christoph von Bühler in der Einleitung zu seinem 1990 erschienenen Buch über die »Entstehung der Jugendforschung am Beginn des 20. Jahrhunderts«, mit eben dem er diesem von ihm behaupteten Mangel Abhilfe schaffen wollte (v. Bühler, 1990, S. 10–11). Das Thema hatte offenbar Konjunktur: Im selben Jahr publizierte der Pädagoge Peter Dudek (1990) seine Version von der Geschichte: »Jugend als Objekt der Wissenschaften«, so der Titel dieser zweiten Monographie.<sup>125</sup>

Ihrem Gegenstand näherten sich beide Autoren mit recht unterschiedlicher Akzentsetzung: v. Bühler ging es letztlich um die Frage, ob die mit der öffentlichen Artikulation verknüpfte »Mythologisierung« des Jugendthemas im Zuge seiner »Verwissenschaftlichung« eine Korrektur erfahren habe. Dudek hingegen legte den Schwerpunkt auf die Rekonstruktion des Institutionalisierungsprozesses einer sich über die bestehenden Fachgrenzen hinweg entwickelnden »Jugendkunde«. Beide beschäftigte also die Okkupierung des Problemkreises »Jugend« durch die Wissenschaft, nicht aber die Sozialgeschichte der Jugend selbst.<sup>126</sup> Ihre Arbeiten ergänzen einander. Zusammen decken sie

wesentliche Aspekte der historischen Genese dieser so mehrdeutigen kognitiven Struktur »Jugendforschung« ab.

Dem/der an den geschichtlichen Details interessierten LeserIn seien diese beiden Publikationen zur Lektüre empfohlen. Im Zusammenhang der vorliegenden Arbeit soll es genügen, die Diskussion der vielschichtigen Geschichte der deutschsprachigen Jugendforschung kurz zu halten und dabei nur jene Bezüge herauszuheben, die für eine kritische Würdigung des jugendpsychologischen Werkes von Charlotte Bühler unumgänglich sind.

Als Ausgangspunkt des historischen Exkurses sei nochmals Ariès These von der Entdeckung der Kindheit herangezogen. In der alten »traditionalen« Gesellschaft habe man das Kind sehr bald schon, kaum daß es sich »ohne fremde Hilfe zurechtfinden konnte«, als »kleinen Erwachsenen« behandelt: »Vom sehr kleinen Kind wurde es sofort zum jungen Menschen, ohne die Etappen der Jugend zu durchlaufen, die möglicherweise vor dem Mittelalter Geltung hatten und zu wesentlichen Aspekten der hochentwickelten Gesellschaften von heute geworden sind« (Ariès, 1975, S. 46). Wie die »Kindheit«, so wäre also auch das »Jugendalter« als gesonderte Lebensphase mit der Herausbildung bürgerlicher Lebensverhältnisse erst neu zu »erfinden« gewesen. Für diese These der gesellschaftlichen »Erfindung von Jugend« spricht etwa, daß man bis ins 18. Jahrhundert hinein kein eigenes Wort für jene kannte, die sich in den Lebensjahren zwischen Kindheit und Erwachsensein befanden. Allmählich kam dann der Begriff des »Jünglings« in Gebrauch, mit dem man in der Folge vornehmlich den humanistisch gebildeten, vaterländisch und christlich gesinnten Gymnasiasten oder Studenten bezeichnete. Im ausgehenden 19. Jahrhundert wurde der öffentliche Diskurs über die heranwachsende Generation durch eine zweite Kategorie bereichert: durch die Kategorie des »Jugendlichen«, die – zunächst im Sprachduktus der Juristen – den potentiell kriminellen und verwahrlosten jungen Menschen erfaßte.<sup>127</sup>

Ob allerdings vom wenig differenzierten Gebrauch von Kindheits- und Jugendbezeichnungen direkt auf eine unscharfe Wahrnehmung verschiedener Lebenszyklusphasen und davon auf die Inexistenz einer

besonderen, »jugendlichen« Übergangsperiode zur vollen Erwachsenenrolle geschlossen werden kann, ist vor allem von Seiten der sozialgeschichtlichen Forschung mit guten Argumenten bezweifelt worden.<sup>128</sup> Man entgeht den der Rede von der »Entdeckung der Jugend« als eigenständiger Lebensphase innewohnenden theoretischen Schwierigkeiten, indem man das Auftreten neuer Bezeichnungen für einen besonderen Lebensabschnitt nicht unmittelbar als Indikator für dessen gesellschaftliche Konstruktion, sondern bloß als Ausdruck dafür nimmt, daß eine – zumindest in Mitteleuropa – schon seit alters her bestehende Phase des menschlichen Lebenslaufes öffentlich problematisiert wurde und damit ihre Selbstverständlichkeit verlor.<sup>129</sup> Die beiden von Roth (1983) herausgearbeiteten »Jugendkonzeptionen« des »Jünglings« und des »Jugendlichen« können demnach einfach als zwei am Ende des 19. Jahrhunderts nebeneinander existierende Formen der gesellschaftlichen Problematisierung des Heranwachsens einer Bevölkerungsgruppe aufgefaßt werden, die sich auf die vollständige Übernahme des Erwachsenen-Status vorzubereiten hatte.

### **»Bürgerliche« Jugend**

Es war zunächst der besondere Lebenszusammenhang des »Jünglings«, des männlichen Gymnasiasten, den die bürgerliche Öffentlichkeit in das Zentrum ihrer Aufmerksamkeit rückte. Mit der ab der Mitte des 19. Jahrhunderts rasch voranschreitenden Industrialisierung hatte sich auch die Struktur der höheren Berufe zu wandeln begonnen. Die Realisierung von Führungspositionen in Wirtschaft und staatlicher Verwaltung war zunehmend an den Erwerb von inhaltlichen und formalen Qualifikationen gebunden. Für die Kinder aus den privilegierten Bevölkerungsschichten, aus denen sich in den Städten der Nachwuchs für die leitenden Stellen in Industrie und Administration rekrutierte, verlängerten sich die Schul- und Ausbildungszeiten. Der Eintritt ins Erwachsenenalter wurde hinausgeschoben.<sup>130</sup> Gleichzeitig brachte aber gerade der Lebensstil der vermögenden Klassen mit der Verfügbarkeit hochwertiger Nahrungsmittel und der Freiheit von körperlichen Belastungen eine Vorverlegung des Eintritts der Geschlechtsreife mit sich (Mitterauer, 1986). Eine



Schere begann sich aufzutun: Verlängerung der Abhängigkeit von Elternhaus und Schule bei immer früher einsetzender sexueller Reifung (Geuter, 1986b).

Infolge des steigenden Bedarfs nach Höherqualifizierung der Führungs- und Verwaltungsschichten wurde das Gymnasium zu der entscheidenden Instanz für die Verteilung von Sozialchancen. Sozialer Aufstieg war an die erfolgreiche Matura, an das erfolgreich absolvierte Abitur geknüpft. Der »Adel der Geburt« allein genügte nicht mehr. Schulversagern drohte soziale Deklassierung. Stark steigende Schülerzahlen<sup>131</sup> erhöhten den Konkurrenzdruck und machten die einst so elitäre »Gelehrtenschule« zu einem unpersönlichen schulischen Großbetrieb. Infolge der sich rasch wandelnden Strukturen des Arbeitsmarktes war die berufliche Zukunft der Bürger-Söhne offen, damit auch unsicher und ungewiß. Zudem erwies sich das expandierende System der Höheren Schulen in Bezug auf die Anforderungen der Wirtschaft als dysfunktional. Die angesichts der ökonomischen Entwicklung ohnehin schon obsolet gewordenen Ideale der klassischen humanistischen Bildung verkamen in der Unterrichtspraxis zum sturen Drill des mechanischen Auswendiglernens von Vokabeln und Grammatikregeln. Nur langsam und gegen den Widerstand der »Bildungsphilister« fanden die Naturwissenschaften Eingang in den Fächerkanon.

Das war die sachliche Ebene, auf die sich die öffentliche Thematisierung von »Jugend« im ausgehenden 19. Jahrhundert zunächst einmal bezog. Den Anfang machte die sogenannte »Überbürdungsdebatte«: Übervolle Lehrpläne, zu viele Hausaufgaben, Examensdrill, mangelnde Schulhygiene etc. würden, so hieß es damals, die Gesundheit der Gymnasialjugend schwer beeinträchtigen. Eine allgemeine Abnahme der Körperkraft, vermehrtes Auftreten von Kurzsichtigkeit, ein Ansteigen der Fälle von psychischen Erkrankungen, schließlich der Verlust an »jugendlicher Willensfrische und Strebsamkeit« glaubte man als die vor allem in Hinblick auf die Wehrkraft der Nation fatalen Folgen der Mißstände in den Höheren Schulen registrieren zu müssen (v. Bühler, 1990, S. 68). Einige spektakuläre Suizide in Mittelschülerkreisen lieferten der seit Jahrzehnten schwelenden Kritik am Höheren Schulwesen neue Nahrung. Bruchlos konnte der Überbürdungsdiskurs

im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts von der Tagespresse zur sogenannten »Schülerselbstmorddebatte« erweitert werden.<sup>132</sup>

Zur selben Zeit erhielt das Thema auch seine literarische Stilisierung. Das Scheitern jugendlicher Existenz an den Anforderungen von Familie und Schule, das Zerbrechen an der verständnislosen Welt der Erwachsenen wurden zum Topos einer neuen Literaturgattung, der sogenannten »Schülerliteratur«:

Heiner, der Protagonist in Emil Strauß' Roman *Freund Hein*, einem der nach der Jahrhundertwende meistgelesenen Bücher, [...] scheitert im Widerstreit zwischen seinen musischen Neigungen und den schulischen Anforderungen. Er erschießt sich. Der kleine Hans Griebenrath in Hermann Hesses *Unterm Rad* kommt unter die Räder des schulischen Erfolgszwanges und verliert dabei jeden Bezug zu allem, was ihm in seiner Kindheit lieb war. Er endet im Wasser. [...] In Rainer Maria Rilkes Novelle *Die Turnstunde* stirbt der schwache Schüler Karl Gruber an der Überanstrengung durch den Sport in der Militärschule. Georg, der Protagonist in der Novelle *Der Vorzugsschüler* von Marie von Ebner-Eschenbach, stürzt sich in die Donau, da er ähnlich wie Heiner in *Freund Hein* den Widerspruch zwischen seinen musischen Neigungen und dem Druck des Vaters, das Gymnasium mit großem Erfolg zu absolvieren, um in eine höhere Stellung zu kommen, nicht ertragen kann. In Frank Wedekinds *Frühlings-Erwachen* sind die Lehrer nichts als alte Pauker, ohne Verständnis für ihre Schüler, und die Eltern schweigen sich über die Frage, wo denn die Kinder herkommen, aus. Moritz Stiefel und Wendla Bergmann, alleingelassen mit sexueller Lust und Schwangerschaft, gehen in den Tod. [...] Der kleine Thomas in Friedrich Huchs *Mao* lebt in einer Traumwelt, aus der ihn die Eltern entreißen wollen, aber nicht können. Nach dem Auszug aus dem alten, ihm liebgewonnenen Haus, der Stätte seiner Träume, kehrt er dorthin zurück und stürzt wie magisch in einen Abgrund. Er wird tot gefunden. (Geuter, 1986b, S. 212)<sup>133</sup>

Die Opfer- und Täterrollen waren in der schöngestigen Literatur von vornherein verteilt und vergeben. Hier die begabten, sensiblen, kurz: »genialen« jungen Helden, dort die stets auf die Einhaltung einer

sinnentleerten, autoritären Ordnung bedachten Eltern und Lehrer. Die Anklage der Täter hatte aber einen symbolischen Charakter: Mit den Eltern- und Lehrerfiguren stellte man letztlich die als hohl und bedeutungslos erlebte zeitgenössische »Kultur« an den Pranger.

Eben darin lag auch der große buchhändlerische Erfolg der ganzen Literaturgattung begründet. Sie kam den Bedürfnissen und der Ideologie des Bildungsbürgertums entgegen, das seinen mit dem »Aufbruch ins Zeitalter der Massen« verbundenen Statusverlust mit neo-romantischer Kulturkritik zu beantworten suchte: Der arbeitsteiligen Rationalität des gesellschaftlichen Alltags setzte man eine Philosophie der Ganzheitlichkeit, Einfachheit und Subjektivität entgegen. »Gefühl« und »Leben« waren die zentralen Wortsymbole, mit denen man ein Aufbegehren der irrationalen, emotionalen Kräfte gegen die Hegemonie eines kalten, »überzüchteten« Intellekts zu proklamieren begann.

Johannes-Christoph v. Bühler konnte überzeugend darstellen, daß diese Form der bildungsbürgerlichen Kulturkritik der öffentlichen Thematisierung von »Jugend« insgesamt zugrunde gelegen hatte. Von Anfang an habe der ganze Diskurs die in ihm intendierte Absteckung einer gesonderten Lebensphase »Jugend« mit einem pathosschwangeren Mythos überzogen: Im Anschluß an den im Neuhumanismus wiederentdeckten Jünglingskult der Antike galt »Jugend« als Synonym für die »Zukunft«, als Synonym für eine bessere, die krankmachenden »Entartungen« der modernen Zivilisation überwindende Kultur der »wahren« Lebenswerte.<sup>134</sup>

Um ihre Bestimmung als Erneuerer der Kultur erfüllen zu können, bedurften die Jünglinge aber des Schutzes und der gewissenhaften Pflege. Kein Wunder also, daß die »Thematisierung von Jugend in kulturkritischer Absicht« (v. Bühler, 1990) in Reformpädagogik umschlug: Die am Ende des 19. Jahrhunderts zunehmend lauter werdende Kritik am Bildungssystem plädierte ja gerade für die Durchsetzung einer »kindgerechten« bzw. »jugendgemäßen« Schul- und Unterrichtsgestaltung, womit nicht zuletzt die Etablierung eines »psychosozialen Schutzraumes« gemeint war, in dem sich die Heranwachsenden ungestört und ihrer »Natur« entsprechend entfalten und entwickeln konnten.

»Natürlichkeit« wurde denn auch zum bedeutendsten Leitwert der Erziehungsvorstellungen der Schulreformer. Dabei blieb dieser Begriff nicht nur auf »entwicklungsgemäße«, d. h. ganz dem körperlichen und psychischen Entwicklungsstand der Schüler angepasste Unterrichts- und Erziehungsformen bezogen, sondern schloß in sich auch die Bedeutungsbereiche »gesunde Ernährung«, »Körperhygiene« etc. ein. Das Idealbild des Erziehers, der wie ein Gärtner das Sprießen des ihm zur Pflege und Obsorge überantworteten jungen Lebens überwacht und behutsam fördert, war mehr als bloß eine Metapher. Schließlich sollte die gesamte Erziehungsarbeit überhaupt in die Natur verlegt werden: »Erziehung in der Natur«, d. h. auf dem Lande, in ländlicher Umgebung mit viel Aufenthalt im Freien. Seine Verwirklichung fand der Natürlichkeitskult der Schulreformbewegung dann im Modell der sogenannten »Landerziehungsheime«.

All diese vielfältigen und vielschichtigen Formen der Thematisierung und gleichzeitigen Mythologisierung des Jugendalters verhalten bei denen, die davon betroffen waren, nicht ungehört. Die so definierte »Jugend« begann nun von sich aus die ihr von den Erwachsenen zugeschriebenen Rollen und Erwartungshaltungen zu übernehmen und auszugestalten. Einem kleinen Teil der Heranwachsenden, den Mittelschülern, war durch die öffentlichen Diskussionen eine Art von Freiraum zubilligt worden, den mit Inhalten auszufüllen eben diese Generation nun selbst in die Hand nahm. Ein harmloser Stenographieunterricht im Grünen<sup>135</sup> zeitigte unabsehbare Folgen: Aus einer durch Wald und Wiesen wandernden Schülergruppe entstand ein im europäischen Maßstab einzigartiges, mit Ausnahme der Schweiz den ganzen deutschen Sprachraum umfassendes soziales Phänomen: die »deutsche Jugendbewegung«.

1901 wurde in Berlin-Steglitz der »Wandervogel, Ausschuß für Schülerfahrten« formell als Verein gegründet. Von Beginn an stark von den Ideen der Schul- und Lebensreformbewegung beeinflusst, fand diese Form der Organisation eines jugendlichen Natur- und Freiluftunternehmens – trotz der anfangs recht zahlreichen internen Streitigkeiten, Richtungskämpfe und Abspaltungen in regionale Bünde – unter wohlwollender Anteilnahme des liberalen Bildungsbürgertums

eine rasche Verbreitung. 1910 endlich schlossen sich die verschiedenen Bünde in einem großen Gesamt-Verband zusammen: im »Wandervogel, Eingeschriebener Verein«, dem 1914 immerhin 40 000 Mitglieder angehörten (Jungmann, 1936, S. 669).<sup>136</sup>

Mit dem »Wandervogel« war einem vorwiegend aus dem akademischen Beamtentum stammenden Teil der Jugend ein »sozialer Ort« entstanden, an dem die Realisierung einer neuen, »jugendgemäßen« Lebensart relativ unabhängig von der ansonsten das Leben so bestimmenden Autorität von Elternhaus und Schule möglich wurde. Singen und Tanzen in freier Natur, nächtliche Lagerfeuerromantik, das Erlebnis des völligen Einsseins mit den anderen, Gleichgesinnten, befestigten die Etablierung eines ungeheuren Naturkults, der sich nahtlos in die Kulturkritik des lebensreformerischen Bildungsbürgertums einfügte: Abstinenz gegenüber den kulturzersetzenden Verlockungen der Großstadt wurde zum Dogma, der Konsum von Alkohol und Nikotin mit Kulturverfall gleichgesetzt. Man akzeptierte die von Familie und Schule auferlegte Sexualeinschränkung und erlebte als Preis für die Triebzurückhaltung die Wonnen stark emotionalisierter Freundschaftsbeziehungen. »Rein bleiben und reif werden« gerann zur moralischen Maxime (Dudek, 1990, S. 65). Zur Regelung der Beziehungen zwischen den Geschlechtern setzte man die Norm der »asexuellen Kameradschaft«. Von »heroischer Askese« war da die Rede. »Keuschheit« galt als eine Art Kulturideal.<sup>137</sup>

Nur allzu leicht ließen sich diese »jugendgemäßen« Ideologeme in die diffusen Diskurse um Volksgesundheit und sittliche Volksmoral einbinden. Der Schritt vom Ideal der »Reinheit« zur Postulierung der »Rassenreinheit« war nicht gar so groß. Tatsächlich machten sich dann auch in Teilen der Wandervogelbewegung sehr früh schon antisemitische Tendenzen breit.

Es gab da aber noch eine andere Form der jugendlichen »Selbstthematization«: radikaler und politischer als im »Wandervogel«, dessen halbherziger Protest gegen Eltern und Schule in pathetischer Naturverehrung erstickte. Zu jener Zeit, als die bürgerliche Jugendbewegung ihren Höhepunkt erlebte, im Herbst 1913, als 2 000 Jünglinge aus allen Teilen Deutschlands und Österreichs bei Kassel zu-

sammenströmten, um am Hohen Meissner den ersten »Freideutschen Jugendtag« als eine gewaltige Demonstration des neuen jugendlichen Selbstbewußtseins und Lebensstils zu begehen, errang eine kleine, aber kämpferische Jugendavantgarde unter den Versammelten ein großes Auf- und Ansehen: »Was geht uns Rassenhygiene an, was kümmert uns Volkstum, was ist uns Deutschtum! Wir wollen mehr von der Jugend hören!«, soll einer der Führer der sogenannten »Jugendkulturbewegung« am Hohen Meissner – sehr zum Mißfallen eines in seinem Deutschtum gekränkten Zuhörers übrigens – ausgerufen haben (Dudek, 1990, S. 323): Siegfried Bernfeld, jener damals schon berühmt-berühmte Hochschulstudent aus Wien, der beides gleichzeitig war, unermüdlicher Agitator einer Emanzipation der Jugend und früher Pionier der wissenschaftlichen Erforschung des Jugendalters.<sup>138</sup>

Die »Jugendkulturbewegung«, das war jener sich anarchisch gebärdende, alle erdenklichen gesellschaftlichen Tabus angreifende Teil der Jugendbewegung, der sich in den letzten Jahren vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs um die von Siegfried Bernfeld und Georges Barbizon unter der Schirmherrschaft von Gustav Wyneken herausgegebene Zeitschrift »Der Anfang« vor allem in Wien und Berlin gebildet hatte: Die radikale Kritik der Schul- und Familienerziehung, die offene Ablehnung der Kirche, insbesondere aber die öffentliche Thematisierung von »jugendlicher Sexualität«, die letztlich in die Parole einmündete, daß sexuelle Abstinenz als »unsittlich« abzulehnen und völlige Promiskuität als moralisches Ideal anzustreben sei (Jungmann, 1936, S. 687), ließen den »Anfang-Kreis« in der Vorkriegszeit zu einem »gesellschaftspolitischen Skandal« ersten Ranges werden. Eine Welle der Empörung ging durch die Tagespresse, stark genug, um sogar die Funktionäre einzelner Länderparlamente aus ihrem politischen Alltagstrott herauszureißen (Laermann, 1985, S. 360–365). Nach nur 15 Monaten kam für den »Anfang« das Ende: Die wohl einflußreichste SchülerInnen- und StudentInnenzeitschrift der Geschichte wurde behördlich verboten und eingestellt.<sup>139</sup>

Gustav Wyneken war der Spiritus rector dieses sich aus großstädtischen OberschülerInnen und StudentInnen vorwiegend jüdischer Herkunft<sup>140</sup> zusammensetzenden Teils der deutschen Jugendbewegung.

Sein Begriff der »Jugendkultur« lieferte die Leitformel für das große Aufbegehren in Wien, Berlin und anderswo. »Jugendkultur«<sup>141</sup> meinte das Recht der Jugend auf eine eigene, ihr angemessene Lebensführung, unabhängig von den Zwängen der Familie und der Schule, das Recht auf die autonome Aneignung der kulturellen Leistungen und Werte ebenso wie der Mittel, diese selbst zu verwalten und herzustellen. Die »Freie Schulgemeinde«, in deren Zentrum eine Art »parlamentarische« SchülerInnen-Selbstverwaltung des Sozialgebildes Schule stand, war für Wyneken der »geometrische Ort«, an dem »Jugendkultur« hervorgebracht und realisiert werden sollte. Für Bernfeld und die anderen Führer der Bewegung blieb dies dann auch das bestimmende Moment des ganzen jugendlichen Emanzipationsbestrebens: der Kampf um die Reform der Höheren Schule. Da aber nicht anzunehmen war, daß das Modell Wynekens das alte Gymnasium in absehbarer Zeit ablösen werde, sah sich die Bewegung vor die Frage gestellt, wie »Jugendkultur« eben außerhalb der Schule verwirklicht werden könnte. Bernfelds Antwort war das Konzept des Aufbaus einer »jugendlichen Gegenöffentlichkeit« (Herrmann, 1985, S. 232): die Schaffung eines breiten öffentlichen Forums, auf dem sich »Jugend« ihrer Eigenart gemäß entfalten und artikulieren sollte. Die eigene Zeitschrift war ein Medium der jugendlichen Selbstdarstellung. Der »bürgerlichen Verein« das andere: Bereits im Herbst 1912 hatte Bernfeld als organisatorisches Zentrum der Bewegung das »Akademische Comité für Schulreform in Wien« gegründet. Etwa zur gleichen Zeit wurde der erste »Sprechsaal« als Ort der regelmäßigen Zusammenkunft, als Ort der Diskussion und des geselligen Gemeinschaftslebens eingerichtet.<sup>142</sup>

Der Begriff der Kultur schloß natürlich den der Wissenschaft mit ein. Die wissenschaftliche Erforschung der Jugend sah Bernfeld aber als alleinige Pflicht und Aufgabe der Jugend an. Eine für die Interessen der Jugend Partei ergreifende »Jugendforschung« galt ihm als integrativer Bestandteil der neu zu schaffenden »Jugendkultur«. 1913 begann er im Rahmen des »Akademischen Comitees für Schulreform« mit dem Aufbau eines »Archivs für Jugendkultur«. Alle bisherige »Jugendforschung«, so argumentierte Bernfeld in einer kurzen Darstellung seiner Arbeit in der von William Stern herausgegebenen »Zeitschrift

für angewandte Psychologie«, habe im wesentlichen zwei Problem-bereiche völlig ausgespart: das Problem der jugendlichen Produktivität und jenes der Psychologie des jugendlichen Gemeinschaftslebens. Nicht zuletzt wohl aufgrund des wissenschaftlichen Charakters der Zeitschrift, für die er seinen Artikel schrieb, beschränkte sich Bernfeld bei der Analyse der Ursachen für diesen Mangel auf methodische Fragen: Das die psychologische Forschung im Allgemeinen beherrschende Experiment habe sich für eine Erschließung dieser Problembereiche als unbrauchbar erwiesen. Ideologisches blieb ausgespart: der Umstand nämlich, daß sich eine derartige, ganz auf jugendspezifische Kulturleistungen abgestellte Fragestellung dem an der Hervorbringung einer emanzipatorischen »Jugendkultur« interessierten Aktivisten geradezu aufdrängen mußte. Den eigentlichen Kern des Aufsatzes bildete dann eine nüchtern gehaltene Mitteilung: daß das Wiener »Archiv für Jugendkultur« begonnen habe, »objektiv alles [zu sammeln], was sich irgend als Dokument für das jugendliche Seelenleben verwerten« ließ: »Manuskripte, Bilder, Gegenstände« (Bernfeld, 1914, S. 374).

Jugendliche Selbstzeugnisse als Königsweg zur Erforschung des Seelenlebens der Jugend. Die Idee war also längst schon vorgebildet und auch ein Stück weit verwirklicht, als Charlotte Bühler eine ganz bestimmte Form der jugendlichen Kulturproduktion, das »Jugendtagebuch«, als völlig neuartiges Quellenmaterial für die Psychologie zu entdecken glaubte. Daß ihr die Arbeit Bernfelds für lange Zeit unbekannt blieb, bedarf aber kaum der Erklärung. Bernfeld selbst und mit ihm die ganze Jugendkulturbewegung waren fasziniert und beeinflusst von einer Psychologie, die an den Universitäten – damals wie heute – praktisch nicht zur Kenntnis genommen wurde: von der Freudschen Psychoanalyse, in deren Thematisierung des Zusammenhangs von »kultureller Sexualmoral und moderner Nervosität« man die eigene Lage wissenschaftlich erfaßt und verstanden sah.<sup>143</sup>

### **Der »Jugendliche«**

Überbürdungs- und Schülerselbstmorddebatte, Schülerliteratur und Schulreformbewegung, schließlich die Jugendbewegung: Im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts waren die Lebensprobleme der »bür-



gerlichen Jugend« zu einem in der Öffentlichkeit allgegenwärtigen Thema geworden. Ein bemerkenswertes Phänomen, wenn man bedenkt, daß der bisher skizzierte Diskurs ausschließlich auf eine kleine Minderheit der betreffenden Altersgruppe bezogen blieb: auf die Gruppe der Gymnasiasten und Studenten.

Gleichzeitig existierte aber noch eine andere Art der Problematisierung des Jugendalters, die mit dem raschen Voranschreiten der Industrialisierung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zunehmend an Bedeutung gewann. Sie betraf die Jugend der Unterschicht, für die sich nun auch eine eigene Sammelbezeichnung fand. Die Kategorie des »Jugendlichen« kam in Gebrauch.

Der Kontext, in dem diese Form des Jugend-Diskurses entstand, war die mit dem Schlagwort der »sozialen Frage« versehene Diskussion um die Möglichkeiten und Grenzen der gesellschaftlichen Integration des in den Großstädten unter menschenunwürdigen Bedingungen dahinvegetierenden Industrieproletariats. Verwahrlosungserscheinungen und hohe Kriminalitätsraten unter jugendlichen Grundschulabgängern aus den Arbeiterschichten ließen die sozialpädagogische Kontrolle der »Zeit zwischen Schule und Kaserne« zu einem öffentlichen Problem werden. Mit der Einrichtung von Fortbildungsschulen und dem Ausbau der privaten und öffentlichen Jugendpflege versuchte man der Lage Herr zu werden. Natürlich war da ein übergeordnetes politisches Interesse mit im Spiel: Die Jugend galt es nicht nur vor den Folgen der Armut, sondern vor allem auch vor dem Zugriff der Sozialdemokratie zu »schützen«. Damit ist das Milieu benannt, in dem das Konzept des »Jugendlichen« entwickelt wurde: das Milieu der kirchlichen und frühen staatlichen Jugendfürsorge, in dem man der allenthalben drohenden Devianz der Unterschichtjugendlichen mit moralischer Empörung und hilflosem Appell an Sittlichkeit und Vernunft gegenübertrat.

Pfarrer, JugendfürsorgerInnen, Heilpädagogen und Mediziner waren die eigentlichen Träger der Debatten um die gesellschaftliche Kontrolle der Großstadtjugend. Ihr Kampf gegen die Verwahrlosung verkam zur Produktion von bürgerlicher Ideologie: Ein gewaltiges Schrifttum entstand, das vor allem eines zu leisten imstande war: die Übersetzung sozial bedingten Elends in »sittliche Defekte oder

psychopathische bzw. genetische Minderwertigkeiten« (v. Bühler, 1990, S. 38).<sup>144</sup>

Über die Medizin bemächtigte sich schließlich auch die Wissenschaft des neu entdeckten Jugendphänomens. Indem Psychiater und andere Ärzte »modische« Krankheitsbilder – die Neurasthenie etwa, deutlicher noch die Dementia praecox – mit dem Jugendalter in Verbindung brachten, definierten sie den ganzen Lebensabschnitt als gefährliche Krisenzeit: »Pubertät« erschien als ein potentiell krankheitsschaffender Faktor, dessen Manifestationen es durch (sozial-)pädagogische Maßnahmen zu verhindern galt (Dudek, 1990, S. 70–74).

Die »Psychopathologisierung des Jugendalters« war also ein Ergebnis der frühen Verwissenschaftlichung des Jugendthemas. Und doch blieb diese Thematisierung des devianten Jugendlichen nicht unbeeinflusst vom emphatischen Kult um die »bürgerliche Jugend«. Auch dort war das Jugendalter ja zu einer Zeit der Krisen stilisiert worden. Was man bei den einen aber als ein Zeichen erhöhter Sensibilität nahm, das wurde bei der Mehrheit der anderen zum Verdikt biologisch bedingter Devianz. Eine Art von »Reifungsspielraum« erhielt nun allerdings auch der »Jugendliche« zugebilligt. Er neigte zwar kraft der Wirkung der Pubertät zu Kriminalität und Verwahrlosung, grundsätzlich »verloren« war er deshalb aber noch lange nicht. Denn im Gegensatz zum kriminellen Erwachsenen galt er als besserungsfähig, als »resozialisierbar«. Mit den Bemühungen um die Durchsetzung einer eigenen Jugendgerichtsbarkeit, durch die den 14- bis 18jährigen aufgrund der Unabgeschlossenheit ihrer Entwicklung eine »bedingte Strafmündigkeit« zugestanden werden sollte, wurde diese Tendenz juristisch festgeschrieben (Dudek, 1990, S. 73).

Bei der Konstituierung einer genuin *psychologischen* Jugendforschung spielte die medizinisch-psychiatrisch dominierte Sicht der Jugend aber nur eine sehr untergeordnete Rolle. William Stern, Eduard Spranger und Charlotte Bühler, die drei bedeutendsten Proponenten der akademischen Jugendpsychologie der zwanziger Jahre, lieferten in ihren Arbeiten letztlich eine als Wissenschaft deklarierte Neubelebung des alten »Jüngling«-Bildes, wie es in den Jahrzehnten zuvor in Literatur, Schulreform- und Jugendbewegung entwickelt worden war. Daß dies ge-

rade auch für die 1893 geborene Charlotte Bühler zutraf, darf nicht weiter verwundern. Sie hatte die mit der gesellschaftlichen Mythologisierung des »Aufbruchs der bürgerlichen Jugend« einhergehenden Rollenzuschreibungen in jungen Jahren an sich selbst erfahren. Das eigene Erleben bildete in ihrem Fall das Anschauungsmaterial, von dem aus die wissenschaftliche Analyse in Angriff genommen wurde.

### 2.3.2.2 Die Herausbildung der *psychologischen Jugendforschung*

Bedeutung und Aktualität, die das Jugend-Thema in der Öffentlichkeit erlangt hatte, boten der jungen, an den Universitäten um akademische Etablierung ringenden Psychologie Profilierungschancen. Ein Teil des breiten gesellschaftlichen Interesses am Gegenstand versprach letztlich auch jenen zuzufallen, die sich anschickten, ihn wissenschaftlich zu beforschen.

Der Einstieg ergab sich über die Schulreformbewegung, unter deren Banner sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts sehr verschiedene Anschauungen und Anliegen Gehör zu verschaffen verstanden. Aus dem diffusen Impetus einer vom liberalen Bildungsbürgertum vorgetragenen Kulturkritik war insofern auch eine politische Bewegung geworden, als vor allem die Volksschullehrerschaft das gesellschaftliche Unbehagen am Zustand der Schul- und Bildungseinrichtungen zur Artikulation ihrer berufsständischen Interessen nutzen konnte. Der pädagogische Grundkonsens, der »die« Reformbewegung damals zusammenhielt, ließ sich praktisch auf den einen Satz reduzieren, daß Schule und Unterricht mehr als bisher den Eigenarten des Kindes- und Jugendalters anzupassen seien. Über die Wege und Mittel zur Erreichung dieses Zieles gingen die Meinungen aber weit auseinander. Zur Entscheidung des Disputs über die Angemessenheit bildungspolitischer Reformmaßnahmen sollte nun die Wissenschaft als eine scheinbar über den Parteien stehende Instanz einen Beitrag leisten. Sie war dazu aufgefordert, das zur Beurteilung vorhandener oder zur Ausarbeitung neuer Reformkonzepte notwendige Basiswissen über die körperliche und seelische Entwicklung der Schulkinder bereitzustellen.

Mit eben diesem Programm einer Verwissenschaftlichung der Diskussionen um eine allgemeine Schul- und Erziehungsreform hatte sich

1908 in Berlin der Verein »Bund für Schulreform« gegründet.<sup>145</sup> Obzwar sich ihm bald zahlreiche VolksschullehrerInnenorganisationen und andere pädagogische Vereine als korporative Mitglieder anschlossen, war der »Bund« vor allem in der Phase seiner Konstituierung mehr als bloß ein Dachverband diverser berufsständischer LehrerInnenvereinigungen. Pädagogen, Psychologen, Mediziner, Rechtswissenschaftler gehörten ihm ebenso an wie PraktikerInnen aus der Jugendfürsorge und aus der Heilpädagogik. Angesichts der personellen Zusammensetzung des Vorstandes und des geschäftsführenden Ausschusses vermittelte der »Bund für Schulreform« zunächst sogar den Eindruck, als gäbe er nur einen neuen institutionellen Rahmen dafür ab, den alten heilpädagogisch-sozialpflegerischen Jugenddiskurs fortzusetzen und unter der Lehrerschaft weiter zu verbreiten.<sup>146</sup>

Doch der Schein trog: In der von führenden Vertretern des »Bundes« mit Nachdruck geäußerten Kritik an der einseitigen Orientierung der bisherigen Jugendforschung an psychopathologischen Problemstellungen kündigte sich ein Perspektivenwechsel an, der in den Folgejahren im Rahmen des Vereines konsequent vollzogen werden sollte. Die Vorherrschaft des medizinisch-psychiatrischen Paradigmas wurde aufgebrochen und durch ein neues Verständnis von wissenschaftlicher Beschäftigung mit Kindheit und Jugend ersetzt: Anstelle der engen Verknüpfung des Begriffs des »Jugendlichen« mit dem der »Devianz« trat nun die Psychologie des sogenannten »normalen Jugendalters« in den Vordergrund. Träger dieser neuen, mit dem Begriff der »Jugendkunde« programmatisch zum Ausdruck gebrachten Wissenschaftskonzeption waren Psychologen: Ernst Meumann und William Stern vor allem, die schließlich zu den die Politik des »Bundes für Schulreform« bestimmenden Persönlichkeiten wurden. Nicht zufällig entstanden die stärksten Ortsgruppen gerade dort, wo die beiden ihrer wissenschaftlichen Arbeit nachgingen: in Hamburg nämlich und in Breslau.<sup>147</sup>

Zu ihrem Einfluß auf die Schulreformbewegung waren die Hochschulpyschologen nicht zuletzt durch die Unterstützung von Seiten der Volksschullehrerschaft gelangt. In Kapitel 1.4 wurde dieser Zusammenhang ausführlich erörtert: Zwischen den um eine Hebung ihres Sozialprestiges kämpfenden VolksschullehrerInnen und den um wissen-

schaftliche und soziale Anerkennung bemühten akademischen Psychologen hatte sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine Interessenkoalition gebildet, die sich für die institutionelle Verfestigung der Experimentalpsychologie insgesamt als günstig erweisen sollte. Die Lehrerschaft sah damals die Möglichkeit, über die Forcierung einer experimentell-psychologischen »Tatsachenforschung« die Verlegung ihrer Ausbildung an die Universität erreichen zu können. Die Hochschulpsychologen wiederum versprachen, berufsrelevantes Wissen zur Verfügung zu stellen und die GrundschullehrerInnen in die Produktion desselben einzuführen. Unter dem schulreformerischen Schlagwort einer »kind- bzw. jugendgemäßen Pädagogik« ließen sich die Interessen beider leicht in Einklang bringen.

Fassen wir zusammen: Das Eindringen einer erfahrungswissenschaftlich orientierten Psychologie in die Schulreformbewegung brachte eine neue Form der Verwissenschaftlichung des Jugend-Themas mit sich. Der bisher vorwiegend auf die großstädtische Unterschichtjugend bezogene »Devianz-Diskurs« der Ärzte, Juristen und Heilpädagogen wurde nun durch einen auf die »bürgerliche« Jugend bezogenen »Normalitäts-Diskurs« der Psychologen und Pädagogen ergänzt. Auf einen gemeinsamen Nenner waren beide Diskurse nicht mehr zu bringen. In voneinander getrennten institutionellen Milieus fand jeder für sich von nun ab seine eigene Fortsetzung und Weiterentwicklung.

### **Von der »Jugendkunde« zur psychologischen Jugendforschung**

»Jugendkunde« erlangte in den ersten beiden Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts mehr die Bedeutung eines strategischen Kampfbegriffs als die einer inhaltlich klar umrissenen Forschungsprogrammatik. Psychologen und Pädagogen hatten unter diesem Schlagwort zunächst vor allem ihre professionellen Geschäfte betrieben. Die Fortschritte, die in institutioneller Hinsicht auf diesem Gebiete gelungen waren,<sup>148</sup> konnten propagandistisch für fachpolitische Zwecke verwertet werden. So als ob sich aus der Vielzahl einschlägiger Institute, Fachzeitschriften, monographischer Sammlungen, Tagungen und Kongresse wiederum die Notwendigkeit einer verstärkten Förderung aus öffentlichen Mitteln hätte ableiten lassen.

Der theoretische und methodische Standard dessen, was man da allenthalben als »Jugendkunde« auszugeben versuchte, blieb hinter den institutionellen Errungenschaften aber weit zurück. An den experimentell-psychologischen oder -pädagogischen Instituten der verschiedenen LehrerInnenvereine verfolgte man eher eine pädagogisch verbrämte Gedächtnis- und Lernpsychologie als den Aufbau einer Jugendpsychologie im eigentlichen Sinn des Wortes. Die in der kinderpsychologischen Forschung entwickelten Methoden zogen nicht, man probierte herum, man »spekulierte«. Charlotte Bühler und Hildegard Hetzer haben diese Entwicklungen in der historischen Rückschau mit recht deftigen Worten abgetan: Von einer »völlig illegitimen Entstehung und Entfaltung« der Jugendforschung war da die Rede: »Dicht neben der im fachpsychologischen Sinn streng wissenschaftlich gehandhabten Kinderpsychologie« sei »plötzlich aus den Bedürfnissen des Lebens heraus« eine »jeder Methode und Exaktheit spottende Jugendpsychologie« entstanden (Ch. Bühler u. Hetzer, 1929, S. 223–224).

Bühler und Hetzer verschwiegen aber den Umstand, daß zu dieser Zeit schon eine Art »Standardwerk« vorgelegen hatte: eine allgemeine Theorie des Jugendalters, entstanden aus dem Einsatz völlig neuartiger Methoden. Graneville Stanley Halls zweibändiges Buch »Adolescence, its psychology and its relations to physiology, anthropology, sociology, sex, crime, religion and education« war bereits 1904 erschienen – nur auf Englisch allerdings, was seine Verbreitung im deutschen Sprachraum entscheidend behinderte. Obwohl viele Veratzstücke von Halls Jugendtheorie den in der deutschen Kinderpsychologie erprobten Denkmodellen entgegenkamen – die Übernahme von Haeckels »biogenetischem Grundgesetz« etwa samt dessen philosophisch-weltanschaulicher Ausdeutung, damit einhergehend die streng biologische Auslegung des Begriffs der Entwicklung etc. –, überwogen in der sehr zögerlichen deutschsprachigen Rezeption<sup>149</sup> doch die kritischen Stimmen. Kritik übte man gerade am originellen Teil von Halls enzyklopädischer Studie: an der Methode der Fragebogenerhebung, mit deren Hilfe er eine ungeheure Menge an Daten über das Denken und Fühlen junger Menschen zusammengetragen hatte.

Polemisch war das harte Urteil von Bühler und Hetzer aber auch deshalb, weil es stillschweigend nicht nur über das Werk von Hall, sondern auch über die von Ernst Meumann entworfene Programmatik einer »empirischen Jugendkunde« hinwegging. Beide, Hall und Meumann, galten den Autorinnen als allzu glühende Verfechter einer Einbindung der Psychologie in unmittelbar schul- und erziehungspraktische Fragestellungen. Durch den pädagogischen Anwendungsbezug drohe die Psychologie – so argumentierten Bühler und Hetzer – zu einem bloßen Anhängsel der Pädagogik zu verkommen (Ch. Bühler u. Hetzer, 1929, S. 220–221).

Dabei war es gerade Ernst Meumann gewesen, der die »Jugendkunde« als legitimes Teilgebiet für die Psychologie reklamiert hatte. Es ist hier nicht der Ort, um auf die Leistungen Meumanns detailliert einzugehen. Die »wissenschaftliche Jugendkunde« fand in ihm jedenfalls einen beharrlichen Agitator, der nicht nur beständig an der Konzeptualisierung und Systematisierung des neuen Wissensgebietes arbeitete, sondern in enger Fühlungnahme mit der Lehrerschaft auch dessen Institutionalisierung vorantrieb. Die psychologische Jugendforschung verdankte ihm nicht zuletzt auch die terminologische Präzisierung ihres Forschungsgegenstandes: In der systematischen Neubearbeitung der zweiten Auflage seiner nun auf drei Bände angewachsenen »Vorlesungen zur Einführung in die Pädagogik auf psychologischer Grundlage« führte Meumann den Begriff des »Jugendlichen« als psychologischen Terminus technicus für den noch nicht erwachsenen jungen Menschen ein. Die Kategorie des »Jugendlichen« wurde damit ihrer schichtspezifischen, diskriminierenden Konnotationen endgültig enthoben und erhielt eine neutrale, schichtübergreifende Bedeutung. Für Meumann hatte diese begriffliche Neubestimmung einen programmatischen Charakter. Alle die bisher in psychiatrischen Wissensbeständen thematisierten Jugend-Aspekte sollten in den Kontext der Psychologie übergeführt werden, und zwar in den Kontext der Psychologie des *normalen* Adoleszenten. Dies betraf nun vor allem die ganze Pubertätsproblematik, die aus ihrer einseitigen Verknüpfung mit der Jugendpsychiatrie herauszulösen Meumann forderte. Die Erforschung der *psychischen Begleiterscheinungen* der in

der Medizin als »Pubertät« beschriebenen körperlichen Reifungsprozesse war eine der Hauptaufgaben, die er von einer zukünftigen Wissenschaft »Jugendkunde« bearbeitet sehen wollte.

Erstaunlich, daß Charlotte Bühler diese von Meumann vollzogene Gebietsabsteckung der psychologischen Jugendforschung übersehen bzw. übergehen konnte. Mit ihrer 1922 erstmals erschienenen Gesamtdarstellung des »Seelenlebens des Jugendlichen« setzte sie selbst jedenfalls das Herzstück des Meumannschen Programms in die Tat um: den Entwurf einer »Theorie der psychischen Pubertät« (Ch. Bühler, 1922/1923).

### 2.3.2.3 Von der ungeklärten Sehnsucht nach dem Du: Die Jugendpsychologie Charlotte Bühlers

In den zwanziger Jahren erlebte die psychologische Jugendforschung im deutschen Sprachraum ihre große Blütezeit. Die Universitätsinstitute in Wien und Hamburg hatten als »Hochburgen der Jugendpsychologie« mittlerweile auch große internationale Bedeutung erlangt. In Berlin lehrte Eduard Spranger, dessen geisteswissenschaftlich orientierte »Psychologie des Jugendalters« von 1924 bald zu den meistgelesenen zeitgenössischen Fachbüchern zählte. Stets im Schatten der renommierten Bühler-Schule stehend, arbeitete in Graz der Pädagoge Otto Tumlirz am Aufbau einer dem Anspruch nach den Gegensatz zwischen naturwissenschaftlicher und geisteswissenschaftlicher Psychologie überwindenden Jugendkunde. Wenigstens mit Namen seien hier noch Aloys Fischer in München, Oswald Kroh in Tübingen oder Adolf Busemann in Greifswald angeführt, die allesamt im Grenzbereich zwischen Psychologie und Pädagogik in dieser oder jener Form Jugendforschung betrieben.

An den Universitäten stieg die Zahl einschlägiger Dissertationen. Einige davon wurden in Fachzeitschriften und in zum Teil neu begründeten monographischen Sammlungen publiziert und somit einem breiteren InteressentInnenkreis zugänglich gemacht. Das Wiener Psychologische Institut etwa leistete sich mit den von Charlotte Bühler herausgegebenen »Quellen und Studien zur Jugendkunde« eine eigene Schriftenreihe, in der man fast ausschließlich jugendpsychologische Monographien zur Veröffentlichung brachte.



Bei der Herausbildung einer genuin psychologischen Betrachtung des Phänomens »Jugend« kam jenen Wissensbeständen, die zuvor schon in anderen Disziplinen entwickelt worden waren, auch weiterhin eine tragende Rolle zu. Insbesondere blieb den von den MedizinerInnen »entdeckten« und in der Folge ausführlich beschriebenen Erscheinungen der »Pubertät« ein zentraler Stellenwert zugewiesen. Standen in den Diskursen der Ärzte aber noch die damit bezeichneten biophysiologischen Vorgänge der Geschlechtsreife als potentiell krankheitsverursachende Faktoren im Mittelpunkt des Interesses, so jetzt bei den PsychologInnen die Formen, in denen diese somatischen Veränderungen im Zuge eines »normalen« Entwicklungsverlaufes ihre psychische Bewältigung erfahren. Indem sich die Jugendpsychologie – dem Beispiel der psychologischen Kinderforschung folgend – ein scheinbar festes wissenschaftliches Fundament in der Biologie zu sichern trachtete, begann sie den von ihr intendierten Gegenstand auch schon zu verfehlen. Mit der Einführung des Terminus der »seelischen Pubertät« wurde nämlich das psychische Leben des Jugendlichen als nahezu vollständig von biologischen Reifungsprozessen determiniert und daher als bloßes Epiphänomen somatischer Vorgänge festgeschrieben. Die medizinische Metapher von der Pubertät als Krisenzeit blieb so erhalten. Aus psychologischer Sicht nahm man an, daß mit den komplexen Umstellungen im somatischen Bereich eine grundlegende Neustrukturierung der psychischen Funktionen einhergehen und eben dadurch eine erhöhte Störanfälligkeit der psychischen Gesamtentwicklung bedingt sein würde.

Ganz gleich, ob sich die Jugendpsychologie im Mantel der Geisteswissenschaft oder in dem der Naturwissenschaft kleidete: Diese psychobiologische Grundorientierung war typisch für nahezu das gesamte jugendkundliche Schrifttum jener Zeit. Der Umstand der kulturellen Überformung jugendlicher Einstellungen und Handlungsweisen, deren Abhängigkeit also von konkreten zeit-, schicht- und geschlechtsspezifischen Lebensbedingungen, geriet völlig aus dem Blickfeld.

Bei der inhaltlichen Ausgestaltung ihrer Jugendtheorien erlag das Gros der ForscherInnen nur allzu deutlich sozial bedingten Wahrnehmungsfehlern. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit Jugend akti-

vierte Erinnerungen an die eigene Lebensgeschichte, denen viele unreflektiert nachzugeben schienen. »Selbstbeobachtung« im psychologischen Sinne schloß offenbar das Überdenken der besonderen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, unter denen sich das eigene Heranwachsen ereignet hatte, nicht ein. Indem eine ganze Generation von PsychologInnen in den Klischees und Mythen, wie sie die vorwissenschaftliche Problematisierung des Lebenszusammenhanges der großstädtischen Gymnasialjugend in den Jahrzehnten zuvor produziert hatte, die eigene Jugendzeit wiedererkannte, machte sie soziale Stereotypen, die noch dazu bloß auf eine kleine Minderheit der gesellschaftlichen Teilgruppe »Jugend« bezogen waren, zum Ausgangspunkt der psychologischen Theoriebildung. Insbesondere übten die Formen der Selbstthematisierung der bürgerlichen Jugendbewegung auf den Aufbau einer als »wissenschaftlich fundiert« ausgegebenen Jugend-Norm großen Einfluß aus. So etwa wenn das »Erwachen eines Naturgefühls« oder einer »Wander- und Reiselust« als typisch für das beginnende Jugendalter angesehen wurde.

Aufgrund des – für das Entstehen des psychologischen Jugenddiskurses konstitutiven – Rekurses auf die Vorstellung eines psychobiologischen, »endogen« wirksamen Entwicklungsautomatismus verwandelten JugendpsychologInnen schließlich die »öffentliche Meinung« über eine kleine Subgruppe von jungen Menschen in psychologische Merkmalsbeschreibungen, die Allgemeingültigkeit beanspruchende Aussagen über Jugend schlechthin ermöglichen sollten. »Tendenz zum Idealisieren, Wertprävalenz, Gerechtigkeitsfanatismus, revolutionäre Haltung, Auflehnung gegen die Eltern, Suche nach Vorbildern eigener Wahl, Schwärmerei, Introspektion, [...] Bedürfnis nach Einsamkeit, jugendliches Grübeln, jugendliches Philosophieren« galten nun als Erscheinungen, die notwendig der diesem Lebensalter immanenten, »natürlichen« Entwicklungslogik folgen würden.<sup>150</sup>

Die deutschsprachige Jugendpsychologie der zwanziger Jahre entwarf also infolge ihrer biologistischen Grundorientierung ein völlig statisch-ahistorisches Jugendbild. Erlebens- und Verhaltensmuster, die sie als »typisch jugendgemäß« zu erkennen glaubte, erhielten fast zwangsläufig den Charakter von anthropologischen Konstanten. Weil

sie die ihr eigentümlichen wissenschaftstheoretischen Vorannahmen nicht zu hinterfragen vermochte, »übersah« sie das erkenntnislogisch Naheliegendste: daß nämlich die von ihr klassifizierten Phänomene nur dann als »Konstanten« faßbar wären, wenn ein Vergleich zwischen sozialen Schichten, zwischen Kulturräumen und zwischen historischen Epochen deren Ubiquität nachgewiesen hätte. Aus der modernen sozialgeschichtlichen Forschung wissen wir, daß sich die meisten der von der Jugendpsychologie als endogen bedingt erklärten psychischen Erscheinungen des Jugendlebens schon allein in der bloßen Gegenüberstellung mit traditionellen ländlichen Verhältnissen als nicht verallgemeinerbar erweisen. Es handle sich dabei eben – so argumentierte der Wiener Historiker Michael Mitterauer – »weitgehend um Abstraktionen, die aus der Analyse städtisch-bürgerlicher Verhältnisse gewonnen wurden« (Mitterauer, 1986, S. 18).

Mitterauer hat seine Kritik mit Beispielen aus der Jugendpsychologie Sprangers illustriert und damit gerade auch auf den Biologismus des geisteswissenschaftlichen Ansatzes hingewiesen. Das ist insofern bemerkenswert, als Spranger den Rückgriff auf das Biologisch-Physiologische hinter einem Schwall schöngestirter Wortschöpfungen gut zu verbergen verstand. Ganz anders lagen die Dinge im Falle von Charlotte Bühlers Pubertäts-Theorie. Der Biologismus fand sich darin explizit zur alles bestimmenden Denkfigur erhoben.

Es ist im Fortgang dieser Studie bereits ausführlich gezeigt worden, daß Charlotte Bühler ihren Begriff der »Entwicklung« unmittelbar den um eine streng biologische Grundorientierung bemühten kinderpsychologischen Arbeiten Karl Bühlers (K. Bühler, 1918) entnommen hatte. In ihrem 1922 erstmals publizierten Versuch einer Gesamtdarstellung des »Seelenlebens des Jugendlichen« übertrug sie nun die dort entfaltete These eines Parallelverlaufs von biologisch-physiologischen Reifungsvorgängen und psychischen Entwicklungsprozessen auf den Bereich der Jugendpsychologie: Die Phase der Pubertät zeitige »beim Menschen eine Reihe besonderer *seelischer* Erscheinungen, die mit der Reifung in einem biologischen Sinn- und Zweckzusammenhang« stünden (Ch. Bühler, 1922/1923, S. 10). Darum war es Charlotte Bühler denn auch zunächst einmal zu tun gewesen: den so postulierten

Zusammenhang zwischen körperlicher und seelischer Pubertät biologisch-funktional aufzuklären. Die Vergleichende Tierforschung wies ihr den Weg dazu. Bei allen höheren Tieren sei nämlich zu beobachten, daß während bzw. kurz vor dem Eintritt in die Geschlechtsreife »eine eigentümliche Erregung« sich ihrer bemächtigt, die »besondere Bewegungen, oft sogar komplizierte Gewohnheiten« mit sich bringe, welche das gegenseitige Wahrnehmen der beiden Geschlechter begünstigen würden. Der biologische Sinn dieser »Begleiterscheinungen« sei offenbar:

Die äußere und innere Bewegung, welche die Reifung begleitet, soll das Individuum aus seiner selbstgenügsamen Ruhe aufscheuchen und zur Werbung und Paarung treiben. Und das heißt ins Menschlich-Seelische übertragen: die Begleiterscheinungen der Reifung sollen, um die Paarung zu sichern, das Individuum *ergänzungsbedürftig* machen, unruhig in seiner Einsamkeit und sehnüchtig, und das Ich soll aufgeschlossen werden für die Begegnung mit einem Du. Das ist der biologische Sinn der Pubertät. (Ch. Bühler, 1922/1923, S. 11)

»Seelische Pubertät« war also nichts anderes als »seelische Ergänzungsbedürftigkeit«, die in einer unspezifischen »Sehnsucht nach einem Du« auf menschlichem Entwicklungsniveau erlebnismäßig zum Ausdruck kommen sollte.<sup>151</sup> Funktional betrachtet erhöhten die mit dem Begriff der »Ergänzungsbedürftigkeit« bezeichneten Phänomene bei Tier und Mensch die Fortpflanzungswahrscheinlichkeit und dienten daher zur Sicherung der Reproduktion der ganzen Art.

Beim Menschen würden – so stellte Charlotte Bühler im Anschluß daran klar – die die seelische Pubertät kennzeichnenden psychischen Erscheinungen bereits vor dem Beginn der »körperlichen Pubertät« einsetzen und in der Regel jahrelang über den eigentlichen Abschluß der körperlichen Reifung hinaus fortbestehen. Der Lebensabschnitt »Jugend« war damit eingegrenzt auf die Dauer der seelischen Pubertät. Zwei Phasen der Jugendentwicklung wollte Charlotte Bühler unterschieden sehen: das Stadium der »eigentlichen Pubertät« und das der Adoleszenz. Als Kriterium der Abgrenzung zog sie einen von

ihr georteten Wandel in der Einstellung des jungen Menschen zur Außenwelt heran:

Wir haben verschiedene Belege, daß die durchschnittliche Grenze [zwischen »Pubertät« und »Adoleszenz«, d. Verf.] im 17. Lebensjahr zu laufen scheint. Beim Mädchen am Anfang, beim Knaben am Ende des 17. Lebensjahres scheint sich in der Regel ein Umschwung zu vollziehen. Aus dem Jugendlichen werden Jüngling und Jungfrau. Der eigentlichen Pubertät folgt die Adoleszenz. Dieser Umschwung vollzieht sich im ganzen Lebensgefühl, in der Grundeinstellung zur Welt. Auf die Verneinung der Pubertät folgt die Bejahung der Adoleszenz. (Ch. Bühler, 1922/1923, S. 21–22)

Trotz, Ablehnung, Haß und Melancholie seien die hervorstechenden Merkmale der »negativen Phase« der Pubertät. Ihr »biologischer Sinn« bestehe darin, daß das Individuum aus seiner alten Sozialgemeinschaft Familie herausgerissen und somit auf die »Begegnung mit dem Du« vorbereitet wird. Mit dem Eintritt in die Phase der Adoleszenz sei die Loslösung aus dem familialen Zusammenhang vollzogen. »Jüngling« und »Jungfrau« könnten sich von nun ab, innerlich getrieben von einer biologisch fundierten, aber noch völlig ungestalteten »Sehnsucht nach dem Du«, die weite, bislang völlig unbekannt gebliebene Welt der Erwachsenen zu erschließen beginnen: Mit großer Begeisterung würden die Heranwachsenden neue Werte für sich entdecken, sich beispielsweise an der Natur und – »wo Gelegenheiten geboten« werden – an Kunst und Wissenschaft beglücken etc. (Ch. Bühler, 1922/1923, S. 25).

Die jugendliche »Suche« nach einem Sexualpartner wurde so in der Pubertätstheorie Charlotte Böhlers zum Motor für die Einordnung der Individuen in Kultur und Gesellschaft. Sie selbst erkannte, daß dieser Ansatz sie nur allzu sehr in die Nähe der von ihr abgelehnten Lehre Sigmund Freuds brachte. Da, schloß Bühler messerscharf, nicht sein kann, was nicht sein darf, mußte »Jugend« schließlich doch noch irgendwie gerettet werden vor den »Übergriffen« der Psychoanalyse.<sup>152</sup> Charlotte Bühler »gelang« dies, indem sie in ihre Psy-

chologie des jugendlichen Lebens mehr oder weniger systematisch Ideologeme der bürgerlichen Jugendbewegung einbaute. Folgende Beispiele sollen dies demonstrieren.

Die Geschichte des »Wandervogels« war für Charlotte Bühler nichts anderes als die Geschichte der Behauptung der »jugendlichen Natur« gegenüber den »naturfeindlichen« und potentiell entwicklungsschädigenden Einflüssen der modernen Zivilisation. Weil sich all jene psychischen Pubertätsmerkmale, die sie in ihrer Theorie als jugendgemäß beschrieben hatte – Loslösung aus der Familie, Anlehnung an neue Führerpersönlichkeiten, Ich-Findung, Bedürfnis nach geselligem Wandern in freier Natur, Kultur- und Bildungsstreben usw. – bei jugendbewegten »Jünglingen« und »Jungfrauen« in fast idealtypischer Ausprägung wiederfanden, wurde die Jugendbewegung zum »reinen« Ausdruck eines »guten Instinkts« erklärt, der sich, den Beschränkungen der Lebensbedingungen in der Großstadt zum Trotz, unaufhaltsam Bahn gebrochen hätte (Ch. Bühler, 1922/1923, S. 172).

Aber auch in ihrer biologistischen Ausdeutung behielt die bürgerliche Jugendbewegung vage den ihr einst zugeschriebenen Status eines »erotischen Phänomens«<sup>153</sup> bei. Denn es war im Zusammenhang mit ersten Erörterungen über den Entwicklungsgang des Sexualtriebes, in dem Charlotte Bühler ihre biologische Begründung des jugendlichen Wanderns vortrug. Zum Werden des Sexualtriebes gehöre, so argumentierte sie, neben den bereits in der bisherigen Literatur erwähnten »Begleiterscheinungen« wie die Herausbildung eines »Kampftriebes«, eines »Triebes zur Selbstdarstellung« und der die »unzeitgemäße und vorzeitige Sexualität« hemmenden »Scham« auch die Entwicklung eines »Wandertriebes«, »der sich bei allen reifenden Lebewesen« einstellen würde. Mit dem »Wandervogel« eben gäbe es »eine in ihrem biologischen Ursprung kaum erkannte, sehr lebendige Erscheinung, bei der sich dieser Trieb mit einer Reihe anderer Bedürfnisse organisch verbunden« habe: »dem Bedürfnis nach Freiheit, dem Drang zur Natur und dem Bedürfnis, Menschen kennenzulernen« – allesamt natürliche Pubertätserscheinungen »gesunden Ursprungs«, wie Charlotte Bühler, um Wertungen gar nicht verlegen, anmerkte. Das alles sollte irgendwie im Kontext der Entwicklung der Sexualität

stehen, von dem es dann aber doch wiederum ferngehalten und als zur autonomen Entwicklung und Entfaltung bestimmt dargestellt wurde. Wie die »wandernden Handwerksburschen und Studenten im Mittelalter« so liebe eben heute noch

der Student zu wandern, aus der Heimat fort an andere Forschungsplätze zu pilgern, und ehe es Studentinnen gab, schickte man in richtigem Instinkt auch die Töchter fort in Pensionate, Wirtschaftsschulen u. dgl. Der Drang in die Ferne ist tief begründet im Zustand des Reifenden, und man soll jedem jungen Menschen Gelegenheit geben, dieses gesunde Bedürfnis zu befriedigen. (Ch. Bühler, 1922/1923, S. 57–58)

»Trieb«, »Instinkt«, »Drang«, »Bedürfnis« – es wimmelte in diesen Sätzen nur so von offenbar im Biologischen verwurzelten Motivationen, über deren Verhältnis zueinander Charlotte Bühler ihre LeserInnen ebenso im unklaren ließ wie über die Beantwortung der Frage, ob nun ein »Trieb« und ein »Bedürfnis« dasselbe seien. Letzteres schien ihr mehr ein stilistisches denn ein die Grundlagen der Psychologie berührendes Theorie-Problem zu sein.

Auch in ihren Ausführungen über die Entwicklung des Sexualtriebes – dem eigentlichen Kernstück ihrer biologisch-funktionalen Pubertätstheorie, so würde man meinen<sup>154</sup> – machte Charlotte Bühler die Dinge nicht deutlicher. Den Sexualtrieb dachte sie sich, den damaligen Gepflogenheiten der Medizin folgend, aus zwei Bestandteilen zusammengesetzt: aus dem als »Trieb zur Entleerung der Geschlechtsprodukte« umschriebenen »Detumeszenztrieb« und dem als »Trieb zur gegenseitigen Annäherung« gefaßten »Kontrektationstrieb«, die sich beide weitgehend unabhängig voneinander entwickeln sollten.<sup>155</sup> Während ersterer sich unmittelbar als das Ergebnis der körperlichen Reifung einstelle, sei letzterer ein nicht nur in sexuellen, sondern auch in sozialen »Bedürfnissen« gipfelnder »Trieb, der schon von Geburt an« bestehe (Ch. Bühler, 1922/1923, S. 59).

Im Gegensatz zum bloß Körperlich-Triebhaftes bezeichnenden Detumeszenztrieb bilde der Kontrektationstrieb eine »psychophysische Einheit«, sei also »körperlich und seelisch zugleich«. Küssen und Um-

armen gehöre, so schrieb Charlotte Bühler, »zur harmlosesten Liebe des Kindes wie zur sexuell bestimmter werdenden des Jugendlichen«. In beiden trete der »Annäherungstrieb« in seiner »reinen Grundform« in Erscheinung. Von sich aus habe er aber »nichts mit dem Trieb zur Geschlechtshandlung zu tun«. Er sei eben »in seinem sozialen und sexuellen Bestandteil undifferenziert, ungeklärt, bis sich seine sexuelle Seite« scharf heraushebe und »mit dem zweiten in der Pubertät entstehenden Sexualtrieb«, dem Detumeszenztrieb, verbinde. Das geschehe aber »normalerweise erst in der Adoleszenz«. Vom »späten oder frühen Eintreten dieses Augenblicks« sei »die kulturelle Höhe oder Tiefe einer Entwicklung abhängig«:

Der undifferenzierte, ungeklärte Annäherungstrieb ist der Träger alles hohen kulturellen Aufschwungs. Er bedarf keiner »Sublimierung«, denn er ist selbst noch sublim. Er strebt zu begeisterter allgemeiner Menschenliebe, zu reiner Verehrung, zum Menschenverstehen und Kennenlernen, denn er selbst ist noch rein und geistig, und die erotische Komponente gibt seiner sozialen vorerst noch hohen Schwung und Feuer, ohne sie, wie später, zu verdrängen oder zu beeinträchtigen. Diese Zeit der ungeklärten tiefen Sympathien und Annäherungsbedürfnisse ist die Zeit des von Dessoir namhaft gemachten undifferenzierten Geschlechtstriebes. Nur daß es falsch ist, hier schon von »Geschlechtstrieb« zu sprechen, da in dem ungeklärten Streben soziale und sexuelle Faktoren verwoben sind und die Objektwahl gar nicht allein von sexuellem Gesichtspunkt aus erfolgt. Schutz und Vorbild suchen, Hilfe und Verständnis suchen ist mit diesem Liebeswerben, ist meist der stärkste Bestandteil und erklärt uns die eigentümliche Objektwahl dieser Zeit. (Ch. Bühler, 1922/1923, S. 60–61)

»Jene undifferenzierte Liebe, wie sie sich in den kulturell so wichtigen Erscheinungen der Jugendfreundschaft, Schwärmerei usw.« zeige, sei letztlich das Resultat dieser vorwiegend »seelisch« bestimmten Objektwahl, die losgelöst vom Körperlich-Sexuellen unter dem Primat der psychischen Anteile des Annäherungstriebes vonstattengehen solle. Man erkennt, wie sich mit der Postulierung der Wirksamkeit



eines »sexuell noch ungeklärten« Annäherungstriebes die rigide Sexualmoral der bürgerlichen Jugendbewegung<sup>156</sup> in der Theorie der Pubertät breitmachte. Das Ideal unschuldig-keuscher Kameradschaftsbeziehungen zwischen den Geschlechtern wurde nun aber sogar in den Rang einer »Kulturnorm« gehoben. Nicht mehr die Warnung vor den gesundheitlichen Risiken einer frühzeitigen Betätigung des Sexualtriebs stand zur Diskussion, sondern die »Kulturfähigkeit des Individuums«. Ob sich der/die einzelne über die »Primitivform« der Pubertätsentwicklung erheben und zur voll entfalteten Teilhabe am kulturellen Leben gelangen konnte,<sup>157</sup> darüber entschied – so wollte es Charlotte Bühler – nicht etwa ein so profaner Umstand wie soziale Unterschiede in der Verfügbarkeit von Lebensgestaltungsmöglichkeiten, sondern einzig und allein der Zeitpunkt des Auftretens des ersten Geschlechtsverkehrs. Ihre, wie sie sagte, »pädagogische Einstellung« hatte Charlotte Bühler von Spranger übernommen, der gleich an mehreren Stellen seiner Schriften ein »gutes und kluges Wort« zu sprechen gewußt habe: »Es heißt: ›Die Entwicklung des Jugendlichen ist gestört, wenn durch einen unglücklichen Augenblick das Seelische mit dem Körperlich-Triebhaften unedel vermischt werde‹.« In der Übersetzung Charlotte Bühlers las sich diese »tiefe« pädagogische Einsicht dann so:

Dies ist in der Tat richtig, wenn es bedeutet, daß die kulturförderliche Längung der Pubertät gehindert, daß die Pubertätsentwicklung zu früh abgebrochen wird, falls dieser Augenblick der Vermischung [der erste Geschlechtsverkehr, d. Verf.] unglücklich, d. h. zu früh eintritt. Und es bedeutet, daß wesentlich der Eintritt dieses Augenblicks die Kulturhöhe und die kulturelle Bedeutung jeder Pubertät bestimmt. (Ch. Bühler, 1922/1923, S. 58)

Fassen wir unsere Darstellung der Pubertätstheorie Charlotte Bühlers zusammen: Wie nahezu die gesamte deutschsprachige Jugendforschung war auch die Jugendtheorie Charlotte Bühlers von Beginn an mit einem grundsätzlichen Mißverständnis belastet. Die Annahme einer biologisch fundierten, »endogenen« Entwicklungslogik führte sie dazu, ihrem Wesen nach sozial bedingte Erscheinungs- und Äußerungsfor-

men jugendlichen Lebens in anthropologische Konstanten umzu-deuten. Das Jugendbild, das so entstand, replizierte die Merkmals- und Rollenzuschreibungen, die die bürgerliche Jugendbewegung von ihren erwachsenen MentorInnen aus dem kulturkritisch gesinnten Bildungsbürgertum übernommen hatte. Lebensart und Lebensstil einer verschwindend kleinen Minderheit junger Menschen wurden so zur Norm einer »gesunden«, jugendgemäßen Entwicklung. Das in der Unterscheidung von »Kulturpubertät« und »primitiver Pubertät« eingeführte Jugendideal schloß letztlich die Abwertung aller nicht den bürgerlichen Lebensgewohnheiten entsprechenden Äußerungen des Jugendalters ein. Im Folgenden wird zu fragen sein, wie der Aufbau einer derart ahistorisch-statischen und durch die unverhohlene Einmischung von Wertgesichtspunkten verzerrten, »wissenschaftlichen« Konzeption von Jugend überhaupt hatte zustande kommen können.

#### 2.3.2.4 Das Tagebuch als Quelle der psychologischen Jugendforschung

In ihrem Lebensrückblick erzählte Charlotte Bühler, daß sie über einen »staatlichen Forschungsauftrag«, den ihr Mann an sie weitergegeben hatte, zur Beschäftigung mit der Jugendpsychologie gelangt sei:

Die staatlichen Behörden, speziell Preußens, wollten die nach dem Ersten Weltkrieg stark zunehmende Jugendkriminalität aus der seelischen Entwicklung Jugendlicher heraus besser verstehen, und Karl sollte einen staatlichen Forschungsauftrag zum Studium Jugendlicher erhalten. Karl war in jener Zeit jedoch [...] mit dem Problem der Wahrnehmung beschäftigt und schlug mich an seiner Stelle vor. *Da meine eigene Jugend mir viele Schwierigkeiten bereitet hatte, dachte ich mir, diese Periode böte vielleicht einen guten Ansatz zum Studium des Lebens*, und ich begann mit einer Analyse der von Jugendlichen gelesenen Schund- und Kriminalliteratur sowie mit Interviews von Fürsorgerinnen, die mich zu einigen Schlußfolgerungen darüber führten, was ich heute den Einfluß kultureller Umwelteinflüsse nennen würde. (Ch. Bühler, 1972, S. 22–23)<sup>158</sup>

Die Konstruktion von Kausalzusammenhängen zwischen logisch an sich unabhängigen Einzelaussagen, wie sie Charlotte Bühler im über-

langen letzten Satz dieser Textpassage anstellte, ist »deutungsbedürftig«. Der Umstand, daß sie die selbst erfahrenen Pubertätsnöte der Erwähnung wert fand, läßt auf »persönliche Betroffenheit« schließen. Auseinandersetzung mit Jugend war für sie offenbar mit der Beschäftigung mit der eigenen Jugend assoziiert. Daß von hier aus ein Weg zum »Studium des Lebens« führen sollte, gibt nur dann einen Sinn, wenn man anstelle des großen Ziels das bescheidenere nach der »Suche einer festen Orientierung des *eigenen* Lebens« einsetzt. Beides sind durchaus legitime Motive dafür, die Sache der »Jugend« mit den Hilfsmitteln, die die Wissenschaft Psychologie bot, gründlich zu studieren. Nur dürfte bei der Durchführung des Unternehmens nicht einfach so getan werden, als ob ein persönliches Eigeninteresse gar nicht existierte. Subjektivität verträgt sich ganz gut mit Wissenschaftlichkeit, aber nur dann, wenn der/die ForscherIn das Subjektive expliziert und schließlich zum Ausgang seiner/ihrer Untersuchung macht. Eben daran ist Charlotte Bühler mit ihrer Pubertätstheorie gescheitert. Eine Reflexion des »sozialen Orts«, dem diese Jugend-Konzeption ihre Entstehung verdankte, blieb in allen ihren Schriften ausgespart. Eingedenk der im voranstehenden Abschnitt geäußerten Kritikpunkte läßt sich folgende These formulieren: Charlotte Bühlers Jugendpsychologie und ihre später daraus entwickelte »Psychologie des menschlichen Lebenslaufes« thematisierten Formen psychischer Lebensbewältigung, wie sie dem unmittelbaren Erfahrungsbereich einer dem Milieu des gehobenen Bildungsbürgertums entstammenden Frau zugänglich waren. Die Einseitigkeit der vor diesem Hintergrund erdachten psychologischen Konzepte – die Stilisierung bürgerlicher Lebens- und Verhaltensweisen zu allgemein-psychologischen Entwicklungsstatistiken – ist dann als Folge einer milieubedingten Wahrnehmungsverzerrung zu interpretieren, in der die besonderen sozialen Bedingungen der eigenen Lebensumstände zur natürlichen Umwelt menschlicher Existenz schlechthin verabsolutiert wurden: Das Vertraute geriet so zum »Natürlichen«, »Gesunden«, an dem die dem eigenen Erleben nicht unmittelbar zugängliche, »fremde« Lebenswirklichkeit anderer Kulturen, vor allem aber anderer sozialer Schichten zu messen war.

Nach der Erzählung Charlotte Bühlers stand am Beginn ihrer Jugendforschung aber gerade das Problem der jugendlichen Devianz. Sie analysierte Kriminal- und Schundliteratur, mit deren Lektüre sie selbst wohl kaum aufgewachsen war, und sprach mit Fürsorgerinnen, die sich mit einer anderen Jugend-Wirklichkeit befaßten als mit der ihr vertrauten Welt der AbsolventInnen von Gymnasien, Lyzeen und sonstigen Höheren Schulen. Die Seelennöte ihrer eigenen Jugend dürfte sie dabei nicht wiedergefunden haben: »Diese für die Regierung angestellten Studien« hätten sie denn auch, wie sie anmerkte, nicht befriedigt. Es sei ihr einfach – so setzte sie unvermittelt fort – »zum Bedürfnis« geworden, »das Seelenleben des Jugendlichen von seiner eigenen inneren Entwicklung her zu verstehen«. Am Beispiel der Unterschichtjugend war ihr das anscheinend nicht möglich. Sie wandte sich daher Bekanntem und Vertrautem zu: der »normalen«, »gesunden«, »gepflegten« und »seelisch-kultivierten« Mittelschichtjugend, in deren Lebensrealität sie sich gut einfühlen konnte. »Ich kam auf die Idee«, schrieb sie, »Tagebücher zu untersuchen. Ich wußte von meinem eigenen Tagebuch um die Bedeutung dieser Dokumente, und es gelang mir, drei Tagebücher zur Verfügung gestellt zu bekommen, die ich einschließlich meiner eigenen früheren Erlebnisse interpretierte und in einem kleinen Buch darstellte.«<sup>159</sup> Das »kleine Buch« war das »Seelenleben des Jugendlichen«, das »damals, neben dem etwa gleichzeitig erscheinenden Buch Eduard Sprangers, die erste systematische und wissenschaftlich fundierte Erforschung des Jugendalters« gewesen sei, wie Charlotte Bühler nicht ohne Stolz anmerkte (Ch. Bühler, 1972, S. 23). Das von ihr ursprünglich gesammelte Material über den Problemkreis Jugendkriminalität kam in dieser »Gesamtdarstellung« dann ebenso wenig mehr vor wie ihre frühen »Schlußfolgerungen darüber«, was sie zum Zeitpunkt der Abfassung ihrer »Selbstdarstellung« in einer merkwürdig redundanten Begriffsfolge als den »Einfluß kultureller Umwelteinflüsse« bezeichnete.

Die Quellen, derer sich Charlotte Bühler beim Aufbau ihrer Jugendtheorie bediente, waren anderer Art gewesen: statt von Jugendlichen gelesener »Schundliteratur« Schöngeistiges, wie etwa die »ausgezeichnete[n], einführende[n] Darstellungen pubertierender Mädchen« in

den Novellen von Lou Andreas-Salomé (Ch. Bühler, 1922/1923, S. 203) oder die Schilderungen schwärmerischer Jugendfreundschaften in den Romanen Hermann Hesses. Einbezogen fand sich natürlich auch das ganze deutschsprachige psychologische Schrifttum über Pubertät und Jugendalter, das der Untersuchung allerdings »nicht zum Führer, sondern nur zur Rektifizierung oder Unterstützung« diene. Die Bezeichnung »Quelle« blieb im Sprachgebrauch Charlotte Böhlers »Persönlicherem« vorbehalten: dem »Unterricht« und dem »Verkehr mit Jugendlichen«, der für sie als Universitätslehrerin Alltag war, dann der »lebendigsten Erinnerung an eigene Pubertätserfahrungen«, schließlich – und hauptsächlich – dem Jugendtagebuch, dessen Bedeutung sie ja auch aus eigener Praxis und Anschauung kannte (Ch. Bühler, 1922/1923, S. VI).

Drei Jugendtagebücher waren Charlotte Bühler zur Auswertung für die erste Ausgabe des »Seelenlebens des Jugendlichen« vorgelegen. Alle drei stammten übrigens von Mädchen, was dem Buch zunächst den Vorwurf einbrachte, daß die darin gegebene »Analyse nicht eben-  
sogut auf den Knaben [...] passen möchte« (ebenda, S. VII). Dem konnte Charlotte Bühler anlässlich des Erscheinens der zweiten, neu bearbeiteten Auflage von 1923 mit »Genugtuung« entgegenhalten, daß ihre Tagebuchsammlung inzwischen auf vierzehn Stück angewachsen sei, wovon nicht weniger als neun von Knaben verfaßt worden wären. Von den vierzehn TagebuchschreiberInnen hatten zum Zeitpunkt der Herausgabe der zweiten Auflage des Buches dreizehn eine höhere Schulbildung, neun sogar ein Universitätsstudium abgeschlossen. Die vier Nicht-AkademikerInnen waren allesamt PflichtschullehrerInnen geworden. Nur ein einziger Tagebuchschreiber hatte bloß die Volksschule besucht. Sein »Tagebuch« war aber offensichtlich derart »bruchstückhaft«, daß in der Darstellung der Theorie darauf nicht Bezug genommen werden konnte.<sup>160</sup> Zieht man auch die Angaben heran, die Charlotte Bühler über den Beruf der Väter der TagebuchverfasserInnen machte,<sup>161</sup> so lassen sich die sozialen Schichten, in denen das Quellenmaterial vorwiegend entstanden war, präziser bestimmen: Die SchreiberInnen waren fast ausschließlich höhere SchülerInnen, die entweder dem Bildungsbürgertum entstammten oder jenen Teilen

des Kleinbürgertums angehörten, die sich von der Sicherstellung einer höheren Ausbildung der nachwachsenden Generation einen sozialen Aufstieg zu versprechen schienen.

An dieser Schichtspezifität des Tagebuchmaterials sollte sich auch in den Folgejahren, in denen am Wiener Psychologischen Institut die Sammlung derartiger Jugenddokumente immer weiter ausgebaut wurde,<sup>162</sup> nichts ändern. Der Bestand umfaßte zunächst 30, dann 52, zum Erscheinen der fünften Auflage von Charlotte Böhlers Jugendtheorie im Jahr 1929 bereits 76 Tagebücher (Ch. Bühler, 1922/1929, S. V). In ihrem Geleitwort zum unveränderten Neuabdruck dieser letzten Fassung aus dem Jahr 1967 berichtete Charlotte Bühler, daß das Psychologische Institut schließlich über nicht weniger als 130 Jugendentagebücher verfügt habe (Ch. Bühler, 1922/1967, S. 14).

Ganze Tagebücher bzw. einzelne Tagebuchauszüge wurden nach und nach in Charlotte Böhlers Schriftenreihe »Quellen und Studien zur Jugendkunde« veröffentlicht (Ch. Bühler, 1922b, 1925, 1927c, 1932a u. 1934). Den Anfang machte eine mit »Tagebuch eines jungen Mädchens« betitelte Jugendschrift, die Charlotte Bühler 1922 als Heft 1 ihrer monographischen Sammlung erscheinen ließ. Die Publikation dieses Textes verstand sie als Stellungnahme gegen ein bereits 1919 in der Reihe »Quellenschriften zur seelischen Entwicklung« im »Internationalen Psychoanalytischen Verlag« einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemachtes »Tagebuch eines halbwüchsigen Mädchens«,<sup>163</sup> das sie für atypisch hielt und dessen Authentizität sie anzweifelte. Denn anders als in den ihr vorliegenden Mädchentagebüchern stand in dem von psychoanalytischer Seite publizierten Dokument ein Thema alles bestimmend im Vordergrund: die verzweifelte Suche nach »segsueller« Aufklärung, die die pubertierende Tagebuchschreiberin von ihrem 11. bis zu ihrem 14. Lebensjahr quälte. Zur Einführung in das von ihr herausgegebene Tagebuch schrieb Charlotte Bühler, daß es ihr – »um verhängnisvollen Schlüssen auf das Seelenleben der ›höheren Töchter‹ vorzubeugen« – geboten schien, der Öffentlichkeit zu jenem im »Tagebuch eines halbwüchsigen Mädchens« vermittelten Bilde »ein Gegenstück vorzulegen«, das sie für »gesünder und charakteristischer« halte (Ch. Bühler, 1922b, S. III). Im Vorwort

zur ersten Auflage des »Seelenlebens des Jugendlichen« konnte man dann lesen:

Das von Freud veröffentlichte Tagebuch benutze ich mit etwas Vorsicht, da mir niemals Ähnliches begegnet ist und es zwar merkwürdig gut zu seinen Ideen, aber nur schlecht zu meiner Kenntnis des *normalen* Mädchens in der Entwicklung paßt. (Ch. Bühler, 1922/1923, S. VI)<sup>164</sup>

Nur allzu leicht ließ sich dieser Einwand gegen die Verfasserin selbst umkehren. »Vorsicht«, schrieb Siegfried Bernfeld, stehe der Forscherin gut zu Gesichte. »Sie sollte sie freilich auch dort anwenden, wo es sich um Tagebücher junger Mädchen handelt, deren Inhalt merkwürdig gut zu ihren Theorien und schlecht zu den Erfahrungen anderer Forscher paßt« (Bernfeld, 1927, S. 35–36). Die im »Tagebuch eines halb-wüchsigen Mädchens« zum Ausdruck kommende Zentrierung des jugendlichen Denkens auf sexuelle Fragen widersprach Charlotte Böhlers Theorie von der sexuell noch völlig unbestimmten »Sehnsucht nach dem Du«, wie sie für den Verlauf der von ihr propagierten »Kulturpubertät« als typisch zu erachten wäre. Sie wählte daher ganz bewußt ein betont »asexuelles Gegenstück«, das wie Bernfeld ironisch anmerkte, tatsächlich »merkwürdig gut« in ihre Pubertätsauffassung zu passen schien.

Vom Standpunkt Charlotte Böhlers aus war das »Tagebuch eines halb-wüchsigen Mädchens« im besten Fall als Beispiel einer primitiven, »ungesunden«, keineswegs aber normalen Form der Pubertätsentwicklung zu interpretieren. Wenn es sich dabei nicht überhaupt um eine Fälschung handelte. Zweifel an der Echtheit des von ihr abgelehnten Tagebuchs hegte Charlotte Bühler jahrelang. Genährt wurde ihr Mißtrauen zunächst durch den Umstand, daß selbst in psychoanalytischen Kreisen dessen Authentizität umstritten war. Erst aufgrund der nicht enden wollenden internen Diskussionen bekannte sich die vorerst anonym gebliebene Herausgeberin, die »Kinderanalytikerin« Hermine Hug-Hellmuth, zu dem Buch.<sup>165</sup> Die Angaben über den Lebensweg der Verfasserin und das »Schicksal« der Urschrift des Tagebuchs, zu denen sich Hug-Hellmuth 1922 anläßlich des Erscheinens der dritten

Auflage genötigt sah, brachten die Kritik nicht zum Verstummen. Charlotte Bühler wollte sich selbst Klarheit verschaffen. Sie vergab Auftragsarbeiten, um die Sache empirisch zu überprüfen. 1926 ließ sie in der »Zeitschrift für angewandte Psychologie« Josef Krugs »Kritische Bemerkungen« veröffentlichen, in denen nachgewiesen wurde, daß die im »Tagebuch eines halbwüchsigen Mädchens« erfolgten Datierungen allen kalendarischen Gesetzmäßigkeiten zuwiderliefen (Krug, 1926). Anstelle der von der Schriftleitung angekündigten »Stellungnahme von psychoanalytischer Seite« erschien im folgenden Jahr neuerlich eine Arbeit aus der Bühler-Schule, in der Hedwig Fuchs in einer sprachanalytischen Untersuchung echte und fiktive Jugendtagebücher miteinander verglich. Bezüglich des »Tagebuchs eines halbwüchsigen Mädchens« stellte sie fest, daß in den Hauptteilen des Buches »während der ganzen Eintragungen« die »Sprache fast gar nicht wechselt«, also keinerlei Anzeichen für eine in authentischen Tagebüchern immer anzutreffende sprachliche Entwicklung auszumachen seien (Fuchs, 1927, S. 118).

Hermine Hug-Hellmuth konnte zu diesen Befunden nicht mehr Stellung nehmen. Sie war schon im September 1924 auf spektakuläre Weise ums Leben gekommen.<sup>166</sup> Aufgrund der Ergebnisse der Untersuchung von Krug entschloß sich der Internationale Psychoanalytische Verlag schließlich dazu, das buchhändlerisch so erfolgreiche<sup>167</sup> »Tagebuch eines halbwüchsigen Mädchens« aus seinem Programm zu nehmen.<sup>168</sup> Zufrieden konnte Charlotte Bühler – wie sie sagte – »darüber zur Tagesordnung übergehen« (Ch. Bühler, 1927c, S. IV).

Es bleibt zu fragen, warum diese Geschichte für Charlotte Bühler gar so wichtig war. Sicher spielte das Motiv der Konkurrenz zur Psychoanalyse eine Rolle. Doch führte der Triumph des Fälschungsnachweises nicht zur Polemik. Kritische Anmerkungen zur »Leichtgläubigkeit« der PsychoanalytikerInnen ersparte man sich. Auch in Karl Bühlers Freud-Kritik (K. Bühler, 1927) fand die Affäre keine Erwähnung. Der eigentliche Grund für Charlotte Bühlers Beharrlichkeit lag wohl in der großen emotionalen Bedeutung, die das »Jugendtagebuch« als Quellenmaterial der Jugendforschung für sie hatte. Nicht umsonst war sie stets darauf bedacht zu betonen, daß sie selbst es gewesen sei, die



den Nutzen des Tagebuchs für die Psychologie »entdeckt« habe.<sup>169</sup> Gewiß, auf Jugendtagebücher bezogen sich in der akademischen Psychologie auch andere, Spranger etwa, Stern und Tummlirz, aber niemand so emphatisch wie eben Charlotte Bühler.

Das Jugendtagebuch als Hauptquelle der empirischen Jugendpsychologie: Welche methodischen Vorstellungen waren damit verbunden? Wie war Charlotte Bühler also bei der Auswertung der von ihr gesammelten jugendlichen Selbstzeugnisse verfahren? »Das Gesetz der Pubertätsentwicklung und die Formen, in denen es sich verwirklicht« zeige, seien zweierlei, bemerkte sie am Beginn ihres Buches »Das Seelenleben des Jugendlichen« (Ch. Bühler, 1922/1923, S. 8). Ersteres könne auf »rein empirischem Wege« nicht erfaßt, also aus den Tagebüchern nicht einfach »herausgelesen«, sondern müsse in »vergleichend psychologischer und biologischer Betrachtung« gesucht und gefunden werden. Der Satz von der »seelischen Pubertät« als »seelischer Ergänzungsbedürftigkeit« war also nicht Resultat, sondern vielmehr Voraussetzung für die Auswertung der Tagebücher. Erst vor diesem theoretischen Hintergrund seien die in den Tagebüchern zum Ausdruck gelangenden qualitativen Formmerkmale in ihrem »Sinn- und Entwicklungszusammenhang« deutend zu erfassen (Ebenda, S. 8). Sehen wir nun zu, wie Charlotte Bühler ihr »Deutungsverfahren« methodisch zu bestimmen versuchte:

Das Jugendtagebuch stellte für sie so etwas wie eine »geschlossene Folge von Selbstbeobachtungsprotokollen« dar, die durchaus Ähnlichkeiten mit »Selbstbeobachtungsprotokollen im wissenschaftlichen Experiment« aufweisen würden. Natürlich hafte diesem Vergleich der Makel an, daß man es im Falle des Tagebuchs nicht »mit einer wissenschaftlich geschulten, sachlich eingestellten Versuchsperson« zu tun habe, »sondern mit einem von Gefühlen und Leidenschaften bewegten jungen Menschen, der sich über sein Innenleben nicht klar« sei, »und der sich oft in einer interessanten Pose« besser gefalle als »in der nüchternen Alltagshaltung«. Dafür komme aber dem Tagebuch gegenüber dem wissenschaftlichen Experiment der Vorzug zu, daß es »nicht in einer künstlichen Situation und unter dem Einfluß einer Fragestellung« entstehe:

Es wird nicht für einen anderen geschrieben, sondern der Verfasser analysiert sich zunächst einmal deshalb, weil er sich über sich selber klar werden möchte. Dieses aufrichtige Bemühen, das mit zum Sinn des Tbschreibens gehört, wirkt dem Posieren entgegen und erzeugt vielfach ein sehr gewissenhaftes, dem wissenschaftlichen ähnliches Wahrheitsstreben. (Ch. Bühler, 1925, S. V)

Darüber hinaus sei das Tagebuch seinem Wesen nach ein »Entwicklungsbuch«, das eine »immanente Wahrheit, Übereinstimmung oder mangelnde Übereinstimmung der Tatsachen in ihrem eigenen inneren Zusammenhange erkennen« lasse. Übertriebenes, Momentanes sei deshalb von Echtem, Anhaltendem ebenso leicht abzugrenzen, wie ein Vergleich mehrerer Tagebücher die Trennung des Individuell-Einseitigen vom Typisch-Durchgängigen möglich mache. So »diene die Häufigkeit gleichartiger Belege schließlich hier wie in allen Selbstbeobachtungsprotokollen als Hauptkriterium« (Ebenda, S. VI).

Das Tagebuch als quasi-wissenschaftliches Selbstbeobachtungsprotokoll – diese Auffassung führte Charlotte Bühler dazu, die Jugendlichen nicht nur ernst, sondern gleich auch beim Wort zu nehmen. Mit Recht wandte Bernfeld ein, daß sie gelegentlich dazu neige, das Jugendtagebuch mit einem »Notariatsakt« zu verwechseln. Für Bernfeld waren Tagebücher »durch bewußte und unbewußte Tendenzen entstellte Darstellungen«, die zunächst über nichts anderes Auskunft geben, als über manifestes Fühlen, Wollen und Erleben der Pubertät. Wie die Deutung des Motives eines Traumes auf den manifesten Traumbericht ergänzende Informationen angewiesen sei, so bedürfe auch die Deutung von Tagebüchern zusätzlicher Anhaltspunkte. Deshalb sei ein Tagebuch »ohne weiteres Material seines Autors von beschränktem Wert für die psychologische Erkenntnis des Autors, und man wird sich im allgemeinen begnügen müssen, es zur phänomenologischen Bereicherung zu verwenden« (Bernfeld, 1927, S. 39). Obzwar Charlotte Bühler dem Anspruch nach Tagebücher eben bloß zur phänomenologischen Beschreibung von Pubertätstypen herangezogen wissen wollte, machte sie sich, wie Bernfeld an Beispielen demonstrierte (ebenda, S. 39–43), zahlreicher »kühner«, d. h. über das eigentliche Quellen-

material hinausgehender Deutungen »schuldig«. In ihrem blinden Glauben an das Wahrheitsstreben der Jugendlichen übersah sie, daß das Tagebuch stets nur eine »streng motivierte Auswahl des Erlebten« darstellt (ebenda, S. 43). Auch das Ausgelassene, Nicht-Vermerkte habe – so betonte Bernfeld – seinen Sinn. Wenn nun in Charlotte Bühlers Tagebüchern die Jugendlichen nichts über Sexualität berichten wollten, so schloß sie daraus, daß ihre »Versuchspersonen« »rein« waren und frei von allen körperlich-triebhaften Gedanken. Wie sehr hier die »bürgerliche Sexualmoral« in die »wissenschaftliche Arbeit« einfloß, zeigte Bernfeld (1931b) an jenem »asexuellen Gegenstück«, das Charlotte Bühler dem Hug-Hellmuthschen »Tagebuch eines halbwüchsigen Mädchens« gegenübergestellt hatte. Die jugendliche, durch Charlotte Bühler zu Publikationsehren gelangte Schreiberin erwähnte gleich in ihrem ersten Tagebucheintrag die Lektüre eines Tagebuchromans:

Ich hätte lieber nicht dieses Tautenziengirl lesen sollen. Ich muß zuviel daran denken. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Jesus hat so recht. (Ch. Bühler, 1922b, S. 3)

Charlotte Bühler war diese Bemerkung entgangen. »Tautenziengirl« bezog sich auf ein äußerst populäres, fiktives Tagebuch, das unter dem Pseudonym »Emma Nuss« mit dem Titel: »Aus dem Leben eines Tautenzien-Girls« bereits 1914 veröffentlicht worden war. Ein vierzehnjähriges Mädchen, Tochter aus »gutem Hause«, schilderte darin ihre ersten »amourösen Eskapaden«:

Souverän und selbstbewußt suchen sie und ihre Freundinnen, der Aufsicht ihrer völlig ahnungslosen Mütter entzogen, erotische Abenteuer. Sie flanieren auf dem Tautenzien, jenem neuen Berliner Halbwelt-Boulevard, [...] lassen sich von unbekannten Herren ins Caféhaus einladen, gehen ins Kino, stehen einem Maler Modell, besuchen ihren Gönner in der Villa mit Badehaus. [...] Sie schwelgen in verführerischer Eleganz, aber sie sind nicht zu »haben«. [...] Sie [wollen] sich amüsieren und einmal einen reichen Mann heiraten, um Freiheit für ihre Liebschaften zu haben. (Stach, 1993, S. 74)

Das erotische Leben des »Tautenziengirls« erweckte in der Tagebuchschreiberin offenbar stark ambivalente Gefühle. Sie fühlte sich davon angezogen, was sie sich gleichzeitig aber selbst streng verbat. Deshalb habe sie, so mutmaßte Bernfeld, eigentlich ihr Tagebuch zu schreiben begonnen: Es sollte ihr den »Beweis« erbringen, daß sie nicht »sinnlich« sei. »Darum, und nicht weil sie frei von allen sexuellen Wünschen und Phantasien, ist das Tagebuch frei von allen sexuellen Aufschrieben« (Bernfeld, 1931b, S. 90).

Fassen wir zum Schluß das Gesagte in Bezug auf die eingangs formulierte These von den subjektiven Verzerrungen der Pubertätstheorie Charlotte Bühlers zusammen:

1. Das Tagebuchmaterial, auf das sich die Ausgestaltung der Theorie stützte, entstammte jener Lebenswelt, die Charlotte Bühler aus eigener Anschauung und Erfahrung kannte: der Welt der Höheren SchülerInnen und StudentInnen.

2. Charlotte Bühler schenkte den jugendlichen Selbstdarstellungen im Tagebuch Glauben. Aber nicht allen Tagebüchern »glaubte« sie in gleicher Weise, wie ihr Umgang mit dem von Hermine Hug-Hellmuth herausgegebenen Dokument zeigte. Sein Inhalt passe schlecht zu ihrer Kenntnis des normalen jungen Mädchens in der Entwicklung, schrieb sie dazu. Den Nachweis der Inauthentizität des »Tagebuchs eines halbwüchsigen Mädchens« führte die Bühler-Schule dann allerdings mit rein formalen Argumenten. Als Begründung für die sachliche Ablehnung blieb letztlich der Satz, daß Charlotte Bühler »Ähnliches niemals begegnet« sei. So als ob das, was sie selbst nicht kannte, auch gar nicht hätte existieren können.

3. Zum Vergleich des Tagebuchs mit wissenschaftlichen Selbstbeobachtungsprotokollen gelangte Charlotte Bühler, indem sie die »Suche nach innerer Wahrheit« als typische Pubertäterscheinung wertete und dann zum Hauptmotiv für das Verfassen von Jugendtagebüchern erklärte. Den Nachweis für die Berechtigung einer solchen Setzung blieb sie schuldig. Es sei denn, man zieht zur Rechtfertigung die Bemerkung aus ihrer »Selbstdarstellung« heran, daß sie »von ihrem eigenen Tagebuch um die Bedeutung dieser Dokumente« gewußt habe.

4. Die von Charlotte Bühler praktizierte Auswertung der Tagebücher verkam ihr unter der Hand zu einem bloß »impressionistischen Verfahren«: Sie suchte sich Tagebuchstellen zusammen, die ihr als Belege für ihre Anschauungen dienlich sein konnten. Im Ganzen betrachtet legt ihr Vorgehen die Vermutung nahe, daß ihr die Lektüre der Tagebücher Eindrücke vermittelte, die sie dann gemäß ihrer persönlichen Erfahrungen mit eigener und fremder Jugend verarbeitete.<sup>170</sup>

Wie sehr die ganze Theorie letztlich mit Vorurteilen und Wertungen durchsetzt war, demonstrierte Charlotte Bühler selbst eindrucksvoll mit ihrem Versuch, aus dem Schreiben von Tagebüchern überhaupt eine für die normale psychische Entwicklung typische Pubertätserscheinung zu machen. Zweimal schon sei unter ihren Studentinnen eine anonyme Umfrage durchgeführt worden, um den Grad der Verbreitung des Tagebuchs festzustellen: 60 bzw. 66 Prozent hätten angegeben, während ihrer Jugend zumindest eine Zeitlang mehr oder weniger ausführlich und kontinuierlich Aufzeichnungen über ihr Pubertätserleben angelegt zu haben. Rund ein Drittel aller Befragten führte Tagebuch regelmäßig und über einen längeren Zeitraum hinweg. Natürlich wollte Charlotte Bühler »diese hohen Zahlen« angesichts der Tatsache, daß ihre »Zuhörer [...] eine mehr oder minder intellektuelle Schicht« repräsentierten, nicht verallgemeinern. Als ein »Wink, die Bedeutung des Tagebuchs oder entsprechender Dokumente nicht a priori zu gering zu schätzen«, könnten diese Daten aber allemal genommen werden. Mit der Statistik allein nicht zufrieden, fragte Charlotte Bühler schließlich nach den psychischen Voraussetzungen für das Schreiben von Tagebüchern. Sie brauchte nicht lange zu suchen:

Es ist also ein Einsamkeits-, ein Isolierungsbedürfnis die Grundbedingung des Tagebuchschreibens, und dieses Bedürfnis kann ebensowohl aus Überdruß an der vorhandenen Umwelt wie aus Sehnsucht nach nicht vorhandenen Menschen wie schließlich drittens aus der Natur des Gegenstandes hervorgehen, der den Tb.schreiber beschäftigt. (Ch. Bühler, 1925, S. IX)

Die Dinge kamen ihr bekannt vor:

In dem Faktum des Isolierungs-, des Einsamkeitsbedürfnisses, in den Fakten der Ablehnung der gegebenen Umwelt, der Sehnsucht nach nicht vorhandenen Menschen, der Beschäftigung mit Fragen, die sich der Aussprache mehr oder minder verwehren, haben wir nun in der Tat die Grundtatsachen der Pubertät beisammen. (Ebenda, S. X)

Bedürfnis nach Isolierung war ein aus »vergleichend biologischer und psychologischer Forschung« gewonnenes »Gesetz«, das ein spezifisches Verhalten des Jugendalters bezeichnen sollte. In der »Tatsache« des Tagebuchschreibens fände es eine mögliche Ausdrucksform. Der Glaube versetzt Berge. In diesem Fall ersetzte er die Empirie.

### 2.3.2.5 Erweiterungen

Um der am Wiener Psychologischen Institut in der Zwischenkriegszeit betriebenen jugendpsychologischen Forschung gerecht zu werden, bedarf das bisher skizzierte, eher die Negativa betonende Bild der positiven Ergänzung. Jenseits aller biologistischen Einseitigkeit und Verzerrung lassen sich in einer kritischen Betrachtung der »Wiener Jugendpsychologie« durchaus auch fortschrittliche und innovative Seiten abgewinnen.

1. Der Umstand, daß die Jugendforschung am Wiener Psychologischen Institut zu einem großen Teil von Frauen getragen wurde, blieb nicht ohne Einfluß und Wirkung. Im Gegensatz zur übrigen deutschsprachigen Jugendpsychologie, die vorwiegend eine »Jungenpsychologie« war, wurde hier auch ganz gezielt und völlig gleichwertig eine Mädchenforschung in Gang gebracht und ausgebaut. Geschlechtsspezifische Differenzen in der psychischen Entwicklung fanden sich nicht bloß »berücksichtigt« oder »am Rande einbezogen«, sondern ganz selbstverständlich als stets interessierender Aspekt in die Planung und Durchführung nahezu aller empirischen Einzeluntersuchungen aufgenommen. Den theoretischen Argumentationsrahmen hatte Charlotte Bühler bereits in der zweiten Auflage ihres Buches »Das Seelenleben des Jugendlichen« abgesteckt:

Beim Vergleich von Knaben- und Mädchentagebüchern war Charlotte Bühler vor allem in Bezug auf die Auswahl der Inhalte ein wesentlicher Unterschied aufgefallen: Knaben würden emotional völlig belanglose, rein sachlich-äußerliche Ereignisse ebenso penibel vermerken wie affektiv hoch bedeutsame innere Erlebnisse. Mädchen hingegen neigten im Allgemeinen eher dazu, ausschließlich ihr Innenleben im Tagebuch darzustellen: »Innenleben und Außenwelt sind dem Mädchen in jener Zeit völlig zweierlei. Dem Knaben hängt beides zusammen. Es ist unbedingt eine gewisse Kindlichkeit, eine größere Naivität, in welcher der Knabe seine kindliche Beziehung zu den Dingen, seine Teilhabe an ihnen, seine Vertrautheit mit der Außenwelt festhält, während fast unbewußt sich in ihm nach und nach neue Welten auf-tun« (Ch. Bühler, 1922/1923, S. 30). Die psychische Entwicklung des Mädchens aber sei vielmehr durch einen »Bruch«, durch eine »allmählich oder plötzlich zwischen ihr und den Dingen« tretende »Kluft« gekennzeichnet. Dem Mädchen werde mit dem Näherrücken des Schulabschlusses nämlich eine sehr grundsätzliche Auseinandersetzung mit der Zukunft abverlangt. Unvermittelt sehe es zwei gänzlich verschiedene Anforderungen gleichzeitig auf sich zukommen: »Mutterschaft und Familie« die eine, Berufsausbildung und Berufseintritt die andere. Den psychischen Ausdrucks- und Bewältigungsformen dieses frühen, wie man heute sagen würde: »Rollenkonflikts« suchte Charlotte Bühler dann in den Mädchentagebüchern nachzuspüren. Alle drei denkbaren Einstellungen auf den Bedeutungskreis »Mutterschaft und Beruf« – nur Hausfrau und Mutter, Familie und Beruf, nur Beruf – fand sie in ihrem Material vertreten. Aus den damit korrespondierenden Unterschieden in der inhaltlichen Schwerpunktsetzung der Tagebücher las sie schließlich drei Typen des weiblichen Pubertätsverlaufs heraus und stellte sie der vergleichsweise weniger vielschichtigen Entwicklung der Pubertätspsychologie des Knaben gegenüber (Ebenda, S. 30–32). Die damit gewonnene Differenzierung zwischen den Geschlechtern wurde im Fortgang der Argumentation des Buches konsequent beibehalten.

2. Entscheidende Beiträge zur Aufweichung der ideologischen Verzerrungen der Wiener Jugendkonzeption wurden von Paul Felix Lazarsfeld eingebracht. Lazarsfeld stieß gegen Ende der zwanziger

Jahre zum engeren MitarbeiterInnenkreis um Charlotte Bühler, in dem ihm bald schon vor allem seiner mathematischen Qualifikationen und allgemein-sozialwissenschaftlichen Interessen wegen eine einflußreiche Stellung zukommen sollte. Für Charlotte Bühler erwies sich die Zusammenarbeit mit ihm gerade im Bereich der Jugendpsychologie als Glücksfall. Der Ausbau der Jugendentagebuchsammlung legte es nahe, die bisher rein qualitativ erfolgte Auswertung durch Quantifizierungen zu ergänzen. In Charlotte Bühlers Buch »Kindheit und Jugend« (Ch. Bühler, 1928/1931) trug die nun systematisch in Angriff genommene statistische Bearbeitung des Materials erste Früchte. Quantitative Angaben konnten gemacht werden über Beginn, Ende sowie Dauer der Tagebuchführung, vor allem aber darüber, wie Mädchen und Knaben sich in diesen Parametern unterschieden. Weit größere Bedeutung erlangte jedoch der Umstand, daß nun auch die relative Häufigkeit der in den Tagebüchern behandelten Themen ausgewertet wurde.<sup>171</sup> Welcher Stellenwert kam also in den Jugendentagebüchern dem Themenkreis »Sexualität und Erotik« zu, welcher der Erörterung von Religion, Politik etc.?<sup>172</sup> Zudem waren für jedes einzelne Dokument Änderungen in der inhaltlichen Schwerpunktsetzung im Fortgang der Entwicklung zahlenmäßig zu bestimmen. Daraus konnte wiederum die Frage abgeleitet werden, ob sich an der Gesamtstichprobe etwa eine typische Abfolge der jeweils im Vordergrund stehenden Inhalte ablesen lasse. Hielten fünfzehnjährige Mädchen dieselben Dinge des Aufschreibens wert wie fünfzehnjährige Knaben? Welche Themen beschäftigten demgegenüber die Siebzehnjährigen?<sup>173</sup>

Gegen Ende der zwanziger Jahre begann sich Charlotte Bühler jedoch von der Beschäftigung mit der Jugendpsychologie abzuwenden. Die Ansätze zu einer gründlichen statistischen Aufarbeitung des Tagebuchmaterials wurden offenbar nicht mehr fortgesetzt. Eine von Charlotte Bühler (1922/1929, S. 2) unter Lazarsfelds Namen angekündigte Monographie mit dem Titel »Inventar und Charakteristik des Jugendentagebuchs«, in dem die oben im Text angerissenen Fragen umfassend und systematisch abgehandelt werden sollten, ist nie gedruckt erschienen.

Lazarsfelds wichtigster Eigenbeitrag zur Erweiterung der Jugendpsychologie der Bühler-Schule bestand in der Einbeziehung der Le-



benswelt der »proletarischen Jugend«. Aufgrund seines politischen »Vorlebens« war er geradezu prädestiniert für diesen Schritt gewesen: Lazarsfeld kam aus der sozialistischen Jugendbewegung, in der er sich als Organisator der »Vereinigung Sozialistischer Mittelschüler«<sup>174</sup> und als unermüdlicher Vorkämpfer der Ideen einer »sozialistischen Erziehung« einen Namen gemacht hatte. Den Zusammenhang zwischen sozialer Herkunft, politischem Engagement und wissenschaftlichen Auffassungen wußte er als »gelernter Marxist« sehr präzise zu benennen: »Der Forscher«, schrieb er in seiner kritischen Übersicht der jugendpsychologischen Literatur zum Thema »Jugend und Beruf«, gewinne »vornehmlich durch seine eigene Erinnerung, zum Teil durch Beobachtung einer jugendlichen Umgebung, der er lebensnah verbunden ist, Gesichtspunkte für Fragestellungen«. Eben das sei der Grund dafür, daß die »proletarische Pubertät« in den bisherigen Untersuchungen ausgespart blieb: »weil der Herkunft der gegenwärtigen Psychologen nach noch keinem von ihnen proletarische Existenz zum wirklichen Erleben geworden ist und deshalb die Konversion von Erlebnis in objektive psychologische Erkenntnis noch nirgends möglich war« (Lazarsfeld, 1931d, S. 59–60).

Inwieweit nun im Falle von Lazarsfeld tatsächlich »proletarische Existenz zum wirklichen Erleben« geworden war, sei dahingestellt. Immerhin konnte er, der selbst einer zwar durch und durch sozialistisch gesinnten, aber doch *großbürgerlichen* Familie entstammte, in diesem Kontext auf seine in pädagogischen Erziehungsexperimenten mit Arbeiterkindern gewonnenen Erfahrungen verweisen.<sup>175</sup> In seinem theoretischen Einleitungsbeitrag zu dem von ihm 1931 herausgegebenen Band »Jugend und Beruf« (Lazarsfeld, 1931c) führte Lazarsfeld jedenfalls eine scharfe Unterscheidung zwischen der in der traditionellen Tagebuchforschung erfaßten »Mittelschichtsjugend« und der bislang von dieser nicht oder nicht adäquat erfaßten »arbeitenden Jugend« ein. Die Diskussion der »proletarischen Jugend« wurde dann im Anschluß an Charlotte Bühlers Begriff der »Kulturpubertät« als eine »sozialpsychologische Umdeutung« des Konzepts der »Ausbeutung« (Lazarsfeld, 1975, S. 153) vorgetragen: Durch den frühen Eintritt ins Arbeitsleben werde die Arbeiterjugend um jene stimu-

lierenden Erfahrungen gebracht, die Charlotte Bühler in ihrer Pubertätstheorie an Jugendlichen aus der Mittelschicht als Voraussetzung für die individuelle Erschließung gesellschaftlicher Lebensgestaltungsmöglichkeiten beschrieben hatte: Loslösung aus der Familie, Ichfindung, Entwicklung von neuen zwischenmenschlichen Beziehungen, Hinwendung zu Kulturwerten wie Kunst und Wissenschaft etc.:

Die Pubertät des Proletariers ist relativ verkürzt und dadurch entgeht ihm ein Teil jener Quellen an Energien, Umwelterweiterungen und Zielsetzungen, die zu speisen die biologische Funktion der Pubertät in der freien Entwicklung ist. (Lazarsfeld, 1931 d, S. 54)<sup>176</sup>

Im nachfolgenden Versuch einer Spezifizierung des Begriffs der »proletarischen Pubertät« demonstrierte Lazarsfeld ein Vorgehen, das er später als Reduktion mehr oder minder komplexer Einzeldaten auf kurze, möglichst prägnante »Leitformeln« bezeichnen sollte. Die Ergebnisse der wenigen bisher durchgeführten empirischen Untersuchungen über die Lebensverhältnisse der Arbeiterjugend wurden in eine definitionsähnliche »Tatsachenfeststellung« zu integrieren versucht. Die Formel über die »proletarische Pubertät« lautete:

Der sozial benachteiligte Jugendliche ist in Zeit und Raum außerordentlich beschränkt und ist in einem Alter in die Lebensformen der Erwachsenen versetzt, in denen er ihnen der Entwicklung seiner Persönlichkeit nach nicht gewachsen ist; einer der Bereiche, in die er zu früh und dadurch unter besonders falschen Voraussetzungen kommt, ist die Berufsarbeit. (Lazarsfeld, 1931d, S. 54)

Lazarsfelds Konzept der »verkürzten Pubertät« der arbeitenden Jugend hatte vor allem wichtige methodische Konsequenzen. Zum einen wurden mit dem Argument, daß im Wesentlichen der frühe Berufseintritt für die Beschneidung der Pubertätszeit verantwortlich zu machen sei, gezielt soziale Gesichtspunkte in die Jugendforschung eingeführt. Das war es ja, worum es Lazarsfeld mit seinem im besten Sinn des Wortes »sozialpsychologischen Ansatz« eigentlich ging: Durch die Kombina-

tion von »individualpsychologischen« und »sozialen« Daten wollte er Möglichkeiten finden, den für einen Sozialisten als selbstverständlich geltenden Zusammenhang von individueller und gesellschaftlicher Entwicklung mit Mitteln der empirischen Forschung darzustellen und aufzuhellen. Der Einfluß, den dieser Zugang auf Charlotte Bühler ausübte, zeigte sich in einer kurzen Bemerkung zu Beginn des Jugend-Abschnittes in ihrem Buch »Kindheit und Jugend«, wo sie auf die Notwendigkeit hinwies, vermehrt statistisches Material über die »allmähliche Anteilnahme der Jugendlichen an den Institutionen des öffentlichen Lebens« zu sammeln. Über diese Quelle der Jugendforschung sei allerdings, so sah sie sich einzugestehen gezwungen, »heute noch wenig zu sagen«:

Wir verfügten über die Statistiken der Berufsberatungsämter, Feststellungen über Jugendbünde und Daten über Kriminalität resp. Erziehungsberatungsstellen, aber das meiste ist noch unausgeschöpft. Der Anteil der Jugendlichen am Sport-, Vergnügungs- und Bildungsbetrieb, die Verwendung, die sie für ihre Geldmittel haben, ist nirgends festgestellt, und auch über die persönliche Lebensführung der jungen Generation wissen wir statistisch nur dann etwas, wenn sie mit bestehenden Normen in Konflikt kommen. (Ch. Bühler, 1928/1931, S. 329–330)

Zum anderen aber sah Lazarsfeld die Erweiterung des Gegenstandsbereichs der Jugendpsychologie mit einer methodischen Innovation verbunden. War einmal festgestellt, daß die Arbeiterjugend um die »stimulierenden Erfahrungen« der »Kulturpubertät« gebracht wurde, so konnte nun im Rahmen der bisherigen Theorieentwicklung eine wesentliche Grundannahme derselben relativiert und damit die Notwendigkeit der Einführung einer neuen Methodik gerechtfertigt werden: Das »Dogma« vom Tagebuchschreiben als typischer Pubertäterscheinung durfte bestehen bleiben, auch wenn dem Umstand Rechnung zu tragen war, daß eine Verbreitung dieser Form der paraliterarischen Selbstaussage in der in ihren Bildungsmöglichkeiten eingeschränkten proletarischen Jugend eher die Ausnahme denn die Regel darstellte. Zur Erforschung proletarischer Pubertät brauchte man

daher andere Quellen: Jugendliche Arbeiter, die von sich aus eher selten schriftliche Selbstdarstellungen produzierten, mußten eben dazu gebracht werden, Auskunft über ihre Selbstwahrnehmung und ihre Sicht der Welt zu geben. Die Methode der Befragung war damit »entdeckt« und in das Methodeninventar der Bühler-Schule aufgenommen worden. In »Jugend und Beruf« wurde die weit über die engen Grenzen der Jugendforschung hinausgehende Brauchbarkeit der neuen Fragebogenerhebung an der Zusammenstellung von Statistiken über die Entwicklung von Berufswünschen bei Kindern und Jugendlichen ausführlich demonstriert (vgl. Frank u. Hetzer, 1931; Reiningner, 1931; Biegeleisen, 1931; Hetzer, 1931; Lazarsfeld u. Radermacher, 1931).

3. Im Laufe ihrer eigenen wissenschaftlichen Entwicklung gelangte Charlotte Bühler selbst dazu, ihre ursprünglich statisch-ahistorische Jugendkonzeption zu relativieren und einer allgemeinen Historisierung der Jugendforschung den Weg zu bereiten. 1934 veröffentlichte sie eine vergleichende Analyse von Mädchentagebüchern, die zu verschiedenen Zeiten entstanden waren. Drei »Generationen« von Tagebuchschreiberinnen wurden einander gegenübergestellt und das »historisch Signifikante«, das »Generationsspezifische« ihrer Pubertätsentwicklung hervorgehoben. Die Ergebnisse waren bemerkenswert: Die meisten der im »Seelenleben des Jugendlichen« als reifungsbedingt dargestellten Pubertätsmerkmale erwiesen sich nämlich als bloß für die mittlere Generation der zwischen 1890 und 1905 geborenen Tagebuchschreiberinnen charakteristisch. Merkmale wie Loslösung aus dem Familienzusammenhang, Erwachen eines besonderen Naturgefühls, Hinwendung zu geistigen Interessen, Ablehnung oberflächlicher Geselligkeit, Einsamkeitsbedürfnis und weitgehend noch asexuelle Suche nach seelisch-geistigem Verstehen in der Beziehung zu einem Du zeigten sich weder in der Generation der vor 1890 noch in jener der nach 1905 geborenen Tagebuchlerinnen als typische Pubertätsphänomene: War die ältere Generation in Bezug auf die angesprochenen Dimensionen durch

- eine »bedingungslos positive Einstellung zur Familie«,
- »absolute Ungeistigkeit und völliges Desinteressement an sachlichen Aufgaben«,

- »Nüchternheit« der Naturauffassung,
- »eine kindlich positive Freude [...] an Geselligkeit« und durch
- eine naive Unwissenheit bzw. Befangenheit in »Liebesdingen« (Ch. Bühler, 1934, S. 53)

zu kennzeichnen, so die jüngere durch

- ein unabhängiges, bisweilen distanziertes Verhältnis zur Familie bei durchaus »positivem Eingehen auf die Familiensituation«,
- ein im Vergleich zur mittleren Generation »flacher[es], unproblematischer[es], überhaupt weniger intensiver[es] geistiges Leben« bei stark im Vordergrund stehendem »pragmatische[n] Interesse an Handgreiflichem, Faktischem«,
- eine »bewußte und gewollte Einordnung« in die Gemeinschaft Gleichaltriger und durch
- eine relativ stärkere Betonung des Sexuellen (ebenda, S. 67–69).

Die Ergebnisse ihrer Untersuchung wertete Charlotte Bühler schließlich als erste empirische Antwort auf jene, sie vorgeblich ohnehin schon seit den Anfängen ihrer jugendpsychologischen Forschungen beschäftigende Frage, ob denn das, was sie als »Jugendtypus« herauszuarbeiten sich bemüht hatte, nicht in erster Linie der Typus einer ganz bestimmten Jugend gewesen sei (ebenda, S. 10). Das Ganze ihrer Theorie sah sie dadurch freilich nicht in Zweifel gezogen: Letztlich hätten sich nämlich alle der ursprünglich als allgemeingültig angenommenen Züge der Jugendentwicklung auch im historischen Vergleich immer wieder nachweisen lassen. Einschränkend müsse man nun aber hinzufügen, daß diese psychischen Jugendmerkmale nicht insgesamt in gleichem Maße allgemein pubertätscharakteristisch, sondern zum Teil besondere Charakteristika der Jugend des frühen 20. Jahrhunderts seien (Ch. Bühler, 1934, S. 10–11). Besondere Charakteristika jener Generation also, der sie sowohl ihrem Alter als auch ihrer sozialen Herkunft nach selbst angehörte, wie wir uns anzumerken beeilen.<sup>177</sup> Wenigstens dem Ansatz nach war mit der Einbringung des historischen Gesichtspunkts die Korrektur der biologischen Verzerrungen

einer Theorie der »Jugend schlechthin« geleistet worden. Merkwürdigerweise blieb dieses wohl fortschrittlichste Resultat von Charlotte Bühlers Forschungen über die menschliche Entwicklung ohne Folgen. Mit ihrer »Psychologie des menschlichen Lebenslaufes« bewegte sie sich auch weiterhin auf den in der Jugendpsychologie ausgetretenen Pfaden der Verkehrung des Historisch-Kulturellen in anthropologische Konstanzannahmen.

### **2.3.3 Sinn für Ordnung oder Wie ein normales Leben dem Handlungsablauf der klassischen Tragödie folgt**

Zwei Bücher vor allem waren das Resultat jenes besonderen Forschungs- und Arbeitsstils, den Charlotte Bühler am Wiener Psychologischen Institut der Zwischenkriegszeit entwickelt hatte: »Kindheit und Jugend« das eine, »Der menschliche Lebenslauf als psychologisches Problem« das andere (Ch. Bühler, 1928/1931 u. 1933). In beiden wurde wissenschaftliches Neuland betreten. Nicht nur, daß beide Bücher ein für die Verhältnisse damals wohl einzigartiges wissenschaftliches Gemeinschaftsunternehmen zur Darstellung und damit zum Abschluß brachten.<sup>178</sup> Auch in theoretischer Hinsicht wurde grundlegend Neues geboten.

In ihrem Buch von 1928 ging es Charlotte Bühler um die Vereinheitlichung und Integration ihrer bis dahin in der Kinder- und Jugendpsychologie erarbeiteten Erkenntnisse und Theorieansätze. Geplant war Großes: Die letzten Spuren der alten, längst überwunden geglaubten »Elementenpsychologie« sollten beseitigt und die allorts proklamierete Hinwendung zur »Ganzheitlichkeit« und »Sinnhaftigkeit« des psychischen Geschehens<sup>179</sup> endlich auch in der theoretischen Bewältigung des Phänomens »Entwicklung« vollzogen werden.

Entgegen der bisher in kinder- und jugendpsychologischen Gesamtdarstellungen üblichen Gepflogenheit, Psychisches in Funktionen aufzutrennen und diese dann – jede für sich – in ihrem Entwicklungsgang abzuhandeln, betonte Charlotte Bühler schon in ihrer frühen Kinderpsychologie das synthetische Zusammenwirken der psychischen Einzelkomponenten, deren Organisation zu höheren Einheiten. Realisiert wurde dieser Zugang vorerst über den Begriff der »Handlung«,

wie er in den Studien über die »Verhaltensweisen des ersten Lebensjahres« eingeführt worden war. »Handlung« hatte Charlotte Bühler als zweck- und zielgerichteten psychischen Ablauf und damit als eine übergeordnete »Sinnstruktur«, in der eine Vielzahl miteinander interagierender psychophysischer »Einzelleistungen« zu einem untrennbaren Ganzen verschmolzen sei, definiert. Diese Denkfigur war nun auf das Entwicklungsgeschehen zu übertragen: In ständig fortschreitender innerer Differenzierung des Individuums, so versuchte Charlotte Bühler ihr neues Entwicklungsmodell zu umschreiben (Ch. Bühler, 1928/1931, S. VII–XV), würden nach und nach immer mehr Einzelantriebe und Einzelfunktionen aus einem gemeinsamen »Einheitsgrund« auseinandergefaltet und alsbald wieder zu neuer Einheitsbildung auf höherem Niveau zusammengefügt. »Entwicklung« wurde verstanden als biologisch determinierte, unumkehrbare Abfolge solcher in sich geschlossener »Aufbausysteme«, solcher »Phasen«, wie Charlotte Bühler sie nannte.<sup>180</sup> Nicht zufällig war die Metapher, die den Gedankengang veranschaulichen sollte, der Biologie entnommen:

Hier sei uns vergleichend das Bild erlaubt, an eine Pflanze zu denken, aus deren Wurzel die Triebe nach verschiedenen Richtungen vereinzelt hervorschießen, wobei bald der eine, bald der andere sich schon etwas weiter hinaufwagt als die übrigen, bis dann doch bei harmonischem Wachstum eine relativ gleiche oder doch korrespondierende Höhe von allen erreicht wird und eine relativ einheitliche Gesamtform entsteht. Und wie ein Baum bei solchem Wachstum Jahresringe absetzt, so bilden sich auch in der inneren Entwicklung des Menschen relativ abgeschlossene Kreise, deren zyklischen Aufbau dieses Buch mit konkretem, der Empirie entnommenem Material nachzuweisen versucht. (Ch. Bühler, 1928/1931, S. VII–VIII)

Fünf Entwicklungsphasen wollte Charlotte Bühler schließlich voneinander abgegrenzt wissen. Die Phaseneinheiten seien, wie sie ausdrücklich betonte, auf empirischem Wege gewonnen worden, und zwar dergestalt, daß sich die über Jahre hinweg auf einzelnen Teilgebieten durch Beobachtung und Experiment erhaltenen Daten bei ihrer schritt-

weise vordringenden theoretischen Verarbeitung – gleichsam wie von selbst – »sinnvoll zu natürlichen Einheiten mehr und mehr zusammenschlossen« (ebenda, S. IX). Die Entwicklung, so konnte sie am Ende des Buches zusammenfassen, zeige

uns in fünf aufeinanderfolgenden Phasen eine fortlaufende dynamische Bewegung der Objektivierung und Subjektivierung der aktuellen Bezüge. Hierbei wurde durch jeden dieser periodischen Abläufe eine bestimmte Struktur auf ständig neuer Plattform realisiert. Wenn wir im Schlagwort die zentrale Errungenschaft einer jeden dieser Phasen kennzeichnen wollen, so gewinnen wir etwa folgendes Bild:

In der ersten Phase des 1. Lj. führt die Bewegungsgestaltung zu *persönlicher Zentralisation der Antriebe* und im Objektiven zur Erfassung der *Dingseinheit*.

In der zweiten Phase des 2.–4. Lj. werden in Akten der Setzung und der *persönlichen Stellungnahme* Sinn und Wert realisiert.

Die dritte Phase des 5.–8. Lj. bringt in harmonischem Einklang der persönlichen Einordnung in Gemeinschaft und der Hingabe an Material *Pflicht* und Leistung, Arbeit und Werk zur Vergegenständlichung.

In der vierten Phase des 9.–13. Lj. führt einerseits die Zuwendung zum Objekt im stärksten Aufschwung der *Wißbegier* zu wissensdurstiger Intention auf die Wirklichkeit, andererseits die erste Intention auf persönliche Freiheit zur Abhebung des Ich.

Die fünfte Phase des 14.–19. Lj. schließlich setzt in erster intendierter Hingabe das *Du* und im Sachlichen über Wirklichkeit hinaus intendiert sie die *Erkenntnis der Wahrheit*. (Ch. Bühler, 1928/1931, S. 396)

Ende der zwanziger Jahre begann Charlotte Bühler die Vorstellung eines zyklischen Entwicklungsgeschehens auf die Betrachtung des gesamten menschlichen Lebenslaufes auszudehnen. Ausgangspunkt dafür war die Idee, »biologische« Daten über Körperwachstum, Fortpflanzungsfähigkeit, körperlichen Verfall etc. mit psychologischen Lebenslaufdaten in Beziehung zu setzen. Der »normale« menschliche Lebenslauf als rein biologisches Phänomen gesehen, ergab eine charakteristische, fünfstufige Phasenabfolge: *Expansion* als körperliches Wachstum, das



begleitet werde von einer stetigen Zunahme der Funktions- und Leistungsfähigkeit des Organismus als erste Phase der biologischen Lebenskurve; mit allmählicher Annäherung an die physischen Expansionsgrenzen Eintritt in die Geschlechtsreife und damit Möglichkeit zu indirekter Expansion durch Fortpflanzung als erste Übergangsperiode; dann die dritte Phase des *stabilen Wachstums*, in der sich physische Regeneration und Verfall gleichsam die Waage halten; daraufhin Verlust der Fortpflanzungsfähigkeit als zweite Übergangsperiode hin zur fünften Phase der allgemeinen Restriktion, der langsamen aber stetigen Abnahme der physischen und psychischen Leistungsfähigkeit (Ch. Bühler, 1933, S. 11–16).

Die am Wiener Psychologischen Institut gesammelten Biographien wurden unter Bezugnahme auf Karl Bühlers Aspektenlehre nach folgenden Gesichtspunkten ausgewertet: Erstens sollten reine »*Verhaltensdaten*« wie Berufsausbildung und Berufseintritt, Familiengründung, Berufsfortgang, soziale Position, wirtschaftliche Erfolge und Verluste etc., zweitens »*Ergebnisdaten*« aufgrund der in den Biographien dokumentierten Selbstzeugnisse der Betreffenden über die eigene Lebensplanung und Lebensgestaltung, schließlich drittens »*Werkdaten*« bezüglich der objektiven Ergebnisse, der das individuelle Leben überdauernden Leistungen und Produkte, aus den biographischen Darstellungen herausgelesen, zu typischen, fünf-phasigen Lebenslaufschemas verarbeitet und diese dann auf die biologische Grundkurve bezogen werden. Es zeigten sich dabei Entsprechungen und Korrelationen ebenso wie signifikante Abweichungen. Z. B. war jeder Form von geistiger Arbeit gegenüber dem Biologischen insofern eine retardierende Wirkung zuzuschreiben, als – etwa ganz im Gegensatz zum Karriereverlauf von Berufssportlern – die Zunahme des Berufserfolgs bei Künstlern und Intellektuellen über das Einsetzen der körperlichen Restriktion fortauern konnte. Damit wurde eine Unterscheidung von vorwiegend körperlich bestimmten, daher *objektiven*, und rein *subjektiven* Lebenstendenzen möglich. An vielen »gelungenen« Lebensläufen demonstrierte Charlotte Bühler nun einen ganz spezifischen Entwicklungsschritt dieser subjektiven Lebenstendenzen: den Übergang nämlich von der Bestimmtheit durch individuelle Bedürfnisbefriedigung

zur sachlichen Aufgabenstellung, zur Hingabe des Lebens schließlich an die Erfüllung der selbstgesetzten Pflicht und Aufgabe.<sup>181</sup>

Diese kursorischen Bemerkungen mögen genügen, um das Anliegen und die Argumentationsweise von Charlotte Bühlers »Psychologie des menschlichen Lebenslaufes« deutlich werden zu lassen. Das Ganze zielte letztlich darauf ab, eine statistisch begründete Lebensnorm zu konstruieren. »Entwicklung« galt weiterhin als ein biologisch determinierter, endogener Ablauf, der sich gegenüber negativen »Außenwelteinflüssen« als mehr oder weniger »störanfällig« erweisen würde. Nicht das konkrete Leben, die Bedingungen unter denen es so oder so gelebt wurde, standen in Frage, sondern das Leben schlechthin, die formale Struktur desselben: Wilhelm von Humboldt etwa, dessen »geglücktem« Leben Charlotte Bühler große Bedeutung beimaß, interessierte nicht, »weil er ein Romantiker war, weil er aus der und der Familie stammte, weil er mit Goethe und Schiller in Kontakt stand, weil er ökonomisch so gestellt war, daß er sich ein relativ freies Leben erlauben konnte« etc. Er interessierte nur insofern, als er eine »allgemein menschliche Erfahrung in besonders ausgeprägter Weise erlebt und beschrieben hat, so daß wir vermöge seiner die formale Struktur dieses Phänomens ganz besonders prägnant vor uns haben« (Ch. Bühler, 1933, S. 6). So als ob das Wesen »des Menschen« ein ihm innewohnendes Abstraktum wäre, könnten wir mit Marx einwenden. Das Absehen vom Konkreten, von den sozialen Lebensbedingungen ebenso wie von den subjektiven Lebensgestaltungsmöglichkeiten, bildete schließlich die Voraussetzung dafür, alles über einen Kamm zu scheren, die bestellten Felder eines Bauern als »Werke« beispielsweise den Büchern Kants gleichzusetzen. Zum anderen führte es aber dazu, die individuelle Biographie an einer »allgemeinmenschlichen Norm« zu messen und in Begriffen des individuellen Gelingens bzw. Versagens zu »rekonstruieren«. Denn auch unter den Großen, über die man Biographien schrieb, gab es Beispiele zur Genüge für »unterwertige menschliche Existenz«<sup>182</sup>: Oscar Wilde etwa, dessen tragisches Leben Charlotte Bühler nur unter Zuhilfenahme von Kategorien wie »Willensschwäche«, »Genußsucht«, »zur Perversion entwickelter Sexualität« zu analysieren wußte (ebenda, S. 114–115).

Völlig neuartig war an dieser eher fragwürdigen Konstruktion einer psychologischen Norm-Biographie der Gedanke, daß »Entwicklung« nicht bloß ein auf den Lebensabschnitt von Kindheit und Jugend beschränkter Prozeß, sondern ein das Gesamt des menschlichen Lebens umfassendes und bestimmendes Moment sei. Entwicklung also als lebenslanger, als erst durch den Tod beendeter Formungs- und Differenzierungsvorgang – eine Einsicht, die sich in der modernen Psychologie erst in jüngster Zeit verbreitet und durchgesetzt hat.

Doch damit allein gab sich Charlotte Bühler nicht zufrieden. So wie die meisten der in ihrer Studie erfaßten Berühmtheiten strebte auch sie nach »Vollendung«. Nur allzu verlockend war denn auch der Gedanke, die Phasenlehre von »Kindheit und Jugend« jener der psychologischen Analyse des Lebenslaufes gegenüberzustellen. Fünf Phasen waren es hier wie dort, also warum nicht einfach versuchen. Die erste Lebenslauf-Phase fiel nun überhaupt mit der fünften von »Kindheit und Jugend« zusammen und gab daher für den Vergleich nicht viel her. Aber schon bei Lebenslaufphase Nr. 2 lagen die Dinge anders: Das Provisorische und Unbestimmte des Lebensplanes, das gerade für den Anfang des selbständigen Erwachsenenlebens charakteristisch sei, finde in der Willkür und Beliebigkeit, mit der sich das zwei- bis vierjährige Kind seiner Umwelt entgegensetze, eine weitgehende Entsprechung. Die dritte Lebenslaufphase hatte Charlotte Bühler durch den Dominanzwechsel vom Tun nach eigenem, subjektivem Bedürfnis zur Hingabe an das selbstgesteckte Ziel und die selbstgewählte Aufgabe gekennzeichnet. Die Analogie zur dritten Kindheitsphase war offenkundig: »Hingabe an Material«, »Pflicht und Leistung«, »Arbeit und Werk« hießen die zentralen Kategorien, mit denen Charlotte Bühler das neue Entwicklungsniveau der Fünf- bis Achtjährigen beschrieben haben wollte. »Wißbegier« und »wissensdurstige Intention auf die Wirklichkeit« als »geistigen Aufschwung über das Werk« und »Einordnung der eigenen Leistung in höhere geistige Zusammenhänge« genommen, würden in der vierten Lebenslaufphase der »oft tragischen Ablösung des Werkes von der Person«, dem persönlichen Zurücktreten hinter das Geleistete parallel gehen. Der das Eintreten in die Pubertät ankündende »Negativismus« entspräche dann dem Lebensüberdruß,

der sich nach dem Überschreiten des Lebenshöhepunkts vieler Menschen bemächtigte. Für die fünfte Lebenslaufphase müsse man schließlich die Lebensrückschau, das Bilanzziehen des »weisen Greisenalters«, und die Vorausschau auf Zukünftiges insofern, als es einen Glauben an ein jenseitiges Leben gibt, als charakteristisch erachten. Die Beschäftigung mit Vergangenheit und Zukunft sei aber gerade auch typisch für die tagebuchschreibende Jugend (Ch. Bühler, 1933, S. 319–324).

Wie leicht das alles zusammenhing: Vielleicht sei es doch »nur das subjektive Formgefühl« der Forscherin »und nicht der Gegenstand«, was diesen allgegenwärtigen Phasen-Fünftakt so zwingend mache, fragte sich Charlotte Bühler in einem Anflug von »Vorsicht« und »Selbstkritik«. Die Zweifel waren schnell zerstreut angesichts der »merkwürdigen Koinzidenz«, auf die sie nun aufmerksam machte:

Der Handlungsablauf im klassischen Drama wird bekanntlich stets in einem Fünf-Akt gefaßt, wobei der erste Akt die *Exposition*, der zweite die *Steigerung*, der dritte den *Höhepunkt*, der vierte den Fall oder die *Umkehr*, der fünfte die *Katastrophe* bringt. Bei jenen Kennern der Menschheit, den großen Schöpfern der klassischen Tragödie, finden wir eine unerwartete [?] und höchst ehrenvolle Parallele zu unserer Konzeption der phasischen Gliederung des menschlichen Lebenslaufes! (Ebenda, S. 320)

Wenn sich der Aufbau des normalen, gesunden Lebens als »klassische Tragödie« erwies, dann der »Fünftakt« von »Kindheit und Jugend« als deren Skizzierung, als deren Entwurf: Das war denn auch die theoretische Pointe, die Charlotte Bühler als Schlußstein in das harmonisch-runde Gewölb ihrer »gelungenen« Entwicklungstheorie einfügte:

Kindheit und Jugend stellen einerseits Rekapitulation der Phylogenese, andererseits jedoch *prospektiv betrachtet, einen Entwurf des Lebens also der Ontogenese dar*. Kindheit und Jugend als Ganzes gesehen ist eine *Vorwegnahme und ein provisorischer Aufriß des Lebens, dem das Leben als die definitive Ausführung folgt, unter Einbeziehung des Entwurfs als seiner Exposition*. (Ebenda, S. 325)

### 2.3.4 Praxisbezüge

In Kapitel I der vorliegenden Arbeit sind Aufbau, Organisation und Finanzierung des Wiener Psychologischen Instituts ausführlich erörtert worden. Die Errichtung des Instituts war – so wurde dargelegt – im Zusammenhang mit den Bemühungen um eine grundlegende Neugestaltung der Schul- und Bildungspolitik im sozialdemokratisch regierten Bundesland Wien erfolgt. Von einer »Einbindung« der Hochschulpsychologie in die Schulreformbewegung war gelegentlich sogar die Rede. Mit gutem Recht, wenn man die institutionelle Seite der Geschichte betrachtet. Schließlich war das Institut selbst ja im Ringpalais des »Stadtschulrates für Wien« untergebracht und organisatorisch dem »Pädagogischen Institut der Stadt Wien« angeschlossen. Der Universität wurde es zur Mitbenutzung »leihweise« zur Verfügung gestellt. Karl und Charlotte Bühler unterrichteten im Rahmen der LehrerInnen-bildung, Frau Bühler erhielt ihr Gehalt nicht von der Universität, sondern von der Stadt Wien überwiesen.

Die Beziehungen zur Stadtverwaltung blieben nicht auf den Bereich der Schulreform beschränkt. Von einer »zweiten Einbindung« wurde berichtet: von der Einbindung des Psychologischen Instituts in die städtische Fürsorgepolitik. Tandler hatte dem MitarbeiterInnenkreis um Charlotte Bühler die Durchführung von Forschungsarbeiten an der städtischen Kinderübernahmestelle ermöglicht. Auch im Fürsorgesektor bekam das Institut eine Personalsubvention: Die Horterzieherin Hildeward Hetzer wurde unter Beibehaltung ihrer Bezüge an die Kinderübernahmestelle versetzt und dort für die Mitarbeit am Institut freigestellt.

Gewiß, in Wien, der Stadt Sigmund Freuds und Alfred Adlers, konnte die wissenschaftliche Beschäftigung mit psychologischen Fragen auf das Interesse eines breiten Publikums zählen. Daß die sozialdemokratische Gemeindeverwaltung aber bloß aus Sorge um ein Wachsen und Gedeihen des Faches Psychologie das Institut unterstützt hätte, darf bezweifelt werden. Man wollte wohl auch etwas haben für das Geld, das man investierte. Und wahrscheinlich ein wenig mehr als nur den propagandistischen Nutzen, der aus der Zusammenarbeit mit berühmten Leuten aus der Wissenschaft für den politischen Alltagskampf zu ziehen war. Der Glaube an die Notwendigkeit einer wissenschaftli-

chen Fundierung der politischen Praxis war kennzeichnend für die Denkweise des Austromarxismus (Glaser, 1981). Es ist daher zu vermuten, daß es gerade auch gegenüber der Psychologie diese Erwartungshaltung gegeben hatte: Durch psychologische »Tatsachenforschung« sollten der Schul- und Wohlfahrtspolitik praktisch verwertbare Erkenntnisse und damit Entscheidungshilfen in Sachfragen geliefert werden.

Daß derartiges vom Ehepaar Bühler auch tatsächlich gefordert wurde, läßt sich bis dato nur indirekt belegen. In einem Brief an einen leitenden Beamten des Pariser Büros der Rockefeller Foundation beklagte sich Charlotte Bühler zu Beginn der dreißiger Jahre darüber, daß sie sich durch die Einbettung ihrer Arbeit in die Schulreformbewegung »eingeeengt« fühle (Ash, 1988a, S. 314). Hildegard Hetzer wiederum erinnerte sich, daß man »von Vertretern der Stadt«, die die in Karl und Charlotte Bühler gesetzten Hoffnungen »enttäuscht sahen«, gelegentlich hören konnte, »daß es sich bei ihnen um Expropriateure [!] der Gemeinde Wien« handeln würde (Hetzer, 1982, S. 204).

Offenbar hatten sich die Beziehungen zwischen dem Psychologischen Institut und der Stadtverwaltung nicht ganz unproblematisch gestaltet.<sup>183</sup> Dem wird im Rahmen einer Diskussion der Praxisrelevanz der Arbeit der Bühler-Schule nachzugehen sein. Dabei ist zu berücksichtigen, daß mit der Rockefeller Foundation ein zweiter, weit finanzkräftigerer Geld- und damit »Auftraggeber« die Forschungen am Wiener Psychologischen Institut den eigenen Ansprüchen gemäß verfolgt und betrieben sehen wollte. Die Zielsetzungen der Stiftung waren alles andere als »praxeologischer« Natur: Man förderte »Grundlagenforschung«, zunächst vor allem solche, die zum Aufbau einer allgemeinen Theorie der menschlichen Entwicklung einen Beitrag zu leisten versprach. Anfang der dreißiger Jahre ging es der Rockefeller Foundation dann eher um die Subventionierung von sozialwissenschaftlichen Unternehmungen und Projekten, die – im Gegensatz zu den Verhältnissen in den USA – am europäischen Kontinent dünn gesät waren und zumeist einer Unterstützung durch öffentliche Stellen entbehrten.<sup>184</sup>

## Psychologie und Schulreform

Dem Wiener Institut erwachse »aus dem lebendigen Interesse der Lehrerschaft und dem großzügig angelegten Versuchsschulwesen eine einzigartige Gelegenheit zu Untersuchungen auf dem Gebiete der pädagogischen Psychologie«, formulierte Karl Bühler Ende 1923 anlässlich der Präsentation seines Forschungsprogramms vor der »Pädagogischen Gesellschaft« in Wien (K. Bühler, 1924, S. 73). Von einer reformbegeisterten Zuhörerschaft mußte dieser Satz in etwa wie folgt verstanden werden: Der Leiter des Wiener Psychologischen Instituts erklärte sich bereit, mit der dem Pädagogischen Institut der Stadt Wien angegliederten »Versuchsklassenzentrale«<sup>185</sup> eng zusammenzuarbeiten, um die von dieser Stelle aus koordinierten pädagogischen Experimente innerhalb des Wiener Regelschulwesens auf ihre Brauchbarkeit für eine Umgestaltung der Unterrichtsführung nach den Prinzipien der Arbeitsschulpädagogik wissenschaftlich zu prüfen.

Sollte Karl Bühler eine derartige Unterordnung zumindest eines Teils der Forschungsarbeit seines Instituts unter explizit schulpolitische Zielsetzungen tatsächlich ernsthaft in Erwägung gezogen haben? »Pädagogische Psychologie« im eigentlichen Sinne hatten weder er noch seine Frau jemals selbst betrieben. Und aus fachpolitischen Gründen schienen beide eher daran interessiert gewesen zu sein, die Psychologie von der Pädagogik säuberlich getrennt zu halten: Man erinnere sich nur, wie Charlotte Bühler in ihrer historischen Rückschau auf die Entwicklung der psychologischen Kinderforschung das Fach vor einer allzu voreiligen Einbindung in schulpraktische Zusammenhänge bewahrt wissen wollte: Hall und Meumann waren wert, übergangen und »vergessen« zu werden, eben weil sie durch ihre Ausrichtung an der Praxis die Selbständigkeit der Psychologie gegenüber der Pädagogik in Frage gestellt und damit gefährdet hätten (Ch. Bühler u. Hetzer, 1929, S. 220–221).

Karl Bühlers Ankündigung, daß die Arbeit des Wiener Psychologischen Instituts unter anderem auch im Aufbau einer »Pädagogischen Psychologie« einen Schwerpunkt finden werde, war letztlich wohl mehr eine Bekundung des guten Willens als eine ernste Absichtserklärung gewesen. Er und seine Frau hielten sich in den Folgejahren

von einer persönlichen Kooperation mit der Versuchsklassenzentrale weitgehend fern. Berührungspunkte gab es trotzdem. Verantwortlich dafür war der Volksschullehrer Karl Reininger, der als Institutsbibliothekar zu den frühesten und engsten Mitarbeitern des Psychologischen Instituts zählte. Lotte Schenk-Danzinger (1985b, S. 7), die den Nachlaß des im Zweiten Weltkrieg ums Leben gekommenen Schulreformaktivisten bearbeitete, hat darauf hingewiesen, daß die in den zwanziger Jahren unter dem Motto »Die Schulklasse als Lebens- und Arbeitsgemeinschaft« stehende Arbeit der Versuchsklassenlehrerschaft sehr stark von Reiningers sozialpsychologischen Untersuchungen an SchülerInnengruppen beeinflußt worden sei. Reininger hatte es sich, ausgehend von den am Psychologischen Institut ausführlich rezipierten Untersuchungen Schjelderup-Ebbes über die Bildung sozialer Hierarchien bei Haushühnern, zur Aufgabe gemacht, das spontane Sozialverhalten von SchülerInnen bzw. von SchulanfängerInnen innerhalb der Schulklasse zu erheben und in »Soziogrammen« darzustellen (Reininger, 1925 u. 1929). Im Rahmen der Versuchsklassenarbeit wurden zahlreiche LehrerInnen in den selbständigen Gebrauch der von ihm entwickelten Beobachtungsmethoden eingeführt.<sup>186</sup>

Reininger könnte es auch gewesen sein, der theoretische Positionen der Bühler-Schule in die jahrelangen Diskussionen um die Entwicklung eines neuen Schülerbeschreibungsbogens eingebracht hatte. »Erfassung der Gesamtpersönlichkeit der SchülerInnen anstelle der bloßen Feststellung einzelner Leistungsmerkmale«, so lautete die Leitformel, unter der damals Wiener LehrerInnen eine Reform der Schülerbeurteilung in Angriff nehmen wollten. In Auseinandersetzung mit charakterologischen Ansätzen innerhalb der Hochschulpsychologie sollte das für eine »ganzheitliche Persönlichkeitsdiagnose« nötige Basiswissen erarbeitet werden. »Persönlichkeitstheorie« zählte nun aber auch zu den engeren Forschungsinteressen von Karl Bühler. Bereits 1925 hatte er zur Feier der 500. Vollversammlung der »Wiener Pädagogischen Gesellschaft« in einem Festvortrag über den gegenwärtigen Stand der Persönlichkeitspsychologie informiert und die Lehrerschaft ermuntert, die von der Wissenschaft bislang herausgestellten Modelle



und Tatsachen im praktischen Umgang mit SchülerInnen selbst zu erproben (K. Bühler, 1925).

Im Juni 1928 wurde anlässlich des Zusammentretens der Bezirkslehrerkonferenzen schließlich eine Neugestaltung des Systems der Schülerbeschreibung beschlossen. Daß es sich dabei bloß um ein Provisorium handeln konnte, darauf hatte der Stadtschulrat für Wien schon Monate zuvor in einer gesonderten Stellungnahme an das Unterrichtsministerium aufmerksam gemacht: Aufgrund des Fehlens verbindlicher Persönlichkeitskonzepte in der wissenschaftlichen Psychologie sei eine definitive Lösung des Problems der Schülerbeurteilung nicht zu leisten gewesen (Glöckel, 1925–1932, Bd. 4, S. 34–35). Mit der probeweisen Einführung eines neuen Bogens zur Erfassung psychischer Persönlichkeitsmerkmale und deren Entwicklung im Fortgang des Unterrichts<sup>187</sup> war die Sache also noch lange nicht erledigt. Bereits 1932 stand das Thema unter dem Titel »Charakterologische Forschung und ihre Verwertung in der Praxis der Erziehung« erneut auf der Tagesordnung der Bezirkslehrerkonferenzen. Karl Bühler wurde eingeladen, die Beratungen mit einem Übersichtsreferat über die Hauptströmungen der Charakterologie einzuleiten.<sup>188</sup>

So hatte sich Karl Bühler doch – über seine Tätigkeit in der LehrerInnenbildung hinaus – in die Schulpolitik des »Roten Wien« persönlich »einbinden« lassen: Über Vorträge, die interessierte LehrerInnen mit Erkenntnissen und Methoden pädagogisch relevanter Teilgebiete der Psychologie vertraut machen sollten. Diese Art des »Wirkens im Dienste der Neugestaltung des österreichischen Schulwesens« (Fadrus, 1959) wurde von den zuständigen Stadtpolitikern sicher mit Befriedigung zur Kenntnis genommen. Zur wissenschaftlichen Bearbeitung von konkreten, sich unmittelbar aus der Praxis der Schulreform ergebenden Fragestellungen wollte und konnte Karl Bühler allerdings keinen Beitrag leisten.

Engagierten Institutsangehörigen war es aber freigestellt, ihre psychologischen Untersuchungen direkt auf die Schulreformbewegung zu beziehen. Neben Karl Reininger tat dies etwa auch die Mittelschullehrerin Else Köhler. Gemeinsam mit Reininger und der Schuldirektorin Ingeborg Hamberg arbeitete sie – unter der Schirmherrschaft

des Wiener Psychologischen Instituts – an einer neuen Didaktik des Fremdsprachenunterrichts, die dem Moment der schülerischen Selbsttätigkeit in der Klassengemeinschaft verstärkt Rechnung tragen sollte. Ziel war es, die Schülerinnen an zwei verschiedenen Schulen soweit zu bringen, daß sie bei längerer Abwesenheit ihrer Lehrerinnen in freier Aktivität an ihrer Selbstbildung gemeinsam weiterarbeiteten (Köhler et al., 1932).<sup>189</sup>

Die Ableitung praktisch-pädagogischer Folgerungen aus den Ergebnissen von Einzelforschungen blieb – so könnte man das bisher Gesagte zusammenfassen – letztlich dem Gutdünken einzelner InstitutsmitarbeiterInnen überlassen. Nur ein einziges Mal wurden Forschungsdaten, die am Wiener Psychologischen Institut in einem großen *Gemeinschaftsunternehmen* gesammelt worden waren, zur Anleitung von schulpolitischen Maßnahmen herangezogen. Gemeint ist eine großangelegte Befragung von Wiener PflichtschülerInnen und deren Eltern, die im Kontext der Entwicklung des sogenannten »Wiener Leseplans« stand.

Schon zu Beginn der zwanziger Jahre war an den Wiener Pflichtschulen das traditionelle »Lesebuch« als Sammelsurium unzusammenhängender Einzeltexte abgeschafft und an seiner Stelle die sogenannte »Klassenlektüre« eingeführt worden. »Klassenlektüre« hieß man damals die extra für den Schulgebrauch hergestellten und einheitlich ausgestatteten Einzelbandausgaben von in sich geschlossenen Lesestoffen, die gratis an die SchülerInnen verteilt wurden. Bei der Auswahl geeigneter Schriften wollte man folgende Richtlinien beachtet wissen: Erstens sollten die Lektüreeinheiten den *altersgemäßen Lesevorlieben* der SchülerInnen entsprechen und zweitens sowohl inhaltlich als auch sprachlich *dem intellektuellen Entwicklungsniveau* der einzelnen Altersstufen angepaßt sein (Glöckel, 1925–1932, Bd. 6, S. 26). Nach diesen Kriterien wurde ein »Achtjahresplan« zusammengestellt, in dem die für jede Unterrichtsstufe am besten geeigneten Lesestoffe aufgelistet wurden.

Bei der Realisierung dieses Programms konnten sich die damit befaßten LehrerInnen unmittelbar auf eine schon 1923 von Charlotte Bühler durchgeführte Erhebung über die Leseneigungen von 8 000 Wiener Schulkindern stützen. Charlotte Bühler hatte das gesamte Um-

fragematerial in die 1925 erschienene zweite Auflage ihres Buches »Das Märchen und die Phantasie des Kindes« (Ch. Bühler, 1918a) eingearbeitet. Die Hauptresultate wurden in Bezug auf den »Wiener Leseplan« wie folgt zusammengefaßt:

Die erste eigentliche Lektüre des Schulkindes ist das Märchen. Das Interesse am Märchen erstreckt sich bei den Knaben bis zum neunten, bei den Mädchen bis zum zehnten Lebensjahr und deckt 75 Prozent der gesamten Lektüre ab. Das Märchen wird in der folgenden Periode abgelöst von der Sage und vom Volksbuch. Die Neigung der Kinder zu dieser Art Literatur erreicht ihren Höhepunkt im Alter von zehn bis elf Jahren. Darauf erfolgt eine geschlechtsspezifische Trennung der Interessensgebiete. Knaben bevorzugen Robinson, Lederstrumpf Erzählungen und Abenteuergeschichten, Mädchen geben den sogenannten Backfischgeschichten den Vorrang. Mit der Vorpubertät treten die Jugendlichen in ein Stadium unklarer Neigungen, während dem auch »Schundliteratur« gelesen wird. Gleichlaufend zu dieser Entwicklungslinie erstreckt sich das Interesse der Kinder auf Erzählungen und lustige Reime, die das tägliche Leben des Kindes wiedergeben. Das Kleinkinderbuch, Struwwelpeter u. a. machen die restlichen 25 Prozent der Kinderlektüre aus. Im Unterschied zum Märchen, das dem Bedürfnis der Gegenwärtentrückung entspricht, wird in dieser Art von Lektüre die Welt des Kindes in ernster und lustiger Erzählweise wiedergegeben. Durch die Ichbezogenheit der Erzählungen hat das Kind die Möglichkeit, sich selbst darin wiederzufinden.

In dritter Linie gilt es ein literarisches Bedürfnis abzudecken, das später einsetzt als die beiden früheren und das Kind danach drängt, etwas zu lernen und Neues zu erfahren. Anfangs genügt das Angebot von einfacher realistischer Lektüre wie etwa Robinson, doch kann nach der Pubertätszeit dieses Interesse auf wissenschaftliche Bereiche ausgeweitet werden. Aufgrund dieser Ergebnisse hat die Schule die Möglichkeit, den Neigungen der Kinder entgegenzukommen und mit der Befriedigung der Lesebedürfnisse durch das Angebot geeigneter Lesestoffe die Schuljugend zu einem ersten literarischen Feingefühl zu erziehen. (Weinhäupl, 1981, S. 15–154)<sup>190</sup>

Solche Art von Forschung wird es wohl gewesen sein, die die Schulpolitiker des »Roten Wien« angeregt und gefördert sehen wollten. Die Konvergenz von wissenschaftlicher Grundlagenforschung und praktischer Brauchbarkeit der Ergebnisse war aber eher eine Ausnahme denn die Regel. Mit dem Beginn der Arbeit in der Kinderübernahmestelle rückten in den Folgejahren immer stärker Kleinkinder und Kinder im Vorschulalter in den Mittelpunkt der am Institut betriebenen Entwicklungsforschung. Andere und für die Psychologie völlig neue Anwendungsbezüge begannen sich aufzutun.

### **Psychologie der Fürsorge I: Armut als psychologisches Problem**

Neben Paul Felix Lazarsfeld war wohl Hildegard Hetzer jene Institutsangehörige, die auf die wissenschaftliche Arbeit am Wiener Psychologischen Institut persönlich den größten Einfluß ausübte. Hetzer kam unmittelbar aus der fürsorgerischen Praxis. Auf ihre Erfahrungen als Horterzieherin blieb ihre gesamte wissenschaftliche Arbeit stets bezogen. Das Material für ihre ersten selbständigen psychologischen Untersuchungen, z. B. über den Verlauf der »negativen Phase« bei pubertierenden Mädchen (Hetzer, 1926), hatte sie noch als Hortnerin im täglichen Umgang mit Kindern und Jugendlichen aus der »Unterschicht« zusammengetragen. Außerhalb ihrer Tätigkeit an der Kinderübernahmestelle, wo sie selbst zahlreiche Einzelstudien durchführte und den Großteil der dort von Studierenden geleisteten Arbeit anleitete, hielt sie im Rahmen von Volks- und Arbeiterbildungsvereinen populärwissenschaftliche Vorträge über allgemeine Erziehungsfragen und geeignetes Kinderspielzeug, arbeitete an einer kleinen Dresdener Elternzeitschrift mit und begann schließlich in Form von kleinen Broschüren Erziehungsratgeber für Eltern zu verfassen. Infolge einer Tbc-Erkrankung beurlaubt, stellte sie die von ihr im Laufe der Jahre gesammelten Beobachtungen über die Unterschiede in der psychischen Entwicklung von Kindern aus materiell gesichertem Milieu und sozial benachteiligten Verhältnissen zu einer Monographie zusammen.<sup>191</sup> Ihr Buch »Kindheit und Armut« erschien 1929 als erster Band einer von ihr gemeinsam mit der leitenden Ärztin der Kinderübernahmestelle, Gertrud Bien, und Charlotte Bühler herausgegebenen monographischen Reihe

»Psychologie der Fürsorge«. Diese Schrift markierte letztlich den Beginn der psychologischen Hospitalismusforschung – mehr als 15 Jahre bevor René Spitz mit seinen heute als bahnbrechend geltenden Untersuchungen Gegenstand und Begriff im Bewußtsein einer größeren Fachöffentlichkeit verankern konnte.

In »Kindheit und Armut« kam Hildegard Hetzers doppelte berufliche Identität als Fürsorgerin und Psychologin deutlich zum Ausdruck. Den theoretischen Bezugsrahmen für ihre Argumentation hatte sie aus ihren »Lehrjahren« in den Fachkursen für Volkspflege bei Ilse Arlt mitgebracht. Arlt galt damals in Wien nicht nur als die führende Theoretikerin und Praktikerin auf dem Gebiet der Ausbildung von JugendfürsorgerInnen, sondern auch als eine entschiedene Befürworterin einer stärkeren Einbindung der Psychologie in die Wohlfahrtspflege. Mit ihrem 1921 erschienenen Buch »Die Grundlagen der Fürsorge« (Arlt, 1921) hatte sie eine auf die Belange praktischer Fürsorgemaßnahmen abgestellte Bedürfnis-Lehre vorgelegt, in der 13 allgemeinschliche Grundbedürfnisse begrifflich voneinander unterschieden worden waren: Bedürfnis nach Wohnung, Kleidung, Körperpflege, Luft, Nahrung, Geistespflege, Erholung, Familienleben, Rechtsschutz, Erziehung, Ausbildung, Unfallverhütung eingeschlossen Erste Hilfe sowie Krankenpflege samt Ärztlicher Hilfe (vgl. Hetzer, 1929, Tabelle S. 10). Für jedes dieser 13 Grundbedürfnisse suchte Arlt altersgemäße »Notgrenzen«, d. h. die jeweiligen Mindestanforderungen zu seiner Befriedigung festzulegen. Daraus ergab sich eine Art Handanweisung, mit deren Hilfe PraktikerInnen im Fürsorgebereich armutsspezifische Mängel rasch erfassen und die geeigneten Mittel zu deren Beseitigung zum Einsatz bringen konnten.

Hetzer legte diesen Arltschen Ansatz zur Präzisierung des Begriffs der »Fürsorgebedürftigkeit« nun als Analyseraster einer Untersuchung von 60 Kleinkindern aus verschiedenen sozialen Schichten zugrunde: Bei jedem Kind wurde notiert, in welchem Ausmaß die definierten »Mindestanforderungen der Bedürfnisbefriedigung« in den dreizehn Dimensionen gegeben waren. Als Resultat ihres Schichtvergleichs konnte sie festhalten, daß in der Gruppe der »wirtschaftlich besser gestellten« Kleinkinder etwa fünfmal mehr Bedürfnisse »richtig befriedigt«

worden seien als in jener der »wirtschaftlich schlechter gestellten« Kriechlinge. Das Ausmaß der erreichten Bedürfnisbefriedigung betrachtet Hetzer letztlich als das Resultat der »Pflege«, die die Ein- bis Dreijährigen von Seiten ihrer leiblichen Eltern, ihrer Pflegeeltern oder des Pflegepersonals in Anstalten erfahren hatten. Deshalb glaubte sie sich dazu berechtigt,

das arme Kind auch als das ungepflegtere Kind [zu] bezeichnen [...] und im folgenden nicht mehr von wirtschaftlich gut- und wirtschaftlich schlechtgestellten Kindern, sondern von gepflegten (G) und ungepflegten (U) Kindern [zu] sprechen. (Hetzer, 1929, S. 12)

Mit dieser Gegenüberstellung von »un gepflegt« versus »gepflegt« war »Armut« zu einem operationalisierbaren psychologischen Begriff geworden. Die Beschreibung der psychischen Eigenart des »un gepflegten« Kindes nahm Hetzer nun anhand der Aspektenlehre Karl Böhlers vor: »Objektive Verhaltensdaten« und »subjektive Erlebnisdaten« wurden gesammelt und daraus sukzessive die Unterschiede von »un gepflegten« und »gepflegten Kindern« im Bereich des »Sozial- und Spielverhaltens«, der »Sprachentwicklung« und der »geistigen Entwicklung« herausgearbeitet. Die Ergebnisse ihrer Untersuchung zog Hetzer schließlich zur empirischen Untermauerung ihrer These von der Notwendigkeit einer stärkeren Berücksichtigung psychologischer Momente in der Armutsbekämpfung heran: Durch Sicherstellung der materiellen, rein »physischen« Bedürfnisbefriedigung allein könnten armutsbedingte Defizite der *psychischen* Entwicklung nicht aufgefangen werden.<sup>192</sup>

Es waren *praktische* Zielsetzungen, die Hildegard Hetzer mit ihrem Buch primär verfolgte. Mögliche *theoretische* Schlußfolgerungen in Hinsicht auf die Kinder- und Jugendpsychologie der Bühler-Schule zog sie nicht in Erwägung. Zu sehr war sie offenbar dem Theoriekonzept des Ehepaars Bühler verpflichtet. Denn konsequent weiter- und zu Ende gedacht, wären ihre Befunde dazu geeignet gewesen, den bisher von Karl und Charlotte Bühler verfochtenen Begriff der »Entwicklung« als Abfolge endogen gesteuerter Reifungsvorgänge grund-

sätzlich in Frage zu stellen. Das soziokulturelle Milieu, von dem in den kinder- und jugendpsychologischen Ansätzen zur Erforschung von »Entwicklung schlechthin« weitgehend abzusehen versucht wurde, hatte sich in Hetzers Arbeit nicht bloß als ein die Entfaltung des psychischen Lebens förderndes oder hemmendes, letztlich aber nur sekundär wirksames Moment, sondern als ein die Individualentwicklung wesentlich bestimmender Faktor erwiesen. Psychische Entwicklung als Epiphänomen biologischer Reifung folge einem Naturgesetz, das »rein« zu erkennen das soziale Moment erschwere, so in etwa lautete das Credo der Bühler-Schule. Es wurde bereits an verschiedenen Stellen der vorliegenden Arbeit angemerkt, daß dieser ständige Rekurs auf ein »allgemein-menschliches« Leben eine Gedankenabstraktion darstellte, die durch nichts und niemanden »empirisch« zu erfassen war. Selbst unter den Bedingungen der panoptischen Anstalt nicht, denn auch die war ein »Milieu«, und noch dazu ein sehr schlechtes. Die einzige Möglichkeit, die blieb, um das Dogma der biologischen Grundorientierung zu retten, bestand letztlich in der Produktion von »bürgerlicher Ideologie«. Historisch gewordene Formen der Gestaltung zwischenmenschlicher Beziehungen und damit des psychosozialen Umfelds »des« heranwachsenden Kindes mußten nun selbst zu einer der menschlichen Natur entsprechenden Größe stilisiert werden. Die Familie als »natürlicher Lebensraum« des Kindes, als Garant dafür, daß psychische Entwicklung den biologischen Anlagen folgend, also »programmgemäß« vonstattengehen könnte. Dieser »Lösung« des Theorie-Dilemmas war Hildegard Hetzer dann ganz und gar nicht abgeneigt. Die Familie – schrieb sie 1937 zur Einleitung des Abdrucks zweier von ihr noch in ihrer Wiener Zeit angeregten Einzelarbeiten zum Themenkreis »Psychologie und Fürsorge« – sei eben »der natürliche, dem Kleinkind angemessene Lebensraum und sie vermag ihm daher besser als jeder andere gedeihliche Bedingungen für seine Entfaltung zu gewährleisten«. Kaum jemand würde diesen Satz ernsthaft in Zweifel ziehen, »sofern man nicht, wie das beispielsweise in Rußland der Fall ist, im Verfolg einer doktrinären Idee an den Tatsachen des Lebens« vorbeigehe »und ihnen Zwang« antue (Gindl et al., 1937, S. 310).

In dieser Beziehung übte »Kindheit und Armut« schließlich auch noch nach dem Weggang Hetzers von Wien auf die Arbeit des Instituts einen großen Einfluß aus. Nach der Fertigstellung ihres Buches über die Psychologie des menschlichen Lebenslaufes wandte sich Charlotte Bühler eben dem Studium des »natürlichen« Lebensraumes von Kindern zu. Mit den Mitteln der teilnehmenden Beobachtung wurden von InstitutsmitarbeiterInnen in Privathaushalten die Lebensäußerungen von Kleinkindern innerhalb des Beziehungsgeflechts »Familie« zu erheben begonnen (Ch. Bühler et al., 1937).

Unmittelbar hatte Hetzers Buch das Entstehen einer kleineren Institutsarbeitsgruppe zur Folge, die den darin entwickelten Ansatz weiter ausbaute. Sechs Dissertationen zum Thema »Psychologie der Fürsorge« konnten um 1930 unter der Betreuung von Hetzer fertiggestellt werden. Fünf davon wurden als Monographien oder als Zeitschriftenartikel publiziert.<sup>193</sup>

In diesen Arbeiten standen zwei verschiedene Themenbereiche im Mittelpunkt des Interesses: Zum einen wurden in Befragungen an der Kinderübernahmestelle die Motive von Pflegemüttern bei der Annahme bzw. bei der freiwilligen Rückstellung von Pflegekindern zu ergründen versucht (Danziger et al., 1930). Zum anderen aber begann man die von Hetzer allgemein beschriebene retardierende Wirkung von Anstaltserziehung eingehender zu untersuchen. Über den Vergleich des psychischen Entwicklungsniveaus gleichaltriger Kinder, die unter den Bedingungen »Anstalt«, »Pflegefamilie« oder »eigene Familie« aufwuchsen, konnten psychische Hospitalismuseffekte empirisch nachgewiesen und im Einzelnen exakt beschrieben werden. Zudem bemühte man sich darum, entwicklungsschädigende Anstaltsfaktoren nach ihren spezifischen Wirkungen voneinander zu separieren, um konkrete Ansatzpunkte für psychologische Reformen innerhalb des Anstaltswesens vorschlagen zu können (vgl. Durfee u. Wolf, 1934; Gindl et al., 1937).

### **Psychologie der Fürsorge II: Kleinkindertests**

Von 1926 an stand dem Institut die städtische Kinderübernahmestelle für Forschungs- und Ausbildungszwecke zur Verfügung. Gleichsam als »Gegenleistung« dafür, daß man die Kinderübernahmestelle sogar



zur Abhaltung von Universitätslehrveranstaltungen nutzen durfte, sei – so erinnerte sich Lotte Schenk-Danzinger (1965, S. 445) – von den InstitutsmitarbeiterInnen die Erstellung von psychologischen Gutachten verlangt worden, die der Anstaltsleitung als Grundlage für die Entscheidung über die weitere Form der »Befürsorgung« von »Problemkindern« dienen sollten. Bezeichnend ist, daß Hildegard Hetzer in ihren Darstellungen der Geschichte (Hetzer, 1982 u. 1988a) das Wort »Gegenleistung« nicht gebrauchte. Für sie als ausgebildete Fürsorgerin war es offenbar selbstverständlich, daß sich die Psychologie praktischer Fragen annahm.

Wie auch immer die Sache gelaufen ist, ob da zuerst ein Auftrag oder eine »Pflichtschuld« war, oder ob die PsychologInnen von sich aus ihre Hilfe bei der Lösung von im Betrieb der Kinderübernahmestelle aufgetretener Probleme anboten: Als Tatsache bleibt, daß eine Nachfrage nach Psychodiagnostik entstanden war, die zu befriedigen man sich nun zur Aufgabe machte.

Es würde den Rahmen der vorliegenden Arbeit sprengen, die Entwicklung der nachmals so berühmt gewordenen Wiener Kleinkindertests (Ch. Bühler u. Hetzer, 1932)<sup>194</sup> in den Kontext einer ins Detail gehenden Erörterung der Sozialgeschichte der Testpsychologie einzubetten.<sup>195</sup> Wir beschränken uns darauf, eine sehr allgemeine Funktionsbestimmung psychologischer Tests einzuführen und in der Folge jene historischen Hauptlinien zu benennen, die unmittelbar in die Konstruktion der Wiener Testverfahren eingemündet sind.

Die Geschichte der Testpsychologie begann dort, wo die Zuordnung von Individuen zu einem bestimmten sozialen Ort als Problem wahrgenommen wurde. Dies hatte zunächst einmal die Auflösung traditionaler, mit der Vorstellung einer gott- oder zumindest naturgegebenen Ordnung der sozialen Verhältnisse verbundener Lebensumstände zur Voraussetzung, in denen die soziale Position des Individuums quasi von Geburt an festgelegt war. Vergewärtigen wir uns die Hauptmerkmale, die ein psychologisches Testverfahren kennzeichnen. Ein Test zielt darauf ab, unter standardisierten Bedingungen repräsentative Stichproben aus dem Erlebens- und Verhaltensrepertoire von Personen zu entnehmen und diese zu einer quantitativen Darstellung zu brin-

gen (Grubitzsch, 1981, S. 1094). Das Moment der »Quantifizierung« verweist auf das Vorbild der Naturwissenschaft, das auch bei der Herausbildung der Methoden einer psychologischen Diagnostik Pate stand. Wie die Vorgänge in der Welt der Physik sollten menschliches Verhalten und Erleben »meßbar, kontrollierbar, kalkulierbar, vorhersagbar, verwaltbar und sortierbar« gemacht werden (ebenda, S. 1095). Die Rationalität, die diesem Ziel zugrunde lag, war die Rationalität der Produktionsweise der modernen Fabrik. Schmid (1977) konnte die Analogie der Denkungsart am Beispiel der von Kraepelin zur Feststellung der Kontinuität individueller Arbeitsleistungen entwickelten »Arbeitskurven« herausstellen: Langwierige, aber einfache und für sich genommen völlig sinnlose Tätigkeiten – z. B. die fortlaufende Durchführung schlichter Rechenoperationen – ließen mehr oder weniger regelmäßig auftretende Schwankungen des Leistungsvermögens erkennen. Kraepelin suchte nun die das Ausmaß, die Stetigkeit und die Exaktheit der Arbeitsleistung bestimmenden Faktoren herauszufiltern: »Ermüdung« wirke beispielsweise leistungssenkend, »Übung« leistungssteigernd. Als »Ermüdbarkeit« und »Lernfähigkeit« wurden diese Momente dann zu »Persönlichkeitsfaktoren« verallgemeinert.

Kraepelins Arbeitskurven sind also als ein frühes psychodiagnostisches Testverfahren zu beschreiben, das individuelle Leistungsschwankungen bei fremdbestimmten und sinnentleerten, damit den Arbeitsanforderungen in der Fabrik analogen Tätigkeiten prüfte. Die Fabrik selbst war aber nicht jener »soziale Ort«, an dem die frühen Ansätze zu einer psychologischen Leistungs- und Persönlichkeitsdiagnostik zuerst zum Einsatz gebracht wurden.<sup>196</sup> Der Siegeszug psychologischer Testverfahren begann in einem anderen, wenn auch bisweilen derselben Rationalität unterworfenem Sozialbereich: in dem der Schule. Im Zuge der sogenannten »Überbürdungsdebatte«<sup>197</sup> gingen in den neunziger Jahren des 19. Jhs. vorwiegend Psychiater daran, mit ähnlichen Methoden, wie Kraepelin sie vorgeschlagen hatte, die Leistungsmöglichkeiten und -grenzen von (Mittel-)SchülerInnen messend zu bestimmen.

Die weitere Geschichte darf als bekannt vorausgesetzt werden: 1904 erhielt der Jurist und Arzt Alfred Binet vom französischen Erziehungs-

ministerium den Auftrag, ein Testverfahren zur Unterscheidung von »normalen« und »schwachsinnigen« Kindern zu entwickeln. Mit seinem Mitarbeiter, dem Arzt Théodore Simon, stellte er im folgenden Jahr für verschiedene Altersgruppen Aufgaben zusammen, die eine Art von Stichprobe der intellektuellen Anforderungen, denen sich Kinder in der Schularbeit ausgesetzt sahen, repräsentieren sollten. Alle Aufgaben hatten einen stark verbalen Charakter: Die ProbandInnen mußten demonstrieren, daß sie den Sinn komplexer Sätze verstehen, unvollständige Sätze ergänzen, Gegenstände richtig benennen etc. konnten.

Nach ersten Vorversuchen an verschieden alten, »normalen« und »schwachsinnigen« Kindern legten Binet und Simon für jede Altersstufe eine Aufgabenreihe fest, die »normal« intelligente Kinder ganz oder wenigstens nahezu ganz lösen können sollten. Aus der Zahl der richtigen Lösungen wurde ein sogenanntes »Intelligenzalter« errechnet und dieses zum Lebensalter in Beziehung gesetzt. War das Intelligenzalter höher als das Lebensalter, so sprach man von einem Vorsprung in der Intelligenzentwicklung, im umgekehrten Fall von einem Entwicklungsrückstand.

Die von Binet und Simon vorgeschlagenen und in den Folgejahren ständig verbesserten Testreihen zur Messung von »Intelligenz« stießen rasch auf große internationale Resonanz. Otto Bobertag adaptierte sie für den deutschen Sprachraum, Lewis Terman für den angelsächsischen. Der von Binet verwirklichte Grundsatz, die Leistung eines Individuums relativ zur Durchschnittsleistung einer bestimmten, für das Individuum relevanten Bezugsgruppe festzulegen, wurde zum Modell für die Entwicklung verschiedenster Testverfahren, mit der sich die psychologische Fachwelt nun allenthalben zu beschäftigen begann. Stern führte schließlich den Begriff des »Intelligenzquotienten« in die Fachliteratur ein, der zwar mit David Wechslers Innovationen Ende der dreißiger Jahre logisch hinfällig wurde, sich aber trotzdem bis auf den heutigen Tag im Sprachgebrauch von PsychologInnen erhalten hat.<sup>198</sup>

Das war die eine psychodiagnostische Entwicklungslinie, an die bei der Konstruktion der »Wiener Kleinkindertests« angeknüpft werden konnte. Allerdings erwies sich das »Intelligenz«-Konzept für die

Zwecke der Gutachtertätigkeit an der Kinderübernahmestelle als zu eng und daher als unbrauchbar. Dort wollte die Anstaltsleitung ja nicht bloß über den intellektuellen Leistungsstandard und dessen weitere Entfaltungsaussichten, sondern über das Niveau der psychischen und physischen Gesamtentwicklung ihrer Zöglinge unterrichtet werden. »Intelligenz« kam also schon allein der Besonderheiten der fürsorge-rischen Praxisanforderungen wegen als zentrale Bezugs-kategorie nicht in Frage.<sup>199</sup> Charlotte Bühler und Hildegard Hetzer brauchten sich daher in der Darstellung ihres Testverfahrens (Ch. Bühler u. Hetzer, 1932) bei der Kritik der Unbestimmtheit dieses Konzeptes nicht lange aufzuhalten. Was not tat, war ein Testverfahren zur Feststellung des jeweils erreichten Entwicklungsstands nicht nur in einer, sondern in möglichst vielen Dimensionen der psychischen Lebensbewältigungs-formen von Kleinkindern.

Einen anderen, von der Binet-Simonschen Tradition der Intelligenzmessung unabhängigen Ansatz zum Aufbau einer Testpsychologie hatte Charlotte Bühler schon 1924/25 anlässlich ihres USA-Aufenthalts als Stipendiatin des Laura Spelman Rockefeller Memorial kennengelernt. Arnold Gesell war in seiner »Clinic of Child Development« an der Yale University – gerade auch von praktischen Problemen der Erziehungsberatung ausgehend – mit Fragen der Prüfung des Gesamtentwicklungsstands von Kleinkindern beschäftigt gewesen. Er schlug vor, Kinder in typischen Alltagssituationen systematisch zu beobachten, um alterscharakteristische Verhaltensweisen festzuhalten. Aus dem Vergleich des Spontanverhaltens gleichaltriger Kinder untereinander sollten sich dann empirisch gesicherte Aussagen über Entwicklungsakzelerationen bzw. -retardationen ableiten lassen.

Die Wiener Kleinkindertests stellten nun eine Art Synthese dar zwischen der Binet-Simonschen Tradition der Intelligenzmessung und dem Gesellschen Ansatz eines Entwicklungsprüfverfahrens. Von Binet und Simon wurde das Grundmodell übernommen, das Prinzip der alterstypischen Aufgabenreihen und das gesamte Procedere der Quantifizierung, von Gesell der Grundsatz der Erfassung spontaner kindlicher Verhaltensweisen in natürlichen Situationen sowie die Ausrichtung auf den Gesamthabitus der Kinder. Ihr Programm faß-

ten Charlotte Bühler und Hildegard Hetzer schließlich in vier Punkten zusammen:

Erstens sollte der Test nach Möglichkeit eine *natürliche Lebenssituation* herstellen und das *natürliche Verhalten* des Kindes in dieser Situation, nicht Grenzleistungen herausfordern. Zweitens sollten nicht nur spezielle, also z. B. intellektuelle Betätigungen durch die Situation angeregt werden, sondern im Gange der Testreihe sollten *alle Grundrichtungen menschlichen Verhaltens* am Prüfling sichtbar werden, so daß von seiner *Persönlichkeit* als Ganzer ein Bild entstand. Drittens sollte das Ergebnis des Tests nach Möglichkeit doch wieder ein *präzises*, auch quantitativ ausdrückbares, vergleichbares sein. Und viertens sollte die Gewinnung des Ergebnisses *nicht allzu zeitraubend* und *nicht allzu schwierig*, sondern als feststehende *Methode* lehrbar, lernbar und handlich sein. (Ch. Bühler u. Hetzer, 1932, S. 8)

Bei der inhaltlichen Ausgestaltung dieses Programms konnte man sich auf den ganzen Fundus der Ergebnisse der jahrelangen experimentellen Kinderforschung an der Kinderübernahmestelle stützen. Für die Auswahl von »natürlichen Situationen«, in denen »das Kind sehr bald und mit Sicherheit bestimmte alterscharakteristische Verhaltensweisen entfaltet«, standen, wie Charlotte Bühler und Hildegard Hetzer nicht ohne Stolz anmerkten, insgesamt 101 vollständige Protokolle von 24stündigen Dauerbeobachtungen zur Verfügung: 69 über das erste, 16 über das zweite, je 4 über das dritte bis sechste Lebensjahr (ebenda, S. 155). Geeignete Testaufgaben brauchten also nicht eigens konstruiert, sondern konnten den vorliegenden »Verhaltensinventaren« entnommen werden.

Anders lagen die Dinge allerdings in Bezug auf die »Grundrichtungen des menschlichen Verhaltens«, die in ihrer Gesamtheit von den Testreihen – dem Anspruch ihrer Autorinnen nach – erfaßt werden sollten. Die LeserInnen wurden an diesem Punkt einfach dazu aufgefordert, sich auf die langjährige wissenschaftliche Erfahrung und auf die Intuition von Charlotte Bühler zu verlassen. Das vorgeschlagene Schema von den sechs Grunddimensionen des kindlichen Verhaltens

habe sich ihr – wie sie im Text mehrfach betonte – »auf Grund ausführlicher Vorarbeiten und Überlegungen herauskristallisiert«. Es könne aber »nur in praxi eingeführt, nicht theoretisch diskutiert werden« (Ebenda, S. 9). Warum nicht, fragt man sich, denn unter dem Hinweis auf »Vorläufigkeit« und »Versuchscharakter« hätten sich für seine Verwendung wohl auch ein paar gute Begründungen finden lassen müssen. So bleibt festzuhalten, daß gerade die Einführung des theoretischen Kernstücks der Kleinkindertests, die Einteilung und inhaltliche Beschreibung von Entwicklungsdimensionen, völlig willkürlich erfolgte, ohne jeden Versuch, die logische Herleitung aus dem empirischen Tatsachenmaterial mit auch nur einer einzigen Anmerkung zu dokumentieren.

Die sechs Grunddimensionen kindlichen Verhaltens, für deren Festsetzung – wie Hildegard Hetzer, offenbar etwas hilflos angesichts des nicht zu übersehenden theoretischen Defizits, anmerkte – Charlotte Bühler persönlich Sorge getragen habe (Hetzer, 1982, S. 197), waren:

1. die Ebene der »sinnlichen Rezeption«, auf der alle kindlichen Reaktionen auf Außenweltreize zusammengefaßt wurden;
2. jene der »spontanen Körperbewegungen« inclusive der »höchst charakteristischen Bewegungen im Dienste der Beherrschung des eigenen Körpers«;
3. jene der »Sozialität«, auf der sich die Formen der Beziehungen zu anderen Menschen darstellen sollten;
4. jene des »Lernens«, auf der man die »Veränderbarkeit des Verhaltens durch Erfahrung« erfassen wollte;
5. jene der »Materialbeherrschung«, die dem Umstand Rechnung trug, daß Kinder sich nicht nur an je bestehende Reizgegebenheiten »anpassen«, sondern »sich an der Umwelt sie verändernd« zu betätigen beginnen;
6. schließlich jene der »geistigen Produktivität«, der alle kindlichen Denkleistungen zugeordnet wurden. (Ch. Bühler u. Hetzer, 1932, S. 9)

Die Ordnung der Dimensionen war natürlich nicht willkürlich gewählt, sondern spiegelte die hierarchische Abfolge immer höherer Formen psychischer Lebensbewältigung wider. In den verschiedenen Alters-

stufen kam den einzelnen Grundrichtungen kindlicher Verhaltensweisen eine unterschiedliche Gewichtung zu, auf die man bei der Konstruktion der Testreihen Rücksicht nehmen mußte. In der im Anhang der Arbeit von Charlotte Bühler und Hildegard Hetzer beigegebenen Orientierungstabelle über die Testaufgaben für das erste Lebensjahr ist die Verschiebung der Bedeutung der einzelnen Dimensionen entlang des sechsstufigen Schemas gut zu ersehen. Wie schon die Einführung des ganzen Ordnungsmodells, so erfolgte auch die Gewichtung der Verhaltensdimensionen »stillschweigend«, d. h. ohne empirische Legitimation und logisch nachvollziehbare Herleitung.

Der strukturelle Aufbau des Testsystems entsprach dann ganz dem Binet-Simonschen Modell der Intelligenzprüfung. Als entwicklungstypisch erkannte Situationen und Verhaltensweisen<sup>200</sup> wurden als Einzeltests zu altersentsprechenden Testreihen zusammengefaßt. Da, wie sich an experimentellem Material und eigens durchgeführten Vorhebungen zeigen ließ, im ersten Lebensjahr »jeder Lebensmonat durch charakteristische neue Verhaltensweisen vom vorangehenden abgehoben« sei (ebenda, S. 19), konstruierte man für jeden der ersten acht Lebensmonate eine gesonderte Teststufe. Für das letzte Vierteljahr wurde dann jeweils für zwei Lebensmonate eine gemeinsame Reihe entwickelt. Im zweiten Lebensjahr bildete man für die ersten sechs Monate zwei, für das zweite Halbjahr eine Teststufe. Vom dritten Lebensjahr aufwärts wurde schließlich eine Jahreseinteilung gewählt. Insgesamt bestand die ganze Testbatterie also aus 17 altersspezifischen Aufgabenreihen, die aus je 10 Einzeltests zusammengesetzt waren.

Bei der Entwicklungsprüfung wurden einem Kind die seinem Lebensalter entsprechende Testreihe und die beiden vorangehenden oder nachfolgenden Teststufen vorgelegt. Aus der Anzahl der gelösten bzw. nicht gelösten Aufgaben<sup>201</sup> konnte nun ein »Entwicklungsalter« (EA) berechnet und dieses nach dem von Stern für die Intelligenzmessung vorgeschlagenen Verfahren zum Lebensalter (LA) in Beziehung gesetzt werden. Analog zum »Intelligenzquotienten« ermittelte man also einen »Entwicklungsquotienten« (EQ), indem man EA durch LA dividierte. War das Ergebnis größer 1, so wurde dies als ein Hinweis auf Akzeleration, bei kleiner 1 als ein Anzeichen von Retardation gewertet.

Um sämtliche Grundrichtungen des kindlichen Verhaltens zu erfassen, mußte jede der sechs postulierten Dimensionen in allen 17 Testreihen zumindest durch eine Testaufgabe repräsentiert sein. Aufgrund einer vergleichenden Analyse des Lösungsverhaltens in den einzelnen Dimensionen konnten schließlich individuelle Entwicklungsprofile erstellt und daraus Anhaltspunkte für die Bestimmung der möglichen Ursachen der Entwicklungsrückstände abgeleitet werden. Man sieht, wie sehr dieses Prüfverfahren den Bedürfnissen der öffentlichen Fürsorge angepaßt war. Es ging letztlich darum, Entwicklungsstörungen mit ihren Ursachen möglichst früh zu erkennen, um zu deren Beseitigung rasch die notwendigen heilpädagogischen bzw. therapeutischen Schritte einleiten zu können. Vielen Pflegefamilien z. B. würden, so glaubte man, »Erziehungsschwierigkeiten« erspart bleiben, wenn es gelänge, »Problemkinder« mit schweren erworbenen oder angeborenen Entwicklungsdefiziten aus dem Verteilungssystem auszusondern. Schließlich schienen die Kleinkindertests auch für den Einsatz in der Erziehungsberatung einen großen Nutzen zu versprechen. Im Fortgang dieser Arbeit wird zu zeigen sein, daß Charlotte Bühler selbst ihr Testverfahren in Erziehungsberatungen verwendete. Zur breiten Anwendung der Wiener Entwicklungstests im deutschen Sprachraum<sup>202</sup> kam es übrigens gegen Ende der dreißiger Jahre eben im Rahmen des innerhalb der »Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt« aufgebauten Systems von Erziehungsberatungsstellen.<sup>203</sup>

Nebenbei hatte die Entwicklung der Kleinkindertests auch ein an sich für schulpolitische Zwecke relevantes Teilergebnis erbracht. Die in die Testbatterie aufgenommene Reihe für das sechste Lebensjahr wurde von Lotte Danziger als eine neue Art von »Schulreife-Test« vorgestellt (Danzinger, 1932).

#### 2.4 SOZIALPSYCHOLOGIE, MARKTFORSCHUNG UND EINE STUDIE ÜBER ARBEITSLOSIGKEIT: DIE »ÖSTERREICHISCHE WIRTSCHAFTSPSYCHOLOGISCHE FORSCHUNGSSTELLE« UND DAS ENTSTEHEN DER »EMPIRISCHEN SOZIALFORSCHUNG«

Über kein Kapitel der Geschichte des Wiener Psychologischen Instituts



wurde mehr geschrieben und publiziert als über die Errichtung der mit dem Institut lose assoziierten »Österreichischen Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle«. Natürlich findet die große Aufmerksamkeit, die man der Forschungsstelle bisher zukommen ließ, ihre Begründung darin, daß der Hauptakteur dieser »Episode in der Geschichte der empirischen Sozialforschung« nachmals zu großer Berühmtheit gelangte. Wohl kaum ein/e anderer/e österreichische/r EmigrantIn konnte am Ende seines/ihrer Lebens auf eine derart erfolgreiche wissenschaftliche Karriere in seinem/ihrer Exilland zurückblicken wie Paul Felix Lazarsfeld, dessen Name untrennbar verknüpft ist mit dem Prozeß der Verankerung und Ausweitung der institutionalisierten Sozialforschung an den US-amerikanischen Universitäten. Lazarsfeld als »institutional innovator«, als Gründer mehrerer sozialwissenschaftlicher Forschungs- und Ausbildungseinrichtungen, denen man bald schon Modellcharakter zuschrieb, wegweisend und beispielgebend für den Aufbau und die Organisation des modernen, rational durchorganisierten Forschungsgrößbetriebs, wie er heute als typisch gilt für die Wissenschaftslandschaft in den USA – gut dokumentiert und wohlbekannt ist diese Geschichte.

Fragt man nach der wissenschaftlichen Essenz von Lazarsfelds Forscherleben, so stößt man zunächst unweigerlich auf »Statistik«, »Quantifizierung« und »Methodologie«:<sup>204</sup> »Trug mit seinen Arbeiten zur Methodenlehre der empirischen Sozialforschung und wesentlich zur Entwicklung einer quantitativen Analyse gesellschaftl[icher] und polit[ischer] Verhaltensprozesse bei«, steht beispielsweise in »Meyers großem Taschenlexikon«<sup>205</sup> zu lesen. Eingeweihte wissen, was damit gemeint ist: Pionier der sogenannten »Survey-Analyse«, Wegbereiter der Methode der »Paneluntersuchung«<sup>206</sup> und dann viel Mathematik: »dichotome Algebra«, »Latent Structure Analysis«<sup>207</sup> etc. Auf Forschungsthemen bezogen: Massenkommunikationsforschung, Untersuchungen des politischen Wahlverhaltens, Markt- und Meinungsforschung. »Theoriebildner« war Lazarsfeld allerdings keiner. »His name«, schrieb seine ehemalige Ehefrau Marie Jahoda in einem drei Jahre nach seinem Tod erschienenen Nachrufband (Merton et al., 1979), »is not attached to any particular increase in substantive knowledge

about social world. There is no Lazarsfeld theory« (Jahoda, 1979b, S. 7). Ein paar Konzepte wenigstens sind geblieben: »Meinungsführer«, »zweistufiger Kommunikationsfluß«, »Kontext-Effekte«, um hier nur einige zentrale Kategorien aus Lazarsfelds Untersuchungen über die Wirkungsweise von Massenmedien zu nennen.<sup>208</sup>

Obwohl Lazarsfeld selbst nie so recht wußte, welches akademische Fach eigentlich das seine sei,<sup>209</sup> herrscht heute in der Zuordnung seines Lebenswerkes Einigkeit: Er war Soziologe, wenn schon nicht in seiner Selbstwahrnehmung, dann dem Kommunikationszusammenhang nach, in dem er sich bewegte. Kein Wunder also, daß das gesamte wissenschaftsgeschichtliche Schrifttum über Lazarsfelds Anfänge im Wien der Zwischenkriegszeit aus der Feder von Soziologen stammt.<sup>210</sup> Von Soziologen zumeist, die sich in ihren historischen Arbeiten primär für die »Wiener Wurzeln« des in den fünfziger und sechziger Jahren in den USA als »mainstream« durchgesetzten, streng positivistischen Forschungsstils Lazarsfelds interessierten. Nur mit Vorsicht wird darauf in einer *psychologiegeschichtlichen* Darstellung Bezug zu nehmen sein. Der »präsentistische« Blick aus der Warte einer anderen Disziplin könnte die Darstellung der Geschichte erheblich verzerrt haben. Wir treten also in eine Art von »Wettstreit« mit den Soziologen ein und reklamieren den »frühen Lazarsfeld« für die Psychologie. Was – wie noch zu zeigen sein wird – aber nichts anderes bedeutet, als den geschichtlichen Fakten und Tatsachen Rechnung zu tragen. Schließlich hatte Lazarsfeld selbst bemerkt, daß er sich damals, in seiner Wiener Zeit, als »Psychologe« bezeichnet habe (Lazarsfeld, 1975, Anm. 19, S. 215). Er sei in diesem Falle beim Wort genommen. Ansonsten ist auch bezüglich seiner Selbstdarstellungen<sup>211</sup> Skepsis angebracht: Nur allzu leicht gerieten sie ihm zu einer die eigene Autonomie und Willenskraft betonenden Rekonstruktion eines »gelungenen Lebens«, die den langen Weg vom mehr schlecht als recht besoldeten Mitarbeiter Charlotte Bühlers zum »distinguished professor« der Columbia University als bruchlose Abfolge rasch und zielstrebig durchlaufener »Zwischenstufen« auszugeben suchte (vgl. Fleck, 1990b, S. 159–160).

Damit ist zugleich auch ein auffälliges Manko der früheren Schriften über die Geschichte der »österreichischen Wirtschaftspsychologischen

Forschungsstelle« angesprochen: Die Autoren stützten sich ausschließlich auf die Erinnerungen jener, die damals dabei waren, als der Kreis um Lazarsfeld die empirische Sozialforschung in Wien »erfand«: Hans Zeisel publizierte eine Reihe von Darstellungen,<sup>212</sup> Marie Jahoda ebenso.<sup>213</sup> Lazarsfelds Autobiographie galt als die wichtigste Bezugsquelle. Um »objektive Daten«, an deren Beibringung gerade Lazarsfeld selbst immer so viel gelegen war, kümmerte sich angesichts der »günstigen Quellenlage« offenbar niemand. David E. Morrison, einer der ersten Biographen Lazarsfelds (Morrison, 1976a), sah sich beispielsweise dazu veranlaßt, die Glaubwürdigkeit der Auskünfte Hans Zeisels damit zu begründen, daß dieser seine »files« immer in Ordnung gehalten habe.<sup>214</sup> Und Paul Neurath (1983, 1985, 1988 u. o. J.), dem das Verdienst zukommt, die heutigen Wiener SoziologInnen an den biographischen Werdegang des Emigranten Paul Felix Lazarsfeld erinnert und mit dessen Werk vertraut gemacht zu haben, beschränkte sich in seinen Veröffentlichungen weitgehend darauf, Lazarsfelds eigene Autobiographie zu »explizieren«. Besonders deutlich kommt das fehlende Bemühen um historisch-kritische Verifikation in der Frage des Gründungsdatums der »Forschungsstelle« zum Ausdruck: Zeisel erinnerte 1925, Lazarsfeld 1927. Beide Daten finden sich – ziemlich gleichmäßig verteilt – in der Literatur wieder. Beide sind falsch, wie sich anhand von Archivmaterial recherchieren läßt: Bei der Vereinsbehörde wurde die Gründung des Vereins »Österreichische Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle« erst im Laufe des Jahres 1931 angezeigt.<sup>215</sup>

Erst gegen Ende der achtziger Jahre begannen Christian Fleck und seine Mitarbeiter des Grazer »Archivs für die Geschichte der Soziologie in Österreich« den Anfängen der empirischen Sozialforschung rund um Lazarsfeld und das Wiener Psychologische Institut mit den Mitteln wissenschaftshistorischer Forschung nachzugehen. Erste Ergebnisse dieser Untersuchungen liegen in gedruckter Form vor (Fleck, 1988b, 1990a, b u. c). Zwar geht es auch Fleck primär um Soziologie-Geschichte: um die Entwicklung einer genuin österreichischen, besser: Wiener Tradition der Sozialforschung, die – kaum daß sie das Licht der Welt erblickt hatte – mit der Etablierung faschistischer Herrschaft ein jähes Ende fand. Die »Wurzeln« aber interessieren in diesem

Ansatz um ihrer selbst willen: als wissenschaftliche Innovation, deren Eigenart durch den gesellschafts- und wissenschaftspolitischen Kontext des »Geisteslebens« im »Roten Wien« bestimmt war. Sie sind in dieser Perspektive mehr als bloße Prolegomena zu einem später erfolgreich etablierten Forschungsstil.

In eben dieser Art sei die Sache auch hier betrachtet. Daß dabei die Psychologie im Vordergrund steht, ergibt sich nicht nur aus der Themenstellung der Arbeit, sondern – wie letztlich auch Fleck betont – aus der Natur der Sache.

#### **2.4.1 Die Österreichische Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle**

Die nachfolgende Darstellung der Anfänge einer empirischen Sozialforschung im Rahmen des mit dem Wiener Psychologischen Institut verbundenen Vereins »Österreichische Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle« ist in drei Abschnitte untergliedert. Im ersten Teil sollen die wesentlichen Eckdaten der Geschichte der Gründung der Forschungsstelle anhand von objektivem Quellenmaterial rekonstruiert werden. Im zweiten Teil geht es darum, den soziokulturellen Kontext zu bestimmen, der dem Ablauf der Ereignisse als treibende und gestaltende Kraft zugrunde lag. Dabei gilt es jene Faktoren zu separieren, die das wissenschaftliche Denken und das politische Handeln der BetreiberInnen der Forschungsstelle beeinflusst haben. Im dritten Teil schließlich wird noch kurz auf die in diesem Zusammenhang durchgeführten sozialwissenschaftlichen Untersuchungen einzugehen sein.

##### *2.4.1.1 Chronologie der Ereignisse*

Lesen wir, wie der Hauptakteur der Geschichte den Gang der Ereignisse erinnerte. Paul Lazarsfeld war um die Mitte der zwanziger Jahre – nach Rosenmayr (1962) übrigens einem Ratschlag Siegfried Bernfelds folgend – zum Psychologischen Institut gestoßen. »Ich beteiligte mich«, schrieb Lazarsfeld, »an den frühen Seminaren und wurde nach einer gewissen Zeit gebeten, eine Vorlesung über Statistik zu halten.« Mit der Zeit habe sich seine Arbeit an der Universität weiter ausgedehnt:

Ich führte auch Veranstaltungen in Sozialstatistik und psychologischer Statistik durch. Damals bekam ich eine kleine Vergütung, die mir jedoch in keiner Weise erlaubt hätte, meine Stelle am Gymnasium aufzugeben. Trotzdem spürte ich immer stärker den Wunsch, ganz zum Psychologischen Institut überzuwechseln und, etwa um das Jahr 1927, faßte ich schließlich den Plan, in dem Institut eine Abteilung für Sozialpsychologie zu errichten. Das würde mir ermöglichen, so rechnete ich mir aus, Auftragsforschung durchzuführen und auf diese Weise mit einem kleinen, aber für den allgemein niedrigen Lebensstandard ausreichenden Einkommen zu leben. Diese Idee nahm dann Gestalt an in Form eines unabhängigen Forschungszentrums (Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle, eine Bezeichnung, die allgemein die Anwendung von Psychologie auf soziale und wirtschaftliche Probleme ausdrückt), als dessen Präsident Karl Bühler fungierte. Von da an leitete ich die angewandten Studien dieses Zentrums, führte Veranstaltungen an dem Universitätsinstitut durch und betreute Dissertationen. An dem Forschungszentrum arbeitete eine Reihe von Studenten, deren Dissertationen auf Datenmaterial aus dem Zentrum aufbauten. (Lazarsfeld, 1975, S. 151)

Nichts an diesem Bericht ist eigentlich falsch. Und dennoch entsteht ein falsches Bild der Dinge. Lazarsfelds Darstellung bedarf fast Satz für Satz ergänzender Anmerkungen, um »richtig«, das heißt den historischen Tatsachen gemäß, interpretiert und verstanden werden zu können.<sup>216</sup>

Ein Blick in die Vorlesungsverzeichnisse der Universität Wien läßt zunächst eine zeitliche Präzisierung von Lazarsfelds Angaben über seinen Einstieg in den Lehrbetrieb der Bühlers zu. »Statistisches« tauchte im Lehrveranstaltungsangebot erstmals im Rahmen des von Charlotte Bühler eingeführten »Psychologischen Praktikums« auf. Im Wintersemester 1927/28 war der dritte Teil dieses völlig neuen Lehrveranstaltungstyps mit »Tests und Erhebungen« betitelt. Ebenso dann in den Sommersemestern 1928 und 1929. Im Wintersemester 1930/31 fand sich als erster Kurs des »Praktikums« eine »Psychologische Statistik« angeführt. Im Sommersemester 1931 wurde schließlich »Wirtschaftspsychologie«, im Wintersemester 1931/32 »Psychologische Erhe-

bungsmethoden« gelehrt. Eine eigene Statistik-Vorlesung kündigte Charlotte Bühler unter ihrem Namen erstmals im Wintersemester 1932/33 an.

In welcher Form Lazarsfeld in diese Lehrveranstaltungen eingebunden war, ist anhand von objektiven Quellen nicht zu rekonstruieren. Da ihm die Lehrberechtigung fehlte, konnte seine Beteiligung nur auf informellem Wege erfolgen. Sein Name schien daher weder in den Vorlesungs- noch in den Personalstandsverzeichnissen der Universität Wien auf. Es ist aber durchaus vorstellbar, daß er die von Charlotte Bühler angekündigten Kurse im »Praktikum« tatsächlich selbständig geleitet hatte. Der Beginn seiner Lehrtätigkeit am Bühler-Institut wäre dann frühestens mit dem Studienjahr 1927/28 zu datieren.

Auf Lazarsfelds Stellung als informeller Institutsassistent wurde im Verlauf dieser Arbeit schon verschiedentlich hingewiesen. Die »kleine Vergütung«, die er erhielt, war wohl eine Art Stipendium aus den Mitteln der Rockefeller-Stiftung, über die Karl und Charlotte Bühler seit der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre verfügen konnten. Dieses Einkommen habe es ihm aber nicht erlaubt, seinen Beruf als Gymnasiallehrer aufzugeben. Lazarsfeld war seiner Ausbildung nach eigentlich Mathematiker. 1924 hatte er mit einer Dissertation über die Einsteinsche Gravitationstheorie sein Doktorat gemacht und nach einem mehrmonatigen Studienaufenthalt in Paris 1925 an einem Gymnasium im 2. Wiener Gemeindebezirk als Mittelschullehrer zu unterrichten begonnen. Die allmähliche Einbindung seiner Arbeitskraft in das Bühler-Institut produzierte einen Aktenlauf, der den Wechsel der Berufsidetit t vom Mathematiker zum Psychologen dokumentiert. Im Dezember 1929 ließ sich Lazarsfeld erstmals »behufs seiner Verwendung als wissenschaftliche Hilfskraft am psych[ologischen] Inst[itut] der Univ[ersit t] Wien« vom Schuldienst beurlauben. Nach den Sommerferien 1930 dürfte er dann für ein paar Monate wieder als Mathematikprofessor tätig gewesen sein. Vom Jänner 1931 an wurde er schließlich bis zum Sommer 1933 »von der Unterrichtserteilung an Mittelschulen« für die Mitarbeit am Bühler-Institut zur Gänze freigestellt.<sup>217</sup>

Halten wir also fest, daß Lazarsfeld erst Anfang des Jahres 1930 zum Psychologischen Institut »überzuwechseln« begann. Vielleicht mit der

Absicht, dort eine »Abteilung für Sozialpsychologie« aufzubauen. Aus einer frühen Publikation Lotte Radermachers wissen wir, daß unter der Leitung Lazarsfelds um 1930 tatsächlich eine sozialpsychologische »Arbeitsgemeinschaft« am Institut existiert haben muß (Radermacher, 1932, S. 461). Von einer eigenen »Abteilung« war aber nirgendwo die Rede. In den Jahresberichten des Stadtschulrates für Wien, in denen regelmäßig ein Rechenschaftsbericht über die in einem Studienjahr am Psychologischen Institut geleisteten Forschungsaktivitäten erschien, fand sich in dem Band für 1930/31 lediglich die – eher beiläufig notierte – Bemerkung, daß während des Berichtsjahrs »ausgedehnte wirtschaftliche Untersuchungen« durchgeführt worden wären, die sich vor allem mit der »Analyse von Bedürfnismotiven« befaßt hätten (Glöckel, 1925–1932, Bd. 7, S. 84). Von anderen »sozialpsychologischen Unternehmungen« stand nichts geschrieben.

An welche Art von sozial- bzw. wirtschaftspsychologischer »Auftragsforschung« Lazarsfeld zunächst beim Schmieden seiner großen Pläne gedacht hatte, blieb in der oben zitierten Textpassage aus seiner Selbstdarstellung unerwähnt. An einer anderen Stelle seiner »Memoiren« ließ er jedoch durchblicken, daß er von Anfang an »Marktforschungen« im Sinn gehabt hätte: Unter seinen StudentInnen sei, so erinnerte sich Lazarsfeld, eine »junge Frau« gewesen, die ihm von einer Konsumentenbefragung über den Kauf von Seife erzählt habe. Diese Information brachte ihn schließlich auf den Gedanken, das ihn theoretisch und methodisch interessierende Problem des Verlaufs von Entscheidungsprozessen am Beispiel von Kaufhandlungen zu studieren. Aus dem Umstand, daß Studien über Konsumgewohnheiten im damaligen Österreich unbekannt waren, schien ihm zudem ein finanzieller Nutzen zu ziehen zu sein (Lazarsfeld, 1975, S. 155).

Tatsächlich gestalteten sich die Dinge aber komplizierter. Sozialpsychologisch orientierte Auftragsforschungen dürften am Psychologischen Institut zunächst in Zusammenarbeit mit nicht-kommerziellen, öffentlichen Einrichtungen durchgeführt worden sein. Ausgangspunkt war ein ausdruckspsychologisches Experiment, das über eine Radiosendung abgewickelt wurde. An drei verschiedenen Sendeabenden sollten insgesamt neun Personen unterschiedlichen Alters,

Geschlechts und Berufs eine Suchmeldung über einen entlaufenen Hund vorlesen. Die HörerInnen wurden aufgefordert, aus den Stimmen verschiedene »Persönlichkeitsmerkmale« der SprecherInnen zu erraten. Ein paar Tage vor der Sendung erschien in der Programmzeitung »Radio Wien« eine Ankündigung des Experiments, mit der zugleich auch ein entsprechender Fragebogen abgedruckt war.<sup>218</sup> Am 19. Mai 1931 leitete Karl Bühler die Versuchsreihe mit einem kurzen Vortrag zum Thema »Stimme und Persönlichkeit« ein. Die weiteren Sendungen fanden dann am 21. und am 23. Mai statt. Paul Lazarsfeld verlas jeweils die Instruktionen zur Handhabung des Fragebogens.<sup>219</sup> Das Echo war erstaunlich groß: 2700 HörerInnen sandten ausgefüllte Fragebögen an die RAVAG<sup>220</sup> zurück. In den folgenden Wochen stattete Paul Lazarsfeld den LeserInnen der Zeitschrift »Radio Wien« Bericht ab: Zunächst »enttarnte« er die anonymen SprecherInnen mit Hilfe von Fotos und einigen Angaben zu ihrer Person (Lazarsfeld, 1931a). In einem zweiten Artikel referierte er erste Ergebnisse einer groben statistischen Auswertung der erhobenen Daten (Lazarsfeld, 1931b). Die Bearbeitung des Gesamtmaterials im theoretischen Zusammenhang von Karl Bühlers Ausdrucks- und Sprachtheorie erfolgte schließlich durch Herta Herzog, die mit dieser Studie ihr Doktorat in Philosophie erwarb.<sup>221</sup>

Die Kooperation mit der RAVAG zeitigte für das Psychologische Institut positive Folgen. Offenbar durch die Planung der psychologischen Experimente über »Stimme und Persönlichkeit« auf die Möglichkeit und relativ leichte Durchführbarkeit von Massenbefragungen aufmerksam geworden, begann die Leitung der Radiostation nun selbst eine Großerhebung zu initiieren. Sämtliche HörerInnen, die im Laufe des Jahres 1930 ihr – wie wir heute sagen würden – Radiogerät »abgemeldet« hatten, bekamen eine Fragekarte zugesandt, auf der sie ihren Rücktritt begründen konnten. Mehr als 6 000 eingelaufene Antworten wurden dem Psychologischen Institut zur statistischen Auswertung übergeben.<sup>222</sup> Es ist anzunehmen, daß sich das Bühler-Institut diese Dienstleistung auch entsprechend honorieren ließ. Belege dafür gibt es allerdings keine.

Im Endbericht einer zweiten, ebenfalls 1931 durchgeführten Erhebung wurde nun erstmals die »Österreichische Wirtschaftspsycho-



logische Forschungsstelle« als im Auftrag der RAVAG tätige Körperschaft ausgewiesen.<sup>223</sup> Ziel der Untersuchung war es, die Programmwünsche der TeilnehmerInnen zu ermitteln. Man konstruierte einen einfachen Fragebogen, der sämtliche Sendearten des Programmangebots auflistete. In den einzelnen Haushalten sollte jedes Familienmitglied in einer gesonderten Rubrik angeben, ob es von einem betreffenden Programmpunkt mehr (+), gleich viel (=) oder weniger (–) hören wolle. Die Fragebögen wurden in Postämtern und Trafiken zur freien Entnahme aufgelegt. 36 000 Bögen mit den Antworten von 110 000 HörerInnen sind schließlich der RAVAG zugesandt worden. Die von Lazarsfeld angeleitete Auswertung erfolgte dann nach den Variablen »Alter«, »Geschlecht«, »Wohnort« und »Beruf« der EinsenderInnen. Einige Hauptergebnisse der Untersuchung wurden Jahre später von Gertrud Wagner in der »Zeitschrift für Psychologie« auch einem breiten Fachpublikum zugänglich gemacht (Wagner, 1934).<sup>224</sup>

Den Fakten nach war diese HörerInnenbefragung also die erste im Rahmen der »Österreichischen Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle« geleistete »wirtschaftspsychologische« Auftragsuntersuchung. Der Endbericht ist mit 1932 datiert. Bereits im Herbst 1931 – noch vor Fertigstellung dieses Manuskripts – hatte man mit den vorbereitenden Arbeiten zur berühmten »Marienthal-Studie« begonnen. »Fräulein Danziger«, so notierten Marie Jahoda und Hans Zeisl in der Einleitung zu dem im März 1933 erschienenen Buch, habe »von Anfang Dezember bis Mitte Jänner 1932 in Marienthal« gewohnt. Während dieser Zeit sei »alles entscheidende psychologische Material gesammelt« worden (Jahoda u. Zeisl, 1933, S. 8). Finanziert wurde »Marienthal« übrigens durch die Wiener Arbeiterkammer und aus dem vom Ehepaar Bühler verwalteten Rockefeller-Fonds (ebenda, S. VI).

Zweierlei ist aus dem bisher Gesagten zu folgern: Erstens, daß die »Forschungsstelle« nicht vor 1931 gegründet worden sein kann und zweitens, daß zu Beginn ihrer Wirkungsgeschichte nicht Marktforschungen im eigentlichen Sinn, sondern empirische Großerhebungen in Kooperation mit öffentlichen Einrichtungen durchgeführt wurden.

Die Geschichte der Gründung der Forschungsstelle läßt sich anhand der im Wiener Stadt- und Landesarchiv verwahrten Vereinsstatuten

gut rekonstruieren.<sup>225</sup> Anfang Juli 1931 wurde von Lotte Radermacher bei der Vereinsbehörde die Absicht der Bildung eines »Sozialpsychologischen Vereines« angezeigt. Die für Vereinsangelegenheiten seitens der Wiener Landesregierung zuständige Magistratsabteilung reagierte prompt. Nur vierzehn Tage später erging ein Bescheid, der die Vereinsgründung nach dem von Radermacher eingebrachten Statutenentwurf nicht untersagte.

Damit war die Sache aber noch lange nicht erledigt. Zunächst machte die Bezeichnung des Vereins Probleme. Aus dem »Sozialpsychologischen Verein« sollte, so teilte Lotte Radermacher dem Amt der Landesregierung mit, nach dem Willen der – in den Akten ungenannt bleibenden – ProponentInnen nun ein »Wirtschaftspsychologischer Verein« werden. Eine »geringfügige Änderung der Statuten« wurde dann zu Beginn des Studienjahres 1931/32 nachgereicht. Am 27. Oktober 1931 endlich fand im Sitzungssaal des Gremiums der Wiener Kaufmannschaft am Schwarzenbergplatz die konstituierende Generalversammlung des Vereines statt. Ihr erster Beschluß war die neuerliche Abänderung des Vereinsnamens in »Österreichische Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle«.

Die im Oktober noch unter der Bezeichnung »Wirtschaftspsychologischer Verein« genehmigten Statuten sahen eine recht komplizierte Kompetenzenverteilung vor: Ein mehrköpfiges Präsidium sollte die Vereinsangelegenheiten nach außen hin vertreten, ein Kuratorium über die Annahme bzw. Ablehnung von Auftragsarbeiten entscheiden, ein Büro die ihm zugewiesenen Arbeiten durchführen, ein wissenschaftlicher Beirat die Tätigkeit des Büros überwachen und ein eigenes Sekretariat die Gesamtleitung des Vereins sowie die Öffentlichkeitsarbeit organisieren.

Hauptanliegen der konstituierenden Generalversammlung war es, die zukünftigen Vereinsfunktionäre zu bestimmen. Zum Präsidenten wurde – wie schon Lazarsfeld erwähnte – Karl Bühler gewählt. Die Ernennung seiner Stellvertreter verwies auf die – um es dem heutigen Sprachgebrauch gemäß auszudrücken – »sozialpartnerschaftliche« Ausrichtung der ganzen Vereinskonstruktion: Ernst Streeruwitz, Bundeskanzler a. D. und Präsident der Kammer für Handel und Gewerbe, Hofrat Eduard Palla, Generalsekretär der Kammer für Arbeiter und

Angestellte, und Hofrat Rudolf Winter, Generalsekretär der Niederösterreichischen Landwirtschaftskammer, wurden zu Vizepräsidenten bestellt. Herzstück des Vereins war aber das »Kuratorium«, dessen personelle Zusammensetzung sich wie eine Liste des »Who is who im österreichischen Wirtschaftsleben« ausnahm. Als Mitglieder ließen sich ins Kuratorium wählen:<sup>226</sup>

---

Bernhard Altmann

---

Ing. Dr. Günther Bandat  
Geschäftsführer des Kuratoriums  
für Wirtschaftlichkeit

---

Dr. Rudolf Brichta  
I. Sekretär des Gremiums der  
Wiener Kaufmannschaft

---

Komm.-Rat Richard Butschowitz  
Chefadministrator, Präsident des  
Verbandes der Reklamefachleute

---

J. H. Davis  
Vizepräsident des  
Reklameschutzverbandes

---

Univ.-Prof. Ferdinand  
Degenfeld-Schonburg

---

Dr. Franz Eidlitz  
Sekretär des n. ö. Gewerbevereins

---

Hugo Gänsler  
Vizepräsident der Bally Schuh A. G.

---

Dr. Ernst Geiringer  
Generaldirektor der Hanf-, Jute-  
und Textil-Industrie A.G.

---

Paul Gerngroß

---



---

Hofrat Josef Gruntzel  
Rektor der Hochschule für Welthandel

---

Ing. Karl Hackl  
Leiter des Psychotechnischen  
Instituts der Industriellen Bezirks-  
kommission Wien

---

Dr. Benedikt Kautsky  
Sekretär der Kammer für Arbeiter  
und Angestellte

---

Komm.-Rat Ludwig Klausner  
Generaldirektor der Delka A. G.

---

Arthur Kuffler

---

Dr. Hans Kuttelwascher  
Min.-Rat im Bundesministerium  
für Handel und Verkehr

---

Dr. Robert Lang  
Vorsitzender der Industriellen  
Bezirkskommission Wien

---

Norbert Liebermann  
Direktor der Städtischen  
Versicherungsanstalt

---

Dir. Ing. Manfred Mautner-Markhoff

---

Univ.-Prof. Ludwig Mises

---

---

Univ.-Doz. Dr. Oskar Morgenstern  
Leiter des Österreichischen  
Instituts für Konjunkturforschung

---

Stefan Neumann  
Präsident der Fachgruppe der mechan.  
Bekleidungsindustrie

---

Hofrat Hans Nachbaur  
Generaldirektor des Österreichischen  
Verkehrsbüros

---

Reg. Rat Dr. Hermann Oppenheim  
Dir. der N. Ö. Escompte-Gesellschaft

---

Obermag. Rat Dr. Hans Pamperl  
Leiter des Berufsberatungsamtes

---

Univ.-Prof. Otto Pözl

---

Lilli Radermacher

---

Ing. Max Ried  
Min.-Rat im Bundeskanzleramt

---

Dr. Kurt Schechner  
Generaldirektor der Julius Meinl A.G.

---

Dr. Georg Schlesinger  
Generaldirektor der »Phönix und  
Wiener« Vereinigte Versicherungs-  
Gesellschaften

---



---

Dr. Hans Schmidt  
Min.-Rat im Bundesministerium  
für Handel und Verkehr

---

Dr. Theodor Schneider  
Vorsitzender der österr. Zentralstelle  
für Unfallverhütung

---

Dr. Franz Seefried  
Sekretär des Handelsmuseums

---

Prof. Karl Seidel  
Professor an der Hochschule  
für Welthandel

---

Max Sokal  
Sekretär des Bankenverbandes

---

Dr. Siegfried Strakosch

---

Univ.-Prof. Richard Strigl

---

Dr. Max Wollner  
Direktor-Stellvertreter der Assicura-  
zioni Generali

---

Als Leiterin des »Büros« wurde vom Kuratorium schließlich die Staatswissenschaftlerin Lotte Radermacher eingesetzt. Das »Sekretariat« bildeten als Schriftführerin die Juristin Gertrud Wagner, als Kassierin Lilli Radermacher und als leitender Sekretär der Jurist Hans Zeisl. In den »wissenschaftlichen Beirat« entsandte das Kuratorium den Geschäftsführer des »Kuratoriums für Wirtschaftlichkeit«, Günther Bandat. Der Vertreter des Psychologischen Instituts, der mit Bandat gemeinsam den Statuten nach die Arbeit des »Büros« überwachen und darüber

regelmäßig dem Kuratorium Bericht erstatten sollte, wurde im »Protokoll der konstituierenden Generalversammlung« namentlich nicht genannt. Wahrscheinlich war diese Funktion von Lazarsfeld übernommen worden. Warum gerade sein Name in den Gründungsakten fehlte, geht aus den mir vorliegenden Materialien nicht hervor.

Fassen wir das bisher skizzierte Bild kurz zusammen: Zu Beginn der dreißiger Jahre hatte sich um Lazarsfeld eine Gruppe von vorwiegend Nicht-PsychologInnen unter der Schirmherrschaft des Psychologischen Instituts zusammengetan, um im Auftrag oder in Zusammenarbeit mit öffentlichen Stellen »Massenerhebungen« durchzuführen und statistisch auszuwerten. Ein Verein wurde gegründet, der erstaunlich viel Prominenz aus Politik und Wirtschaft für seine Belange zu interessieren vermochte. Wer hier die Kontakte herstellte und gleichsam im Vorfeld der Vereinsbildung die Fäden zog, wissen wir nicht. Fest steht, daß vor allem zwei im Rahmen der Handelskammer tätige Institutionen für eine Mitarbeit gewonnen werden konnten: Das »Österreichische Kuratorium für Wirtschaftlichkeit« und das von Ludwig Mises 1926 begründete »Österreichische Institut für Konjunkturforschung«. Letzteres gab gleichsam das Modell ab, nach dem die Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle konzipiert wurde. Auch im Mises-Institut, der Vorgängereinrichtung des heutigen »Instituts für Wirtschaftsforschung«, gab es ein Präsidium, das »sozialpartnerschaftlich« besetzt war, und ein »Kuratorium«, dem Universitätsprofessoren, führende Funktionäre der Interessenvertretungen und Geschäftsleute angehörten.<sup>227</sup> Das eigentlich Neue an der Konstruktion der »Forschungsstelle« bestand darin, daß sie durch die Präsidentschaft Karl Bühlers und die per Statuten geforderte Aufsichtspflicht des Wiener Psychologischen Instituts eng an eine Universitätseinrichtung gebunden wurde.

Es sei hier nochmals an die Schwierigkeiten erinnert, eine passende Vereinsbezeichnung zu finden: Aus einem ursprünglich geplanten »Sozialpsychologischen Verein« wurde ein »Wirtschaftspsychologischer«, bis man sich endlich auf »Österreichische Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle« einigte. War dies nur ein terminologisches Problem? Oder steckte mehr dahinter, z. B. eine allmähliche Änderung der Vorstellungen über Ziel und Zweck der neuen Körperschaft?

Die ursprünglich gültigen Vereinsstatuten bestimmten als Hauptzweck des Vereins die Durchführung von »wirtschafts- und sozialpolitischen Untersuchungen«, die – wie es ausdrücklich hieß – »im allgemeinen Interesse [...] bzw. im Interesse von Stellen, die allgemeine Interessen vertreten« liegen sollten. Untersuchungen also, wie jene, die man für die RAVAG organisierte. War das aber auch das Anliegen jener Herren, die als Vertreter großer Versicherungsgesellschaften, Handelsketten und Industrieunternehmungen im Kuratorium der Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle saßen? Das Mautner-Markhoff-Imperium, Meinel, Gerngross etc. – alles privatwirtschaftlich geführte Großunternehmen, die in den Folgejahren Markt- und/oder Produktforschungen bei dem von ihnen kontrollierten Verein in Auftrag geben sollten. In einem vermutlich unmittelbar nach der Konstituierung des Vereins verfaßten Werbeprospekt präsentierte man die Forschungsstelle schon als »sozialtechnologische« Einrichtung, die sich vor allem »mit den wirtschaftspsychologischen Fragen der Branchenuntersuchungen« zu befassen haben werde: »Wann wird eine Ware gekauft, wann gefällt ein Buch, was zieht an einem Kinostück an, was wirkt an einer Reklame, wo und wann wird überhaupt gekauft, woher weiß der Käufer von der Ware, an wen wendet sich das Angebot? usw.« Selbst unter den Beispielen für gesamtgesellschaftlich bzw. allgemein volkswirtschaftlich relevante Fragestellungen stand marktwirtschaftlich Verwertbares an erster Stelle: »Wodurch kann der Absatz inländischer Produkte gesteigert werden, wie wird Lohn und Freizeit verwendet, [...] welche Maßnahmen ermöglichen die rationelle Erhöhung des Fremdenverkehrs?« etc. Nur nebenbei fand in dieser Aufzählung sozialpolitisch Relevantes Erwähnung: »Wie bewährt sich psychologisch eine Fürsorgemaßnahme, wie wirkt ein pädagogischer Versuch?«<sup>228</sup>

Anläßlich der zweiten Generalversammlung vom 21. Juni 1932 wurde dann der schrittweisen Einengung der Ziele des Vereins auf reine Marktforschung mit einer Änderung der Statuten Rechnung getragen. Unter Paragraph 1 der neu beschlossenen Satzungen, der den Zweck des Vereins definierte, war nun von auf »allgemeine Interessen« bezogenen Untersuchungen nicht mehr die Rede: Der Verein habe – so hieß es nun kurz und bündig – »die Aufgabe, wirtschafts- und sozial-

psychologische Untersuchungen durchzuführen und das Verständnis über deren Bedeutung für das Wirtschaftsleben in der Öffentlichkeit zu verbreiten und zu fördern«. »Sekretariat« und »Wissenschaftlicher Beirat« wurden abgeschafft. An deren Stelle trat nun ein »Geschäftsführender Ausschuß«, in dem die leitenden MitarbeiterInnen des Büros der Forschungsstelle mit Vertretern von Handelskammer und Wirtschaft die gesamte Geschäftsführung und Vermögensverwaltung des Vereins gemeinsam zu besorgen hatten. Die ursprünglich die Vereinsgründung betreibende Gruppe um Lazarsfeld – repräsentiert durch Radermacher, Wagner und Zeisl – verlor damit, so können wir vermuten, an Kompetenz und Handlungsspielraum.

Es ist, als ob es zwei verschiedene Geschichten von ein und derselben Sache gäbe: eine »objektive«, in Archivalien dokumentierte, und eine »subjektive«, wie die Zeitzeugen sie erlebten und erinnerten. Lazarsfeld, der die Gründung der Forschungsstelle seine ureigenste Idee nannte, kommt in den Gründungsakten des Vereins namentlich gar nicht vor. Die Forschungsstelle sei, so erzählte Marie Jahoda, »weniger ein Forschungsinstitut als ein Lebensstil« gewesen (Jahoda, 1979a, S. 118), ein »Triumph der zumindest damals berühmten Wiener Schlamperei umgewandelt in eine schöpferische und anpassungsfähige Organisation« und »der Ausdruck einer tiefen weltanschaulichen Gemeinschaft, die uns alle seit der Jugendbewegung verband« (Jahoda, 1981, S. 138). Seit der sozialistischen Jugendbewegung, wie wir uns hinzuzufügen beeilen. Denn mehr noch als die Identität als SozialwissenschaftlerInnen hielt den Kreis um Lazarsfeld der Glaube an den Sozialismus zusammen. Genauer: der Glaube an dessen österreichische Variante, den »Austromarxismus«. MarxistInnen kooperierten mit der Handelskammer und mit Industriellen wie Mautner-Markhoff. Wie sollte das zusammengehen? Man habe, so erklärten die damals Beteiligten unisono, Marktforschungen um des Geldes willen betrieben,<sup>229</sup> um damit sozialwissenschaftlich und politisch relevante Untersuchungen finanzieren zu können. »Marienthal« wurde zumeist in diesem Zusammenhang genannt und das politisch bedeutsame Ergebnis, daß Arbeitslose keine sozialistische Revolution machen. Die »Österreichische Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle« als eine als seriöses

Marktforschungsinstitut »getarnte« Einrichtung, die das Kapital, das sie anzog, dazu nutzte, um »insgeheim« an dessen »Abschaffung« zu arbeiten? Wurde deshalb der Name Lazarsfelds draußen gehalten, weil die sozialistische Gesinnung seiner Familie stadtbekannt war?<sup>230</sup> Die »objektive Geschichte« bedarf offenbar der »subjektiven« Ergänzung, um all die Widersprüche, wenn schon nicht zu lösen, so doch ein wenig aufzuhellen. Wir stellen die Frage allgemeiner: Wer waren diese innovativen ForscherInnen, aus welchem sozialen, politischen und intellektuellen Milieu kamen sie und welchen wissenschaftlichen und weltanschaulichen Auffassungen fühlten sie sich in ihrer Arbeit verpflichtet?

#### 2.4.1.2 »Subjektive Geschichte«:

##### *Die Wurzeln sozialwissenschaftlicher Innovation*

#### **Der institutionelle Kontext**

Die Entstehung und institutionelle Verfestigung neuer universitärer Disziplinen wurde im ausgehenden 19. Jahrhundert durch eine enorme Expansion der Wissenschaftsförderung begünstigt. Zwischen 1871 und 1914 stiegen die staatlichen Aufwendungen für den Wissenschaftsbetrieb im Deutschen Kaiserreich um das Fünffache. Wissenschaftliche Innovationen hatten gute Chancen, auf Hochschulboden zu reüssieren. Der von Wilhelm Wundt vollzogene Transfer der in der Physiologie entwickelten experimentellen Methoden in die Philosophie war ein Beispiel dafür. Bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs wurden im deutschen Sprachraum nach dem Leipziger Vorbild immerhin 13 psychologische Universitätsinstitute oder -seminare eingerichtet (Ash, 1985a, S. 46).

An der Universität Wien nahm die Geschichte der Psychologie einen anderen Verlauf. Über Jahrzehnte hinweg waren dort alle Versuche, die experimentelle Psychologie zu verankern, zum Scheitern verurteilt gewesen. Die konservative Wissenschaftspolitik der k. k. Unterrichtsadministrationen und auf »kognitiver« Ebene die lange Vorherrschaft des Herbartianismus standen der Etablierung des Faches an der größten Universität der Donaumonarchie entgegen.



Gegründet wurde das Wiener Psychologische Institut schließlich in einer geradezu »innovationsfeindlichen« Situation. Angesichts der schlechten wirtschaftlichen Lage konnte der Betrieb der Wiener Universität nach 1918 nur mit finanzieller Unterstützung aus dem Ausland notdürftig aufrechterhalten werden (Benetka, 1990a, S. 99–100). An eine staatliche Wissenschaftsförderung war nicht zu denken. Zudem hatte die Auflösung der Donaumonarchie für das gesamte Hochschulsystem auch bedeutende strukturelle Konsequenzen: Von den acht vor 1918 bestehenden Universitäten<sup>231</sup> blieben nur die drei ehemals »cisleithanischen« in Wien, Graz und Innsbruck über. Der »akademische Markt« war eng geworden. In den Folgejahren mußte die junge Republik die sich zu »Deutschösterreich« bekennenden Universitätsprofessoren aus den früheren Provinzen in den Staatsdienst übernehmen. Gleichzeitig setzte der in den »Genfer Protokollen« vom Völkerbund diktierter Beamtenabbau ein,<sup>232</sup> dem auch Planposten an den »restösterreichischen« Universitäten zum Opfer fielen. Für den wissenschaftlichen Nachwuchs gab es kaum Stellen und praktisch keine Aufstiegsmöglichkeiten. Von dieser »Zäsur« der Jahre 1918 bis 1922 sollte sich das österreichische Wissenschaftssystem auch in den Zeiten der wirtschaftlichen Stabilisierung nicht mehr erholen (Fleck, 1987, S. 187–188).

An den Universitäten machten sich infolge der weltpolitischen Ereignisse nach 1918 politische Verunsicherung und Furcht vor dem Sozialismus breit. Zweifel an der Überlebensfähigkeit des neuen Staatsgebildes verstärkten die ohnehin auf Hochschulboden schon vor 1914 deutlich gewordenen reaktionären Tendenzen: Deutschnationalismus und Antisemitismus traten nun völlig unverhüllt zutage – zunehmend auch in öffentlichen Stellungnahmen der akademischen Behörden.<sup>233</sup>

Die allmähliche politische Konsolidierung des Bürgertums und das Ausscheiden der Sozialdemokratie aus der Bundesregierung nach der Wahlniederlage vom Herbst 1920 bescherten reaktionären Professoren, Dozenten und Studierenden einen erheblichen Einfluß auf die Hochschulpolitik. Die »Gefahr« der Einbeziehung der Universitäten in das Glöckelsche Programm einer allgemeinen Demokratisierung des Bildungswesens wurde abgewehrt (Benetka, 1990a, S. 101–102), die »Elite des Geistes« konnte unter sich bleiben. In einem von antidemo-

kratischen Umtrieben verseuchten Klima wucherte der Protektionismus. Sozialisten, Liberale und Juden wurden mehr und mehr ausgegrenzt.<sup>234</sup>

Aber war nicht gerade das »Rote Wien« auch Ursprung und Hort so vieler (sozial-)wissenschaftlicher und kultureller Innovationen? Man denke bloß an die Freudsche Psychoanalyse, die in den zwanziger Jahren zu ihrem großen Siegeszug um die Welt ansetzte! Nur zu gut erinnern wir uns an die Lobeshymnen auf Kreativität und Genialität des Geisteslebens der österreichischen Zwischenkriegszeit, wie sie seit der Mitte der achtziger Jahre anlässlich von Ausstellungseröffnungen, Katalogpräsentationen und Museenselbstdarstellungen angestimmt werden. Was eine die Vergangenheit verklärende Kulturindustrie in ihrem Bemühen, durch eine fremdenverkehrsgerechte Vermarktung des »intellektuellen Erbes« Wien für den in Mode gekommenen Städtetourismus attraktiv zu machen, ihrem Publikum aber vorenthält, ist die Tatsache, daß die vielgerühmte »Wissenschaftskultur« der zwanziger und frühen dreißiger Jahre eine *Gegen-Kultur* war, die sich weitgehend außerhalb und gegen den an den Universitäten angesiedelten Wissenschaftsbetrieb in privaten Vereinen und Gesprächszirkeln herausgebildet hatte.<sup>235</sup>

Nur dem Umstand, daß außeruniversitäre Instanzen sich ihrer annahmen, verdankte schließlich die akademische Psychologie in jener Zeit ihre universitäre Etablierung. Dem Ehepaar Bühler, das den »Hausgebrauch« offenbar nicht kannte, wurde von Teilen der Kollegenschaft an der Universität sein Engagement in außeruniversitären Zusammenhängen arg verübelt. Von »Anfeindungen« gar sprach Charlotte Bühler in ihren Lebenserinnerungen (Ch. Bühler, 1972, S. 24).

Junge Sozialisten und Juden mit (sozial-)wissenschaftlichen Ambitionen hatten in jenen Jahren keine Aussicht auf eine Universitätskarriere. Sie mußten sich um einen »Brotberuf« umsehen.<sup>236</sup> Der Schuldienst bot eine gute Möglichkeit. Edgar Zilsel etwa, dessen Habilitation 1924 von konservativen Professoren verhindert worden war,<sup>237</sup> arbeitete zunächst als Gymnasiallehrer, bevor er im Rahmen des »Volksheims Ottakring« und am »Pädagogischen Institut der Stadt Wien« neue Tätigkeitsbereiche fand.<sup>238</sup> Lazarsfeld mußte seine vage Position

am Psychologischen Institut durch die Beibehaltung seiner Mittelschullehrerstellung absichern.<sup>239</sup> Für die damaligen Lebensverhältnisse von politisch engagierten Intellektuellen typisch ist auch der berufliche Werdegang Marie Jahodas. Neben ihrem Universitätsstudium bei Karl und Charlotte Bühler ließ sie sich am Pädagogischen Institut der Stadt Wien im Rahmen der »Viersemestrigen hochschulmäßigen Lehrerbildungskurse« zur Volksschullehrerin ausbilden. Schon vor Abschluß ihres Hochschulstudiums<sup>240</sup> arbeitete sie an der seit 1926 von dem Bühler-Schüler Gustav Ichheiser geleiteten Psychotechnischen Abteilung des Städtischen Berufsberatungsamtes<sup>241</sup> und – nach der Geburt ihrer Tochter – in den Jahren 1931/32 an Otto Neuraths »Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum« mit. Ende 1931 stellte sie ihre im Kontext von Charlotte Bühlers Psychologie des menschlichen Lebenslaufes geschriebene Dissertation über »Anamnesen im Versorgungshaus« fertig. Zur selben Zeit startete das von Arbeiterkammer und vom Bühler-Institut subventionierte Unternehmen »Marienthal«. Trotz der vielen Dinge, die da gleichzeitig zu erledigen waren: Tochter, Studienabschluß, »Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum« und »Marienthal«, fand sie noch Zeit, die Freudsche Psychoanalyse kennenzulernen. Bei Heinz Hartmann, selbst ein regelmäßiger Gast des Bühler-Kreises, ging sie Anfang der dreißiger Jahre in Analyse (Fleck, 1988b, S. 347). Nach der Fertigstellung der Marienthal-Studie – Jahoda war damals ganze 26 Jahre alt – unterrichtete sie bis Ende 1934 als Hilfsschullehrerin an verschiedenen Wiener Volks- und Hauptschulen.<sup>242</sup>

Jahodas Ko-Autor beim Endbericht des »soziographischen Versuchs« über »Die Arbeitslosen von Marienthal«, Hans Zeisl, war Jurist und bezog als Rechtspraktikant und nebenbei als Sportreporter bei der Arbeiterzeitung ein geregeltes Einkommen, von dem – wie er selbst einmal sagte – ein nicht unbeträchtlicher Teil in die Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle floß (Amann, 1992, S. 3). Auch er verkörperte also den Typus des »Sozialwissenschaftlers im Nebenberuf«, wie er nicht nur »Rund um Marienthal« im Wien der Zwischenkriegszeit häufig vorkam.<sup>243</sup>

Das bisher Gesagte mag genügen, um daraus die für den Zusammenhang der vorliegenden Arbeit wesentlichen Schlüsse zu ziehen:

An Gesellschaft und Politik interessierte Intellektuelle konnten außer-universitäre Forschung betreiben,

- wenn sie sich zuvor ein festes, zumeist »wissenschaftsexternes«, berufliches Standbein geschaffen hatten und/oder

- wenn es ihnen gelang, innerhalb eines relativ dichten Netzes von städtischen oder anderen, vorwiegend von der Sozialdemokratie dominierten (Bildungs-)Einrichtungen Arbeitsmöglichkeiten zu finden. Das »Pädagogische Institut der Stadt Wien« war ein solches »Refugium«, ebenso der ganze Volks- und Erwachsenenbildungsbereich, die Wiener Arbeiterkammer und nicht zuletzt auch das Neurathsche »Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum in Wien«.

Das Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum<sup>244</sup> wurde 1925 mit Hilfe einer Subvention der Stadt Wien eingerichtet. Neurath entwickelte dort seine später berühmt gewordene »Wiener Bildstatistik«, mit der er als überzeugter Sozialist ein für den »Austromarxismus« ganz charakteristisches bildungspolitisches Ziel verfolgte: Gesellschaftliche Vorgänge sollten in ihrem Werden und in ihrer Veränderung durch die bildliche Darstellung statistischer Daten und Zusammenhänge allgemein verständlich gemacht werden. In der Begründung seines Ansatzes nahm Neurath unmittelbar Bezug auf die besondere Bedeutung, die der Begriff der »Bildung« in der österreichischen Arbeiterbewegung erlangt hatte. »Bildung« galt nicht als Luxus und Selbstzweck, sondern als Mittel zur Erweiterung individueller Handlungsmöglichkeiten. Und da sich ArbeiterInnen nur in ihrer Freizeit weiterbilden konnten, mußte die Vermittlung von Wissen auch Spaß machen: »Der Moderne Mensch«, schrieb Neurath, sei »durch Kino und Illustrationen sehr verwöhnt«. Einen großen Teil seiner Bildung empfangen er »in angenehmer Weise«, zum Teil »während seiner Erholungspausen, durch optische Eindrücke. Will man gesellschafts-wissenschaftliche Bildung allgemein verbreiten, so muß man sich ähnlicher Mittel der Darstellung bedienen« (Zit. nach Arntz, 1982, S. 31).

Am Beispiel von Jahodas Mitarbeit bei Neurath läßt sich nun die doppelte Bedeutung des Umfelds der Sozialdemokratie für die Herausbildung sozialwissenschaftlicher Innovationen demonstrieren.<sup>245</sup> Zum einen schuf die Partei bzw. die Stadt Wien für jene Arbeits- und Ein-

kommensmöglichkeiten, denen eine universitäre Laufbahn verschlossen war. Dies galt für Jahoda ebenso wie für den Gründer und Leiter des Unternehmens selbst, für Otto Neurath. Zum anderen aber bildeten Einrichtungen wie das Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum durch ihre Einbettung in ein weitverzweigtes, informelles Netzwerk von persönlichen Kontakten und mehr oder weniger formalisierten Debattierklubs und Diskussionszirkeln einen Nährboden für die Entwicklung origineller Ideen und ungewöhnlicher Fragestellungen: Marie Jahoda erinnerte sich, daß Neurath sie an einem Seminar teilnehmen ließ, das den Versuch gemacht habe, Freuds »Massenpsychologie und Ich-Analyse« in positivistische Formulierungen zu übersetzen. Man scheiterte kläglich. Trotzdem war für die Beteiligten daraus ein großer Nutzen zu ziehen: Sie machten sich vertraut sowohl mit den Positionen des »Logischen Positivismus« des »Wiener Kreises« als auch mit der Anwendung der Psychoanalyse auf sozialpsychologische Fragen. Im Falle Jahodas kam die Einsicht hinzu, »daß die Probleme der Sozialpsychologie nicht philosophisch, sondern empirisch zu behandeln seien«. Was sie schließlich von Neurath<sup>246</sup> persönlich gelernt habe, sei »der Respekt für die Quantifizierung des Quantifizierbaren« gewesen (Jahoda, 1981, S. 135).

Noch aus einem anderen Grund ist diese Geschichte für uns von Bedeutung: Otto Neurath vereinigte in seinem Lebenswerk wissenschaftliche und weltanschauliche Positionen, die heute weithin als »inkommensurabel« gelten: Er war als aktiver Sozialdemokrat und Mitarbeiter des »Wiener Kreises« seinem Selbstverständnis nach Marxist und Positivist in einem. Wie Neurath diese Synthese zustande gebracht hatte, braucht hier nicht weiter zu interessieren. Wichtig ist, daß auch Lazarsfeld und der ganze MitarbeiterInnenkreis um die »Österreichische Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle« sich jenen beiden Denktraditionen gleichermaßen verpflichtet fühlten: dem Austromarxismus ebenso wie dem Logischen Positivismus des »Wiener Kreises«. Dies gilt es nun allerdings zu explizieren.

### **Austromarxismus**

Der Austromarxismus sei – schrieb Marie Jahoda – für viele, »die damals jung waren und an der Entwicklung der Sozialforschung teil-

nahmen, nicht so sehr eine Theorie, als eine Weltanschauung« gewesen:

Der Glaube an die Möglichkeit eines humanitären, demokratischen Sozialismus, dessen Sieg ohne Gewalt durch demokratische Wahlen erreicht werden würde. Parallel zu diesem Zukunftsglauben war die Betonung der Gegenwart: Austromarxismus war nicht nur ein Versprechen für eine bessere Zukunft, sondern eine das ganze Leben umfassende Aktivität. Von den Wohnbauten zu den Arbeitersymphoniekonzerten, von der Schulreform zum Schilaulen, von den Kinderkolonien zum Kaninchenzüchten, tatsächlich von der Wiege bis zum Grab, hat die Bewegung das Leben von Hunderttausenden bereichert. Der dritte Aspekt betrifft die erzieherische Funktion des Austromarxismus, d. h. den Versuch, unsichtbare Prozesse für breite Massen sichtbar zu machen. Das war das Ziel der Bildungszentrale, der Volkshochschulen und – wörtlich genommen – von Otto Neuraths Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum. Zum Unsichtbaren gehört die Vergangenheit, und die historische Dimension des Austromarxismus hat das Zeitbild unserer Weltanschauung vollendet. (Jahoda, 1981, S. 133)

Der »Austromarxismus« als eine Lebenswelt und eine Lebensform, der nicht nur die Gegenwart im »Roten Wien«, sondern die Zukunft Österreichs gehören sollte: Sie habe Psychologie zu studieren begonnen, weil sie davon überzeugt gewesen sei, daß sie einmal Erziehungsministerin im sozialistischen Österreich werden und dies die beste Vorbereitung dafür sein würde, erzählte Marie Jahoda (1979a, S. 113). Und daß ihr ihre Eltern leidgetan hätten, weil sie sich dachte: Die könnten es vielleicht nicht mehr erleben, »bis ich sozialistische Ministerin« bin (Jahoda, 1983b, S. 74).

Zur »Partei« war Jahoda über die sozialistische Jugendbewegung gestoßen: 1923 trat die sechzehnjährige Pfadfinderin gemeinsam mit ihrem Bruder Eduard und mit der von ihnen beiden geleiteten PfadfinderInnengruppe den »Sozialistischen Mittelschülern« bei. Für den Sozialismus »gewonnen« wurde sie von Paul Lazarsfeld und Ludwig Wagner. Lazarsfeld hatte sich schon Ende 1918 als Jugendführer bei

der im Zuge der revolutionären Umbrüche erfolgten Bildung der »Freien Vereinigung Sozialistischer Mittelschüler« hervorgetan. Der jugendlich-revolutionäre Schwung des Jahres 1919 mit Großdemonstrationen und Straßenkämpfen war bald erlahmt. Viele Gründungsmitglieder traten zur Kommunistischen Partei über. Auch Lazarsfeld selbst schien kurze Zeit mit der radikalen Linken sympathisiert zu haben. In den Jahren 1923/24 gingen er und Ludwig Wagner aber daran, die »Mittelschüler-Vereinigung« durch Neugründung und stärkere Anbindung an die Sozialdemokratische Partei vor der völligen Absorption durch die Kommunisten zu »retten«. <sup>247</sup> 1924 organisierten sie nach dem Vorbild der Ferienheime Eugenie Schwarzwalds <sup>248</sup> eine erste große Ferien- und Kinderkolonie, in der etwa 170 Arbeiterkinder und MittelschülerInnen in einem sozialpädagogischen Erziehungsexperiment Formen der Selbstverwaltung und Selbsterziehung ausprobieren sollten. Noch im selben Jahr ließen sie einen Bericht über diesen »Beitrag der Jugendbewegung zur Sozialpädagogik« erscheinen, der heute gemeinhin als Lazarsfelds erste wissenschaftliche Veröffentlichung gilt (Lazarsfeld u. Wagner, 1924). Gewidmet war die kleine Broschüre Max Adler und Julius Deutsch. Intellektuell fühlten sich die Autoren vor allem Siegfried Bernfeld verpflichtet, dessen »Kinderheim Baumgarten« <sup>249</sup> ihrem Unternehmen Vorbild und Modell war.

Mit der »Vereinigung Sozialistischer Mittelschüler« ist jenes politische und generationsspezifische Umfeld benannt, in dem praktisch alle engeren MitarbeiterInnen der späteren »Österreichischen Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle« ihre Jugend verbracht hatten. Neben Lazarsfeld und Jahoda waren auch Hans Zeisl, Gertrud Wagner geb. Höltei, die Frau Ludwig Wagners, und Lotte Radermacher, die Tochter des angesehenen Universitätsprofessors Ludwig Radermacher <sup>250</sup>, Mitglieder bzw. führende FunktionärInnen der »Vereinigung« gewesen. Lotte Danziger, die an der Marienthal-Studie mitarbeitete, hatte sich in leitenden Funktionen in dem mit der »Vereinigung« eng assoziierten »Sozialistischen Wanderbund« betätigt (vgl. dazu Scheu, 1985).

Altersmäßig gehörte die Führungsgruppe der »Forschungsstelle« ein und derselben Generation an: Zeisl wurde 1905, Jahoda, Radermacher

und Gertrud Wagner 1907 geboren. Nur Lazarsfeld, das intellektuelle Oberhaupt, war eine Spur älter.<sup>251</sup> In diesem Sinne ist wohl Jahodas Satz zu verstehen, daß die Forschungsstelle mehr ein »Lebensstil« als ein hierarchisch gegliedertes, rational durchorganisiertes Forschungsinstitut gewesen sei (Jahoda, 1979a, S. 118). Man kannte sich seit Jahren aus der gemeinsamen politischen Arbeit und übertrug die in Politik und Jugendbewegung eingeübten Formen der Kooperation ganz selbstverständlich in den Bereich der Wissenschaft. Nach Morrison (1976b, S. 9) habe Lazarsfeld am Ende seines Lebens einmal angemerkt, daß er nie aufgehört hätte, sich als ein Jugendführer zu fühlen, und daß die Leitung all der von ihm später gegründeten Forschungsinstitute nichts anderes gewesen wäre als eine Erweiterung seiner Erfahrungen als Führer von Jugendlichen im Wien der Zwischenkriegszeit – als Führer sozialistischer Jugendlicher, wie Lazarsfeld hinzufügte.

Natürlich war auch die »sozialistische Jugendbewegung« stark geprägt von den Inhalten und Zielen der deutschen Jugendbewegung, die vor dem Beginn des Ersten Weltkriegs – zur Zeit der Zusammenkunft am Hohen Meissner – ihren Höhepunkt erreicht hatte. Lazarsfeld selbst zählte als junger Mittelschüler noch unmittelbar zum Bernfeld-Kreis der Wiener Jugendkulturbewegung. Die »Vereinigung Sozialistischer Mittelschüler« stellte aber Mitte der zwanziger Jahre mehr dar als bloß den Versuch einer Wiederbelebung der alten »Jugendkultur«-Ideale. Nicht zufällig hatten Lazarsfeld und Wagner ihre Broschüre von 1924 Max Adler gewidmet.

Eines der Hauptkennzeichen der Philosophie des Austromarxismus war die zentrale Bedeutung, die man dem »subjektiven Faktor« beimaß. Max Adler hatte 1924 sein für eine ganze Generation richtungsweisendes Buch »Neue Menschen. Gedanken über sozialistische Erziehung« erscheinen lassen, in dem er gegenüber »objektivistischen« Interpretationen des Historischen Materialismus die »subjektiv-tätige« Seite des Geschichtsprozesses deutlich herausstrich: Klassenbewußte Arbeiter, die die Umgestaltung der Gesellschaft aktiv vorantreiben sollten, würden nicht gleichsam automatisch durch die Krise des Kapitalismus hervorgebracht. Sie müßten durch eine Erziehung im



marxistischen Sinne auf ihre künftige Rolle vorbereitet, zu Revolutionären erst »geformt« werden:

Neue Menschen! Das also ist das eigentliche Ziel einer revolutionären Erziehung, einer Erziehung, die jene neue Gesellschaft auch in den Seelen der Menschen vorbereitet, die sonst in ihrer Vorbereitung durch den ökonomischen Prozeß bloß eine objektive Möglichkeit bleibt. (zit. n. Glaser, 1981, S. 321)

Damit war das Selbstverständnis der jungen SozialistInnen um Lazarsfeld auf den Begriff gebracht. Man arbeitete aktiv mit am Aufbau des Sozialismus, indem man die Erziehung der »Kämpfer der Zukunft«<sup>252</sup> in die Hand nahm. Von daher begründete sich auch das Interesse für die Psychologie, und das hieß zunächst – wie noch zu zeigen sein wird – das Interesse für Alfred Adlers Individualpsychologie.

Die Durchsetzung der sozialistischen Gesellschaftsordnung hatte »hier und jetzt« zu erfolgen, nicht erst in ferner Zukunft: über demokratische Wahlen, in denen sich eine Mehrheit der Bevölkerung für den Sozialismus, und damit nicht für eine abstrakte Wahrheit, sondern für ein besseres Leben entscheiden sollte. Der Sieg des Sozialismus bedurfte also nicht nur der »sozialistischen Erziehung«, sondern auch einer gut organisierten Aufklärungs- und Bildungsarbeit. Jene, die noch unschlüssig waren, wußten bloß zu wenig. Ihnen galt es die Augen zu öffnen für das Getriebe der Welt. »Unsichtbares« sichtbar zu machen, schrieb Jahoda, das sei das Hauptziel der sozialdemokratischen Bildungsarbeit gewesen. Sie selbst hielt schon als Gymnasiastin jede Woche Vorträge im Rahmen der Sozialdemokratischen Bildungsstelle (Jahoda, 1979a, S. 107). Auch Paul Lazarsfeld war als Student in der Arbeiterbildung tätig gewesen: Er habe, wie er sich erinnerte, beispielsweise Vorträge darüber gehalten, wie man eine Zeitung richtig liest:

Was ist eine Nachrichtenagentur? Wie berücksichtigt man die Quellen der Meldungen? Worauf sollte man in den verschiedenen Ländern achten? Einer von Alfred Adlers engsten Mitarbeitern gab eine Reihe von kleinen Broschüren heraus, in denen dessen Ideen auf einige Gebiete

inhaltlich angewendet wurden. Ich schrieb meinen Beitrag unter dem Titel »Hinter den Kulissen der Schule«. Meine Idee war, daß man viele Angstgefühle vermeiden könne, wenn in den Familien erkannt würde, wie Schulen organisiert sind: wie Zeugnisse zustandekommen, wie Lehrer sich in ihrem Verständnis des Schülers unterscheiden, usw. (Lazarsfeld, 1975, S. 150)<sup>253</sup>

Fassen wir zusammen: Lazarsfeld, Jahoda, Zeisl und all die anderen, die sich in den frühen dreißiger Jahren an der Einrichtung der »Österreichischen Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle« beteiligen sollten, waren »AustromarxistInnen« in einem politisch-praktischen Sinne. Sie engagierten sich aktiv in der Erziehungs- und Bildungsarbeit von Partei- oder der Partei nahestehenden Organisationen. Als marxistische TheoretikerInnen verstanden sie sich nicht. Max Adler schien ihnen mit seinen Schriften über »sozialistische Erziehung« aus der Seele zu sprechen. Ob seine philosophischen Versuche, Kant mit Marx, oder umgekehrt, Marx mit Kant zu lesen, ein fruchtbarer Ansatz oder ein furchtbares Mißverständnis waren,<sup>254</sup> kümmerte sie ebensowenig wie das Faktum, daß sämtliche Theoretiker des Austromarxismus die Marx'sche Lehre als »Soziologie« auszugeben versuchten. Zu »Soziologen« wurden einige von ihnen erst im Exil in den Vereinigten Staaten – ohne an die von Max Adler, Otto Bauer oder auch von Karl Renner begründeten Denktraditionen explizit anzuknüpfen.

Der Umgang mit den Versatzstücken marxistischer Theorie blieb ein rein pragmatischer. Austromarxismus war für den Kreis um Lazarsfeld »gelebtes Denken« und als solches stimulierend genug. Der Vorschlag, die Wirkungen von Langzeitarbeitslosigkeit zu untersuchen, kam, wie Lazarsfeld, Jahoda und Zeisl übereinstimmend berichteten, von Otto Bauer, der auch Marienthal als Untersuchungsort vorschlug. Ursprünglich wollte die Gruppe das Freizeitverhalten von ArbeiterInnen studieren – eine merkwürdige Idee, angesichts des Umstandes, daß zu Beginn der dreißiger Jahre so viele ohne Arbeit waren.<sup>255</sup> Vom Führer der Partei höchstpersönlich auf das Thema gebracht, legten die Jungintellektuellen ihrem Projekt von Anfang an eine dezidiert politische Fragestellung zugrunde: Sind Arbeitslose bereit dazu, Revolution zu

machen, oder resignieren sie, fügen sie sich in ihr »Schicksal« und verfallen in politische Apathie? Eben darüber war in der Parteispitze seit längerem diskutiert worden. WissenschaftlerInnen sollten nun empirisches Material beibringen, das der Führung als Grundlage für die Entwicklung politischer Standpunkte und Strategien dienen konnte.

Und auch das war kennzeichnend für die österreichische Sozialdemokratie: dieser Optimismus, mit dem man den Ergebnissen einer auf soziale Sachverhalte bezogenen, empirischen »Tatsachenforschung« begegnete. Wissenschaft konnte und sollte die politische Praxis fundieren – davon war nicht nur Otto Bauer überzeugt, sondern auch der Kreis um Lazarsfeld. Die Idee, schrieb Marie Jahoda, »daß Sozialforschung ein Beitrag zu einer wertfreien Wissenschaft sein könnte«, sei ihr und ihren MitstreiterInnen damals völlig fremd gewesen. Sie hätten »unsichtbare Zusammenhänge sichtbar machen« wollen, um daraus Konsequenzen für das politische Handeln abzuleiten (Jahoda, 1981, S. 134).

»Sozialforschung« in der Bedeutung einer exakten Beschreibung und Darstellung gesellschaftlicher Sachverhalte mit statistischen Mitteln ist im Umfeld des Austromarxismus intensiv betrieben worden. Neurath nannte dies »soziale Buchführung« und stellte sein »Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum« auch in den Dienst dieser Sache. Der Idee der »sozialen Buchführung« zugrunde lag der Gedanke, daß die Gesellschaft Bilanz ziehen sollte nicht nur über ihre kommerziellen, sondern auch über ihre kulturellen und ästhetischen Werte, »über ihre Gesundheit, ihr Wissen, ihre Erziehung und ihre künstlerischen Leistungen« (Zeisel, 1988, S. 159). Zeisel hatte in seinem Anhang zur »Marienthal-Studie« die europäischen Wurzeln der Geschichte der Anwendung der Statistik zur Erfassung sozialpolitisch relevanter Phänomene aufgezeigt: Von Quetelets »Moralstatistik«, den Le Playschen Familienmonographien, den großen »Enqueten« des britischen Parlaments über die Lage der Industriearbeiterschaft bis hin zu Max Webers Beteiligung an einer vom »Verein für Sozialpolitik« im Deutschen Reich durchgeführten Großerhebung über Berufswahl und Berufsschicksal der Arbeiter in verschiedenen Zweigen der Großindustrie. In der Zwischenkriegszeit fand diese Tradition vor allem im Rahmen der Wiener Arbeiterkammer

eine Fortsetzung. Neben der von Benedikt Kautsky<sup>256</sup> geleiteten Abteilung für Volkswirtschaft und Statistik, die regelmäßig in einem Wirtschaftsstatistischen Handbuch unter der Mitarbeit zahlreicher Jung-Intellektueller eine Fülle von ökonomisch-soziologischen Daten zusammenstellte und publizierte, ist in diesem Zusammenhang vor allem das von Käthe Leichter 1925 errichtete »Frauenreferat« zu nennen. Leichter war praktisch die einzige unter den TheoretikerInnen des Austromarxismus, die eine »soziologische« Interpretation des Marxismus unmittelbar mit empirischer Forschung zu verbinden versuchte. In den zwanziger und dreißiger Jahren organisierte sie eine Reihe von »sozialen Erhebungen«, in denen sie die Lebensweise und die soziale Lage vor allem von arbeitenden Frauen erfassen wollte. Einer ersten, bereits 1926 entstandenen Fragebogenuntersuchung über Hausgehilfinnen folgte 1928 eine umfangreiche Studie über Arbeits- und Lebensverhältnisse von Wiener Heimarbeiterinnen. 1931 erschienen die Ergebnisse der Auswertung von mehr als 1000 Fragebögen zur Dreifachbelastung von Industriearbeiterinnen durch Beruf, Haushalt und Mutterschaft (Steiner, 1973). 1934, im Exil in der Schweiz lebend, arbeitete Leichter im Auftrag von Horkheimers mittlerweile aus Hitler-Deutschland vertriebenem »Institut für Sozialforschung« an einer Studie über das Verhältnis von Jugendlichen zu Eltern und Familie. Von Erich Fromm gebeten, ergänzte der bereits in den USA lebende Paul Lazarsfeld ihre Untersuchung mit einigen statistischen Analysen. Die Veröffentlichung erfolgte dann in einer von Lazarsfeld mit einer methodischen Einleitung versehenen und endredigierten Fassung unter beider Namen als Einzelbeitrag in den von Max Horkheimer (1936) herausgegebenen »Studien über Autorität und Familie« (Lazarsfeld u. Leichter, 1936).<sup>257</sup>

### Wiener Kreis

Intellektuell sei er – so merkte Lazarsfeld (1975, S. 149–150) in seinen Memoiren an – durch »eine Gruppe von Autoren beeinflusst« gewesen, »die in den Naturwissenschaften und in der Wissenschaftslogik großes Ansehen genoß«: Natürlich durch Ernst Mach, dessen »Empirismus« auf das Wiener Geistesleben insgesamt einen kaum zu überschätzen-

den Einfluß ausgeübt hatte, dann durch den französischen Mathematiker und Einstein-Vorläufer Henri Poincaré, schließlich durch Albert Einstein selbst, über dessen »Gravitationstheorie« Lazarsfeld seine mathematische Dissertation schrieb. Offensichtlich beabsichtigte Lazarsfeld mit dieser »Genealogie« bloß den allgemeinen wissenschaftstheoretischen Standpunkt zu bezeichnen, dem sein Denken in den zwanziger Jahren verpflichtet war. Die Schwerpunktsetzung auf Mathematik und theoretische Physik hatte vor allem eine zur Folge: eine streng empirische, antimetaphysische Wissenschaftsauffassung, auf die Lazarsfeld hier besonders aufmerksam machen wollte. Obwohl, so hieß es in der betreffenden Textpassage weiter, sich die »Hauptfiguren« des »Wiener Kreises« zu jener Zeit in Wien bereits fest niedergelassen hatten, habe er zum »Logischen Empirismus« noch keinerlei Zugang und Beziehung gehabt. In der Rückschau konstatierte er aber eine weitgehende Entsprechung der eigenen Position mit jener des »Wiener Kreises«, die »wahrscheinlich stärker aus dem gemeinsamen Hintergrund als aus direktem Einfluß« zu erklären sei (ebenda, S. 150).

Ganz so stimmt die Sache nun auch nicht. Zumindest über die Person des unermüdlich im Rahmen der ArbeiterInnenbildung tätigen Otto Neurath werden einige Kernsätze aus den Auffassungen der »Logischen Empiristen« schon zu Lazarsfeld durchgedrungen sein. »Der Positivismus des Wiener Kreises« sei »uns allen bekannt« gewesen, schrieb Marie Jahoda, ihr selbst – und das gilt wohl auch für Lazarsfeld – »zunächst nur durch Osmose«, einer »damals weitverbreitete[n] Methode der Ideenerwerbung«, »nicht durch systematisches Studium« (Jahoda, 1981, S. 135).

Damit scheint mir das Verhältnis der Lazarsfeld-Gruppe zur Philosophie des Wiener Kreises gut beschrieben zu sein. Sicher gingen einige von ihnen, wie Zeisel schrieb, gegen Ende der zwanziger Jahre in Carnaps Vorlesung zur Einführung in die Philosophie.<sup>258</sup> Sie hörten dort erstmals Systematisches über die neue »Wissenschaftliche Philosophie«, die nicht vorgab, zu wissen, »was wahr, gut und schön sei, noch wo man es finden konnte, sondern die sich damit bescheidete, kritisch zu analysieren, was Aussagen auf dem Gebiet der Wissenschaft [...] eigentlich bedeuten« (Zeisel, 1988, S. 159). Die Unterscheidung

von sogenannten »Protokollsätzen« und ihrer »Interpretation« war zu einem Allgemeingut geworden, das man – ohne sich auf komplizierte philosophische Ableitungen einzulassen – aufnehmen und in das eigene Wissenschaftsverständnis integrieren konnte. Eine politisch relevante Sozialforschung, wie sie in der Studie über »Marienthal« zu realisieren versucht wurde, durfte den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit nicht aufgeben. »Werturteile« hatten in »wissenschaftlichen« Aussagesystemen nichts verloren. Nur Feststellungen über empirisch erfahrbare Tatbestände konnten vor der wissenschaftlichen Kritik bestehen. Dennoch ließ sich von dieser Position aus – genauso wie Neurath es tat – eine »instrumentalistische Sicht« der wissenschaftlichen Forschung vertreten. Voraussetzung dafür war, den Entstehungs- und Verwertungskontext von Wissenschaft vom eigentlichen wissenschaftlichen Erkenntnisvorgang begrifflich zu unterscheiden. »Marienthal« war ein politisches Unternehmen insofern, als darin eine politische Fragestellung untersucht wurde – und zwar mit wissenschaftlichen Methoden, das hieß mit dem Anspruch, Fakten von Meinungen auseinanderzuhalten.<sup>259</sup>

Noch in einer anderen Hinsicht übte der »Wiener Kreis« einen Einfluß auf die Gruppe um Lazarsfeld aus. Seine Vision von der »Einheit der Wissenschaft« paßte gut zu den institutionellen Bedingungen, unter denen die empirische Sozialforschung entstanden war. Die Frage nach der »disziplinären Identität« wurde angesichts des Umstandes, daß ein außeruniversitäres Unternehmen sich nicht um die überkommenen Binnengliederungen der akademischen Wissenschaftswelt zu kümmern brauchte, zu einem nebensächlichen Problem. Interdisziplinarität war kein Gebot, sondern eine Selbstverständlichkeit. Der »Logische Empirismus« lieferte gleichsam eine wissenschaftlich-philosophische Begründung dafür.

Die Mitglieder des Lazarsfeld-Kreises wurden nicht zu »Logischen Empiristen«, indem sie die Werke Carnaps, Schlicks oder Neuraths systematisch studierten. Sie lernten aus Begegnungen, aus Diskussionen, kurz: aus »gelebten Erfahrungen«. Gerade auch dann, als sie selbst in der Welt des »Geistigen Wien« genügend »etabliert« waren, um mit den Proponenten der »wissenschaftlichen Weltauffassung« in persön-

lichen Kontakt zu treten: Im Februar 1930 gründete sich unter Mitwirkung des »Vereins Ernst Mach« eine von Rudolf Carnap geleitete »Studiengruppe für wissenschaftliche Zusammenarbeit«, an deren regelmäßigen Treffen in den Räumlichkeiten der Wiener Arbeiterkammer neben den Psychoanalytikern Wilhelm Reich und Heinz Hartmann, dem Biologen Ludwig Bertalanffy, den Nationalökonom Richard Strigl und Karl Polany, dem Bühler-Assistenten Egon Brunswik auch Lazarsfeld, Marie Jahoda und Hans Zeisl mit Vertretern des Wiener Kreises über das Verhältnis von Philosophie und Einzelwissenschaften diskutierten.<sup>260</sup> Solche informellen Arbeitsgemeinschaften mit interdisziplinären Zielsetzungen waren typisch für die außerhalb der Universitäten etablierte »wissenschaftliche Gegenkultur« im »Roten Wien«. Im Frühjahr 1933 beteiligten sich Lazarsfeld, Jahoda und Zeisl beispielsweise an einigen, vermutlich von Siegfried Bernfeld initiierten »Diskussionsabenden von Psychoanalytikern, Bühler-Schülern u. a.«, an denen der Philosoph Viktor Kraft auch die Positionen des »Logischen Empirismus« einbrachte.<sup>261</sup>

## Psychologie

Die Psychologie der Bühler-Schule mußte sich im Wien der Zwischenkriegszeit gegenüber einer mächtigen Konkurrenz behaupten. Der Umstand, daß mit Carl Furtmüller ein enger Mitarbeiter Alfred Adlers zunächst in der von Otto Glöckel im Unterrichtsministerium geleiteten »Schulreformabteilung« und nach der politisch erzwungenen Beschränkung der sozialdemokratischen Schulreformbewegung auf das neue Bundesland Wien im »Stadtschulrat« tätig war, ermöglichte es der Individualpsychologie, einen bestimmenden Einfluß auf den gesamten Schul- und Erziehungsbereich auszuüben. Adler selbst lehrte am »Pädagogischen Institut der Stadt Wien« im Rahmen der LehrerInnenfortbildung, von wo aus seine scheinbar lebensnahe, jedenfalls aber leicht zu verstehende »Alltagspsychologie« unter der Lehrerschaft rasch große Verbreitung fand. Aber auch an der Volks- und ArbeiterInnenbildung war Adler in den frühen zwanziger Jahren mit einer Unzahl von populärwissenschaftlichen Vorträgen beteiligt. Um 1920 gelang es ihm, am »Volksheim Ottakring« eine erste individualpsy-

chologische Erziehungsberatungsstelle einzurichten. In Zusammenarbeit mit interessierten LehrerInnen und mit den sozialistischen »Kinderfreunden« konnten nach dem Ottakringer Vorbild in den Folgejahren mehr als zwanzig solcher Beratungszentren – oft in enger Anbindung an Schulen – installiert werden.<sup>262</sup> Wie groß die Popularität Adlers im damaligen Wien war, läßt sich an der Besuchsfrequenz seiner Kurse über »Menschenkenntnis« am Volksheim Ottakring ablesen. Mindestens 500 HörerInnen wollten dort in jedem Semester seine Vorlesungen besuchen (Benetka, 1993).

In den zwanziger Jahren gelangen auch der Freudschen Psychoanalyse entscheidende Institutionalisierungs- und Professionalisierungsschritte. 1919 war der »Internationale Psychoanalytische Verlag«, 1922 das »Psychoanalytische Ambulatorium« in der Pelikangasse, 1924 schließlich ein eigenes »Lehrinstitut« gegründet worden. Infolge der von Freud im September 1918 propagierten »Massenanwendung«<sup>263</sup> hatte die »Bewegung« allmählich den Aufbau eines professionalisierten Psychotherapie-Betriebs voranzutreiben begonnen. Sicher war die politische Wirkung der Psychoanalyse weit weniger spektakulär als die der Individualpsychologie. Vor allem im Milieu der Intellektuellen, Literaten und Künstler konnte Freuds Lehre aber Fuß fassen und dadurch das Geistes- und Kulturleben Wiens in der Zwischenkriegszeit nachhaltig beeinflussen.

Im Vergleich zu Psychoanalyse und Individualpsychologie fristete die Psychologie der Bühler-Schule ein nahezu unbeachtetes Dasein. Sie war eine »akademische« Wissenschaft und auf akademische Diskurse blieb sie auch weitgehend beschränkt und bezogen. Jungen, an lebenspraktischen Problemen interessierten SozialistInnen schien sie inhaltlich zunächst nicht allzuviel Brauchbares zu bieten gehabt zu haben: Marie Jahoda erzählte in einem ihrer zahlreichen Interviews, daß sie völlig überrascht gewesen sei, als sie ihre »erste Vorlesung an der Universität hörte und Karl Bühler die Anatomie des Ohres erklärte, um die Sinneswahrnehmung zu besprechen« (zit. n. Fleck, 1988b, S. 346). Wie kam es also, daß begeisterte AktivistInnen der Arbeiterbewegung wie Jahoda und Lazarsfeld sich gerade der von Karl und Charlotte Bühler repräsentierten Tradition der »akademischen Psycho-



logie« und nicht den viel populäreren und weit mehr an sozial- und kulturkritischen Fragen orientierten Schulen der Individualpsychologie bzw. der Psychoanalyse anschlossen?

Für Lazarsfeld war in der Rückschau die Sachlage klar und einfach:

Während ich noch studierte, wendete sich mein Interesse an den Sozialwissenschaften in eine neue Richtung: Entscheidend dafür war die Berufung zweier berühmter Psychologen an die Wiener Universität. Bis dahin war dort keine Psychologie im eigentlichen Sinne gelehrt worden. Das änderte sich, als Charlotte und Karl Bühler im Jahr 1923 nach Wien kamen und damit beauftragt wurden, ein neues Institut aufzubauen. [...] Ich beteiligte mich an den frühen Seminaren und wurde nach einer gewissen Zeit gebeten, eine Vorlesung über Statistik zu halten. (Lazarsfeld, 1975, S. 150–151)

So als ob er erst durch die Bühlers zur Psychologie gelangt wäre. Kein Wort davon, daß er sich von Jugend an in einem von Psychologie bestimmten Milieu bewegt hatte. Der Austromarxismus mit seiner Betonung des subjektiven Faktors des historischen Prozesses war prinzipiell offen gewesen für psychologische Erklärungsmuster, vor allem für solche Adlerscher Provenienz. Mit Sicherheit wurden Fragen des Verhältnisses von Marxismus und Psychologie häufig im berühmten Salon Sofie Lazarsfelds diskutiert, in dem praktisch die gesamte links-intellektuelle Prominenz Wiens verkehrte. Sofie Lazarsfeld selbst war Individualpsychologin und hatte eine eigene Praxis, in der sie neben Erziehungs- vor allem Ehe-, Familien- und Sexualberatungen durchführte (Handlbauer, 1984, S. 182–183). Kontakte gab es auch zur Psychoanalyse: Namentlich zu Siegfried Bernfeld, der mit Sofie Lazarsfeld befreundet war und dem Paul Lazarsfeld persönlich viel zu verdanken hatte: die Aufnahme in den Sprechsaal der Jugendkulturbewegung (Scheu, 1985, S. 57), den Ratschlag, sich an das Bühler-Institut zu wenden (Rosenmayr, 1962, S. 74), »Kinderheim Baumgarten« als Modell für die sozialistischen Ferienkolonien, später dann den Anstoß zur Entwicklung des Konzepts der »verkürzten Pubertät« im Rahmen der Jugend-Theorie Charlotte Bühlers.

Lazarsfeld selbst folgte dann nicht dem psychoanalytischen Weg Bernfelds, sondern dem individualpsychologischen seiner Mutter. Die beiden Texte, die er in dem von Sofie Lazarsfeld herausgegebenen erziehungspraktischen Ratgeber publizierte, markierten nur den Endpunkt seines jahrelangen Engagements innerhalb der individualpsychologischen Bewegung (Lazarsfeld, 1929a, Lazarsfeld et al., 1929). 1927, in dem Jahr, in dem er Marie Jahoda heiratete, nahm er mit ihr gemeinsam an den beiden in Dresden und Wien von einer Gruppe um das Ehepaar Alice und Otto Rühle veranstalteten »Internationalen Kongressen Sozialistischer Individualpsychologen« teil (Lazarsfeld, 1927a). Jahoda hielt am Wiener Kongreß ein Referat über »Berufsprobleme aus individualpsychologischer Sicht« (Jahoda, 1927a), in dem der Begriff der »Arbeitsfreude« und damit verbunden eine scharfe Kritik des Einsatzes psychotechnischer Methoden in kapitalistischen Großbetrieben im Mittelpunkt standen (Fleck, 1990b, S. 138–142).

Die »Industriepsychologie« war dann auch jener Themenbereich gewesen, mit dem sich Lazarsfeld und Jahoda in dieser Phase ihrer intellektuellen Entwicklung intensiv beschäftigt hatten.<sup>264</sup> In den Artikeln,<sup>265</sup> die sie dazu verfaßten, betrieben sie aber keine Psychologie im eigentlichen Sinn des Wortes: Psychologisches blieb darin auf die Kritik der Psychotechnik und auf das programmatische Postulat beschränkt, daß eine »andere«, nicht den Verwertungsinteressen des Kapitals unterworfenen Psychologie irgendwie nützlich sein könnte für den revolutionären Kampf der österreichischen Arbeiterbewegung.

Nach David S. Sills soll Lazarsfeld einmal gesagt haben, er sei auf dieselbe Art zum Sozialisten geworden wie zum Wiener: durch Geburt (Sills, 1979b, S. 411). Bereits in seinen frühen Schriften finden sich Anhaltspunkte dafür, was Lazarsfeld mit diesem Aperçu gemeint haben könnte: In einem Aufsatz über de Mans Marxismus-Kritik<sup>266</sup> (Lazarsfeld, 1927d) betonte er, daß er sich den Marxismus auf dem Wege des »Erlebnisses« angeeignet hatte. Also nicht durch intensives Studium, sondern durch selbstverständliches Mitleben in der sozialistischen Bewegung. Das gleiche gilt wohl auch in Bezug auf die Psychologie. Es ist gar nicht ausgemacht, daß der junge Lazarsfeld

theoretische Schriften von Adler oder Freud eingehend durchgearbeitet hatte. »Osmose« sei damals die geläufigste Form der Ideenwerbung gewesen, wie Marie Jahoda nicht ohne Ironie anmerkte. Was man wußte, wußte man aufgrund von Gesprächen, Diskussionen, aufgrund von »Erlebnissen« – für die es in der sozialistischen Jugendbewegung wie im Salon von Lazarsfelds Mutter Gelegenheit genug gab.

Neben dem durch »Erleben« angeeigneten Wissen standen die wissenschaftlichen Qualifikationen, die Lazarsfeld in seinem Studium der Mathematik erworben hatte. Offensichtlich war es ihm lange Zeit nicht gelungen, beide Bereiche miteinander zu verbinden. Seinen frühen Publikationen über »sozialistische Erziehung« und »politische Psychologie« hatten mit Mathematik nichts zu tun. Die Psychologie der Bühler-Schule bot ihm nun die Möglichkeit, seine formalwissenschaftlichen Kenntnisse für seine sozialpsychologischen Interessen nutzbar zu machen.<sup>267</sup>

Die mit jugendbewegtem Pathos eingebrachten politischen Ambitionen mußten dabei allerdings zurückgestellt werden:

Für meinen Sammelband Jugend und Beruf hatte ich eine große Zahl von Daten aus verschiedenen Quellen so zu koordinieren, daß ein System von Konzepten mit großer Kohärenz dabei entsteht. Diese Arbeit gefiel ihr [Charlotte Bühler], und sie zeigte sich auch zugänglich für die These, daß man bei der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Problemen der heranwachsenden Jugend zwischen deren Sozialschichten (Arbeiterjugend, Jugend aus mittelständischen Schichten) unterscheiden müsse. Aber der Stil, in dem der Abschnitt über die proletarische Jugend geschrieben war, wurde von ihr scharf beanstandet. Ich steckte in der Tat an den Stellen, wo von der Ausbeutung durch die bürgerliche Gesellschaft die Rede war, voller Anteilnahme, und der mahnende Ton in diesem Teil der Arbeit unterschied sich sehr von dem Rest des Textes. Diese Tatsache ließ sich nicht bestreiten, und schließlich schrieb ich eine neue Version. An den Argumenten wurde nichts verändert, aber die Formulierung geriet weniger kritisch als vielmehr beschreibend und naturalistisch. (Lazarsfeld, 1975, S. 161)

Fleck (1990b u. c) sprach in diesem Zusammenhang von einer »Disziplinierung«, der Lazarsfelds Denken durch den Einfluß von Karl und Charlotte Bühler unterworfen war. An den Titeln seiner ersten Publikationen, die im Umfeld des Instituts entstanden waren, zeigt sich, wie eng er vom Ehepaar Bühler zunächst auf die Rolle des Statistikers festgelegt wurde. Ein längerer, in der »Zeitschrift für Psychologie« abgedruckter Aufsatz »Zur Normierung entwicklungspsychologischer Daten« markierte 1928 den Beginn seiner fachpsychologischen Veröffentlichungen (Lazarsfeld, 1928). 1929 erschienen in der »Psychotechnischen Zeitschrift« zwei kleinere Arbeiten über »Die Bedeutung der normalen Verteilungskurve für die Leistungsmessung« und den »Anwendungsbereich des Ruppschen Koeffizienten« (Lazarsfeld, 1929b u. c) und sein vielbeachtetes Statistik-Lehrbuch (1929d). In der Schulreform-Zeitschrift »Die Quelle« publizierte er schließlich einen auch in theoretischer Hinsicht bedeutsamen Beitrag: eine korellationsstatistische Überprüfung der Beziehungen zwischen körperlicher und geistiger Entwicklung (1929e).

Lazarsfeld stellte darin zunächst drei in der Psychologie gängige Standpunkte zur Diskussion: Zwischen körperlicher und geistiger Entwicklung bestehe

1. ein positiver Zusammenhang,
2. ein negativer Zusammenhang,
3. überhaupt kein Zusammenhang.

Karl Bühler hatte die Vermutung geäußert, daß sich bei eingehender Analyse eventuell alle drei Hypothesen in ein einheitliches Konzept integrieren lassen könnten. Bühlers Ansicht wurde in Lazarsfeld statistischer Bearbeitung eines großen, im Rahmen der Versuchsklassenzentrale am »Pädagogischen Institut der Stadt Wien« gesammelten Datenmaterials bestätigt: »Es gibt«, so faßte Lazarsfeld seine Ergebnisse zusammen, »eine Gruppe von Kindern mit hoher Korrelation zwischen geistigem und physischem Entwicklungsstand [...], eine andere mit ausgesprochener Antikorrelation [...]. Die beiden Typen sind vom 8. Lebensjahr an zahlenmäßig ungefähr gleich stark – mit kleinem Überwiegen der ersten Gruppe –, so daß bei einer zufällig herausgegriffenen und nach statistischen Methoden untersuchten Gruppe die

Korrelationskoeffizienten nahe bei 0, aber im allgemeinen positiv sein werden« (Lazarsfeld, 1929e, S. 809).

Vor allem im Rahmen von Charlotte Böhlers »Psychologie der menschlichen Entwicklung« fand Lazarsfeld in den Folgejahren ein breites Anwendungsfeld für seine formalwissenschaftlichen Kenntnisse vor. Auch sehr komplexe psychische Sachverhalte waren, wie Charlotte Bühler immer wieder zu demonstrieren vermochte, bei geeigneter begrifflicher Fassung recht einfach einer statistischen Behandlung zugänglich zu machen. Hans Zeisl griff in seinem historischen Anhang zur »Marienthal-Studie«, in dem er den Beitrag der Bühler-Schule zur Entwicklung einer gehaltvollen wissenschaftlichen »Soziographie« gebührend würdigte, wahllos zwei Beispiele heraus:

Sie [Charlotte Bühler] untersucht [...] das Verhalten verschiedenaltiger Kinder in einer Spielsituation. In einer der hierbei verwendeten statistischen Tabellen finden sich folgende Spiel-Kategorien: »Keine Aufgabe – Nach- und Mitmachen – Festumschriebene Aufgabe – Aufgabe mit Spielraum bei der Durchführung«. Es gelingt unschwer, zahlenmäßige Zusammenhänge dieser Kategorien mit dem Alter der Kinder nachzuweisen. – Oder sie unterscheidet in den Briefen Humboldts drei Äußerungen über sein eigenes Leben: »Unspezifische – Spezifische – Auf ein Ergebnis Gerichtete.« Es zeigte sich, daß drei aufeinanderfolgende Phasen von Humboldts Leben durch ein Vorherrschen je einer dieser Äußerungen bestimmt sind. (Jahoda u. Zeisl, 1933, S. 118)

Für Lazarsfeld war aus der Zusammenarbeit mit Charlotte Bühler ein doppelter Gewinn zu ziehen. Zum einen lernte er konkrete Formen empirischer Forschung kennen, in die er seine statistischen Qualifikationen einbringen konnte. Zum anderen aber öffnete sich ihm über das Ehepaar Bühler ein Zugang zur internationalen Welt der Wissenschaft, die nicht nur auf Lazarsfeld, sondern auf die gesamte mit ihm assoziierte Gruppe eine große Anziehungskraft ausübte. Für die tief in dem für den Austromarxismus typischen »Lokalpatriotismus« verwurzelten Jung-Intellektuellen bot sich aufgrund der Vielzahl an ausländischen Gästen, die Karl und Charlotte Bühler am Psychologischen Institut

Besuche abstatteten, die Möglichkeit, mit anderen Traditionen, Ideen und Ansätzen in den Sozialwissenschaften in Kontakt zu kommen und diese mit dem eigenen Erfahrungshintergrund zu verknüpfen. Neben dem persönlichen Interesse war es wohl auch diese »Internationalität« des Wiener Psychologischen Instituts, die die Gruppe zum intensiven Studium sozialwissenschaftlich relevanter Literatur aus dem angloamerikanischen Sprachraum führte: »Wir lasen«, schrieb Hans Zeisel,

mit Eifer Bücher wie »Lynds Middletown«, Booths »Survey of London«, aber vor allem die ersten guten Lehrbücher der angewandten Statistik, die damals in Amerika zu erscheinen begannen (Zeisel, 1988, S. 158).

Auch in dieser Hinsicht ist die berühmte »Marienthal-Studie« bemerkenswert: als ein klassisches Beispiel dafür, zu welch fruchtbarem Ende Denktraditionen verschiedenen Ursprungs miteinander verbunden werden konnten. Der »ökumenische Geist« dieser Arbeit spiegelte aber nur das von intellektueller Offenheit, methodischem Pluralismus und interdisziplinärer Ausrichtung geprägte geistige Klima wider, das für das Wiener Psychologische Institut der Zwischenkriegszeit kennzeichnend war. Nicht zu Unrecht hatte Lazarsfeld die Herstellung dieses so anregenden wissenschaftlichen Kontexts mit der Persönlichkeit und dem stets auf die Synthese von vordergründig als inkommensurabel erscheinenden Theorien abzielenden Denkstils Karl Bühlers in Verbindung gebracht (Lazarsfeld, 1959).

#### 2.4.1.3 Sozialwissenschaftliche Forschung

Im Rahmen der »Österreichischen Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle« seien – so interpretiert man die Geschichte aus heutiger Sicht für gewöhnlich – erste Ansätze zur Entwicklung der modernen »empirischen Sozialforschung« vorgelegt worden. Aus ihrer Heimat vertrieben, hätten die Angehörigen des Kreises um Lazarsfeld dann eben in ihren Emigrationsländern einer mit sozialen und politischen Tatbeständen befaßten, »sozialwissenschaftlichen Forschungstradition« zum Durchbruch verholfen. Im deutschen Sprachraum aber habe

der Faschismus alle Spuren dieser Anfänge einer »empirischen Soziologie« gründlich ausgelöscht.

Die Rede von der Begründung einer neuen sozialwissenschaftlichen Forschungstradition ist letztlich einer einzigen, kaum neunzig Seiten starken Schrift geschuldet: »Die Arbeitslosen von Marienthal«, so lautete der Titel des als Band 5 in der von Karl Bühler herausgegebenen Reihe »Psychologischer Monographien« erschienenen Buches. Ansonsten hatte die »Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle« nicht mehr allzuviel publiziert: Da gab es noch die an der juridischen Fakultät zur Erlangung eines staatswissenschaftlichen Doktorats eingereichte Dissertation von Lotte Radermacher, in der soziologisch relevante Daten von mehr als 20 000 VolkshochschülhörerInnen erhoben wurden. 1932 veröffentlichte sie eine Kurzfassung dieser unter Lazarsfelds Anleitung entstandenen Untersuchung in der »Zeitschrift für angewandte Psychologie« (Radermacher, 1932). Über die im Frühjahr 1931 für die RAVAG durchgeführte Studie zu den Programmwünschen österreichischer Radiohörer stattete Gertrud Wagner 1934 im »Archiv für die gesamte Psychologie« einen acht Seiten langen Bericht ab (Wagner, 1934). Dazu kam ein kleiner theoretischer Beitrag Marie Jahodas zu Horkheimers »Studien über Autorität und Familie« (Jahoda, 1936). Lazarsfeld hatte für dasselbe Buch die Auswertung und Endredaktion einer von Käthe Leichter in der Schweiz durchgeführten Jugend-Erhebung besorgt (Lazarsfeld u. Leichter, 1936). Schließlich erschienen in den frühen dreißiger Jahren die ersten gedruckten Aufsätze über den Stand der Untersuchungen auf dem neu erschlossenen Gebiet der Marktforschung, die, so scheint es jedenfalls, den eigentlichen Arbeitsschwerpunkt der »Österreichischen Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle« gebildet hatten (Lazarsfeld, 1932a, 1932b u. 1934; Zeisl, 1934). In einer vermutlich bereits 1933 zusammengestellten Werbebroschüre wurden die Produkte angeführt, über die KonsumentInnenbefragungen angestellt worden waren. »Wir haben untersucht« hieß es da, und es folgte eine Aufzählung all der Gebrauchsgüter und Dienstleistungen, die man bislang beforscht hatte: »Bier, Blumen, Butter, elektrische Geräte, Essig, Fett, Fremdenverkehr, Handschuhe, Heißwasserspeicher, Herrenkleider, Kaffee, Kleiderständer, Kölnischwas-

ser, Kunstseide, Margarine, Radio, Schokolade, Schuhe, Spielzeug, Strickkleider, Strümpfe, Teigwaren, Tee, Waschanstalt, Wolle«. <sup>268</sup>

### Marktuntersuchungen

Das methodische Design der Marktuntersuchungen war schlicht und einfach. Es wurde ein Interview-Leitfaden ausgearbeitet, mit dem speziell eingeschulte »Rechercheure« – zumeist Psychologie-StudentInnen – KonsumentInnen befragten. Über Stichprobenauswahl und Probleme der »Repräsentativität« zerbrach man sich nicht den Kopf. Man vertraute auf das »Argument der großen Zahl« und erhob soviel Material wie nur möglich. In einem Gutachten der Forschungsstelle über den Milchverbrauch in Berlin etwa wurden nicht weniger als 1200 Personen, die nicht nur über sich selbst, sondern auch über ihre Mitbewohner und Familienangehörigen Angaben machen sollten, kontaktiert. So standen schließlich Daten von über 4000 BerlinerInnen für die Auswertung zur Verfügung (Fleck, 1990b, S. 169).

Die »statistische« Verarbeitung des Materials erfolgte auf recht simple Art und Weise. Meist ging sie über die bloße Auszählung von Antwort-Häufigkeiten nicht hinaus. Stets miterhoben und mitverrechnet wurden Geschlecht, Alter und »Schichtvariablen« wie Schulbildung, Beruf und Einkommen. Originell waren die inhaltlichen Schlüsse, die man zog, nicht die empirischen Untersuchungsmethoden. Oft enthielten die Gutachten, <sup>269</sup> die die Forschungsstelle anfertigte, sehr gezielte Handlungsanweisungen für die Planung von Werbekampagnen und die Verbesserung von Verkaufsstrategien. Beispiele dafür finden sich in den einschlägigen Publikationen von Lazarsfeld (1932a, 1932b u. 1934) und Zeisl (1934) zur Genüge: über den Ratschlag für eine Großwäscherei, ihre Dienste gezielt jenen Familien anzubieten, die gerade einen Todesfall zu beklagen hatten, bis hin zur »tiefenpsychologischen« Einsicht, daß die KäuferInnen von Schuhen infolge der zumindest teilweisen »Entblößung« ihrer Füße beim Anprobieren ein »Minderwertigkeitsgefühl« entwickelten, auf das das Verkaufspersonal taktvoll und diskret reagieren sollte.



Für die Auftraggeber war diese »Marktforschung« brauchbar und praktisch zu verwerten. Einen innovativen Beitrag zum Fortschritt der Sozialwissenschaften stellte sie aber nicht dar.<sup>270</sup>

### »Marienthal«

Für Paul Lazarsfeld war der, letztlich bis auf den heutigen Tag anhaltende, »Erfolg« der »Marienthal-Studie« leicht zu erklären. Die wissenschaftliche Innovation, die der kleine »soziographische Versuch« über ein arbeitsloses Dorf im Süden von Wien gebracht habe, sei im Bereich der darin verwendeten Methodik zu suchen (Lazarsfeld, 1960). Christian Fleck (1990b, S. 172–174) hat in seiner Analyse des in »Marienthal« zum Einsatz gebrachten »Methoden-Mix« die einzelnen Verfahren zu identifizieren und nach dem Kriterium der »Originalität«<sup>271</sup> zu ordnen versucht. Ein großer Teil der von ihm als »originell« eingestuften Methoden war tatsächlich aber schon in der Entwicklungspsychologie Charlotte Bühlers zum Einsatz gekommen: Tagebuchanalysen etwa, teilnehmende Beobachtung im Zuge von Familienbesuchen, die Herstellung von »projektivem Material« in Form von Schulaufsätzen, schließlich die direkte Erhebung von Lebensgeschichten. Für sich genommen waren die Verfahren also kaum »innovativ«. Der Umstand, daß viele verschiedene, quantitative wie qualitative Erhebungsmethoden miteinander kombiniert wurden, setzte eigentlich – wenn auch auf einem bis dato in der Bühler-Schule noch nicht erreichten Reflexionsniveau – »nur« das in die Praxis um, was am Psychologischen Institut spätestens seit dem Erscheinen von Karl Bühlers »Krise der Psychologie« (K. Bühler, 1927) ohnehin als erkenntnistheoretische Maxime galt: daß komplexe psychische Sachverhalte stets von verschiedenen Gesichtspunkten aus zu betrachten und nur durch einen auf die Eigentümlichkeiten des Gegenstandes abgestimmten »Methodenpluralismus« adäquat zu erfassen seien.

Die »Marienthal-Studie« stellte, so könnte man argumentieren, ein Forschungsunternehmen dar, daß vom Projekt her »typisch« war für den »Geist« und die Arbeitsweise des Bühler-Instituts. Und doch ist diese Argumentation mit einem entscheidenden Fehler behaftet. »Neu« gegenüber dem Wissenschaftsverständnis der übrigen Bühler-Schule

war die *politische* Motivation, die dem soziographischen Versuch über die Folgen lang andauernder Arbeitslosigkeit zugrunde lag. »Marienthal«, so meinte Marie Jahoda, sei »einzigartig« gewesen:

Und obwohl Paul Lazarsfeld für die neuen deutschen Ausgaben ein Vorwort geschrieben hat, in dem er sagt, daß es die erste Stufe seiner ganzen methodologischen Entwicklung war, ist das einfach nicht richtig. Marienthal konnte nur entstehen in einer Gruppe von Menschen, für die das Problem wichtiger war als die Methode. (Jahoda, 1979a, S. 120)

Das Problem war die Zukunft des Sozialismus: Würden die ökonomischen und sozialen Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise ein kämpferisches, revolutionäres Proletariat hervorbringen oder zu Entmutigung und Resignation der Arbeiterklasse führen? Das war es, was Lazarsfeld, Jahoda, Zeisl und ihre MitarbeiterInnen »wissen« wollten. Man betrachtete die strategischen Spekulationen mit Skepsis und vertraute auf das – nicht zuletzt am Psychologischen Institut von Karl und Charlotte Bühler – angeeignete Handwerkszeug zur Gewinnung von Tatsachefeststellungen über konkretes menschliches Tun und Lassen.

Das Ergebnis darf als bekannt vorausgesetzt werden: Die

Studie hat ganz klar gezeigt, daß das Elend nicht zu einer sozialistischen Revolution führt, daß Menschen, die nicht genug zu essen haben und keine Aussicht auf eine regelmäßige Arbeitsmöglichkeit, nicht die Menschen sein können, die zu einer sozialistischen Revolution beitragen. Das ist die Bedeutung von Marienthal, mehr als die Methoden. (Jahoda, 1979a, S. 122)

Natürlich verstand sich die Gruppe damals als eine Gemeinschaft von WissenschaftlerInnen. Eine politisch motivierte Sozialforschung sollte, ja mußte ihrem Anspruch nach auch wissenschaftlich relevant sein. Im Falle der Marienthal-Studie konnte schließlich beides realisiert werden: Politisch bedeutsame Aussagen auf der Grundlage streng empirischer »Tatsachenforschung«. Diese Art von Studien wollte der Kreis um die »Österreichische Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle« eigent-

lich durchführen. Das Geld dazu erhoffte man sich über die Marktforschung zu beschaffen. Das Vorhaben scheiterte. Politisch und sozialwissenschaftlich relevante Projekte gab es genug: Eine Studie über den Lebensstil Wiener Bettler (Jahoda, 1979a, S. 118) etwa, großangelegte Erhebungen über den Wissens- und Bildungsstand der Bevölkerung.<sup>272</sup> Dafür allerdings fanden sich keine Geldgeber mehr. Das zusammengetragene Material ging verloren.



### 3 Blütezeit inmitten der Krise: Das Wiener Psychologische Institut im Kontext der institutionellen Entwicklung der akademischen Psychologie im deutschen Sprachraum bis 1933

#### 3.1 ZUR INSTITUTIONELLEN LAGE DER AKADEMISCHEN PSYCHOLOGIE IN DER ZWISCHENKRIEGSZEIT

Zu Beginn der zwanziger Jahre durfte die deutsche PsychologInnen-Zunft noch mit einigem Optimismus in die Zukunft blicken: Der praktische Einsatz psychologischen Wissens in Form von psychotechnischen Eignungsprüfungen im und nach dem Ersten Weltkrieg – zunächst bei der Auswahl technischen Personals beim Militär, später dann im Rahmen der Rationalisierungsbestrebungen der deutschen Großindustrie<sup>1</sup> – schien die vor 1914 so oft beschworene »soziale Relevanz« der Psychologie eindrucksvoll bestätigt zu haben. Ein »Institutionalisierungsschub« begann sich abzuzeichnen: An Technischen Hochschulen und an Wirtschafts- und Handelshochschulen wurden nach und nach entweder psychotechnische bzw. psychologische Professuren eingerichtet oder zumindest einschlägige Lehraufträge an PsychologInnen vergeben.<sup>2</sup>

Selbst von den sonst gegenüber der Herstellung praktischer Anwendungsbezüge traditionell skeptisch eingestellten Professorenkollegien der Universitäten durften sich die PsychologInnen nun eine Aufwertung ihres Faches erwarten: Im Oktober 1923, am Höhepunkt der Inflation, wurde in Leipzig die erste planmäßige außerordentliche Professur für angewandte Psychologie installiert. In Göttingen und Berlin existierten damals schon eigene, ausschließlich mit Fragen der praktischen Anwendung der Psychologie befaßte Instituts-Abteilungen. Dazu kam, daß die akademische Psychologie auch aus den in Folge der politischen Umbrüche im gesamten deutschen Sprachraum erstarkten Schulreformbewegungen in institutioneller Hinsicht einen Nutzen zu ziehen vermochte. Die Gründung des Wiener Psychologischen Instituts war nur

ein Beispiel dafür. Wie in Wien die sozialistische Gemeindeverwaltung, so hatte sich in Thüringen die von Sozialdemokraten und Kommunisten gemeinsam getragene Landesregierung den Forderungen der Volksschullehrerschaft nach einer Verwissenschaftlichung ihrer Ausbildung angenommen. Ein Resultat der Interessenkoalition von Lehrerinnen und linken SchulpolitikerInnen war auch in diesem Fall die Einrichtung einer psychologischen Universitätsprofessur: In Jena setzte das Volksbildungsministerium 1923 diesen Lehrstuhl<sup>3</sup> gegen den ausdrücklichen Willen der dort ansässigen Philosophen durch.

Die »scientific community« der akademischen PsychologInnen reagierte auf die in schulpädagogischen und industriellen Zusammenhängen entstandene »gesellschaftliche Nachfrage« nach praktisch verwertbaren psychologischen Kenntnissen auf ihre Weise. Am ersten Nachkriegskongreß der »Gesellschaft für experimentelle Psychologie« im April 1921 standen vor allem Referate über »angewandte Psychologie« auf dem Programm (Bühler, 1922b). Unter ständiger Betonung des jetzt – wie man glaubte – »ausgewiesenen« Praxisbezugs wurden Forderungen nach einer Ausdehnung der institutionellen Basis des Faches geltend gemacht: »Da der praktische Wert der Psychologie von den Regierungen der Gegenwart kaum geleugnet werden dürfte«, regte Karl Marbe in seinem Vortrag »ein Rundschreiben an die deutschen Regierungen und die philosophischen Fakultäten an, in welchem die notwendige Erweiterung des psychologischen Unterrichts und der psychologischen Institute« herausgestellt werden sollte. Die Psychologie habe, so argumentierte Marbe, aufgrund ihres hohen wissenschaftlichen Standards und ihrer großen praktischen Bedeutung eigentlich längst schon die Berechtigung erlangt, an allen deutschen Universitäten als selbständiges Fach mit eigener Prüfungsordnung vertreten zu werden (Marbe, 1922).<sup>4</sup>

Das von Marbe vorgeschlagene »Rundschreiben« kam tatsächlich zustande. Georg Elias Müller verschickte in seiner Funktion als Vorsitzender der »Gesellschaft für experimentelle Psychologie« ein entsprechendes Dekret an die Rektorate der deutschsprachigen Universitäten. Alle verantwortlichen Stellen, so hieß es darin, seien dazu aufgerufen,

sich dahin bemühen zu wollen, daß an denjenigen Hochschulen, an welchen die Psychologie zur Zeit fachmännisch nicht vertreten ist, die Interessen der Psychologie bei der Neubesetzung philosophischer bzw. durch Errichtung neuer Professuren die gebührende Berücksichtigung finden. (Zit. n. Geuter, 1984a, S. 94)

Die neu gewonnene Selbstgewißheit der eigenen Bedeutung und Stärke erwies sich aber bald schon als eine trügerische Illusion, d. h. als ein Glaube, bei dessen Motivierung sich die phantasierte Erfüllung des Wunsches nach sozialem und wissenschaftlichem Ansehen nur allzu deutlich in den Vordergrund drängte. Zu vage war die institutionelle Ausgangslage. Der Nachweis der eigenen praktischen Relevanz blieb eingeeengt auf die Psychotechnik, deren Anwendung zumeist nicht in den Händen von PsychologInnen, sondern von Ingenieuren lag, die sich in kurzen Fortbildungskursen an Psychotechnischen Hochschul- oder Privatinstituten mit den einschlägigen Prüfverfahren vertraut gemacht hatten. Zudem setzten die Gewerkschaften der Einführung von psychotechnischen Eignungsprüfungen in Industriebetrieben immer stärkeren Widerstand entgegen. Mit den sozialpolitischen Debatten über die Rationalisierung und deren Folgen im letzten Drittel der zwanziger Jahre geriet schließlich die Psychotechnik zunehmend auch in einer breiteren Öffentlichkeit in Mißkredit (Métraux, 1985). An den Universitäten sicherte die disziplinäre Anbindung an die Philosophie dem Fach zwar einen festen Platz in der akademischen Ausbildung von MittelschullehrerInnen zu. Dafür war aber die Vertretung der Psychologie auf jene Universitäten beschränkt, die über zumindest zwei Lehrstühle für Philosophie verfügten. Eine hochschulpolitische Tendenzwende oder wirtschaftliche Probleme konnten die Stellung der Disziplin auch an diesen Universitäten unsicher werden lassen (Ash, 1985a, S. 69).

Kein Wunder also, daß die Hoffnungen der PsychologInnen im Verlauf der zwanziger Jahre herb enttäuscht wurden. Von einer Vertretung der Psychologie an allen deutschen Reichsuniversitäten konnte nicht einmal annähernd die Rede sein: Nur an 14 der insgesamt 23 Universitäten war sie institutionell verankert. Bereits zu Beginn der

zwanziger Jahre, lange vor dem Einsetzen der Weltwirtschaftskrise, gingen die ersten Lehrstühle verloren. Krisenstimmung machte sich breit. Nicht eine »Aufbau-«, sondern eine »Bestandskrise« war zu beklagen. Auch dafür fand Karl Bühler die passenden Worte: Als Vorsitzender der mittlerweile in »Deutsche Gesellschaft für Psychologie« umbenannten Fachvertretung<sup>5</sup> brachte er zehn Jahre nach dem von optimistischen Zukunftsvorstellungen geprägten ersten Nachkriegskongreß den allgemein eingetretenen Katzenjammer zum Ausdruck:

Die Psychologie ist in Bedrängnis geraten von außen her. Die Zahl ihrer Forschungsstätten an den Universitäten ist nicht gewachsen, wie es nötig wäre, sondern zurückgegangen in einem Ausmaß, das als besorgniserregend bezeichnet werden muß. Und noch ist nicht abzusehen, wann und an welchem Punkt diese Reduktionsbewegung enden mag.

Der ganze Osten und der Westen Preußens sind heute ohne akademisch regulär besetzte psychologische Institute: Königsberg, Breslau, Bonn sind verloren gegangen; ich könnte noch ein paar Universitäten nennen, wo die psychologischen Institute von den Regierungen nur eine kümmerliche Unterstützung erfahren.

Die äußere Lage ist ernst; ohne ausreichende Fürsorge der staatlichen Faktoren und außerhalb der Universitäten müßte die Psychologie in Deutschland, wo sie vor zwei Menschenaltern den hoffnungsvollen Aufschwung nahm, in Rückstand geraten und verkümmern. Es ist meine Pflicht als Vorsitzender der deutschen Gesellschaft für Psychologie, dies öffentlich und nachdrücklich auszusprechen. (Bühler, 1932a, S. 3)

Der Lehrstuhl in Breslau war bereits 1916 nach dem Abgang William Sterns nach Hamburg, jener in Königsberg 1922 nach der Berufung Narziß Achs nach Göttingen nicht mit einem Angehörigen der »scientific community« der akademischen PsychologInnen nachbesetzt worden. Bonn ging im Zuge der Emeritierung Gustav Störriings in den Jahren 1928/29 an die »reine« Philosophie verloren. Deutlich schwang in Bühlers Klage ein resignativer Unterton mit. Angesichts der ökonomischen Misere war zu Beginn der dreißiger Jahre keine Besserung mehr zu erwarten.



Kämpferisch hingegen hatten sich Karl Bühler und mit ihm der gesamte Vorstand der »Deutschen Gesellschaft für Psychologie« noch im Frühsommer 1929 gegeben, als sich der endgültige Verlust von Störings Lehrkanzel in Bonn abzuzeichnen begann. Mit einer »Kundgebung über die Pflege der Psychologie an den deutschen Hochschulen« war man damals an die Öffentlichkeit getreten, um gegen die – wie man meinte – Psychologie-feindliche Hochschulpolitik der Preußischen Unterrichtsbehörden zu protestieren. Von einem »Abbau« und einer »Verdrängung« der Psychologie »aus ihrer bisherigen Stellung« stand in dem Manifest zu lesen, die ungeachtet der Tatsache erfolgt seien, daß das Fach in den letzten Jahren eine »innere Erneuerung und Erweiterung« erfahren hätte, durch die es weit über die engen Grenzen seiner Anfänge »hinausgehoben« worden wäre. Auf die Überwindung der früheren Starrheit der experimentellen Methoden wurde in diesem Zusammenhang hingewiesen wie überhaupt auf die allmähliche Aufweichung eines eng an das Experiment gebundenen Methodenmonismus. Eine unübersehbare Zahl an neuen Arbeitsbereichen sei gerade durch Fortschritte in der Methodik der Psychologie erschlossen, die Verbindungen des Faches zu den Natur- und Geisteswissenschaften damit vertieft und »eine früher nicht abzuschätzende Bedeutung für praktische Kulturgebiete« gewonnen worden. Die »Kulturaufgaben der deutschen Wissenschaft sowie des akademischen Unterrichts« würden »in unverantwortlicher Weise« verletzt werden, falls die »gegenwärtige Tendenz maßgebender Instanzen auf Einschränkung der akademischen Vertretung der Psychologie bestehen bliebe«. Unterfertigt war das Papier (Volkelt, 1930, S. VII–X), dem sich übrigens keineswegs alle FachkollegInnen inhaltlich anschließen wollten<sup>6</sup>, von allen sieben Vorstandsmitgliedern der »Deutschen Gesellschaft für Psychologie«, an erster Stelle natürlich vom Vorsitzenden, von Karl Bühler.

Der – ganz offensichtlich von der Sorge um die schlechten beruflichen Zukunftsaussichten des akademischen Nachwuchses motivierten<sup>7</sup> – Initiative war kein Erfolg beschieden. Wenige Tage nachdem man mit Rechtswirksamkeit vom 1. Juli 1929 mit Erich Rothacker einen der »reinen Philosophie« zuzurechnenden Universitätslehrer

zum Nachfolger Störrings ernannt hatte, wurden Karl Bühler und Narziß Ach im Auftrag des Vorstands der »Deutschen Gesellschaft für Psychologie« in der Preußischen Unterrichtsverwaltung persönlich vorstellig, um gegen die »Nichtbesetzung des Störringschen Lehrstuhls mit einem Psychologen« Einspruch zu erheben (Geuter, 1984a, S. 96). Diese Aktion hatte aber nur mehr symbolischen Charakter. An den bereits vollzogenen Beschlüssen des Ministeriums änderte sie nichts mehr.

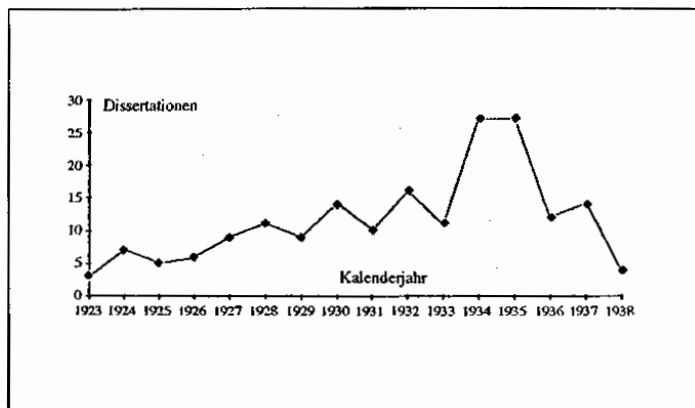
### 3.2 AUFSCWUNG UND INTERNATIONALES RENOMMEE: DAS WIENER PSYCHOLOGISCHE INSTITUT AM BEGINN DER DREISSIGER JAHRE

Als Leiter des Wiener Psychologischen Instituts brauchte Karl Bühler am Beginn der dreißiger Jahre keine lauten Klagen zu führen. Finanziell war man gut abgesichert: 1931, im selben Jahr, in dem Bühler in seiner Eigenschaft als Vorsitzender der »Deutschen Gesellschaft für Psychologie« bei der Eröffnung des Hamburger Kongresses ein düsteres Bild von der gegenwärtigen Lage des Faches zeichnete, gewährte die Rockefeller Foundation seinem Institut eine auf vier Jahre befristete Subvention von insgesamt 16 000 Dollar.

An der Universität konnten sich Karl und Charlotte Bühler des Zustroms an HörerInnen kaum mehr erwehren: Nicht weniger als 1377 Studierende inskribierten im Wintersemester 1931/32 Karl Bühlers Hauptvorlesung über »Allgemeine Psychologie«. Auf die Gesamtzahl aller an der Philosophischen Fakultät eingeschriebenen StudentInnen bezogen bedeutete dies, daß jede/r vierte/r HörerIn diese Lehrveranstaltung zu besuchen beabsichtigte.

Zur Ergänzung der in Kapitel 1.6 dargestellten Vorlesungsstatistiken sei hier noch die quantitative Entwicklung der von Karl Bühler von 1923 bis 1938 approbierten Dissertationen nachgetragen.<sup>8</sup>

GRAFIK 3: Anzahl der von Karl Bühler pro Jahr approbierten Dissertationen



1934 und 1935 wurden die mit Abstand meisten Dissertationen abgeschlossen. Stellt man eine für die Verhältnisse damals ziemlich einheitliche Studiendauer von acht bis zehn Semestern in Rechnung, so läßt sich vermuten, daß der Großteil der DissertantInnen, die zu dieser Zeit ihr Studium beendeten, zwischen 1929 und 1931 erstmals an der Universität Wien inskribiert hatte. Diese Zahlen korrespondieren sowohl mit den Daten zur Entwicklung der Frequenz der Hauptvorlesung Karl Bühlers (vgl. Grafik 1, Kapitel 1.6) als auch mit der Gesamtentwicklung des HörerInnenstands an der Universität Wien (vgl. Grafik 2, ebenda). Die Gipfel dieser beiden Kurven fielen zeitlich etwas später, nämlich in die Wintersemester 1931/32 bzw. 1932/33.

Wir können also zunächst festhalten, daß um 1930, als an der Universität Wien die StudentInnenzahlen insgesamt ihrem Höchststand in der Zwischenkriegszeit zustrebten, auch mehr HörerInnen als in den vorangegangenen Jahren Psychologie bei Karl Bühler zu studieren begonnen hatten. Natürlich ist dieser Befund vor dem Hintergrund des Einsetzens der Weltwirtschaftskrise zu interpretieren. Angesichts der angespannten Arbeitsmarktlage dürften sich viele MittelschulabgängerInnen auch deshalb an der Universität inskribiert haben, weil für sie keine Aussicht auf einen baldigen Eintritt ins Berufsleben bestanden hatte.

Und doch scheint der sprunghafte Anstieg der Zahl an Dissertationen in den Jahren 1934 und 1935 mehr zu sein als bloß das Resultat der expansiven Entwicklung der StudentInnenzahlen. Zwischen 1927 und 1933 wurden im Schnitt pro Jahr 11 bis 12 Dissertationen von Karl Bühler geprüft und angenommen. 1934 und 1935 waren es 27, also mehr als doppelt so viele. Für eine derart hohe Zuwachsrates findet sich in den übrigen Frequenzstatistiken keine Entsprechung. Es ist daher anzunehmen, daß die zitierten Daten über Dissertationsabschlüsse nicht nur eine allgemeine Zunahme an HörerInnen, sondern auch eine Erhöhung der Arbeitsproduktivität der Bühler-Schule widerspiegeln.<sup>9</sup>

Die große Zahl an Studierenden und an fertiggestellten Dissertationen besagt noch nichts über die *Qualität* der am Wiener Psychologischen Institut angebotenen Ausbildung. Ein Urteil darüber läßt sich aufgrund zweier Indikatoren fällen: Erstens aufgrund der Vielzahl der nachmals im Zusammenhang von Psychologie, Psychoanalyse und Psychiatrie prominent gewordenen Namen von Bühler-SchülerInnen; und zweitens aufgrund des hohen Prozentsatzes von StudentInnen und ForscherInnen aus dem Ausland, die zumindest für einige Semester am Wiener Institut mitgearbeitet bzw. überhaupt dort ihre psychologische Grundausbildung erhalten haben.

Die Liste der später zu Rang und Namen gelangten Bühler-DissertantInnen ist lang: Egon Brunswik, Hildegard Hetzer, Lotte Schenk-Danzinger, Else Frenkel, Liselotte Frankl, Hedda Bolgar, Käthe Wolf, Liselotte Fischer, Peter Hofstätter, Wally Reichenberg(-Hackett), Marie Jahoda, Ern(e)st Dichter, Edith Weisskopf(-Joelson), Anna Brind, Herta Herzog, Rudolf Ekstein waren jene, die Charlotte Bühler (1965, S. 190 u. 1984, S. 27) unter den in Österreich geborenen Studierenden anführte. Kurt Eissler, einer der führenden Persönlichkeiten der internationalen psychoanalytischen Bewegung, blieb unerwähnt. Ebenso jene, deren Namen heute niemand mehr mit der Psychologie in Verbindung bringt: Der Philosoph Karl Popper etwa oder die Schriftstellerin Hilde Spiel. Paul Lazarsfeld und Hans Zeis(e)l zählten, obwohl sie ihr Doktorat in anderen Disziplinen erworben hatten, zum engsten MitarbeiterInnen-Kreis. Regelmäßig am Institut verkehrten die beiden Assistenten an der Neurologisch-Psychiatrischen Universitätsklinik

Heinz Hartmann und Paul Schilder, von psychoanalytischer Seite des weiteren René Spitz und Siegfried Bernfeld. Der Mediziner und Zoologe Konrad Lorenz und der Ethnologe und Reiseschriftsteller Hugo Bernatzik<sup>10</sup> waren häufige und gern gesehene Gäste.

Aber nicht nur auf ÖsterreicherInnen übte das Wiener Psychologische Institut eine große Anziehungskraft aus: Auch aus dem Ausland kamen zahlreiche junge Studierende nach Wien, um sich bei Karl und Charlotte Bühler in die Entwicklungen der modernen Psychologie einführen zu lassen: 1937 hatten StudentInnen aus 18 verschiedenen Nationen an Lehrveranstaltungen am Psychologischen Institut teilgenommen. Groß war der Zustrom vor allem aus den Vereinigten Staaten. Der Anteil der US-amerikanischen Studierenden an der Gesamtzahl der HörerInnen habe – so erinnerte sich Charlotte Bühler – immer um die 10 Prozent betragen (Charlotte Bühler, 1984, S. 26). Hugh Bihler, Henry Beaumont, Edgar Daniels, Hildegard Durfee, Pearl Greenberg, Robert McMurray zählten zu jenen später bekannt gewordenen AmerikanerInnen, die ihr Doktorat in Wien gemacht hatten.<sup>11</sup>

Sicher galt damals in der amerikanischen Psychologie ein Studienaufenthalt oder überhaupt ein Studienabschluß im deutschen Sprachraum noch als Zeichen einer profunden wissenschaftlichen Ausbildung. Gerade das Wiener Institut erwies sich aber als Studienort für AmerikanerInnen als besonders geeignet. Nirgendwo sonst im kontinentalen Europa hatte man sich so intensiv mit den amerikanischen Denktraditionen beschäftigt wie hier in Wien, wo in expliziter Bezugnahme auf behavioristische Strömungen im Bereich der Kinderforschung tatsächlich auch eine auf Verhaltensbeobachtungen gestützte Psychologie begründet und betrieben wurde.<sup>12</sup>

Ehemalige Schüler brachten immer aufs Neue junge Leute nach Wien. Im Juli 1932 beispielsweise kam der frühere Bühler-Dissertant und jetzige Psychologie-Professor an der University of Lexington, Kentucky, Henry Beaumont mit zehn seiner amerikanischen Studentinnen, um am Wiener Psychologischen Institut eine »Amerikanische Sommerschule« zu organisieren. Im »Neuen Wiener Tagblatt« vom 20. Juli 1932 stand folgender Bericht über diese, wie es hieß: »originelle wissenschaftliche Neueinführung« zu lesen:

Die Kolonie von Hörerinnen, die [...] nach Wien gekommen ist, besteht zum größten Teil aus Pädagoginnen, unter denen sich zwei Universitätsprofessorinnen und einige Mittel- und Volksschullehrerinnen befinden. Die Amerikanerinnen, die der Schule Professor Bühlers so großes Interesse entgegenbringen, sind durchweg wissenschaftlich gut fundierte, in der Psychologie stark fortgeschrittene Damen. In den fünf Wochen, während welcher die Ferialkurse – bis zum 19. August – dauern, werden Lehrkräfte des Wiener Psychologischen Universitätsinstituts für die Amerikanerinnen in englischer Sprache Vorlesungen halten. Der Vorstand des Wiener Instituts, Professor Dr. Karl Bühler, spricht über »Theoretische Psychologie«, Frau Professor Dr. Charlotte Bühler über »Kindheit und Jünglingsalter« und »Neue biographische Methoden«, Assistent Dr. Egon Brunswik über »Experimentalpsychologie« und Assistent Dr. Paul Lazarsfeld über »Soziale und wirtschaftliche Psychologie«. Das Institut stellt den Kursen auch die wissenschaftlichen Mittel zur Verfügung. Professor Beaumont wird für die Zeit der amerikanischen Sommerschule am Wiener Psychologischen Institut eine Art Seminar einrichten, in dem er mit den Hörerinnen erläuternde Besprechungen abhalten und so das Verständnis für die Wiener Methoden erleichtern wird.<sup>13</sup>

Die Aufnahme und Vertiefung von wissenschaftlichen Verbindungen mit den Vereinigten Staaten waren ein Hauptpunkt in Karl Bühlers Wiener Forschungsprogramm gewesen (K. Bühler, 1924, S. 72). Charlotte Bühlers USA-Reise als Rockefeller-Stipendiatin bedeutete einen ersten und wichtigen Schritt zu seiner Realisierung. Im Studienjahr 1927/28 fuhr schließlich auch Karl Bühler in die Vereinigten Staaten. Die Stanford University in Kalifornien habe ihn, so teilte er im März 1927 dem Unterrichtsministerium mit, dazu aufgefordert,

während ihrer Summer-Session vom 23. Juni bis Anfang September [...] Vorträge über Psychologie zu halten. Die John Hopkins University in Baltimore schickt mir eine Aufforderung, während ihres ersten Wintersemesters vom Oktober 1927 bis Januar 1928 als Gastprofessor über Kinderpsychologie und Sprachpsychologie bei ihr zu lesen. Man will an

der John Hopkins University ein Institut für Kinderpsychologie errichten und hat mich um meine Mitwirkung gebeten.<sup>14</sup>

Beide Einladungen bezeugen, welch großes wissenschaftliches Renommee Karl Bühler schon damals in den Vereinigten Staaten besaß. Während dieses ersten USA-Aufenthaltes bat man ihn noch zu Gastvorträgen nach Harvard und schließlich zu einer Teilnahme an einem Symposium über Emotionen am Wittenberg College. Dort bekam er als sichtbaren Ausdruck der allgemeinen Wertschätzung, mit der man ihm in den Vereinigten Staaten begegnete, das Ehrendoktorat der Rechtswissenschaften verliehen (Ch. Bühler, 1984, S. 27).

1929 reiste Karl Bühler ein zweites Mal nach Amerika. Diesmal auf Einladung der University of Chicago, wo er eine Gastprofessur angeboten erhielt. Anfang September beteiligte er sich gemeinsam mit seiner Frau und mit Käthe Wolf am »Ninth International Congress of Psychology« an der Yale University in New Haven, Connecticut (K. Bühler, 1930; Ch. Bühler, 1930a u. 1930b; Wolf, 1930). 1930 wurde ihm »die McDougall Professur in Harvard« und seiner Frau »zugleich eine Professur am Radcliffe College, Cambridge, angeboten«. Beide lehnten den Ruf in die USA jedoch ab (Ch. Bühler, 1965, S. 187).

Man kannte die Bühler-Schule in der englischsprachigen Fachwelt und brachte ihr Achtung und Anerkennung entgegen. Prominente amerikanische KollegInnen nutzen die bestehenden Kontakte zu einem Besuch oder sogar zu einem längeren Forschungsaufenthalt am Wiener Psychologischen Institut. Edward Tolman, der dann vor allem in Egon Brunswik einen engen Freund und Mitarbeiter finden sollte, David Klein, Henry Wegrocki, Neal Miller, Margaret Wylie und Goodwin Watson kamen, um sich vor Ort über die Forschungen der Bühler-Schule zu informieren.

Goodwin Watson stattete der American Psychological Association über seine Europa-Reise,<sup>15</sup> während der er je ein Studiensemester in Berlin und Wien zubrachte, einen umfassenden Bericht ab. Er hatte an 11 verschiedenen Forschungseinrichtungen junge AssistentInnen bzw. MitarbeiterInnen gebeten, die ihrer Meinung nach zehn originellsten und für das Fach fruchtbarsten deutschsprachigen Publikationen der

letzten Jahre aufzulisten. Charlotte Böhlers Neuauflage von »Kindheit und Jugend« (Ch. Bühler, 1928/1931) erhielt gemeinsam mit den von Kurt Lewin herausgegebenen und in der »Psychologischen Forschung« in loser Folge von 1926 an abgedruckten »Untersuchungen zur Handlungs- und Affektpsychologie« die meisten Nennungen. Auch Karl Böhlers »Krise der Psychologie« (K. Bühler, 1927) landete im Spitzenfeld (Watson, 1934).

Innerhalb der deutschsprachigen »scientific community« hatte sich Karl Bühler im Laufe der zwanziger Jahre eine führende und einflußreiche Position gesichert. Nicht nur seiner theoretischen Arbeit wegen, sondern auch aufgrund seines aktiven Engagements in fachpolitischen Fragen. Seit 1921 gehörte er dem Vorstand der »Gesellschaft für experimentelle Psychologie« an, zunächst als Schriftführer, in dessen Eigenschaft er von 1922 bis 1926 die Berichte über die Kongresse der Vereinigung zusammenstellte und herausgab. Daß der XI. Kongreß der »Gesellschaft« Anfang April 1929 in Wien abgehalten wurde, war bezeichnend für den Stellenwert, den das Wiener Psychologische Institut im deutschen Sprachraum mittlerweile erlangt hatte. Karl Bühler durfte sich bei dieser Gelegenheit der höchsten Auszeichnung erfreuen, die die »scientific community« der akademischen PsychologInnen zu vergeben hatte: Sie wählte ihn zum Vorsitzenden des jetzt in »Deutsche Gesellschaft für Psychologie« umbenannten Verbandes.

Dieser XI. Kongreß der »Gesellschaft für experimentelle Psychologie« in Wien war ein für den Prozeß der Institutionalisierung der Psychologie »denkwürdiges« (Geuter, 1990a, S. 147) Ereignis. Die an diesem Kongreß beschlossene Änderung des Vereinsnamens in »Deutsche Gesellschaft für Psychologie« signalisierte einen fachpolitischen Kurswechsel. Über Inhalt und Bedeutung dieser Kursänderung ist man sich in der heutigen psychologiegeschichtlichen Forschung uneins. Werner Traxel hat in mehreren Artikeln (Traxel, 1983, 1988, 1990a u. b) darauf aufmerksam gemacht, daß im Umfeld des Wiener Kongresses eine Welle von Austritten aus dem »neuen« Verband einsetzte, die bis in die frühen dreißiger Jahre hinein fort dauerte. Die Namensänderung sei – wie Traxel meinte – von vielen als ein »Schlag



gegen die experimentelle Psychologie« begriffen worden und habe dazu geführt, daß in den nächsten zwei Jahren »etwa ein Viertel bis ein Drittel der Mitglieder der Gesellschaft den Rücken« kehrte (Traxel, 1988, S. 151). In neueren Aufsätzen äußerte Traxel dann die Vermutung, daß mit dem Wiener Kongreß die »Wandlung der deutschen Psychologie von einer Erfahrungswissenschaft zu einem Weltanschauungsfach«, wie sie unter nationalsozialistischer Herrschaft von 1933 an im Eilzugtempo vonstattenging, vorbereitet und vorweggenommen worden wäre (Traxel, 1990a u. b). Ulfried Geuter hielt dieser Sicht der Dinge entgegen, daß die Mehrzahl der in den Jahren 1928 bis 1932 ausgetretenen Verbandsmitglieder vorwiegend Nicht-Psychologen gewesen seien. Die Entwicklung spiegle, wie Geuter plausibel zu machen versucht, letztlich nichts anderes als den in jenen Jahren rasch voranschreitenden Prozeß der Verselbständigung des Faches von der Philosophie und von anderen Nachbarwissenschaften wider (Geuter, 1990a u. b).

Traxel hat Recht, wenn er in den mit der Namensänderung verbundenen Ereignissen eine »Richtungsänderung« der Fachpolitik zugunsten einer rein auf das Experiment gestützten psychologischen Forschung ortet. Wie aus Sterns programmatischer Festansprache zur Eröffnung des Wiener Kongresses hervorging, war man nun gewillt, die bisher durch die Bezeichnung »Gesellschaft für experimentelle Psychologie« suggerierte Vorrangstellung einer an den Naturwissenschaften abgelesenen experimentellen Forschungsstrategie formell aufzugeben und für einen Pluralismus der Methoden einzutreten (Stern, 1930). Nur allzu deutlich lag dieses Ansinnen auf der Linie von Karl Bühlers Argumentation in der »Krise der Psychologie«. Es hat den Anschein, als ob die in seiner »Lehre von den drei Aspekten« wissenschaftstheoretisch untermauerte Methoden-Toleranz nun für die »Deutsche Gesellschaft für Psychologie« einen geradezu programmatischen Charakter erhalten hätte. Die Experimentalpsychologen im strengen Sinn des Wortes haben diesen Kurswechsel mitgetragen, und zwar insofern, als sie – entgegen Traxels Annahme – der »Gesellschaft« nicht en masse den Rücken kehrten. Ob sie damit auch einverstanden waren, ist allerdings eine andere Frage.

Die endgültige Abkehr vom alten Methodenmonismus stärkte nicht nur die Position der Charakterologie, der Ausdruckspsychologie oder der »Leipziger Ganzheitspsychologie« Felix Kruegers – Schulen oder Richtungen innerhalb der deutschen Psychologie, die sich, wie Traxel weiß, unter der nationalsozialistischen Herrschaft besonders hervortun sollten. Sie ermöglichte es auch, daß eine andere, zweifellos fortschrittliche Psychologie in den Diskussionszusammenhang der akademischen Psychologie einzutreten vermochte: die Freudsche Psychoanalyse, deren Vertreter jetzt zu Mitgliedern des PsychologInnen-Verbandes werden<sup>16</sup> und auf den Kongressen der »Deutschen Gesellschaft« auch Referate beisteuern konnten (Schilder, 1930; Bernfeld, 1932b).

Was noch zu klären bleibt, ist der Umstand, daß die Bezeichnung »Deutsche Gesellschaft« so gut zur Absenz von ausländischen Fachvertretern paßte. Handelte es sich bei der Namensgebung also doch schon um ein erstes Vorzeichen einer »nationalen Einengung« der deutschen Psychologie, wie sie dann wenige Jahre später Wirklichkeit werden sollte? Mit Sicherheit haben einige der Befürworter und Betreiber des Kurswechsels damals bereits – mehr oder weniger verborgen – ihren nationalistischen Eintopf anzurühren begonnen. Mit Walter Poppelreuter und Hans Volkelt wurden jedenfalls zwei Psychologen in den Vorstand gewählt, die nach 1933 zu den prononciertesten Verfechtern einer nationalsozialistischen Gleichschaltung der Psychologie gehörten.

Für das Ehepaar Bühler und seine MitarbeiterInnen war der Wiener Kongreß ungeachtet aller fachpolitischen Winkelzüge zuallererst ein gesellschaftliches Großereignis, das Möglichkeiten bot zu Selbstdarstellung und Leistungsschau. Schon am Anreisetag – am Dienstag, den 9. April – gab es abends eine gesellige Zusammenkunft im Kursalon Stadtpark, am darauffolgenden Tag nach dem Ende der wissenschaftlichen Aussprachen den großen Empfang beim Bürgermeister im Wiener Rathaus. Ein Staatsopernbesuch stand am Kongreßprogramm und sonntags zum Abschluß ein »gemeinsamer Kaffeeausflug auf den Kobenzl«. Zwischendurch führte man die Kongreßgäste in die Kinderübernahmestelle, um ihnen die mittlerweile berühmt ge-

wordenen kinderpsychologischen Forschungen Charlotte Böhlers an Ort und Stelle zu demonstrieren. Im Hof des Stadtschulratgebäudes am Burgring war eine Ausstellung psychologischer und psychotechnischer Apparaturen eingerichtet.<sup>17</sup> Am Kongreß selbst waren Charlotte Bühler (1930c), Hildegard Hetzer (1930), Egon Brunswik (1930), Ludwig Kardos (1930) und Paul Lazarsfeld (1930) mit eigenen Referaten vertreten.

Den gesellschaftlichen Höhepunkt bildete ein Kabarett,<sup>18</sup> das Bühler-SchülerInnen für die KongreßteilnehmerInnen am Donnerstag abends nach einer kleinen musikalischen Feierstunde zum 25jährigen Bestehen der »Gesellschaft« inszeniert hatten: »Da lachen die Hühner. Kurzer Leitfaden der Psychologie in 8 Kapiteln, 3 Exkursen, 2 Einleitungen und einem Schlußwort mit vielen Bildern, Tänzen und Gesängen« hieß das Programm, in dem »alle damaligen Probleme der Psychologie verulkt« werden sollten (Schenk-Danzinger, 1984). Man bediente sich dabei vor allem jener Grundbegriffe, die man am Wiener Institut zu lernen Gelegenheit gehabt hatte, wodurch die Aufführung zu einer – wenn auch scherzhaften – Darstellung der Psychologie der Bühler-Schule geriet.<sup>19</sup> Lotte Danziger, die »Amerikaner« Henry Beaumont und Rowena Ripin, Marie Jahoda, Käthe Wolf machten mit und auch die Kinder der – im übrigen miteinander gut befreundeten – Ehepaare Bühler und Schlick. Zur Einstudierung der vielen Tanz- und Gesangsnummern holte man sich »professionelle Unterstützung«: die junge Vilma Degischer etwa, die nicht nur bei den Proben half, sondern auch selbst mitspielte, oder Karl Johannes Schwarz von der Wiener Staatsoper, der Regie und als Conférencier durchs Programm führte. Die musikalische Leitung hatte Marie Jahodas Bruder Fritz übernommen, der später, in der Emigration, als Dirigent und Konzertpianist Berühmtheit erlangen sollte.

Fassen wir zusammen: Das Wiener Psychologische Institut galt inmitten der »Bestandskrise« der akademischen Psychologie als ein weit über die Grenzen des deutschen Sprachraums hinaus angesehenes Forschungszentrum. Das internationale Renommée der Bühler-Schule fand seinen sichtbaren Ausdruck in den Auszeichnungen, die Karl Bühler vor allem in den Vereinigten Staaten zuteil wurden. Für das

hohe Niveau der damals am Institut angebotenen Grundausbildung sprechen die Vielzahl der später in psychologischen und außerpsychologischen Zusammenhängen bekannt gewordenen Namen von ehemaligen DoktoratsstudentInnen und der hohe Anteil von ausländischen HörerInnen. Im deutschen Sprachraum begann sich Karl Bühler im Laufe der zwanziger Jahre zunehmend auch in fachpolitischen Belangen aktiv zu engagieren. 1929, an dem aus psychologiegeschichtlicher Sicht so bedeutsamen Wiener Kongreß der »Deutschen Gesellschaft für Psychologie«, wurde er zum Verbands-Vorsitzenden gewählt. Die damals vollzogene Richtungsänderung des fachpolitischen Kurses hatte er also an führender Stelle mitgetragen. Der Kongreß selbst geriet schließlich zu einer glanzvollen und sehr öffentlichkeitswirksamen Selbstdarstellung der Bühler-Schule.

3.3 DIE VERANKERUNG DES WIENER PSYCHOLOGISCHEN INSTITUTS IM POLITISCHEN, WISSENSCHAFTLICHEN UND KULTURELLEN LEBEN WIENS DER ZWISCHENKRIEGSZEIT  
Zum Abschluß dieses Kapitels sei ein Terrain betreten, das erschöpfend zu behandeln weiterer Forschung vorbehalten bleiben muß. Es geht darum, die sozialen und wissenschaftlichen Beziehungen, die vom Psychologischen Institut zu anderen, »fachfremden« Instanzen im Wien der Zwischenkriegszeit geknüpft wurden, zu untersuchen. Die Quellenlage für ein solches Unterfangen ist aufgrund des Verlustes der Institutskorrespondenz alles andere als günstig.<sup>20</sup>

Zur Einführung wird das an verschiedenen Stellen und in anderen Argumentationszusammenhängen bereits Erörterte nochmals kurz zusammengefaßt:

I. Die personelle Einbindung des Ehepaars Bühler in die Wiener Schulreform bildete letztlich die Voraussetzung für die Einrichtung eines Psychologischen Universitätsinstituts. Karl und Charlotte Bühler arbeiteten im Rahmen der LehrerInnen(fort-)bildung am Pädagogischen Institut der Stadt Wien und standen daher in engem Kontakt zu den führenden Politikern der Wiener Schulreform.

In Kapitel 2.3.4 ist darauf hingewiesen worden, daß weder Karl noch Charlotte Bühler seine/ihre Forschungen unmittelbar nach den prakti-

schen Anforderungen der sozialdemokratischen Schulreformpolitik auszurichten bereit waren. Zu pädagogischen Fragen haben sie aber mehrfach Stellung genommen: Charlotte Bühler in ihrer Kinder- und Jugendpsychologie, Karl Bühler in seiner Auseinandersetzung mit charakterologischen bzw. persönlichkeitstheoretischen Problemen. Einschlägige Referate hielten beide vor der »Pädagogischen Gesellschaft in Wien« (K. Bühler, 1925 u. Ch. Bühler, 1926), Karl Bühler sogar vor amtlichen Bezirkslehrerkonferenzen.

Wie im übrigen deutschen Sprachraum, so fand auch in Wien die Psychologie durch ihre Einbeziehung in die pädagogische Ausbildung von angehenden MittelschullehrerInnen einen festen Platz innerhalb des Universitätsgefüges. Die sogenannten »Lehramtsprüfungen«, durch die die StudentInnen die Befugnis zur Unterrichtserteilung an Mittelschulen erlangten, waren keine universitären, sondern staatliche Examina. Zur Durchführung dieser Prüfungen gab es eine an der Universität etablierte »Staatliche Prüfungskommission für Mittelschullehrer«, der Karl Bühler von 1925 bis 1938 angehörte.

2. Nicht nur in personeller, sondern auch in inhaltlicher Hinsicht war die Arbeit des Wiener Psychologischen Instituts in die von Julius Tandler geleitete Fürsorgepolitik des »Roten Wien« eingebunden. An der Städtischen Kinderübernahmestelle wurden PsychologInnen durch die Zusammenarbeit mit FürsorgerInnen mit konkreten Problemen der Fürsorgepraxis vertraut gemacht. In diesem Kontext entstanden schließlich wissenschaftliche Arbeiten, die direkt auf die Nutzbarmachung psychologischen Wissens für die Wohlfahrtspflege abgestellt waren.

3. Auch die Beteiligung der Bühler-Schule an der Volkshochschulbewegung ist in der vorliegenden Arbeit schon gelegentlich erwähnt worden.<sup>21</sup> Karl Bühler dürfte über den Ästhetiker und engagierten Erwachsenenbildner Emil Reich, der während der Berufungsverhandlungen 1922 für die Philosophische Fakultät den Kontakt mit ihm aufrecht gehalten hatte, mit dem »Verein Volksheim«<sup>22</sup> in Berührung gekommen sein. Schon bald nach der Annahme seiner Wiener Professur trat Bühler in den Vereinsvorstand ein, in dem er dann bis zum Ende des Studienjahres 1925/26 mitarbeitete. Nach seinem

Ausscheiden aus dem Vorstand verblieb Bühler noch bis zum Jänner 1929 im erweiterten Vereinsausschuß.

Ab der Mitte der zwanziger Jahre begannen ehemalige Bühler-StudentInnen und einzelne Instituts-MitarbeiterInnen ein großes und vielfältiges Kursangebot an den im »Verein Volksheim« zusammengeschlossenen Volkshochschulen zu entfalten. Bühlers Assistent an der Universität, Hellmut Bocksch, hielt Kurse über Philosophie und Psychologie in Ottakring, Leopoldstadt, Landstraße und Simmering, wo er kurzzeitig sogar die dort etablierte »Philosophische Fachgruppe« leitete. Vor allem das 1922 eröffnete Volksheim in Simmering wurde zu einer Art Hochburg der Popularisierung der Psychologie der Bühler-Schule: Hildegard Hetzer las dort über mehrere Jahre hinweg, später dann auch Paul Felix Lazarsfeld. Im Stammhaus in Ottakring waren neben Bocksch auch die Bühler-Schüler Gustav Ichheiser und Karl Reiningner lange Zeit tätig.

Adolf Stöhr, Karl Bühlers Vorgänger an der Universität Wien, hatte bereits 1902 im Verein Volksheim ein »Experimentell-Psychologisches Kabinett« eingerichtet und kurzzeitig auch für Lehrveranstaltungen an der Universität Wien benutzt. Sigmund Kornfeld<sup>23</sup> übernahm nach Stöhrs Tod im Jahr 1921 dieses kleine Laboratorium und führte mit Hilfe der dort eingestellten, vorwiegend physiologischen Apparaturen »Experimentalpsychologische Einführungskurse« durch. Kornfeld starb 1927. Die Verantwortung für das Kabinett wurde nun Egon Brunswik übertragen, der vom Wintersemester 1927/28 an wie sein Vorgänger regelmäßig Jahreskurse in experimenteller Psychologie anbot. 1931 ging Brunswik für eineinhalb Jahre nach Ankara. Nach seiner Rückkehr beschränkte er seine Tätigkeit in der Erwachsenenbildung auf die Abhaltung einiger weniger Einzelvorträge. Für die Fortsetzung seiner Demonstrationskurse am Volksheim Ottakring fand sich kein Nachfolger. Die Instrumente des experimentell-psychologischen Kabinetts standen – wie man von nun ab in den Jahren bis zur nationalsozialistischen »Reorganisation« der Wiener Volksbildung in den Jahresberichten lapidar vermerkte – »unbenutzt« und »erfuhren auch keine Vermehrung«.

Interessierte konnten sich in den frühen dreißiger Jahren aber gleichsam vor Ort über die Forschungsweise der experimentellen Psycho-

logie informieren. Im Rahmen der regelmäßig vom »Verein Volksheim« angebotenen »Führungen in die Forschungsinstitute der Wiener Universität« war jedes Jahr ein Besuch im Psychologischen Institut und in der Städtischen Kinderübernahmestelle vorgesehen.

Die Mitarbeit der Bühler-Schule in der Erwachsenenbildung führte schließlich auch dazu, daß der »Verein Volksheim« selbst zum Gegenstand sozialpsychologischer Forschung gemacht wurde. Vom Herbst 1927 an erhob Lotte Radermacher von insgesamt 21 749 HörerInnen der dem Verein zugehörigen Volkshochschulen soziologisch relevante Daten wie Geschlecht, Alter, Schulbildung, Beruf und Kurswahl, um aus deren statistischen Zusammenschau Aussagen über die Bildungsfunktion des Programms der Wiener Erwachsenenbildung abzuleiten (Radermacher, 1932).

In Benetka (1993) wurde das Engagement der Bühler-Schule in der Volkshochschulbewegung als Versuch gedeutet, das offensichtliche Popularitätsdefizit gegenüber der Freudschen Psychoanalyse und der Adlerschen Individualpsychologie wettzumachen. In diesen Kontext ist auch das von der bisherigen Forschung unbeachtet gebliebene Faktum zu stellen, daß Karl Bühler selbst gelegentlich als »Feuilletonist« in Wiener Tageszeitungen in Erscheinung trat: In der »Neuen Freien Presse« vom 9. September 1928 etwa veröffentlichte er einen Artikel über »Jugendliche Zeugen vor Gericht«, im »Neuen Wiener Tagblatt« vom 23. April 1933 einen Aufsatz unter dem Titel »Die Entwicklung der Psychologie«. <sup>24</sup>

4. Über die Beziehungen, die die Gruppe um Lazarsfeld einerseits zu führenden Vertretern des Austromarxismus, andererseits aber auch zu den Philosophen des »Wiener Kreises« unterhielt, ist in Kapitel 2.4.1.2 ausführlich berichtet worden. An der im Februar 1930 unter der Leitung Rudolf Carnaps in Kooperation mit dem »Verein Ernst Mach« <sup>25</sup> gegründeten »Studiengruppe für wissenschaftliche Zusammenarbeit« war auch Egon Brunswik beteiligt. Brunswik hatte sich im Bemühen, seine Wahrnehmungstheorie auf eine »sichere« philosophische Grundlage zu stellen, sehr früh schon dem »Logischen Empirismus« zugewandt und sich kritisch mit ihm auseinandergesetzt. Den stärksten philosophischen Eindruck dürfte damals auf ihn aller-

dings der Berliner Hans Reichenbach<sup>26</sup> gemacht haben, dessen philosophische Begründung des Begriffs der »Wahrscheinlichkeit« bei der Weiterentwicklung des in »Wahrnehmung und Gegenstandswelt« (Brunswik, 1934a) entfalteten theoretischen Grundkonzepts eine bedeutende Rolle spielen sollte.<sup>27</sup>

Zum Gedankenaustausch zwischen Bühler-Schule und Schlick-Kreis<sup>28</sup> kam es auch im Rahmen der seit 1888 bestehenden »Philosophischen Gesellschaft an der Universität Wien«, in der in den zwanziger und dreißiger Jahren sowohl Moritz Schlick, Rudolf Carnap, Otto Neurath, Hans Hahn, Viktor Kraft und Herbert Feigl als auch Karl und Charlotte Bühler Vorträge hielten. Käthe Wolf referierte an zwei Abenden über Karl Bühlers Ausdrucks- bzw. Sprachtheorie (Reininger, 1939).<sup>29</sup>

5. Im Gegensatz zur Nachkriegsentwicklung im Deutschen Reich hatte die Psychotechnik in Österreich nicht so recht Fuß fassen können. Sämtliche Initiativen zur Etablierung eines psychotechnischen Lehrstuhls an der Technischen Hochschule in Wien scheiterten (vgl. Burgstaller, 1992). Zu Jahresbeginn 1926 wurden psychotechnische Eignungsprüfungen bloß in drei Betrieben durchgeführt: in den Siemens-Schuckert-Werken, bei Siemens & Halske und – zur Lehrlingsauslese – bei den Österreichischen Bundesbahnen.<sup>30</sup> Daneben bestanden drei öffentliche Eignungsprüfstellen: eine im Städtischen Berufsberatungsamt in Wien, eine beim Berufsberatungsamt in Graz<sup>31</sup>, und – seit der Jahreswende 1925/26 – das Psychotechnische Institut der Industriellen Bezirkskommission Wien.

Die Industrielle Bezirkskommission Wien – wie die damals von Arbeitnehmer und Arbeitgeberverbänden paritätisch getragene Landesarbeitsbehörde hieß – hatte ihr Institut im Zuge der Einrichtung von Nach- und Umschulungskursen für Langzeitarbeitslose aufgebaut: Um »Ausfälle« zu vermeiden und damit die Kosten dieser arbeitsmarktpolitischen Maßnahmen zu minimieren, wurde ab 1926 allen zu Um- bzw. Nachschulungen angemeldeten Arbeitslosen die Absolvierung einer psychotechnischen Eignungsprüfung abverlangt. Hans Rupp, der Leiter der Abteilung für angewandte Psychologie am Psychologischen Institut in Berlin, half bei der Auswahl geeigneter Prüfver-



fahren. Die ersten Prüfungen wurden dann vom Leiter des Institutes, Karl Hackl, in Eigenregie durchgeführt.

Bereits im Frühjahr 1926 begann Hackl praktische Seminare zur Heranbildung von Eignungsprüfern für die Zwecke des Psychotechnischen Instituts zu organisieren. Ziel war es, den Wirkungsbereich des Instituts auszudehnen und in Zukunft psychotechnische Dienstleistungen auch anderen öffentlichen Einrichtungen und privatwirtschaftlichen Unternehmungen anzubieten. Im Spätherbst desselben Jahres konnte schließlich der Vorstand des Physiologischen Instituts an der Universität Wien, Arnold Durig, zur Mitarbeit gewonnen werden. Über das Physiologische Institut kam schließlich auch der Psychoanalytiker Fritz Wittels an die psychotechnische Prüfstelle.

Unter der Bezeichnung »Arbeitswissenschaftliches Institut« trat man nun an verschiedene Ministerien, an Handels- und Arbeiterkammer, an private Großbetriebe und an das österreichische Bundesheer mit der Bitte heran, sich beim Aufbau einer großen, dem Berliner »Kaiser Wilhelm Institut für Arbeitsphysiologie« vergleichbaren, arbeitsmedizinischen und -psychologischen Einrichtung zu beteiligen.<sup>32</sup> Beim Unterrichtsministerium wurde um die Möglichkeit der Einbindung verschiedener wissenschaftlicher Instanzen angefragt. In einer Referenzerinnerung zog man dort unter anderem auch die Weiterleitung des Ansuchens an die Lehrkanzel Karl Bühlers in Erwägung. Anfang Juni 1927 ging der ganze Akt an das Philosophische Dekanat der Universität Wien mit der Aufforderung, eine Stellungnahme einzuholen. Karl Bühler war damals aber bereits zu seiner Amerikareise aufgebrochen. Erst nach seiner Rückkehr im Frühjahr 1928 konnte er sein Gutachten schreiben. Am 18. Juni 1928 sandte er es über die Fakultät dem Unterrichtsministerium zu.

Bühler verwies darauf, daß das Psychologische Institut seit der Gründung des psychotechnischen Laboratoriums mit diesem in enger Verbindung stehe: Im vergangenen Jahr sei beispielsweise am Psychologischen Institut ein eigenes psychotechnisches Praktikum abgehalten worden, in dessen Rahmen es wiederholt Exkursionen ins Psychotechnische Institut gegeben habe. PsychologInnen hätten Teile des dort gesammelten Materials eingesehen und wissenschaftlich überprüft.

Umgekehrt habe Arnold Durig die Betreuung zweier Bühler-DissertantInnen übernommen.

Gründung und Aufbau des fraglichen »Arbeitswissenschaftlichen Instituts« befand Bühler für grundsätzlich wünschenswert. Psychotechnische Unternehmungen würden in naher Zukunft auch in Österreich rasch an Umfang zunehmen. Mit dem Aufbau einer großen, psychotechnischen Zentraleinrichtung könnte man Einzelpersonen und einzelnen Körperschaften »sehr viel Kosten und Mühen« ersparen und dabei »die ganze Sache von allen Anfang an auf eine tragfähige und einwandfreie Basis« stellen. Zudem müsse man in Betracht ziehen, daß an einer derartigen Einrichtung umfangreiches und wissenschaftlich relevantes Material gesammelt werde, dessen Gewinnung angesichts der allgemeinen »wissenschaftlichen Not« auf andere Weise »gänzlich unmöglich« sei.

Bühler wußte nur zu gut, daß die Psychotechnik in der deutschen Öffentlichkeit mittlerweile stark in Mißkredit geraten war. Den Grund dafür glaubte er vor allem darin zu sehen, daß es nicht immer gelungen sei, die Anwendung psychotechnischer Verfahren wissenschaftlich zu kontrollieren. Diese wissenschaftliche Kontrolle könnte nun aber bei der Neugründung eines »Arbeitswissenschaftlichen Instituts« gleichsam vornweg in dessen »Struktur« eingebaut werden. Bühlers Vorschlag las sich wie eine Vorwegnahme des organisatorischen Konzepts der erst Jahre später unter seiner Schirmherrschaft gegründeten »Österreichischen Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle« (vgl. 2.4.1.1):

Was den Aufbau der geplanten Gründung angeht, so müsste eine Form gefunden werden, durch die alle erwähnten Gesichtspunkte berücksichtigt werden, also etwa ein Institut, dessen oberste Gesichtspunkte durch ein Kuratorium maßgebender Persönlichkeiten bestimmt, und dessen Arbeiten durch einen Arbeitsausschuss geleitet werden, in den jede beteiligte Stelle eine geeignete Arbeitskraft delegiert. Aber auch auf die Auswahl des übrigen Personals müssten sich die akademischen Stellen einen entsprechenden Einfluss vorbehalten. Vor allem aber müsste dafür gesorgt werden, dass der Einfluss der akademischen Instanzen dem der geldgebenden Stellen die Waage hält; denn

nur durch gleichberechtigte Zusammenarbeit könnte ein arbeitswissenschaftliches Institut seinen Zweck erfüllen.<sup>33</sup>

An einer Beteiligung des Psychologischen Instituts zeigte sich Bühler prinzipiell interessiert. Allerdings ließ er durchblicken, daß im Falle einer Kooperation am Psychologischen Institut ein gesonderter Planposten für eine »wissenschaftliche Hilfskraft« eingerichtet werden müßte.

Das »Arbeitswissenschaftliche Institut« kam in der von Hackl und Durig vorgeschlagenen Fassung schließlich nicht zustande. Bereits im Herbst 1927 war es aber gelungen, eine Art von Dachverband zur Förderung der wissenschaftlichen Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Psychotechnik ins Leben zu rufen. Die Gründungsversammlung der »Arbeitsgemeinschaft für Psychotechnik« fand am 20. September 1927 in den Räumlichkeiten des Psychotechnischen Instituts der Industriellen Bezirkskommission, Wien I, Seilerstätte 8, statt. Im Proponentenkomitee war seitens des Psychologischen Instituts Charlotte Bühler vertreten.<sup>34</sup> Der zum Zeitpunkt der Vereinsgründung in Amerika weilende Karl Bühler gehörte in den Folgejahren dem Vereinsvorstand an.

Hauptanliegen der »Arbeitsgemeinschaft« war es, psychotechnisches Wissen populär zu machen. Man veranstaltete Vortragsabende, organisierte Arbeitstreffen etc. Von den MitarbeiterInnen des Psychologischen Instituts engagierte sich Paul Lazarsfeld (Burgstaller, 1992).

6. Im Folgenden sollen uns noch die Beziehungen der Bühler-Schule zur Medizin beschäftigen. Über die Zusammenarbeit mit Medizinern stellten sich auch Kontakte zur psychoanalytischen Bewegung her. Zwei Vereinigungen, an denen sich Karl und Charlotte Bühler beteiligten, sind in diesem Zusammenhang von besonderem Interesse: der im Jänner 1920 von den beiden Mitarbeitern an der Neurologisch-Psychiatrischen Universitätsklinik Wagner-Jaureggs, Erwin Stransky und Bernhard Dattner, initiierte »Verein für angewandte Psychopathologie und Psychologie« und der 1925 von Studierenden der Medizin gegründete »Akademische Verein für medizinische Psychologie«.

Mit der Einrichtung des »Akademischen Vereins für medizinische Psychologie« suchten junge Medizin-StudentInnen<sup>35</sup> dem Umstand Rechnung zu tragen, daß sie im Zuge ihrer akademischen Ausbildung kaum Gelegenheit hatten, sich mit psychologischen Grundbegriffen und Denkweisen vertraut zu machen. In einer anläßlich der Gründung des Vereins veröffentlichten Flugschrift hieß es dazu:

Gründliche Kenntnis der Physiologie und Anatomie des Gesunden und Kranken muß immer die Grundlage ärztlicher Ausbildung bleiben. Aber der angehende Arzt lernt zu wenig von der psychologischen Komponente des Krankheitsbildes. Daher stammt zum guten Teil die von jungen Ärzten immer wieder beklagte Inkongruenz zwischen ihrem Wissen und den Erfordernissen der Praxis. In schwierigen Situationen der Praxis, wie bei der Beurteilung der Stellung des Kranken zu seiner Krankheit, ist er ganz auf seine Intuition angewiesen. Die medizinische Psychologie ist aber heute schon so weit, zu einer lehr- und lernbaren Wissenschaft zu werden.

Der akademische Verein für medizinische Psychologie will nun seinerseits behilflich sein, dieses immer merkbarer werdende Interesse der Studentenschaft in planmäßiger Weise zu befriedigen. Gerade von Wien sind in den letzten Jahrzehnten verschiedene mächtige psychologische Anregungen ausgegangen, die überall in der Welt Resonanz gefunden haben. Die heranwachsende medizinische Generation will und soll nicht länger an dem Aufschwung dieser Wissenschaft achtlos vorbeigehen.<sup>36</sup>

Der Verein stand unter der Leitung von Studierenden.<sup>37</sup> Zur Unterstützung der wissenschaftlichen Zielsetzungen hatte man sich aber einen »wissenschaftlichen Beirat« zugelegt. Diesem Beirat gehörten neben Rudolf Allers, Emil Fröschels, Josef Halban, Robert Hofstätter, Otto Kauders, Erwin Lazar, Paul Liebesny, Alfred Luger, Oswald Schwarz, Maximilian Sternberg und Maximilian Weinberger auch die Mitglieder der »Wiener Psychoanalytischen Vereinigung« Josef K. Friedjung, Guido Holzknecht, Paul Schilder und Fritz Wittels an. Die übrigen zwei Beiratsplätze wurden von Karl und Charlotte Bühler eingenommen.<sup>38</sup>

Die Zusammenkünfte des Vereins fanden jeweils Mittwoch abends in den Räumlichkeiten des Physiologischen Instituts in der Schwarzschanierstraße statt.<sup>39</sup> Das wissenschaftliche Programm des ersten Geschäftsjahres sah vom Jänner bis März 1925 neben Vorträgen von Allers, Kauders, Wittels, Schilder, Lazar, Schwarz, Hofstätter, Fröschels, Friedjung und Weinberger auch ein Referat Karl Bühlers unter dem Titel »Psychologie und Medizin« vor. Für das folgende Sommersemester sagte neben Alfred Adler auch Charlotte Bühler die Gestaltung eines Sitzungsabends zu.<sup>40</sup>

Der »Verein für angewandte Psychopathologie und Psychologie« war offenbar auf Initiative des a. o. Professors an der Neurologisch-Psychiatrischen Universitätsklinik Ernst Stransky im Jänner 1920 gegründet worden. In den von den Behörden genehmigten Statuten wurde unter Paragraph 1 der Zweck des Vereins wie folgt festgelegt:

Der Zweck des Vereines ist die Förderung der Erkenntnisse des Zusammenhanges der Gesetze und Erfahrungen wissenschaftlicher Psychopathologie und Psychologie mit jenen, die für das seelische Geschehen im Leben des Einzelnen und der Gesellschaft, in der Geschichte wie in der Kulturgeschichte gelten.<sup>41</sup>

Kein Wunder, daß sich auch Psychoanalytiker für den neuen Verein interessierten. Gleich die erste Publikation, mit der man im Namen des Vereines vor ein breites Fachpublikum trat, war der Auseinandersetzung mit der Lehre Freuds gewidmet (Stransky u. Dattner, 1922).<sup>42</sup> Dies ist deshalb bemerkenswert, weil gerade Stransky in den zwanziger Jahren sich mit wütenden Polemiken in der Öffentlichkeit als erbitterter Gegner der Psychoanalyse zu etablieren begann.<sup>43</sup>

Nichtsdestotrotz war gegen Ende der zwanziger Jahre ein Psychoanalytiker als Obmann des Vereins Stransky nachgefolgt: Martin Pappenheim,<sup>44</sup> unter dessen Leitung im Juni 1930 eine erste »Internationale Tagung für angewandte Psychopathologie und Psychologie« in Wien zustande kam. An diesem Symposium beteiligten sich neben Rudolf Allers, dem Wiener Religionspsychologen Karl Beth, dem Münchner Psychiater Wladimir Eliasberg, dem Innsbrucker Philo-

sophen und Psychologen Theodor Erismann und den Wiener Klinikern Kogerer und Stransky auch die Psychoanalytiker Paul Federn, Eduard Hitschmann und Robert Wälder mit eigenen Referaten. Karl Bühler trug über den »Zeichenverkehr beim Menschen und bei den Tieren« vor (Hartmann et al., 1931).

Karl Bühlers Tätigkeit im »Verein für angewandte Psychopathologie und Psychologie« blieb aber nicht bloß auf die Teilnahme an dieser »Internationalen Tagung« beschränkt. Im Sommersemester 1934 ging er im Rahmen des Vereins eine »seminarische Arbeitsgemeinschaft« mit Otto Pötzl, dem Nachfolger Wagner-Jaureggs an der Universitätsklinik, ein, die bis 1937 aufrechterhalten wurde.<sup>45</sup> Gerade am Beginn der Arbeitsgemeinschaft stand bei den Treffen, an denen außer Charlotte Bühler und den Instituts-MitarbeiterInnen Käthe Wolf, Else Frenkel und Egon Brunswik beispielsweise auch der Psychoanalytiker Paul Federn und der Logopäde und HNO-Arzt Emil Fröschels teilnahmen, die psychologische Interpretation von Sprachstörungen im Vordergrund. Besonders die Probleme der Aphasieforschung fanden dabei große Beachtung (Flach u. Dussik, 1935).<sup>46</sup> Im »Geschäftsjahr« 1935/36 befaßte man sich dann eher mit neurologischen Themenstellungen: Auf Vorschlag Karl Bühlers rückte die Pathologie von Thalamus und Hypothalamus ins Zentrum der Seminar-Diskussionen (Eschbach u. Willenberg, 1990, S. 16).

7. Nehmen wir das unter Punkt 6 Gesagte zum Anlaß, um das vorliegende Kapitel mit einigen allgemeinen Bemerkungen über das Verhältnis von akademischer Psychologie und Psychoanalyse abzuschließen.<sup>47</sup> Es zeigte sich also, daß es zumindest in den beiden oben angeführten Vereinen zu einer Zusammenarbeit zwischen Psychoanalytikern und dem Ehepaar Bühler gekommen war. Zudem wurde im Laufe dieser Arbeit schon mehrmals darauf hingewiesen, daß Analytiker wie Hartmann, Spitz und Schilder Zugang zu den Bühlerschen Kolloquien hatten.

Charlotte Bühler, auch das wurde bereits ausführlich erörtert, begann in den zwanziger Jahren einen merkwürdig hartnäckigen Kampf gegen das von Hug-Hellmuth herausgegebene »Tagebuch eines halbwüchsigen Mädchens« zu führen. Insgesamt hatte sich die Bühler-Schule in dieser Affäre gegenüber der Psychoanalyse sehr fair

verhalten. In ihren jugendpsychologischen Schriften konnte sich Charlotte Bühler gelegentlicher Polemiken gegen die Freudsche Lehre nicht enthalten. Siegfried Bernfeld (1927) warf ihr zu Recht in diesem Zusammenhang »Unwissenschaftlichkeit« und grobe »Unkenntnis« der Theorie vor. Trotz aller Vorbehalte arbeitete Charlotte Bühler aber zumindest in die Neuauflagen von »Das Seelenleben des Jugendlichen« immer mehr psychoanalytische Literatur ein.

Karl Bühler hatte in seinem Buch »Die Krise der Psychologie« (K. Bühler, 1927) der Psychoanalyse-Kritik ein ganzes Kapitel gewidmet. Seine Einwendungen gegen Freuds Annahme eines Todes- bzw. Destruktionstriebes im Kontext von Wiederholungshandlungen im Kinderspiel waren nicht nur scharfsinnig, sondern auch weitgehend frei von polemischen Untertönen.

Man könnte den Eindruck gewinnen, daß man am Wiener Psychologischen Institut der Psychoanalyse zwar kritisch und bisweilen ablehnend, aber dennoch mit der grundsätzlichen Bereitschaft, sich mit ihr auseinanderzusetzen, gegenübergestanden wäre. Diesem Bild widersprechen Berichte von Zeitzeugen: Rudolf Ekstein erzählte, daß Karl Bühler sein Haupttrigorousum mit der Frage: »Was haben wir gegen die Psychoanalyse vorzubringen?« einleitete (Ekstein, 1966, S. 204). Marie Jahoda sprach gar von einem »intellektuellen Doppel-leben«, das viele an Psychoanalyse und Psychologie interessierte Studierende am Institut führen mußten:

In den kleinen, intensiven Seminaren, die wir bei den Bühlers gehabt haben, wäre es uns allen schlecht ergangen, wenn wir die Psychoanalyse verteidigt hätten. So haben wir sie halt nicht verteidigt. Aber im Privat-leben sind viele von den Studenten im Institut in Analyse gewesen, und wir haben es durchaus diskutiert. (Jahoda, 1979a, S. 117)

Die Haltung des Ehepaars Bühler scheint »ambivalent« gewesen zu sein. Ein bisher noch unpubliziertes Briefzitat ist geeignet, das ungeklärte, jedenfalls aber stark emotionalisierte Verhältnis zu paraphrasieren. Hans Herma,<sup>48</sup> damals Student bei Karl und Charlotte Bühler, schrieb an Anna Freud am 17. Jänner 1937 die folgenden Zeilen:

Frau Bornstein hatte die Liebenswürdigkeit, meine Teilnahme an dem Dienstag-Kurs von Fenichel und dem Traumkolloquium von Kris zu befürworten und mich anzumelden. Inzwischen hat sich meine äußere Situation am Psychologischen Institut, an dem ich angestellt bin, etwas verändert (ich werde wieder von den Professoren Bühler als Nachfolger des scheidenden Hauptassistenten Dr. Brunswik in Betracht gezogen). Es ist wahrscheinlich, daß man an eine Ernennung die Bedingung knüpft, daß ich nicht an den offiziellen Ausbildungskursen teilnehme, während die Lehranalyse und das Medizinstudium schon jetzt als meine Privatsache erklärt wurde. Falls es dazu kommt, daß ich diese Stelle bekomme, müßte ich die notwendigen Kurse als private nehmen, was mir bei der Verbesserung meiner materiellen Situation möglich wäre.<sup>49</sup>

Die Geschichte ging schließlich anders aus, als alle Beteiligten glaubten. Nur wenige Monate später zwang der Einmarsch der Deutschen Wehrmacht das Gros der Angehörigen sowohl der Schule Karl und Charlotte Böhlers als auch jener Freuds dazu, aus dem jetzt nationalsozialistischen Österreich zu fliehen.



## 4 Die Entwicklung des Wiener Psychologischen Instituts vor dem Hintergrund der Etablierung autoritärer Herrschaftssysteme in Deutschland und Österreich

### 4.1 DIE »GLEICHSCHALTUNG« DER DEUTSCHEN PSYCHOLOGIE NACH 1933

Am 7. April 1933 wurde von Hitlers Regierung das »Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« verfügt. Nach Paragraph 3 der neuen gesetzlichen Bestimmungen waren Beamte von »nicht arischer Abstammung« in den Ruhestand zu versetzen. Paragraph 4 bestimmte, daß verbeamtete Staatsbedienstete, »die nach ihrer bisherigen politischen Betätigung nicht die Gewähr dafür bieten, daß sie jederzeit rückhaltlos für den nationalen Staat eintreten«, aus dem Dienst zu entlassen seien. Insgesamt betrachtet dienten die Beamtengesetze den Nationalsozialisten als wichtiges Instrument im Prozeß der sogenannten »Macht-ergreifung«, im Zuge dessen Schritt für Schritt machtpolitisch relevante Positionen erobert und die letzten Reste demokratischer Rechtsstaatlichkeit abgebaut werden sollten.

Das Gesetzeswerk war auch auf das Lehrpersonal an den deutschen Hochschulen anzuwenden. Allein im Bereich der institutionell noch relativ schwach entwickelten Psychologie wurden noch 1933 sechs der zwanzig an Universitäten und anderen Hochschulen das Fach vertretenden Professoren in den Ruhestand versetzt: Adhemar Gelb, David Katz, Wilhelm Peters, William Stern und Max Wertheimer an den Universitäten in Halle, Rostock, Jena, Hamburg und Frankfurt sowie Otto Selz an der Handelshochschule in Mannheim.<sup>1</sup> Nach der Anwendung der »Nürnberger Rassengesetze« von 1935 auf Beamte<sup>2</sup> kam 1937 mit dem Münchner Pädagogik-Professor Aloys Fischer noch eine siebente Dienstenthebung hinzu.

Darüber hinaus wurde sieben außerordentlichen Universitätsprofessoren die Lehrbefugnis entzogen. Ein achter, Kurt Lewin, legte sie, bevor die Behörden einschreiten konnten, von sich aus zurück. Wolfgang

Köhler, der international wohl renommierteste deutsche Psychologe, trat, nachdem er nationalsozialistische Übergriffe auf sein Institut in Berlin nicht mehr zu verhindern vermochte, 1935 »freiwillig« von seiner Lehrkanzel zurück (Ash, 1985b). Gustav Kafka hatte als Fünfzigjähriger bereits zwei Jahre zuvor aus »gesundheitlichen Gründen« um seine vorzeitige Emeritierung gebeten.

Von den sieben entlassenen und zwei zurückgetretenen Hochschulprofessoren blieb nur Gustav Kafka in Deutschland. Aloys Fischer verstarb kurz nach seiner zwangsweisen Pensionierung. Die übrigen sieben wurden in die Emigration gezwungen. Otto Selz ging nach Holland, von wo er nach der deutschen Besetzung nicht mehr fliehen konnte. Er wurde in Auschwitz – oder in der näheren Umgebung davon – von den Nationalsozialisten ermordet.

Von allen im Deutschen Reich vor 1933 etablierten psychologischen Richtungen war die »Gestalttheoretische Schule« am stärksten von diesem ersten Akt nationalsozialistischer »Wissenschaftspolitik« betroffen.<sup>3</sup> Zwar hatte die Gestalttheorie innerhalb der scientific community der deutschsprachigen PsychologInnen seit jeher eine Art »Außenseiterposition« inne. Im internationalen Fachzusammenhang wurde sie aber als fruchtbarster und einflußreichster Denkansatz der deutschen Psychologie der zwanziger und frühen dreißiger Jahre wahrgenommen.

Mit der Vertreibung renommierter Psychologen ging eine »nationalistische Einengung« der Psychologie einher, die vor allem in den ersten Jahren der NS-Herrschaft durch Versuche gekennzeichnet war, den nationalsozialistischen Ungeist in schon lange vor 1933 entwickelte Theoriekonzepte mehr oder weniger systematisch einzubauen. Der Marburger Professor Erich Rudolf Jaensch erfand in seiner wahrnehmungspsychologisch »fundierten« Typologie den jedes Gemeinschaftsleben zersetzenden »Gegentypus«, als dessen Repräsentanten ihm vornehmlich die Juden galten (Geuter, 1985b). Friedrich Sander, ein Vertreter der nach 1933 die Forschung und Lehre dominierenden »Leipziger Ganzheitspsychologie« um Felix Krueger<sup>4</sup>, sprach gar von der wissenschaftlich zu begründenden Notwendigkeit der »Ausmerzung des Gestaltfremden« und meinte dies durchaus im Sinne der nationalsozialistischen Rassen- und Erbgesetze.<sup>5</sup>

Ulfried Geuter hat praktisch in allen seinen Schriften zur Geschichte der Psychologie im Nationalsozialismus nachdrücklich darauf hingewiesen,<sup>6</sup> daß das Bemühen um eine inhaltliche Anpassung psychologischer Theorien an die – de facto ja gar nicht als einheitliches, klar ausformuliertes Begriffssystem existierende – »nationalsozialistische Weltanschauung« von »unten her« kam: Psychologen dienten sich freiwillig den neuen Machthabern an, ohne daß eine Parteistelle sie dazu hätte auffordern müssen. Manche folgten dabei ihrer politischen Überzeugung. Viele waren einfach Opportunisten.

Die Ereignisse um die Abhaltung des XIII. Kongresses der »Deutschen Gesellschaft für Psychologie« machen deutlich, mit welcher erschreckender Konsequenz Teile der deutschen Psychologenschaft die nationalsozialistische »Gleichschaltung« ihrer Wissenschaft betrieben.<sup>7</sup> Ursprünglich hätte das Zusammentreffen der akademischen PsychologInnen vom 4. bis 8. April 1933 in Dresden stattfinden und – gemäß der an den letzten beiden Kongressen gepflogenen Praxis – der dort amtierende Professor, Gustav Kafka, zum neuen Vorsitzenden der Gesellschaft gewählt werden sollen. Für die völkisch-national gesinnten Psychologen kam angesichts der geänderten politischen Verhältnisse diese Variante nun offenbar nicht mehr in Frage. Georg Wehner berichtete, daß Kafka infolge des »beschämenden Ansuchen[s] einiger Kollegen, die jüdischen Mitglieder der Gesellschaft von der Teilnahme an dem Kongreß auszuschließen«, sein Vorstandsmandat zurückgelegt habe (Wehner, 1964, S. 84). Mit Kafka schieden auch Stern und Katz, die beide jüdischer Herkunft waren, aus dem Vorstand aus. Ob freiwillig oder von Kollegen unter Druck gesetzt, läßt sich heute nicht mehr rekonstruieren. Ebenso muß die Frage nach dem Datum und den Umständen des Vorstandsaustrittes von Karl Bühler offengelassen werden.<sup>8</sup> Was damals in der Vorstandsetage vor sich ging, kam jedenfalls einem »Putsch« gleich, bei dem Krueger und Poppelreuter, die man bereits am Wiener Kongreß 1929 in die Verbandsführung gewählt hatte, die Fäden gezogen haben dürften: mit dem Ziel, die Fachvertretung im Geiste des – eigentlich erst zu errichtenden – nationalsozialistischen Staates »gleichzuschalten«. Kafka, Stern und Katz waren dafür nicht die richtigen Leute. Die vom alten Vorstand übriggebliebe-

nen Herrschaften nahmen Otto Klemm als Schriftführer in ihre Mitte auf und riefen sich zur neuen Vereinsführung aus.

Bei aller Unübersichtlichkeit der Vorgänge steht eines als gesichert fest: All dies ereignete sich zum größten Teil vor dem Erlaß des »Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums«, also bevor auch nur ein einziger Psychologieprofessor seiner jüdischen Herkunft wegen aus dem Staatsdienst entlassen wurde (Geuter, 1979, S. 7–8).

Kein Wunder also, daß von der derart im vorauseilenden Gehorsam »reorganisierten« Fachvertretung niemand gegen die im April einsetzenden Entlassungen von jüdischen Professoren protestierte. Mehr als für das Schicksal der ehemaligen Kollegen interessierte man sich für die Wiederbesetzung der freigewordenen Lehrstühle. Geprägt von den Enttäuschungen der vorangegangenen Jahre, in denen man sich von Seiten des Staates vernachlässigt und ungerecht behandelt gefühlt hatte, schien ein großer Teil der Psychologenschaft den Machtantritt Hitlers als einmalige Chance zu begreifen, sich selbst und damit der Disziplin in Zukunft vermehrt staatliche Förderungen verschaffen zu können. Voraussetzung dafür war, das Fach vor den neuen Machthabern ins beste Licht zu rücken, wozu sich auf dem auf Oktober 1933 verschobenen und nach Leipzig – dem Sitz Felix Kruegers – verlegten XIII. Kongreß der »Deutschen Gesellschaft für Psychologie« eine Gelegenheit bot. Jüdische Mitglieder traten dort keine mehr auf. Mit ihnen fehlten auch die Angehörigen des Wiener Psychologischen Instituts, insbesondere Karl und Charlotte Bühler.<sup>9</sup>

Stattdessen grüßten manche Psychologie-Professoren den Kongreß in SA-Uniform. Der neue Vorsitzende, Felix Krueger, rief in einem einleitenden Referat die deutschen Psychologen auf, als Wissenschaftler im Bündnis mit den Politikern zur seelischen Erneuerung des deutschen Volkes beizutragen. In den vier Vorträgen, die unter dem Leitthema »Von deutscher Art« standen, pries Poppelreuter Hitler als politischen Psychologen, stellte Jaensch seine Lehre vom Gegentypus vor, sprach Ludwig Ferdinand Clauß über die Gestalt der germanischen Seele und Wilhelm Karl Prinz von Isenburg über »Erbbiologische und genealogische Beiträge zur Psychologie der Rassenreinheit«. (Geuter, 1987, S. 74–75.)<sup>10</sup>

Bald schon sollte sich aber herausstellen, daß die nationalsozialistische Wissenschaftsadministration weniger durch lautstark verkündete Treue- und Gefolgschaftsbekennnisse als durch praktisch verwertbare Forschungsergebnisse zu beeindrucken war. Im Zuge der allgemeinen Kriegsvorbereitungen zählte der Nachweis der praktischen Relevanz des Faches mehr als die politisch-weltanschauliche Loyalität seiner Vertreter.

Der Fortgang der Geschichte ist von Geuter (1984a) detailliert dargestellt worden: Über Ausdruckspsychologie und Charakterkunde gelang es der akademischen »Seelenlehre« in der Deutschen Wehrmacht Fuß zu fassen, wo es unter den Offiziersanwärtern den (kriegs-)tauglichen Nachwuchs auszulesen galt. Das starke Interesse der Militärs an psychologischer Diagnostik wußte die Psychologen-Zunft schließlich für berufspolitische Zwecke zu nutzen. Mit der 1941 erlassenen »Diplomprüfungsordnung für Psychologie« (Kroh, 1941) gelang der entscheidende Durchbruch zur endgültigen akademischen Etablierung des Faches als wissenschaftliche Einzeldisziplin. Erstmals in der Geschichte der deutschsprachigen Psychologie wurden Ausbildungsweg und Abschlußprüfung für Studierende länderübergreifend in einheitlicher Weise festgelegt. Die Akzentuierung des Diplomstudiums als Berufsausbildung führte zudem zur Definition von exklusiven, d. h. ausschließlich PsychologInnen vorbehaltenen Berufsfeldern. Männer studierten Psychologie mit der Aussicht auf eine spätere Tätigkeit als »Wehrmachtspychologen«, Frauen mit der Perspektive einer Anstellung im Rahmen der Erziehungsberatung der »Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt«.

Doch damit haben wir den Entwicklungen bereits weit vorausgegriffen. Gehen wir nochmals zurück ins Jahr 1933 und fragen wir nach den Auswirkungen, die sich aus der Machtübergabe an Hitler und der Reaktion der in Deutschland verbliebenen, nicht-jüdischen Psychologenschaft für die Forschungsarbeit des Wiener Psychologischen Instituts ergaben. Dabei ist zunächst der Umstand in Betracht zu ziehen, daß Karl und Charlotte Bühler infolge der allgemein- und fachpolitischen Ereignisse aus jenem Diskussionszusammenhang herausfielen, dem sie trotz aller internationaler und interdisziplinärer Ausrichtung seit dem Beginn ihrer wissenschaftlichen Karrieren an-

gehört hatten: aus dem sehr engen und sehr spezifischen Fachkontext der deutschsprachigen Psychologie. Sie und ihre MitarbeiterInnen nahmen in den Folgejahren an keinem Kongreß der »Deutschen Gesellschaft für Psychologie« mehr teil und wurden schließlich auch aus den Mitgliederlisten gestrichen. Gleichzeitig damit ergaben sich in zunehmendem Maße Schwierigkeiten, die Resultate der am Wiener Psychologischen Institut geleisteten Forschungsarbeiten in deutschen Verlagen oder deutschen Fachzeitschriften zur Veröffentlichung zu bringen. Die Statistik ist an anderer Stelle<sup>11</sup> schon angeführt worden: Von 1923 bis 1930 wurden 49%, von 1931 bis 1933 noch immer 46%, von 1934 bis 1938 nur mehr 12% der von den Studierenden verfaßten Abschlusarbeiten publiziert. Im November 1933 schrieb Charlotte Bühler die folgenden Zeilen an das Pariser Büro der Rockefeller Foundation:

A new difficulty is arising from the political situation in Germany and proves to work out also as a financial problem. So far, every research study which was made in the psychological institute of Vienna, was highly desirable as a publication to every German journal and every editor. We never had any difficulty with publications. Two of the best German publishing companies, Gustav Fischer, Jena, and Heinrich Hirzel, Leipzig, were our constant publishers and every journal was open to whichever publication we offered. Since the new political situation in Germany, several journals have been given up completely by the editors, several others do not accept investigations concerning certain objects which do not agree with the new principles in Germany. Furthermore, the publications which are prepared by Jewish authors, can no more be published with German editors or in German journals. We hoped to publish this work in America. But the American journals require for the publication of monographs and sometimes also for articles a rather high financial contribution from the part of the author. Our students are not able to pay such a contribution and the psychological institute with its present means is of course also not able to pay these rather high sums.<sup>12</sup>

In ihrem Forschungsbericht über das abgelaufene Studienjahr 1933/34 teilten Karl und Charlotte Bühler mit, daß man mit dem Österreichi-

schen Staatsverlag in Verhandlungen eingetreten sei, um ein neues »Austrian Journal of Psychology« zu schaffen, »which will be on a broad basis of international cooperation and will include all Austrian psychologists«. <sup>13</sup> Das vielversprechende Projekt kam nicht zustande. Angesichts der wachsenden internationalen Isolation des Psychologiebetriebs im Deutschen Reich blieb dem Ehepaar Bühler nichts anderes übrig, als die Arbeit des Instituts noch stärker als zuvor auf den angelsächsischen Sprachraum abzustellen. Charlotte Bühlers Bemühungen um die Einrichtung einer psychologischen Erziehungsberatungsstelle in London waren ein Beispiel dafür, wie man nun Wege und Mittel suchte, um außerhalb Mitteleuropas sich Möglichkeiten zur Selbstdarstellung und Selbstverwirklichung zu erschließen. <sup>14</sup>

#### 4.2 DAS WIENER PSYCHOLOGISCHE INSTITUT IM »STÄNDESTAAT«

Die Fakten der Geschichte sind allgemein bekannt, ihre Interpretation ist aber immer noch umstritten. Fest steht, daß im März 1933 die parlamentarische Demokratie in Österreich zu existieren aufgehört hatte: Bundeskanzler Dollfuß nutzte damals eine Krise der Geschäftsordnung des Parlaments, um dessen »Selbstausschaltung« zu verkünden. Sich auf das sogenannte »kriegswirtschaftliche Ermächtigungsgesetz« aus dem Ersten Weltkrieg berufend, erließ das autoritäre, von Christlich-sozialen und Heimwehren gebildete Regime von nun an ohne parlamentarische Kontrolle seine gesetzlichen Verordnungen und Erlässe: Dem Verbot des »Republikanischen Schutzbundes«, der Einschränkung des Streikrechts, der Untersagung der traditionellen Maifeiern, der Auflösung der »Kommunistischen Partei Österreichs«, der Gründung der »Vaterländischen Front«, der Kürzung der Arbeitslosenunterstützung und der Wiedereinführung der Todesstrafe folgte schließlich im Jänner 1934 das Verbot des Vertriebs des Parteiorgans der Sozialdemokraten, der berühmten »Arbeiterzeitung«.

Die Führung der SDAP ließ dies alles über sich ergehen. Man verhielt sich »abwartend« und glaubte, die letzten Reste der demokratischen Grundordnung am besten dadurch »verteidigen« zu können, indem man der Regierung keinen Anlaß zu gewaltsamen Einschreiten bot.

Zur Ausrufung des vor Jahren schon dem »Klassenfeind« für den Fall der Bedrohung der parlamentarischen Demokratie angekündigten Generalstreiks wollte man sich nicht und nicht entschließen.

Die »Strategie« des ständigen Zurückweichens, die den Gegner immer stärker machte und die eigene Anhängerschaft entmutigte und demoralisierte, ebnete schließlich den Weg in den Untergang. Als es am 12. Februar 1934 zunächst in Linz, dann auch in Wien, in Bruck an der Mur, in Kapfenberg, Graz, Steyr, Attnang-Puchheim, Wolfsegg, St. Pölten und anderen Städten zum bewaffneten Aufstand kam, war das Debakel gleichsam vorprogrammiert. Ohne zentrale Führung und ohne geeignete Waffen standen die kämpfenden Arbeiter gegen Heimwehren und Bundesheer auf verlorenem Posten. Mehr als 1200 Tote und 5000 Verwundete hatte man nach den drei Tage dauernden Kämpfen zu beklagen.<sup>15</sup> Das Regime wußte die Gunst des Augenblicks zu nutzen: Nach Ausrufung des Standrechts wurden neun Schutzbundführer hingerichtet, 10 000 SozialdemokratInnen und KommunistInnen eingekerkert, Partei und Freie Gewerkschaften aufgelöst.

Im Mai 1934 proklamierte Dollfuß mit der Einführung der neuen Bundesverfassung den Aufbau des »Christlich-deutschen Ständestaates«. Die anstelle des Parlaments eingerichteten, nach »Berufsständen« gegliederten und wählbaren Vertretungskörperschaften besaßen aber bloß eine »beratende« Funktion. Bundesregierung und Bundespräsident wurden mit diktatorischen Vollmachten ausgestattet. Wien verlor seinen Status als selbständiges Bundesland und wurde zur »Bundesunmittelbaren Stadt« erklärt. Überall wurde um- und reorganisiert, nicht nur im Rathaus, sondern auch in allen Einrichtungen und Vereinigungen, die irgendwie mit der städtischen Politik in Verbindung gestanden hatten. Von der »Arbeiterkammer« über das »Volksheim Ottakring« bis zum »Pädagogischen Institut der Stadt Wien« – überall verloren dort tätige SozialistInnen ihre Positionen. Vereine, die einer Aktivität im Dienste der Sozialdemokratischen Partei verdächtig waren, wurden polizeilich aufgelöst: So der »Verein Ernst Mach«, dem man noch im Februar 1934 den Fortbestand untersagte.

Wissenschaftsgeschichtlich betrachtet hatten diese politischen »Säuberungen« vor allem eines zur Folge: Einer blühenden und inno-



vativen wissenschaftlichen Gegen-Öffentlichkeit wurden mit einem Schlag die institutionellen Grundlagen entzogen. Aufgrund fehlender oder nur mehr beschränkt vorhandener Möglichkeiten, einen Beruf auszuüben, und infolge des repressiven geistigen Klimas erhöhte sich für viele junge, politisch engagierte Intellektuelle der Emigrationsdruck. Paul Felix Lazarsfeld zum Beispiel, dem das Ehepaar Bühler im Studienjahr 1933/34 ein USA-Reisestipendium der Rockefeller Foundation verschafft hatte, verlängerte nach dem politischen Umbruch seinen Forschungsaufenthalt um ein weiteres Jahr, um seine endgültige Übersiedelung in die Vereinigten Staaten vorzubereiten (Lazarsfeld, 1975).

### **Die Österreichische Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle**

Lazarsfeld war mit der Absicht nach Amerika gefahren, dort finanzielle Hilfeleistungen und Aufträge für die »Österreichische Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle« zu organisieren (Lazarsfeld, 1975, S. 173). Wie aus einem im Februar 1934 von ihm verfaßten »Memorandum« hervorgeht, stand die »Forschungsstelle« damals vor dem finanziellen Zusammenbruch. Lazarsfeld war es in den USA aber innerhalb nur weniger Monate gelungen, zu maßgeblichen Personen der amerikanischen Marktforschung Kontakt aufzunehmen und sich als Spezialist in Sachen »market research« einen Namen zu machen. Aus Beratertätigkeiten verfügte er über ein nicht unerhebliches, allerdings sehr unsicheres Einkommen, das es ihm – wie er den WienerInnen mitteilte – erlaube, immerhin 100 Dollar monatlich als Subvention an die »Forschungsstelle« zu überweisen.<sup>16</sup> Aus dem Studium der amerikanischen Verhältnisse entwickelte er ein Programm, mit dessen Hilfe er das Überleben der Wiener Einrichtung sichern wollte. Der Tätigkeitsbereich der »Forschungsstelle« sei – so schlug er vor – möglichst rasch auf zwei Gebiete auszudehnen: auf »Groberhebungen« und auf Untersuchungen über die Wirksamkeit von »Radio-Reklame«.

Als Beispiel für »Groberhebungen« führte er das von der »Psychological Cooperation«<sup>17</sup> praktizierte Verfahren der Erstellung von »sales barometers« an:

Der einfache Gedanke besteht darin, an verschiedenen Punkten des Landes durch Interviews ein paar Fragen zu stellen, wie zum Beispiel »welche Teemarke haben Sie zuletzt gekauft?«, wer annonciert »Ein Griff, ein Bett« usw. Solche regelmäßig durchgeführten Befragungen geben ein sehr deutliches Bild über die Schwankungen der Markenverwendung, über die Geschwindigkeit, mit der sich ein Reklamefeldzug über das Land verbreitet, usw. In steigendem Maß sind Unternehmer bereit, eine Abonnementgebühr für die Beschaffung solcher Daten zu bezahlen. Da man ohne Schwierigkeit bei einer Erhebung etwa zwanzig solche Fragen stellen kann, kann man zwanzig Gruppen von Unternehmungen und in jede Gruppe eine Reihe von Konkurrenten zum Abonnement veranlassen. Die Psychological Cooperation verlangt und erhält \$ 125 für ein Abonnement auf eine vierteljährliche Wiederholung für einen einzelnen Markenartikel.<sup>18</sup>

Bezüglich des Bereichs »Radio-Reklame« berichtete Lazarsfeld, daß in den Vereinigten Staaten alle großen Sendestationen bereits eigene »Research offices« eingerichtet hätten, die sich mit dem Zusammenhang zwischen Programmangebot, Sendezeit und Wirksamkeit von Werbeeinschaltungen beschäftigen würden. Vielleicht – so fragte Lazarsfeld an –

wäre es im Rahmen des neuen Kurses möglich, dass Herr Professor Bühler oder Herr Gold bei der Ravag vorspreche und offiziell vorschlage, dass ich beauftragt werde, an die Ravag einen zusammenfassenden Bericht zu schicken[.] Mit Rücksicht auf meine Mitarbeit bei konkreten Untersuchungen hier wäre das der Ravag vielleicht sehr willkommen. Zugleich wäre es eine interessante Probe darauf[, ] wie tragbar mein Name für den neuen Kurs ist.<sup>19</sup>

Dieses Projekt kam schließlich nicht zustande. Ob in diesem Kontext die politische Tragbarkeit des Namens Lazarsfeld tatsächlich »getestet« wurde,<sup>20</sup> ist heute nicht mehr zu rekonstruieren. Schenkt man den Zeitzeugenberichten Glauben, so hatte Lazarsfeld bei seinem Abgang nach Amerika ein finanzielles Chaos hinterlassen. Zwischen ihm und

Karl Bühler sollen darüber bereits vor seiner USA-Reise Differenzen entstanden sein (Fleck, 1990a, S. lii–liii). Ende 1934 stellte zudem der bisherige Geschäftsleiter der Forschungsstelle sein Amt zur Verfügung. Der Verein war in seiner bisherigen Form nicht mehr zu halten: Am 4. März 1935 trat anlässlich der ordentlichen Generalversammlung Karl Bühler als Präsident des Kuratoriums zurück. Ein Antrag auf Auflösung des Vereins nach ordnungsgemäßer Liquidation seines Vermögens wurde einstimmig angenommen.<sup>21</sup>

Unmittelbar danach dürften aber Marie Jahoda und Gertrud Wagner die Forschungsstelle als »Arbeitsgemeinschaft der Mitarbeiter der Österreichischen Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle« wieder gegründet haben (Fleck, 1990b, S. 179). In der Öffentlichkeit präsentierte man sich jedenfalls weiterhin unter der alten Bezeichnung und unter Betonung der personellen Verbindungen, die mit dem Wiener Psychologischen Institut bestanden.<sup>22</sup> Anfang 1936 schien es Marie Jahoda zu gelingen, die Forschungsstelle aus ihrer permanenten ökonomischen Krise herauszuführen. Sie traf in Paris mit Max Horkheimer zusammen, der als Leiter des »Instituts für Sozialforschung« bei der Wiener Einrichtung die Durchführung von Einzeluntersuchungen zum Thema Arbeitslosigkeit und Elternautorität in Auftrag gab. Auf Vermittlung Lazarsfelds nahm Jahoda Kontakt zu einer internationalen Warenhauskette auf, die sich an einer finanziellen Beteiligung interessiert zeigte. Mit einer Einlage von 10 000 Schilling, die der ehemalige Leiter der volkswirtschaftlichen Abteilung der Arbeiterkammer, Benedikt Kautsky, treuhänderisch verwalten sollte, stieg dieses Handelsunternehmen schließlich in das Projekt »Österreichische Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle« ein.<sup>23</sup>

Die Freude währte nicht lange. Am 27. November 1936 wurde Marie Jahoda im Büro der »Forschungsstelle«, Wien I, Wächtergasse 1, verhaftet.<sup>24</sup> Die Polizei hielt die Einrichtung für eine Tarnorganisation der illegalen »Revolutionären Sozialisten«.<sup>25</sup> Nicht ganz zu Unrecht: Jahoda konnte nachgewiesen werden, daß sie mit einem ranghohen Funktionär dieser Gruppe – mit einem gewissen »Erich« – in Verbindung stand, dessen Korrespondenz an ihre Adresse geschickt worden war und für den sie zur Aufbewahrung von Papieren einen Banksafe

angemietet hatte. »Erich«, dessen Identität Jahoda während der Verhöre durch die Polizei nicht verraten wollte, hieß in Wirklichkeit Joseph Buttinger. Er wurde später der Obmann der »Revolutionären Sozialisten«. Jahoda arbeitete für ihn – wie sie in der Rückschau erzählte – als eine Art »personal assistant«. Sie »organisierte Wohnungen, wo der vollständig »Illegalisierte« übernachten konnte, arrangierte Treffs mit Funktionären, hielt Verbindungen aufrecht, empfing Post aus dem Ausland [...] und tippte Protokolle der Besprechungen, die sie in Verwahrung nahm« (Fleck, 1990a, S. Iv–Ivi).

Nach drei Monaten polizeilicher Anhaltehaft wurde Marie Jahoda im Landesgericht in Untersuchungshaft genommen und im Sommer 1937 wegen des Verdachts auf Hochverrat vor Gericht gestellt. Am 2. Juli 1937 verurteilte man sie zu drei Monaten Kerker. Der Umstand, daß in den Wochen zuvor vor allem von England und Frankreich aus beim österreichischen Außenministerium zu ihren Gunsten interveniert worden war, zeigt die internationale Bekanntheit, die Jahoda als Verfasserin der Marienthal-Studie mittlerweile erlangt hatte. Wenige Tage nach der Urteilsverkündung wurde sie unter der Auflage, Österreich binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen, enthaftet. Sie emigrierte schließlich nach England.

Dem Bühler-Institut war aus dieser politischen Affäre kein Schaden erwachsen. Obwohl bekannt war, daß die Forschungsstelle mit dem Institut enge Verbindungen unterhalten hatte, wurden die Namen von Karl und Charlotte Bühler aus dem Verfahren draußen gehalten. Die politische Loyalität des Ehepaars Bühler galt offenbar als über jeden Zweifel erhaben: Am 2. Juli 1937, also am selben Tag, an dem man seine ehemalige Schülerin Marie Jahoda wegen politischer Umtriebe zu Kerkerhaft verurteilte, erhielt Karl Bühler vom Bundesministerium für Unterricht ein Dekret zugesandt, in dem er »mit der ehrenamtlichen Führung der österreichischen Delegation« am Internationalen Kongreß für Philosophie in Paris betraut und ausdrücklich dazu eingeladen wurde, »bei den Verhandlungen dieses Kongresses die Interessen der Unterrichtsverwaltung zu vertreten«.<sup>26</sup>

### Universität im »Ständestaat«

Hochschulen und Universitäten blieben von politischen Eingriffen nicht verschont. Auf akademischem Boden sah sich das Regime vor allem mit der starken Präsenz nationalsozialistisch gesinnter Professoren und Studenten konfrontiert. Die »Deutsche Studentenschaft«, die auf nationalistischer – und rassistischer – Grundlage nach dem Ende des Ersten Weltkrieges gegründet worden war und von den akademischen Behörden als alleinige StudentInnenvertretung anerkannt wurde, befand sich damals schon unter der Kontrolle des »Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes (NSDStB)«. <sup>27</sup> Ausschreitungen nationaler Studenten gegen Juden und Sozialdemokraten, aber auch Prügeleien zwischen katholischen und nationalen Corpsstudenten standen gerade auch an der Universität Wien auf der Tagesordnung. Zur Disziplinierung der Studierenden wurde mit dem NSDStB und der »Deutschen Studentenschaft« noch im Jahr 1933 gleich auch das Prinzip der studentischen Selbstverwaltung abgeschafft. Mit 1. Oktober 1933 setzte man von Staats wegen einen »Sachwalter der Hochschüler-schaft in Österreich« ein, der als Bindeglied zwischen Studentenschaft, akademischen Behörden und Unterrichtsadministration fungieren sollte. <sup>28</sup>

In personeller Hinsicht zielten die hochschulpolitischen Maßnahmen vor allem auf die Suspendierung von nationalsozialistischen Professoren ab. Aber auch liberale Hochschullehrer, wie der Wiener Philosophie-Ordinarius Heinrich Gomperz, wurden auf der Grundlage des sogenannten »Abbaugesetzes« von 1933 zwangspensioniert. Gegen Max Adler eröffnete man in Folge der Februarereignisse zwei Disziplinarverfahren, die aber in Ermangelung an Beweisen einer direkten Beteiligung am Aufstand wieder eingestellt werden mußten. <sup>29</sup> Bis zu seinem Tod im Jahr 1937 konnte Adler, wenn auch unter ständigen Behinderungen seitens der akademischen Behörden, an der Universität Wien Lehrveranstaltungen abhalten.

Das logistische Kernstück ständestaatlicher Wissenschaftspolitik bildeten zwei Gesetze, die 1935 in Kraft traten: das »Hochschulermächtigungsgesetz«, das einen großen Teil der Verwaltungsgeschäfte der Hochschulen direkt der Kompetenz des Unterrichtsministers unter-

stellte, und das »Hochschulerziehungsgesetz«, das die Maßnahmen zur ideologischen Einbindung der Studentenschaft in den »Geist« des ständestaatlichen Österreichs festlegte.<sup>30</sup>

### **Anpassung als fachpolitische Strategie:**

#### **Das Verhalten von Karl und Charlotte Bühler**

An der Arbeit des Wiener Psychologischen Instituts ging die austrofaschistische Reorganisation des Hochschulwesens spurlos vorüber. Dies ist insofern bemerkenswert, als das Ehepaar Bühler auf akademischem Boden wegen seiner engen Zusammenarbeit mit Wiener Stadtpolitikern seit jeher einer sozialistischen Gesinnung verdächtigt wurde.<sup>31</sup> Karl Bühler war als Leiter des psychologisch-pädagogischen Laboratoriums am »Pädagogischen Institut« sogar bei der Gemeinde Wien angestellt. Daß das Bühler-Institut von der sozialdemokratischen Stadtverwaltung auch finanziell gefördert wurde, dürfte allgemein bekannt gewesen sein. Spätestens seit dem April 1927, als Karl Bühler – gemeinsam übrigens mit Sigmund Freud und Alfred Adler – einen mit »Eine Kundgebung des geistigen Wien« übertitelten und in der »Arbeiterzeitung« abgedruckten Wahlaufdruck für die Wiener Sozialdemokraten unterzeichnet hatte. Die bürgerliche Presse argwöhnte damals, daß die Unterzeichner bloß aus materiellen Erwägungen die »Kundgebung« unterstützt hätten. Von den im Rathaus regierenden Sozialisten wären ihnen finanzielle Förderungen versprochen worden. Obwohl Karl Bühler die Kundgebung mit »Vorstand des Psychologischen Instituts der Universität Wien« unterschrieben hatte, wurde er in den »Wiener Neuesten Nachrichten« den LeserInnen als »Universitätsprofessor« und »Lehrer am pädagogischen Institut der Gemeinde Wien« vorgestellt.<sup>32</sup>

In einer früheren Veröffentlichung (Benetka u. Kienreich, 1989a, S. 155) wurde darauf aufmerksam gemacht, daß unmittelbar nach Niederschlagung des Februar-Aufstands infolge der austrofaschistischen Reorganisation von Einrichtungen, die der Stadt Wien gehörten, es für kurze Zeit ganz danach aussah, als ob die Aufrechterhaltung des Lehr- und Forschungsbetriebs am Wiener Psychologischen Institut doch ernsthaft gefährdet wäre. Am »Pädagogischen Institut« wurden Lehrkräfte entlassen und eine Einschränkung des Betriebs der Kinder-

übernahmsstelle in Aussicht genommen. Das Ehepaar Bühler reagierte prompt. Am 8. März 1934, wenige Wochen nachdem man ihren Förderer Otto Glöckel aus seinem Büro im Gebäude des Stadtschulrates, in dem auch das Psychologische Institut untergebracht war, verhaftet und im Anhaltelager Wöllersdorf interniert hatte, wurden Karl und Charlotte Bühler mit einer gemeinsam verfaßten »Denkschrift über die Aufgaben der Psychologie im staatlichen und städtischen Unterrichts- und Erziehungswesen« und zwei getrennt geschriebenen Briefen beim soeben anstelle des gewählten Bürgermeisters Karl Seitz eingesetzten Bundeskommissär für Wien, Richard Schmitz, vorstellig. Hofrat Alois Brommer, der nach der Entlassung von Viktor Fadrus zum Direktor des Pädagogischen Instituts ernannt worden war, habe ihm, Karl Bühler, mitgeteilt,

daß Sie, sehr geehrter Herr Bundeskommissär, gewisse Änderungen im Betrieb des pädagogischen Institutes planen. Dürfte ich Sie ersuchen, in Hinblick auf diese Maßnahmen den beiliegenden Reformplan anzusehen, den meine Frau und ich für die Neuregelung des psychologischen Unterrichts, insbesondere in den Institutionen der Gemeinde Wien, ausgearbeitet haben.<sup>33</sup>

Die »gewissen Änderungen im Betrieb des pädagogischen Institutes« bezogen sich vorwiegend auf die Entlassung sozialdemokratischer DozentInnen und auf die Streichung der Individualpsychologie aus dem Lehrangebot. Bundeskommissär Richard Schmitz war übrigens von 1926 bis 1929 österreichischer Unterrichtsminister gewesen, als der er sich in den schweren politischen Auseinandersetzungen um eine gesamt-österreichische Neuregelung des Schulwesens gegen die sozialdemokratische Einheitsschulidee erfolgreich zur Wehr gesetzt hatte.<sup>34</sup>

Charlotte Bühler bezog in ihrem Schreiben an Schmitz gegen die an sie ergangene Weisung zur Räumung der Kinderübernahmsstelle Position. Sie warnte Schmitz davor, daß sich aufgrund der vielen StudentInnen aus dem Ausland, die – wie sie meinte – größtenteils deshalb nach Wien gekommen wären, um die an der Kinderübernahmsstelle entwickelten Untersuchungsverfahren zu erlernen, »unangenehmste Zwischenfälle mit den ausländischen Gesandtschaften

ergeben« würden, falls die Studierenden »jetzt alle plötzlich ihre Arbeit abbrechen müßten«. Zudem sei davon auszugehen, daß bei einer Beendigung der psychologischen Arbeit an der Kinderübernahmestelle die Rockefeller Foundation ihre Unterstützung des Instituts zurückziehen werde, wodurch sie und ihr Mann nicht mehr in der Lage wären, »den im ganzen Ausland als vorbildlichst geltenden Lehrbetrieb in der Kinderpsychologie« aufrechtzuerhalten. Sie bestand darauf, von Schmitz persönlich empfangen zu werden, um ihm in dieser Sache »ein Referat zu erstatten«. <sup>35</sup>

Beide Interventionen führten schließlich zum gewünschten Erfolg. Die Bühler-Schule überstand die politisch motivierten Personalrochaden am Pädagogischen Institut unbeschadet. Die an Charlotte Bühler ergangene Aufforderung zur Räumung der Kinderübernahmestelle wurde von Schmitz persönlich zurückgenommen. Ob das Ehepaar Bühler auch zu ideologischen Zugeständnissen bereit war, wissen wir nicht: Die oben im Text erwähnte »Denkschrift« ist den von mir eingesehenen Aktenstücken nicht beigelegt gewesen. <sup>36</sup>

Als sich 1936 das Ende der Förderung des Instituts durch die Rockefeller Foundation abzuzeichnen begann, fand Karl Bühler in einem Subventionsansuchen an das Unterrichtsministerium jedenfalls zu einer Wortwahl, die offenbar die Behörden von seiner aufrechten vaterländisch-patriotischen Gesinnung überzeugen sollte: Die »wissenschaftliche und propagandistische Bedeutung des Psychologischen Instituts im gesamten Ausland«, so schrieb er,

wird dem Bundesministerium für Unterricht sicher bekannt sein. [...] Um das psychologische Institut für Österreich auch weiterhin erhalten zu können, mußte es finanziell vom Ausland völlig unabhängig gemacht werden. Es erscheint auch aus ethisch-patriotischen Gründen wünschenswert, dass eine so wichtige wissenschaftliche Stelle sich aus eigener, österreichischer Kraft erhält und nicht auf die Unterstützung fremder, ausländischer Geldmittel angewiesen ist. <sup>37</sup>

Karl und Charlotte Bühler war es gelungen, sich mit den Vertretern des neuen Staates zu arrangieren. Der Umstand, daß dieselben Herren,



mit denen sie jetzt Vereinbarungen und Abmachungen trafen, ihre ehemaligen Gönner und Förderer aus der Wiener Sozialdemokratie politisch verfolgten, kümmerte sie wenig. Es ging ihnen letztlich bloß darum, den Fortbestand ihres Instituts über die – wie sie wohl meinten – »Wechselfälle« der Tagespolitik hinweg sicherzustellen. Wie »viele deutsche Professoren« hätten sie und ihr Mann, so schrieb Charlotte Bühler in ihren Lebenserinnerungen, »weder ein politisches Wissen noch politische Interessen« gehabt. Ihre »politische Ignoranz« sei »letztlich auch der Grund« gewesen, warum ihre »Existenz in nicht zu erwartender Weise zusammenbrach«: »Es war unsere Torheit, nicht vorauszusehen, was kommen würde« (Ch. Bühler, 1972, S. 25).

### **Frühe Anzeichen politischen Wohlwollens:**

#### **Übersiedelung des Instituts in die Liebiggasse**

Vor Beginn des Wintersemesters 1934/35 hatte die neue Stadtverwaltung dem Unterrichtsministerium mitgeteilt, daß man das Wiener Psychologische Institut aus dem Stadtschulratpalais auszusiedeln gedenke. In dem in unmittelbarer Nachbarschaft zur Universität gelegenen Gebäude Liebiggasse 5 waren im dritten Stock nach der Angliederung der Bestände des »österreichischen Archäologischen Instituts« an die Universität Räumlichkeiten frei geworden, die das Unterrichtsministerium per Erlaß vom 6. Oktober 1934 dem Bürgermeister der Stadt Wien zur Unterbringung des Psychologischen Instituts in Aussicht stellte. Allerdings wollte die Unterrichtsverwaltung die Verlegung des Instituts an die Erfüllung gewisser Bedingungen knüpfen: Erstens sollte die Gemeinde sämtliche Kosten der Übersiedelung bzw. der Adaptierung der in Frage stehenden Räume übernehmen. Zweitens verlangte man von der Stadt Wien die Zusage, daß sie allen ihren Verpflichtungen gegenüber dem Institut im selben Ausmaß wie bisher nachkommen werde. Drittens behielt man sich ein Einspruchsrecht gegen jene Personen vor, die die Stadtverwaltung zur Mitarbeit am Psychologischen Institut abzustellen beabsichtige. Viertens bestand das Unterrichtsministerium darauf, daß das neu eingerichtete Institut von nun an primär als Universitätsinstitut und erst in zweiter Linie als Laboratorium des »Pädagogischen Instituts« behandelt werden sollte. Im Falle des Abganges

des derzeitigen Institutsvorstands sei fünftens schließlich eine »restlose räumliche, sachliche und organisationsmäßige Auseinanderlegung des Institutsbestands« zwischen der Stadt Wien und dem Bund vorzunehmen.<sup>38</sup> Die Wiener Stadtregierung erklärte sich mit den vorgeschlagenen Modalitäten einverstanden.<sup>39</sup> Am 8. November 1934 wurde vom Unterrichtsministerium die Verlegung des Instituts verfügt.<sup>40</sup> Schon sechs Wochen später konnte das Philosophische Dekanat der Universität vermelden, daß die Übersiedelung den Richtlinien der Unterrichtsverwaltung entsprechend durchgeführt worden sei.<sup>41</sup>

Ende November 1934, als die Übersiedelungsarbeiten voll im Gange waren, traf Charlotte Bühler in Paris mit Vertretern der Rockefeller Foundation zusammen, um die Lage des Psychologischen Instituts unter den geänderten politischen Verhältnissen zu besprechen. Dem Institut seien, so berichtete sie, aus dem »Regimewechsel« keinerlei Schwierigkeiten entstanden. Im Gegenteil: »From a certain point of view the Institute was perhaps in a stronger position now than before«. Ihre Einschätzung begründete Charlotte Bühler damit, daß sich die neuen politischen Machthaber der wissenschaftlichen »Konkurrenz« gegenüber ablehnend verhalten würden: »A socialistic administration had been more favorably disposed towards a psychological study of the psychoanalytical or individual psychology school, whereas the present tendencies of the government are distinctly hostile to those two schools«, stand im Memoir der Rockefellers zu lesen. Die Bemerkung zeigt, wie bedenkenlos Charlotte Bühler die Auswirkungen der Politik des autoritären Staates bloß nach dem Nutzen bzw. Schaden für ihr Institut beurteilt wissen wollte. Die durch den Einfluß sozialistischer Politiker gesicherte Monopolstellung der Adlerschen Individualpsychologie im Bereich der schulischen »Erziehungsberatung« sei, so setzte sie ihre Argumentation fort, durch den politischen Wechsel endlich aufgebrochen worden. Von der neuen Regierung habe das Psychologische Universitätsinstitut die Erlaubnis erhalten, eine eigene Eltern- und LehrerInnenberatungsstelle einzurichten.<sup>42</sup> Das Interesse, das die gegenwärtigen »authorities« dem Fortbestand und weiteren Ausbau des Psychologischen Instituts entgegenbringen, offenbare sich gerade auch darin, daß man ihr und ihrem Mann trotz der anhaltenden Wirtschaftskrise

neue Räumlichkeiten zur Verfügung gestellt habe: »New rooms – much more adequate than the former quarters – have been provided without additional costs to the Institute«. <sup>43</sup>

### **Der Anfang vom Ende: Rückzug der Rockefeller Foundation**

Vom 1. September 1931 an wurde dem Wiener Psychologischen Institut für die nächsten vier Jahre von der Rockefeller Foundation eine Subvention von insgesamt 16 000 Dollar zugesichert, die in vier Jahresraten zu je 4 000 Dollar ausbezahlt werden sollte. Es war Charlotte Bühler gewesen, die die Verhandlungen mit den für das Social-Science-Förderungsprogramm der Stiftung zuständigen Herren geführt hatte. Sie wußte die Amerikaner durch das fließende Englisch, das sie sprach, und durch ihr engagiertes Auftreten zu beeindrucken – obwohl in den zahlreichen Memoranden der Rockefellers schon damals gelegentlich von einem gewissen Hang zur Selbstüberschätzung die Rede war. Die folgende Briefpassage gibt den Eindruck wieder, den Charlotte Bühlers Auftreten hinterlassen hatte:

She referred to the psychological institute as »my institute«. She lets one know very plainly that the institute is the finest thing of its kind in the world, and that, if the R. F. does not help it and that immediately, she is going to close it down and devote herself henceforth to her own research. Altogether her conceit is colossal and irritating. But even if we deduct as a first mortgage her conceit there remains real ability. <sup>44</sup>

Aber auch für die auf eine völlig nüchterne Betrachtung der Dinge wert legenden Sachbearbeiter der Rockefeller Foundation stand außer Zweifel, daß das Wiener Psychologische Institut neben Köhlers Institut in Berlin die bedeutendste psychologische Forschungs- und Ausbildungseinrichtung in Europa war. <sup>45</sup> Man bewilligte die Unterstützung mit der Auflage, daß das Geld zur Aufrechterhaltung bzw. Erweiterung des MitarbeiterInnen-Stabes, zur Verbesserung der apparativen Ausstattung und ganz allgemein zur Erhöhung der Effektivität von Lehre und Forschung verwendet werden müsse. <sup>46</sup> Intern galt als abgemacht, daß eine Verlängerung der Zusage über das Jahr 1935 hinaus ausgeschlossen sei. <sup>47</sup>

Jahr für Jahr lieferte das Ehepaar nun einen Arbeitsbericht bei der Rockefeller Foundation ab, der jeweils eine Aufstellung der gerade in Arbeit befindlichen Untersuchungen, eine Liste der aus den Rockefeller-Geldern bezahlten MitarbeiterInnen und eine Übersicht über die Geschäftsgebarung enthielt. Im Arbeitsjahr 1933/34 beispielsweise wurden über Stipendien am Wiener Psychologischen Institut beschäftigt: Lotte Danziger, Liselotte Frankl und Maria Maudry als Mitarbeiterinnen in der Kinderpsychologie, Else Frenkel und Sylvia Miscevic in der Lebenslaufforschung, Bruno Sonneck und Käthe Wolf als AssistentInnen von Karl Bühler, schließlich Herta Herzog, die in Zusammenarbeit mit der »Österreichischen Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle« die sozial- und wirtschaftspsychologischen Untersuchungen am Institut leitete. Auch Bibliothekar und Sekretärin wurden aus den von der Rockefeller Foundation zur Verfügung gestellten Mitteln bezahlt. Das Gehalt der Angestellten lag zwischen 100 und 200 Schilling im Monat.<sup>48</sup>

Die Pariser Mitarbeiter der »Social Science Division« behandelten die Anliegen des Ehepaars Bühler sehr oft mit großem Wohlwollen. 1933 und 1934 gingen dem Institut infolge des schlechten Dollarkurses beim Einlösen der 4 000-Dollar-Überweisungen jeweils große Summen verloren. Die Rockefeller Foundation erklärte sich bereit, den Verlust zu ersetzen: Im Dezember 1933 und im Jänner 1935 erhielt das Institut zusätzlich 6 000 bzw. 7 000 Schilling zugesprochen. Gegen Ende des Jahres 1934 gewährte man Charlotte Bühler zudem eine »Special Fellowship« für die Abhaltung einer Vorlesungsreihe in den Vereinigten Staaten.

Am 17. August 1934 sandte die Rockefeller Foundation die vorläufig letzte Jahresrate nach Wien. Innerhalb der Social-Science-Division war man sich nach wie vor darin einig, daß eine Fortsetzung der Unterstützung des Bühler-Instituts nicht mehr ins Förderprogramm passe. Karl und Charlotte Bühler entwarfen Pläne und Konzepte, die die Rockefellers für eine Erneuerung der Vier-Jahres-Subvention gewinnen sollten. Karl Bühler schlug ein Programm vor, mit dem er seine in dem Buch »Die Krise der Psychologie« (K. Bühler, 1927) begonnene Arbeit an der theoretischen Vereinheitlichung der Psychologie fortsetzen wollte. Außer den im deutschen und angelsächsischen Sprachraum entwickel-

ten psychologischen Ansätzen beabsichtigte er, nun auch französische und italienische Forschungen einzubeziehen und die Kontakte zur psychoanalytischen Bewegung und zur Gestalttheoretischen Schule zu intensivieren. Nicht zuletzt setzte er sich zum Ziel, den Kurs, den die deutsche Psychologie in den letzten beiden Jahren eingeschlagen habe, einer grundsätzlichen und empirisch gut fundierten Kritik zu unterziehen.<sup>49</sup>

Charlotte Bühler hatte inzwischen Beziehungen nach London aufgenommen, wo sie im Rahmen einer mit allgemeinen Fragen der Kindererziehung befaßten »Elternvereinigung«, der »Parents' Association«, ein »Institute of Child Psychology« aufzubauen plante:

The Parents' Association in London plans to open a »Parents' Association Child Psychology Institute« under the direction of Professor Charlotte Bühler. [...] The activities of the institute are to be research work, lectures and courses for students, teachers and parents, consultation and testing of children. London University College will probably recognize officially the lectures of Professor Charlotte Bühler and in some way connect the institutes activities with the University.<sup>50</sup>

Für dieses Vorhaben suchte Charlotte Bühler um eine zusätzliche, über die eventuelle Verlängerung des Rockefeller-Fonds hinausgehende Subvention an. Die Mitarbeiter des Pariser Büros der Rockefeller Foundation zeigten sich wenig begeistert. Die Finanzierung bilateraler Unternehmungen kam für sie aus prinzipiellen Gründen nicht in Frage.<sup>51</sup>

In der Social-Science-Division der Rockefeller Foundation zog man in Erwägung, die Anliegen des Ehepaars Bühler von der Medical-Division prüfen zu lassen. Daniel P. O'Brien reiste im Frühjahr 1935 als Abgesandter der Medizinischen Abteilung nach Wien, um sich vor Ort über den Stand der Dinge zu informieren. Die Eindrücke, die er sammelte, waren alles andere als günstig:

(1) Charlotte Bühlers best work seems to be her initial investigations on the psychology of the child, done some years ago. At the present time she is »spreading her efforts pretty thin« and over too wide a field. To quote her

statement [...] – »the work has just started; we have published a dozen of articles, and I am just finishing the first book on the subject« (all for 1934).

(2) Prof. Karl Bühler, whose work seems more sound scientifically, nevertheless outlines a program for new developments, which would certainly imply pretty continued interest on the part of the RF, if entered into at the present time.

(3) The other 12 workers in the school, with one or two exceptions, are probably of distinctly inferior quality. [...]

(4) An overwhelming amount of the work done by the group is not on the investigative side but rather in the field of propaganda and spreading of existing ideas of the school. [...] One may question the efforts of Charlotte Bühler, which seem to be more in the domain of propaganda than of real critical scientific endeavour.

(5) While there is some local support from the State, it is obvious, from Charlotte Böhlers statement, that their plans would fail without RF aid. In view of the present precarious state of Austrian science, the question may be raised as to the wisdom of continuing efforts there, particularly with the RF assuming the major responsibility. In this connection, I am not convinced that the work of the Böhlers is the soundest, not that it represents the only development in child psychology in the world which could and should be supported.

(6) The institute seems to be recognized as a place where it is easy to obtain a doctorate. This is particularly the case with a number of people interested in psychoanalysis, who also find the doctorate degrees a valuable title.

Die »Pluspunkte« waren dagegen rasch aufgezählt:

(1) The field ist entirely in program. There are few workers of distinction in this line in the world. The Böhlers have done good work. Some of Karl Böhlers work continues to be of excellent quality. The movement to spread the work to other countries seems laudable in principle.

(2) The State has recently made a distinct effort towards the support of the movement.

(3) The Böhlers have had the talent to develop a school which has attained recognition in many countries.<sup>52</sup>

Man muß berücksichtigen, daß O'Brien als Mediziner grundsätzliche Vorbehalte gegenüber der wissenschaftlichen Psychologie im allgemeinen und als Amerikaner gegenüber der deutschsprachigen Tradition im besonderen gehabt zu haben schien und daß ihm Charlotte Bühler, auf deren »unmöglichen Charakter« man ihn bereits vor seiner Wien-Reise aufmerksam gemacht hatte,<sup>53</sup> als Person nicht sehr sympathisch gewesen sein dürfte. Trotz aller polemischen Untergriffe war seine Kritik sachlich berechtigt. Karl und Charlotte Bühler hatten sich in den letzten Jahren übernommen. Das Projekt »Psychologisches Institut der Universität Wien« wurde immer mehr aufgebläht, ungeachtet der Tatsache, daß wichtige MitarbeiterInnen allmählich verloren gingen und nicht mehr ersetzt werden konnten. Hildegard Hetzer hatte das Institut bereits 1931 verlassen, Paul Lazarsfeld 1933. Egon Brunswik tendierte nach seiner Kooperation mit Tolman in Wien nach den Vereinigten Staaten: Von Oktober 1935 bis September 1936 erhielt er ein USA-Reisestipendium der Rockefeller Foundation.<sup>54</sup> Die für ihn als Ersatzkraft eingestellte Herta Herzog nahm wenige Wochen nach ihrem Dienstantritt ein Angebot Lazarsfelds an, mit ihm in den Vereinigten Staaten zusammenzuarbeiten.<sup>55</sup> Lotte Danziger wurde im Laufe des Jahres 1935 von Charlotte Bühler nach London geschickt, um dort das inzwischen eröffnete »Institute of Child Psychology« stellvertretend zu leiten. Charlotte Bühler selbst war gerade im Studienjahr 1934/35 nur mehr sehr sporadisch am Wiener Institut. Sie ging damals – wie O'Brien zu Recht argwöhnte – tatsächlich auf Reisen, um ihre Psychologie in der Welt zu verbreiten. In einem internen Rockefeller-Memorandum von Ende November 1934 stand über ihre zahlreichen Aktivitäten Folgendes zu lesen:

Professor Bühler has spent the past month in Belgium and in England familiarising herself with the work done in the past ten years in the field of child psychology. She will spend the next three months working in France and Switzerland, and will then return to Vienna for a few weeks before going to the United States.<sup>56</sup>

Kein Wunder, daß infolge der Abwesenheit der faktischen Institutsleiterin und des Abgangs hochqualifizierter MitarbeiterInnen das einstmals so hohe Niveau der wissenschaftlichen Forschungen am Wiener Institut nicht mehr zu halten war. Trotz des negativen Gutachtens O'Briens wollte die Rockefeller Foundation das Bühler-Institut nicht fallenlassen. Nur zu gut wußte man, daß eine völlige Einstellung der Zahlungen zum Zusammenbruch des Instituts führen würde. Da die Medical-Science-Division des Pariser Büros eine Aufnahme des Instituts in ihre Förderungsprogramme kategorisch ablehnte und die dortige Sozialwissenschaftliche Abteilung ihre Ausgaben bereits anderwärtig verplant hatte, machte die New Yorker Zentralstelle das fehlende Geld für die Aufrechterhaltung des Institutsbetriebs flüssig. Am 14. September 1935 teilte man Karl Bühler von Paris aus mit, daß seinem Institut eine weitere, allerdings auf eine Laufzeit von zwei Jahren beschränkte Unterstützung von 6 000 Dollar zugesichert worden sei. Für das Arbeitsjahr 1935/36 sollten 4 000 Dollar, für das Jahr 1936/37 2 000 Dollar nach Wien überwiesen werden.<sup>57</sup>

### Rettungsversuche

Insgeheim hatten Karl und Charlotte Bühler wohl doch noch mit einer Verlängerung der alten Vereinbarung um weitere vier Jahre gerechnet. Die – wie sie es nannten – »Schlußschenkung« der Rockefeller Foundation dürfte für beide eine herbe Enttäuschung gewesen sein. 6 000 Dollar reichten gerade aus, um die über mehr als zehn Jahre hinweg mühsam aufgebaute Infrastruktur bis zum Frühjahr 1937 aufrechtzuerhalten. Schon 1936 begann das Ehepaar hektische Aktivitäten zu setzen, um den unumgänglich erscheinenden Abbau des Apparats halbwegs in Grenzen zu halten.

Am 8. Juli 1936 reichte Karl Bühler über das Philosophische Dekanat der Universität Wien beim Bundesministerium für Unterricht ein Subventionsansuchen ein, in dem er sehr ausführlich über seine Pläne zur Reorganisation des Institutsbetriebs Bericht erstattete. Man wollte nun in Österreich das tun, womit man bisher im Ausland großen Erfolg gehabt hatte: Kurse und »Vortragsserien« abhalten und das damit eingebrachte Geld in das Institut investieren. Aber auch die



Studierenden sollten zum Fortbestand des Instituts ihr Scherflein beitragen: Die Laboratoriumstaxen etwa könnten, so schlug Bühler vor, auf das Doppelte erhöht und von DissertantInnen kleine Summen als Entgelt für ihre Betreuung eingehoben werden. Vom Unterrichtsministerium verlangte er eine Jahressubvention von 6 000 Schilling, um den Verlust der Rockefeller-Unterstützung halbwegs auszugleichen.<sup>58</sup>

Noch im Oktober erhielt Karl Bühler von der Unterrichtsverwaltung »zur Förderung wissenschaftlicher Arbeiten im psychologischen Institut« einen einmaligen Betrag von 2 000 Schilling bewilligt. Bezüglich der in Aussicht genommenen Belastung der Studierenden wurde er auf das Professorenkollegium der Philosophischen Fakultät verwiesen, das ein derartiges Ansinnen genehmigen müsse. Am 16. November 1936 bekam er nochmals eine staatliche Subvention von 1 000 Schilling zugesprochen.<sup>59</sup>

Inzwischen hatte das Ehepaar Bühler seine Aktionen zur »Geldbeschaffung aus eigener Kraft« auf eine professionelle Grundlage gestellt: Ein »Verein der Freunde des Psychologischen Instituts der Universität Wien« war ins Leben gerufen worden, für dessen Ziele ranghohe Persönlichkeiten aus dem austrofaschistischen Establishment gewonnen werden konnten: Der Verein stand unter »dem Ehrenprotektorat Ihrer Kaiserlichen Hoheit, der Erzherzogin Ileana« und unter dem Schutz eines »Ehrenpräsidiums«, dem so »erlauchte« Herren und Damen wie der Erzbischof von Wien, Kardinal Theodor Innitzer, der Bürgermeister der Stadt Wien Richard Schmitz, der Bundeskommissär für Kulturpropaganda Hans Freiherr v. Hammerstein-Equord und die Mutter des ehemaligen Vizekanzlers und Bundesführers der »Vaterländischen Front« und amtierenden »Bundesführers des Österreichischen Heimatschutzes« und »Obersten Sportführers« Ernst Rüdiger Starhemberg, »Ihre Durchlaucht Fürstin Fanny Starhemberg« angehörten. Mitglied dieses »Ehrenpräsidiums« war übrigens auch Hans Pernter, der in seiner Eigenschaft als Unterrichtsminister über die Gewährung von staatlichen Zuschüssen an das Psychologische Institut zu entscheiden hatte. Im »Ehrenkomitee« des Vereins saßen neben Prinzessinnen, Gräfinnen, Fürstinnen, Baroninnen und Baronessen der Direktor des Pädagogischen Instituts der Stadt Wien Hofrat Alois

Brommer, der Landesschulinspektor und ehemalige Bühler-Dissertant Anton Simonic und der Regierungsrat Dr. Richard von Seyß-Inquart.<sup>60</sup> Neben dem Ehrenkomitee gab es ein »Arbeitskomitee«, zu dessen Mitgliedern unter anderen Karl und Charlotte Bühler, Egon »von« Brunswik<sup>61</sup> und die Bühler-Schülerinnen Ilse Hellmann,<sup>62</sup> Käthe Wolf und Maria Wolf zählten. Auch die langjährige Vorsitzende des »Österreichischen Kulturbundes« und glühende Verehrerin Carl Gustav Jungs, die Industriellentochter Jolan Jacobi<sup>63</sup> war mit dabei. Frau Jacobi fungierte übrigens gleichzeitig als »Geschäftsführende Vizepräsidentin« des Vereins. Präsident war – wie nicht anders zu erwarten – Karl Bühler.

Unter der Überschrift »Leistungen und Veranstaltungen« des »Vereines der Freunde des Psychologischen Instituts der Universität Wien« fand sich in einem im Jänner 1937 gedruckten Werbeprospekt<sup>64</sup> folgendes Programm verzeichnet:

- 1) Vortragszyklus: »Gegenwartsprobleme der Psychologie« (10 Abende).
- 2) Spezialkurse über: »Lebens- und Kinderpsychologie, Charakterologie für wissenschaftlich geschulte Laien«.
- 3) Einführung in die Methoden wissenschaftlicher Arbeit.
- 4) Kinderpsychologisches Institut: Beratungsstelle für Erziehungs- und entwicklungspsychologische Fragen.
- 5) Gesellschaftliche Empfänge mit wissenschaftlichen Referaten und Diskussionen.
- 6) Veröffentlichungen.

Die Realisierung dieses Konzepts war bereits Ende 1936 in Angriff genommen worden. Mit der unter dem Titel »Gegenwartsprobleme der Psychologie« angekündigten Vortragsreihe hatte man am 26. Oktober 1936 begonnen. Der erste Abend war dem Thema »Die menschliche Persönlichkeit« gewidmet. Referate hielten der Leipziger Philosoph Theodor Litt, der Wiener Assistent an der Neurologisch-Psychiatrischen Universitätsklinik Gottfried »Baron« Engerth und der Psychiatrie-Dozent Rudolf Allers. Vierzehntägig wurde die Reihe fortgesetzt. Außer MitarbeiterInnen des Bühler-Instituts und Angehörigen der Neurologisch-Psychiatrischen Universitätsklinik beteiligten sich an den

wissenschaftlichen Vorträgen unter anderen: der Oberregisseur der Wiener Staatsoper Lothar Wallerstein, der Psychoanalytiker und damalige Kustos am Kunsthistorischen Museum Wien Ernst Kris, der Wiener Philosoph und Bühler-Nachbar Robert Reininger,<sup>65</sup> der Pädagogik-Professor Richard Meister und der HNO-Arzt und Logopäde Emil Fröschels. Auch Leute mit »politischer Gesinnung« traten auf: Der austrofaschistische »Hauptfeind« der Psychoanalyse, der Völkerkundler und Wortführer des klerikalen Antisemitismus Pater Wilhelm Schmidt<sup>66</sup> zum Beispiel. An Gästen aus dem Ausland durfte man begrüßen: Jean Piaget aus Genf, der in den Jahren zuvor schon öfters das Bühler-Institut besucht hatte,<sup>67</sup> Hans Driesch aus Leipzig und den Heidelberger Neurologen, Psychoanalyse-Kenner und Wegbereiter der psychosomatischen Medizin Viktor von Weizsäcker.

Finanziell war diese Veranstaltungsreihe ein großer Erfolg. 5 000 Schilling, so teilte Bühler dem Unterrichtsministerium mit, seien dem Wiener Psychologischen Institut als Reinertrag geblieben. Verschiedene Kurse von AssistentInnen und MitarbeiterInnen »für wissenschaftlich Geschulte und Laien« hätten zudem einen Betrag von 1 000 Schilling, die Gründung des »Vereines der Freunde des Psychologischen Instituts« nochmals 3 000 Schilling an Spenden und Mitgliedsbeiträgen eingebracht. Außerdem habe man sich entschlossen, die Gehälter aller wissenschaftlichen MitarbeiterInnen um fast die Hälfte zu kürzen. DissertantInnen hatten nun, wie Bühler berichtete, tatsächlich ein kleines Entgelt für »dauernde wissenschaftliche Kontrolle« zu bezahlen. Über eventuelle Einnahmen durch das im Dezember 1936 unter der Schirmherrschaft des »Vereines« errichtete »Kinderpsychologische Institut« konnte Bühler noch keine Angaben machen.<sup>68</sup>

Mit der Gründung des »Kinderpsychologischen Instituts« war es Charlotte Bühler endlich gelungen, ihr im Rahmen der Londoner Parents' Association seit 1935 erprobtes Modell einer privaten Erziehungsberatungsstelle nach Wien zu verpflanzen. Da die neue Einrichtung einen finanziellen Gewinn abwerfen sollte, hatte Charlotte Bühler ihre Eröffnung professionell zu bewerben versucht. Sie ließ eine eigene Presseaussendung drucken, lud Journalisten ein, führte sie durch die angemieteten Räumlichkeiten im Gebäude Skodagasse 15

im 8. Wiener Gemeindebezirk und informierte sie vor Ort in einer Art von »Pressekonferenz« über den Ablauf von Entwicklungsprüfungen und den Einsatz von therapeutischen Maßnahmen. In der »Neuen Freien Presse«, in »Der Wiener Tag«, im »Neuen Wiener Tagblatt«, im »Neuen Wiener Journal« und in der »Reichspost« erschienen am 13. Dezember 1936, zwei Tage vor der feierlichen Inbetriebnahme, Eröffnungsanzeigen.<sup>69</sup>

Von Jänner bis März 1937 wurden dann in diversen Tages-, Wochen- und Monatszeitungen<sup>70</sup> ausführliche Darstellungen der Arbeitsvorhaben veröffentlicht. In Aufbau und inhaltlicher Argumentation glich ein Artikel dem anderen. Einmütig wiederholten ihre VerfasserInnen den Text, den Charlotte Bühler in ihrer Presseaussendung vorgegeben hatte. Darin stand unter anderem etwa das Folgende zu lesen:

Das Kinderpsychologische Institut ist eine Beratungsstelle in Erziehungs- und Entwicklungsfragen, welche die Resultate der modernen europäischen und amerikanischen Kinder- und Jugendpsychologie zur wissenschaftlichen Grundlage hat. Die Methode, nach der diese Resultate praktisch auswertbar gemacht werden, sind die Wiener Entwicklungstests oder Entwicklungsprüfungen, durch die in vorher unerreichter Präzision die Normalität der Entwicklung eines individuellen Kindes, sowie die Abweichungen von der Normalität und die Gründe der Abweichung bestimmt werden können. Die Beratung ist eine sehr detaillierte und präzise, an Stelle der bisher üblichen allgemein gehaltenen Ratschläge. [...] Die hauptsächliche Tätigkeit des Instituts ist Beratung in Konflikten des normalen durchschnittlichen Kindes mit seiner Umwelt im Haus und in der Schule. Beispiele solcher Schwierigkeiten sind: Trotzanfälle, Furchtsamkeit, Gehemmtheit, Überaktivität, Lern- und Führungsschwierigkeiten in der Schule, Streitsucht und Eifersucht auf Geschwister, körperliche Ungeschicklichkeit und Feigheit, Spätreife, die von der Umgebung für Unbegabtheit gehalten wird. In Fällen, die sich als Grenzfälle der Normalität darstellen, zieht das Institut immer Spezialärzte heran.

Ähnlich wie beim Kinderarzt ist die Tätigkeit des psychologischen Instituts nicht auf Kinder mit akuten Lebensschwierigkeiten beschränkt, sondern die Entwicklungsprüfung soll möglichst früh und von da an

regelmäßig mit jedem Kinde so vorgenommen werden, wie auch der Kinderarzt regelmäßig das Kleinkind auf seine normale körperliche Entwicklung hin prüft. [...]

Der Vorgang der Beratung ist folgender. Nach eingehender Besprechung mit der Mutter wird das Kind zunächst getestet, d. h. unter Anwendung des sogenannten Entwicklungstests untersucht. Diese Tests sind Spiele und Arbeiten, die so erfunden sind, daß sie dem Kind Freude machen und es interessieren. Die Dauer dieser Beschäftigungen ist 1–2 Stunden. Dann erfolgt die Diagnose und eine daran anknüpfende neuerliche Besprechung mit der Mutter. Je nach der Sachlage wird das Kind einer anschließenden Spiel- und Arbeitstherapie im Institut oder außerhalb des Instituts im Zusammenwirken mit den Erziehungsfaktoren in Haus und Schule unterzogen.<sup>71</sup>

Wie in vielen anderen Dingen war Charlotte Bühler auch mit diesem Unternehmen ihrer Zeit voraus: Der von ihr vorgeschlagene »Masseneinsatz« der »Wiener Entwicklungstests« kam im deutschen Sprachraum erst zustande, als sie selbst – zusammen mit dem Großteil ihrer SchülerInnen – längst aus Wien vertrieben worden war: im Rahmen der bei der »Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt« eingerichteten Erziehungsberatungsstellen, an denen die »Wiener Entwicklungstests« unter der Bezeichnung »Hetzer-Tests« in den vierziger Jahren große Verbreitung fanden (Benetka, 1992a).

In Wien hingegen war das Projekt ein grandioser Mißerfolg. Am 24. November 1937 mußte Charlotte Bühler in einem Schreiben an den Geschäftsführenden Präsidenten des Wiener Stadtschulrates mitteilen, daß sich das Institut die Anmietung einer privaten Wohnung nicht mehr leisten könne. Nur 75 Kinder habe man im ersten Arbeitsjahr untersuchen können, ein Fünftel davon kostenlos.<sup>72</sup> Natürlich sei der »Bedarf an Beratungen und das Interesse weit grösser als sich aus diesen Zahlen entnehmen« lasse. »Die geringe Zahlungskraft der Bevölkerung mache es jedoch für weitere Kreise unmöglich«, den Beitrag, den man »zu verlangen gezwungen« sei, aufzubringen.<sup>73</sup> Sie bat daher um die Verlegung des Instituts in einen öffentlichen Hort oder Kindergarten bzw. – wenn nicht anders möglich – in ein Schullokal.<sup>74</sup>

Tatsächlich wurden dem Kinderpsychologischen Institut vom Stadtschulrat Ende Jänner 1938 noch neue Räume zur Verfügung gestellt.<sup>75</sup> Zu einer Fortsetzung der Arbeit kam es aber nicht mehr. Der Einmarsch der Deutschen Wehrmacht setzte nur sechs Wochen später dem Betrieb des Wiener Psychologischen Instituts ein jähes Ende.<sup>76</sup>

Fassen wir zusammen: Das Wiener Psychologische Institut war mit dem für das Ehepaar Bühler offenbar unerwarteten Rückzug der Rockefeller Foundation in arge wirtschaftliche Schwierigkeiten geraten. Nur der Staat – so glaubte man – könnte den völligen Zusammenbruch noch verhindern. Nachdem Karl und Charlotte Bühler aus dem politischen Machtwechsel der Jahre 1933/34 trotz ihrer früheren Zusammenarbeit mit der sozialdemokratischen Stadtverwaltung keinerlei Schaden entstanden war, begannen sie sich dem autoritären Staat anzudienen: Auf den propagandistischen Wert ihres internationalen Renommées für das im Ausland zunehmend isolierte faschistische Regime zählend, ernannten sie von sich aus ihr Universitätsinstitut zu einem staatswichtigen Zentrum deutsch-österreichischen Kulturschaffens.<sup>77</sup> Ihr bedingungsloses Festhalten an der aufgeblähten Infrastruktur ihres Unternehmens führte zu einem deutlichen Niveauverlust in Forschung und Lehre. Angesichts der vielen Propagandatätigkeiten in Sachen »Rettung des Wiener Psychologischen Instituts« blieb für den Betrieb von ernsthafter Wissenschaft keine Zeit mehr. Nachdem sich gegen Ende 1937 zu alledem noch der Abgang Egon Brunswiks abzeichnen begann,<sup>78</sup> versuchten auch Karl und Charlotte Bühler das sinkende Schiff zu verlassen: Im Jänner nahmen beide einen Ruf an die katholische Fordham University in New York für Herbst 1938 an.<sup>79</sup> Dieser Schritt kam zu spät. Über die hektischen Bemühungen zur Bewahrung ihrer Wiener Arbeitsmöglichkeiten »übersahen« die beiden die politische Gefahr, die vom nationalsozialistischen Deutschland aus drohte. Ihre politische Naivität mußten sie teuer bezahlen. Am 28. Februar 1938 reiste Charlotte Bühler nach London, um ihr »Parents' Association Institute« zu besuchen:

Am 12. März, während ich mit anderen Gästen bei Miss Belle Rennie, der Hauptwohltäterin meiner Elternberatungsstelle, zum Lunch saß, trat

ein verspäteter Gast mit dem Ausruf ein, daß Wien soeben von Hitler erobert worden sei. An diesem Tag konnte ich noch mit meinem Mann telefonieren. Vom nächsten Tag an war aller Kontakt abgebrochen. Am 2. April, als ich zu einer Vortragsreihe in Oslo eintraf, erfuhr ich durch einen Telefonanruf einer Freundin aus Budapest, daß mein Mann im Gefängnis sei. (Ch. Bühler, 1972, S. 31)

Von Norwegen aus konnte sie noch die Freilassung ihres Mannes bewirken und die Ausreise ihrer Familie organisieren. Karl Bühler ging zunächst ohne seine Familie in die Vereinigten Staaten. Charlotte Bühler blieb in Norwegen, um dort eine Professur an einer Lehrerakademie in Trondheim anzutreten. Nur knapp entging sie der Einnahme Norwegens durch die Deutsche Wehrmacht. Sie floh im Frühjahr 1940 nach England und folgte schließlich ihrem Mann in die Vereinigten Staaten.<sup>80</sup>





## Anmerkungen

### ZU KAPITEL I

#### **Das Wiener Psychologische Institut in der Zwischenkriegszeit: Gründung, Organisation und Finanzierung**

- 1 Kernstück der Universitäts- und Mittelschulreformen von 1849 war die Umgestaltung der Philosophischen Fakultät. Diese hatte bisher als eine Art zweijähriges »Obergymnasium« bloß zur Vermittlung einer höheren Allgemeinbildung und somit zur Vorbereitung auf die eigentlichen Berufsstudien an den anderen drei Fakultäten gedient. Infolge der Verlegung der beiden Propädeutik-Jahrgänge an die jetzt achtklassig geführten Gymnasien und durch die Einführung des Fachlehrersystems erhielt die Philosophische Fakultät nun eine völlig neue Funktion: An ihr sollten ab 1849 – wie es hieß – die »allgemeinen Wissenschaften« (von der Klassischen Philologie über die Geschichte bis hin zu den naturwissenschaftlichen Fächern) ihre Pflege finden und zudem die Ausbildung der Fachlehrer für die Gymnasien gewährleistet werden. Der Besuch von Philosophie-Vorlesungen wurde für alle Lehramtskandidaten als verpflichtend festgelegt.
- 2 Zur Rolle des Herbartianismus in Österreich vgl. z. B. Johnston, 1974, S. 279–293.
- 3 Und zwar im Frühjahr 1897. Zu Franz Hillebrand vgl. die ausgezeichnete Arbeit von Peter Goller, 1989, S. 83–112.
- 4 1895 wurde die seit 1859 unbesetzte dritte Lehrkanzel reaktiviert und 1896 nach dem Abgang Hillebrands dessen Extraordinariat wieder in einen ordentlichen Lehrstuhl umgewandelt. Zudem trat 1896 Robert Zimmermann in den dauernden Ruhestand. Somit kamen in diesen beiden Jahren gleich drei Philosophie-Ordinate zur Neubesetzung.
- 5 Vgl. dazu ausführlich Benetka, 1993.
- 6 Vgl. dazu Ash, 1988b, S. 253.
- 7 Külpe explizit mit der Begründung, daß ihm die österreichische Unterrichtsverwaltung die Einrichtung eines Psychologischen Instituts nicht habe zusichern können.
- 8 Höfler veröffentlichte 1897 ein eigenes Psychologie-Lehrbuch (Höfler, 1897) und war dann nach 1900 führend an der Gestaltung der Lehrpläne für die Philosophische Propädeutik beteiligt (Reichmayr, 1983).
- 9 Das nach dem Abgang Hillebrands nach Innsbruck reaktivierte Ordinariat hatte von 1896 bis 1911 der katholische Theologe Laurenz Müllner inne.

Nach 1911 wurde diese Lehrkanzel in zwei Extraordinariate umgewandelt. Eines erhielt der Wiener Philosoph Robert Reininger, das andere der Züricher Moral- und Sozialpädagoge Friedrich Wilhelm Foerster. Jodls Lehrstuhl war trotz des Erlasses von Glöckel bis zum Zeitpunkt des Todes von Stöhr nicht mehr nachbesetzt worden.

- 10 Einschließlich der ihm in Aussicht gestellten Seminarremuneration für die wöchentliche Abhaltung einer zweistündigen Übung im Rahmen des pädagogisch-psychologischen Laboratoriums und des ihm für seine Vorlesungen zustehenden Kolleggeldes wurde für Bühler nun ein Gesamteinkommen veranschlagt, das seine früheren Einkünfte an der TH Dresden um mehr als das Doppelte überstieg. AVA-U, 4 C I, Zl. 10 257/1922; »Zweite Expedition«, 3. Bogen, S. 3.

^ Die für die Rekonstruktion der Berufung Karl Böhlers wesentlichen Aktenstücke finden sich in: AVA-U, 4 C I, Zl. 10 257/1922 und Zl. 15 652/1922. Eine ausführliche Darstellung der Vorgänge um diese Lehrstuhlbesetzung gibt Benetka, 1990a, S. 170–183.

- 11 AVA-U, 4 C I, Zl. 10 257/1922; »Zweite Expedition«, 4. Bogen, S. 4.

12 Näheres dazu s. u.

- 13 Die Ernennung Karl Böhlers erfolgte durch den Bundespräsidenten am 31. August mit der Rechtswirksamkeit vom 1. Oktober 1922. An die beiden anderen Philosophie-Ordinariate wurden mit gleichem Beschluß Robert Reininger und Moritz Schlick berufen.

- 14 WStLA, Pa. Karl Bühler. Das Dokument ist in Benetka (1990a, S. 181) zur Gänze abgedruckt.

15 Heute: Dr. Karl Renner Ring 1; das Institut befand sich im 2. Stockwerk.

- 16 Das Lehrveranstaltungsangebot des Pädagogischen Instituts gliederte sich im Studienjahr 1923 nach folgenden Untergruppen:

- a) Philosophisch-pädagogische Vorlesungen und Übungen
- b) Vorlesungen aus dem Gebiete der Heilpädagogik
- c) Die Fortbildung auf dem Gebiet der Schulpraxis
- d) Vorlesungen zur Didaktik des Volks- und Bürgerschulunterrichts
- e) Kurse für die Ergänzungsprüfung an Mittelschulen
- f) Vorlesungen und Übungen aus den einzelnen Fachwissenschaften.

Die unter Punkt e) genannten Kurse wurden geführt, um einer größeren Anzahl von Volks- und BürgerschullehrerInnen den Zugang zur Universität zu ermöglichen. Die Reifeprüfung einer 5jährigen Lehrerbildungsanstalt berechnete damals nicht zum Besuch der Universität. Die LehrerInnen mußten eine Ergänzungsprüfung an einer Mittelschule ablegen. Vgl. dazu Schnell, 1968, Anm. 83; zum System der LehrerInnenbildung in Österreich vor und nach dem Ersten Weltkrieg siehe Benetka, 1990a.

Ab 1923/24 las für einige Jahre übrigens auch Alfred Adler am Pädagogi-

- schen Institut, und zwar über »Schwererziehbare Kinder« im Rahmen der »Vorlesungen aus dem Gebiete der Heilpädagogik«. Vom Sommersemester 1924 bis zum Wintersemester 1931/32 war zudem Edgar Zilsel als Dozent am Pädagogischen Institut tätig (vgl. Götz u. Pankratz, o. J.).
- 17 Zur ablehnenden Haltung der Universitäten und Hochschulen gegenüber der Schulreform vgl. die im Mai 1920 vom damaligen Rektor der Universität Wien verfaßte und von den Rektoren der Technischen Hochschule und der Hochschule für Bodenkultur mitunterzeichnete Polemik unter dem Titel »Die Schulreform vom Standpunkte der Hochschulen« (Schwind, 1920). Diese »Denkschrift« gegen die von den Sozialdemokraten vorgeschlagene Verlegung der VolksschullehrerInnenausbildung an die Universität vermittelt einen Eindruck von der bereits zu jener Zeit an den Wiener Hochschulen herrschenden geistigen und politischen Stimmungslage: Sie ist von arroganter Selbstgefälligkeit, von »verstaubten«, wirklichkeitsfernen Bildungsidealen, vor allem aber von einem politischen Konservatismus durchdrungen, der sich auch ganz unverblümt zu antidemokratischen Haltungen bekannte. Vgl. dazu die Diskussion dieser Schrift bei Benetka, 1990a, S. 93–95.
  - 18 Selbst wenn man in Rechnung stellt, daß die in Böhlers Dienstvertrag genannten Beträge von 5 Millionen und 2 Millionen Kronen für Instrumentarium und Bibliothek inflationsbedingt mit den vom Unterrichtsamt als Dotation der Lehrkanzel bzw. zur Errichtung einer Bibliothek genehmigten Summen nicht direkt verglichen werden dürfen.
  - 19 Angaben zum Etat der verschiedenen Psychologie-Institute in Deutschland finden sich in dem von Geuter (1986a) herausgegebenen Datenband zur Psychologiegeschichte. Aufgrund der instabilen Währungsverhältnisse ist ein Vergleich mit Wien allerdings problematisch und – so überhaupt – nur bedingt zulässig. Für ein solches Vorgehen spricht, daß die Datierung der Angaben etwa für die Institute in München, Hamburg und Leipzig jeweils um das Gründungsjahr des Wiener Psychologischen Instituts fällt und zudem die Jahresdotationen dieser Institute auffallend ähnlich sind: Sie belaufen sich auf 3 000 bis 4 000 Mark. Das Berliner Institut war mit Sicherheit das bei weitem bestausgestattete im deutschen Sprachraum: Für das Jahr 1923 betrug nach Geuter (1986a, S. 18) die Dotation für das Psychologische Institut und das angegliederte Phonogramm-Archiv zusammen 33 700 Mark.
  - 20 AVA-U, 4 Philos.: Assist., Zl 15 167/1927; Referentenerinnerung.
  - 21 AVA-U, 4 Philos.: Assist. Zl. 15 596/1929; Erlaß des Unterrichtsministeriums an die Verwaltungsstelle der Wiener Hochschulen vom 8. 5. 1929.
  - 22 Bocksch dissertierte unter Karl Bühler und Moritz Schlick mit einer Arbeit über »Das mathematische Denken als Grundlage der Leibniz'schen Metaphysik«.

- 23 Bocksch hielt am Pädagogischen Institut von 1925 bis 1927 folgende, jeweils zweistündige Lehrveranstaltungen ab:
- SS 1925: Denkpsychologie
  - WS 1925/26: Einführungskurs in die experimentelle Psychologie
  - SS 1926: Einführungskurs in die experimentelle Psychologie (Fortsetzung)
  - Einführungskurs in die experimentelle Psychologie (für Anfänger)
  - Psychologische Übungen: Wesen und Arten des Lernens
  - WS 1926/27: Einführungskurs in die experimentelle Psychologie (für Anfänger)
  - Psychologisches Praktikum Psychologie (Vorlesung)
  - SS 1927: Psychologisches Praktikum
  - Psychologie, Fortsetzung (Vorlesung)
- Vgl. dazu die Vorlesungsverzeichnisse des Pädagogischen Instituts der Stadt Wien.
- 24 An der VHS Simmering z. B. kündigte er im WS 1925/26 eine Vorlesung unter dem Titel »Der Unsterblichkeitsglaube im Wandel der Zeiten« an.
- 25 UAW-Dek. Zl 1089 aus 1926/27; Bocksch an Dekan Patsch vom 11. 4. 1927.
- 26 In diesem Papier hieß es unter § 3,1: »In der Regel soll die Habilitation erst nach mehrjähriger (wesentlich länger als zweijähriger) wissenschaftlicher Betätigung seit der Erlangung des Doktorates stattfinden.« Bockschs Promotion lag aber nicht einmal noch ganz zwei Jahre zurück. § 4,4 gestattete »nur ausnahmsweise« die Annahme »einer nicht durch Druck veröffentlichten Arbeit als Habilitationsschrift«. Vgl. UAW-Dek. Zl. 392 aus 1926/27; Anlage zu einem Brief von Dekan Patsch an Bocksch vom 10. 1. 1927.
- 27 Ebenda, Dekan Patsch an Bocksch vom 10. 1. 1927.
- 28 AVA-U, 4 Philos.: Assist., Zl. 15 167/1927; Antrag Bühlers vom 29. 4. 1927.
- 29 Vgl. UAW-Pa. Brunswik; Personalblatt und »Lebenslauf«, fol. 32.
- 30 UAW-Dek., Zl 1147 aus 1926/27; Erlaß des Unterrichtsministeriums Zl. 15 167-1/2 vom 4. 8. 1927.
- 31 UAW-Dek., Zl 1147 aus 1926/27; Meister an das Unterrichtsministerium vom 14. 9. 1927.
- 32 Ebenda; Erlaß des Bundesministeriums für Unterricht Zl. 25 173-I-2 vom 14. 10. 1927; Brunswik wurde zunächst für die Zeit vom 1. 5. 1927 bis zum 30. 4. 1929 bestellt.
- 33 Ergänzungsprüfung für das Lehramt in Philosophie am 25. 5. 1927, Doktorat am 22. 7. 1927 (UAW-Pa. Brunswik, Personalblatt). Brunswik dissertierte bei Bühler über »Strukturmonismus und Physik«. Als Zweitgutachter fungierte Moritz Schlick.

- 34 UAW-Dek., Zl. 536 aus 1928/29; die Bestellung zum a.o. Assistenten erfolgte mit Wirksamkeit vom 1. 5. 1929.
- 35 Vgl. dazu Hinrichs, 1977 u. 1981, Hildebrandt, 1985, Jaeger, 1985, Jaeger u. Staeuble, 1981 und Métraux, 1985; zum Begriff der Psychotechnik Volpert, 1975 und Geuter, 1981b.
- 36 So wurde 1918 an der TH Dresden ein Lehrstuhl für Psychologie und Pädagogik eingerichtet und mit Karl Bühler besetzt. Bühler hatte ab 1916 in München zusammen mit dem Münchner Psychiater Max Isserlin »an der psychologischen Erforschung und psychiatrischen Rehabilitation von hirnverletzten Soldaten« (Ch. Bühler, 1984, S. 26) zu arbeiten begonnen. Gleichzeitig organisierte er als Heeresarzt psychotechnische Eignungsprüfungen an Kraftfahrern und Flugzeugpiloten (vgl. Benetka, 1990a, S. 165).
- 37 Im April 1921 wurden am VII. Kongreß der »Gesellschaft für experimentelle Psychologie« – dem ersten nach dem Weltkrieg – Referate über den Anwendungsbezug psychologischen Wissens nur allzu deutlich in den Vordergrund gerückt. Vgl. dazu Bühler, 1922b.
- 38 Mit Ausnahme des Berliner Instituts; vgl. Anm. 13.
- 39 Vgl. dazu die Angaben bei Geuter, 1986a, S. 13–85.
- 40 »Quellen und Studien zur Jugendkunde«. Herausgegeben von Charlotte Bühler. Jena: Gustav Fischer, 1922–1937 (13 Bde.)  
 »Wiener Arbeiten zur Pädagogischen Psychologie«. Herausgegeben von Charlotte Bühler und Viktor Fadrus. Wien: Deutscher Verlag für Jugend & Volk, 1924–1933 (10 Bde.)  
 »Psychologische Monographien«. Herausgegeben von Karl Bühler. Leipzig: S. Hirzel, 1926–1933 (5 Bde.).
- 41 Für 33 der 65 zwischen 1923 und 1930 erarbeiteten psychologischen Dissertationen konnte ich bisher eine Veröffentlichung nachweisen.
- 42 Zur Biographie Charlotte Bühlers vgl. ihre Selbstdarstellung in dem von Pongratz, Traxel & Wehner herausgegebenen Sammelband (Ch. Bühler, 1972), dann auch die Arbeiten von Lotte Schenk-Danzinger (1963, 1974 u. 1985a). Die Arbeit von Bürmann und Herwartz-Emden (1993) bringt demgegenüber wenig Neues. Im Personalakt im Wiener Universitätsarchiv findet sich ein kurzer »Lebenslauf«, den Charlotte Bühler anlässlich des Verfahrens um die Übertragung ihrer Venia legendi an die Universität Wien verfaßt hatte.
- 43 UAW-Pa. Ch. Bühler; »Lebenslauf«; Anhang zu ihrem mit 20. Oktober 1922 datierten Gesuch an die Fakultät betreffs Übertragung der Venia legendi an die Universität Wien.
- 44 Bühler war 1913 seinem Lehrer Oswald Külpe von Bonn nach München gefolgt. Mit 31. Jänner 1915 wurde er dort zum nichtbeamteten außerordentlichen Professor ernannt. Vgl. Benetka, 1990a, S. 164.

- 45 Charlotte Bühler wies in ihrer Selbstdarstellung darauf hin, daß neben Kurt Koffka und seiner Frau auch der Jesuitenpater Johannes Lindworsky, ein Schüler von Külpe und Karl Bühler in München, bei der Trauung zugegen gewesen sei. Erst später habe sie erfahren, »daß dieser Freund die protestantische Trauung des Katholiken Karl sehr mißbilligte« (Ch. Bühler, 1972, S. 20). Wenige Seiten darauf berichtete sie im Zusammenhang mit den Ereignissen nach dem 12. März 1938 von der zu späten Annahme einer Berufung an die katholische »Fordham University« in New York für den Herbst 1938. »Die Lehrstühle« – so heißt es dann im Text – »gingen uns infolge des Einflusses gewisser Persönlichkeiten verloren« (Ebenda, S. 28). Wollte Charlotte Bühler mit dem Hinweis auf Lindworsky suggerieren, daß er es gewesen sein könnte, der gegen die Bühlers in Fordham interveniert hatte? Lindworsky wurde 1928 zum ordentlichen Professor für Psychologie an der Karls-Universität in Prag ernannt. Er starb 1939 in Essen. Vgl. Geuter, 1986a, S. 198–199.
- Bereits 1965 war Charlotte Bühler in einer Publikation auf den Verlust der Lehrstühle in Fordham zu sprechen gekommen. Damals schrieb sie: »Verursachend [für die Absage, d. Verf.] war die Intervention eines geistlichen Kollegen, der die Kurie in Rom darauf aufmerksam machte, daß der Katholik Karl Bühler eine protestantische Ehe eingegangen war und seine Kinder protestantisch erziehen ließ« (Ch. Bühler, 1965, S. 188).
- 46 Zu Erich Becher, der 1921 für das dann im nächsten Jahr von Karl Bühler eingenommene Philosophie-Ordinariat in Wien vorgeschlagen war, siehe Benetka, 1990a, S. 138–145.
- 47 Charlotte Bühler promovierte am 14. 12. 1917 in München mit »summa cum laude«, worauf sie noch in ihrer Selbstdarstellung mit großem Stolz hinwies (Ch. Bühler, 1972, S. 21). Ihre Dissertation trug den Titel »Über Gedankenentstehung. Experimentelle Untersuchungen zur Denkpsychologie«. Sie wurde 1918 in der Zeitschrift für Psychologie unter dem gleichen Titel veröffentlicht (Ch. Bühler, 1918b). 1919 erschien in derselben Zeitschrift eine Fortsetzung unter dem Titel: »Die Prozesse der Satzbildung« (Ch. Bühler, 1919).
- 48 Als Habilitationsschrift reichte Charlotte Bühler ein Manuskript unter dem Titel »Dichtungsziele und Dichtungswirkungen« ein.
- 49 Karl Bühler begann am 26. Oktober 1922 an der Universität zu lesen. Vgl. Benetka, 1990a, S. 183.
- 50 AVA-U, 4 Phil. Professoren, Zl. 3062/1923; Dekan Junker an das Unterrichtsamt vom 15. 2. 1923.
- 51 Der Kommission gehörten die Professoren Reich, Reininger, Schlick, Brecht, Schlosser, Dopsch und Jäger an. Den Beratungen fern blieben die Herren Brecht und Dopsch. Der deutschnational gesinnte Historiker Alphons

Dopsch hatte sich Anfang 1922 gemeinsam mit dem Germanisten Rudolf Much zum Sprecher der konservativen Professorenschaft gemacht und gegen die geplante Neuordnung der Philosophie-Ordinariate protestiert. Dopsch und Much kritisierten in einem Memorandum die »Beanspruchung von zwei Lehrkanzeln für zwei philosophische Sonderdisziplinen«, nämlich für experimentelle Psychologie (Karl Bühler) und Erkenntnistheorie der Naturwissenschaften (Moritz Schlick). Im Interesse einer »geistigen Führung der Studentenschaft« müsse man dafür eintreten, daß künftige Lehrstuhlinhaber »möglichst umfassende Gebiete der Philosophie« zu vertreten und »die Jugend im Sinne einer idealistischen Weltanschauung zu führen im Stande« wären (AVA-U; 4 C I, Zl. 391/1922; Memorandum der Professoren Dopsch und Much). Zu den – weltanschaulichen – Auseinandersetzungen um die Wiederbesetzung der drei erledigten Philosophie-Lehrstühle an der Universität Wien vgl. Benetka, 1990a, S. 136–154.

- 52 UAW-Pa. Ch. Bühler; Protokoll der Kommissionssitzung ad »Habilitationsgesuch der Dr. Charlotte Bühler«.
- 53 Ebenda.
- 54 Professor Schlosser wollte offensichtlich den Kommissionsvorschlag nicht mittragen.
- 55 AVA-U, 4 Phil. Professoren, Zl. 3062/1923; Dekan Junker an das Unterrichtsamt vom 15. 2. 1923.
- 56 UAW-Pa. Ch. Bühler; Erlaß des Unterrichtsamtes Zl. 3062/I-2 vom 7. 3. 1923.
- 57 Alois Höfler (1853–1922), Schüler und enger Freund Meinongs, hat ganz wesentlich zur Etablierung des experimentalpsychologischen Forschungsparadigmas in Österreich beigetragen (vgl. dazu Benetka, 1990a, S. 69–71 und Reichmayr, 1983). Höfler war von 1907 bis zu seinem Tod 1922 Professor für Pädagogik an der Universität Wien. Zur Geschichte der Institutionalisierung des Faches Pädagogik an der Universität Wien vgl. Altenhuber, 1949.
- 58 Richard Meister, a. o. Prof. für klassische Philologie, wurde von dem bereits an das Krankenbett gefesselten Alois Höfler für das Sommersemester 1921 als provisorischer Leiter des Pädagogischen Seminars an der Universität Wien vorgeschlagen und vom Unterrichtsamt mit Erlaß Zl. 9 701 vom 28. 5. 1921 bestätigt. Vgl. AVA-U, 4 C 4, Zl. 9 701/1921. Als Nachfolger Höflers war zunächst der Grazer Pädagogik-Professor Eduard Martinak vorgesehen (AVA-U, 4 C I, Zl 7 438/1922). Martinak lehnte aber aus familiären Gründen eine Übersiedelung nach Wien ab (ebenda, Zl. 9 255/1922, 10 395/1922, 12 853/1922 u. 14 171/1922). So blieb der für die Pädagogik eigentlich gar nicht habilitierte Meister als Kandidat für den Lehrstuhl übrig. Gegen seine Bestellung gab es im Professorenkollegium allerdings Widerstand: In einem gesonderten Minoritätsvotum wurde gefordert, Meister

- bloß mit einem Lehrauftrag für Pädagogik zu betrauen (Protokoll der Sitzung des Prof. Koll. vom 18. November; UAW-Dek. Zl. 278 aus 1922/23).
- 59 Also nur zwei Tage bevor der Antrag auf Bestätigung der Lehrbefugnis für Charlotte Bühler abgefaßt worden ist.
- 60 AVA-U, Fasz. 755, Zl. 5534/1923; Dekan Junker an das Unterrichtsamt vom 15. 3. 1923.
- 61 Zu Eibls politischer Einstellung und zu seiner akademischen Karriere an der Universität Wien vgl. auch Heiß, 1993.
- 62 Ob Junkers Brief dazu führte, daß das Unterrichtsamt die in Frage stehenden Anträge rascher einer Erledigung zuzuführen gewillt war, muß offenbleiben. Zwar wurde Meister schon Ende März 1923 zum ordentlichen Professor der Pädagogik ernannt (UAW-Dek. Zl. 648 aus 1922/23). Eibl mußte aber weiter warten. Erst 1924 sollte er den Titel eines Extraordinarius erhalten. Vgl. Wieser, 1950, S. 194.
- 63 Vgl. Anm. 51.
- 64 Zur Situation von Frauen an der Universität Wien vgl. Heindl u. Tichy, 1990 und Korotin, 1992.
- 65 UAW-Pa. Charlotte Bühler; Antrag vom 11. 3. 1927.
- 66 UAW-Pa. Ch. Bühler; Protokoll der Beratung über die Verleihung des Titels eines Extraordinarius an Frau Dr. Charlotte Bühler vom 19. 3. 1927. Anwesend waren bei der von Dekan Patsch präsi dierten Beratung die Professoren Gomperz, Meister, Reininger, Reich und Diener, zudem als Privatdozentenvertreter Dr. Schober.
- 67 UAW-Pa. Ch. Bühler; Protokoll: Beratung über die Verleihung des Titels eines Extraordinarius an Frau Dr. Charlotte Bühler vom 21. 6. 1927.
- 68 UAW-Pa. Ch. Bühler; Antrag an das Professorenkollegium vom 11. 5. 1929, unterzeichnet von Meister, Schlick, Reininger, Gomperz und Reich.
- 69 UAW-Pa. Ch. Bühler; Schreiben des Dekans Menghin an das Bundesministerium für Unterricht vom 6. 6. 1929.
- 70 Vgl. dazu v. Bühler, 1990, S. 67–79.
- 71 Ernst Meumann (1862–1915) gilt heute zu Recht als ein Pionier der Institutionalisierung der Experimentalpsychologie, vor allem aber als der wichtigste Vorkämpfer der Anwendung experimentalpsychologischer Verfahren in pädagogischen Zusammenhängen.
- 72 Ich werde im Fortgang dieser Arbeit im Abschnitt über die Jugendforschung am Wiener Psychologischen Institut auf diese Zusammenhänge noch genauer zu sprechen kommen.
- 73 Die »Zeitschrift für pädagogische Psychologie« war zunächst von dem Berliner Realschullehrer Ferdinand Kemsies, ab 1901 dann von Kemsies in Zusammenarbeit mit dem Mediziner Leo Hirschlaß herausgegeben worden.



- Als Herausgeber der »Experimentellen Pädagogik« fungierten von 1905 bis 1906 der Wundt-Schüler Ernst Meumann und der Seminarlehrer Wilhelm August Lay. Lay schrieb 1903 mit seinem Buch »Experimentelle Didaktik« (Lay, 1903) eine Art wissenschaftlichen Bestseller, in dem er den Nutzen experimentalpsychologischer Untersuchungen für die konkrete Unterrichtsgestaltung zu demonstrieren versuchte. Von 1906 bis 1911 wurde die »Experimentelle Pädagogik« von Meumann allein redigiert und herausgegeben. Das Herausgebergremium der »Zeitschrift für pädagogische Psychologie und experimentelle Pädagogik« bestand zum Zeitpunkt des Zusammenschlusses aus Ernst Meumann, dem Leipziger Seminarlehrer Otto Scheibner, dem späteren Münchner Pädagogik-Professor Aloys Fischer und dem Leipziger Schulrat Hugo Gaudig. 1915, nach dem Tod Meumanns, trat an dessen Stelle William Stern in die Redaktion ein. Vgl. dazu Schubeius, 1990, S. 90–91.
- 74 Vgl. Dudek, 1990, S. 93–94; dann vor allem auch Ingenkamp, 1987.
- 75 Zu diesen Institutsgründungen vgl. Dudek, 1990, S. 90–99.
- 76 Die Geschichte der Entstehung des Kammelschen Laboratoriums ist in Benetka, 1990a, S. 45–50, ausführlich dargestellt.
- 77 Die Organisation des Bildungswesens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zählte zu den bleibenden Errungenschaften des österreichischen Liberalismus. Im Anschluß an die revolutionären Ereignisse des Jahres 1848 brachte eine umfassende Universitäts- und Mittelschulreform die Einrichtung des Fachlehrersystems mit einer an die Universität gebundenen Ausbildung der Gymnasiallehrer (vgl. Abschnitt I.1, Anm. 1). Erst zwanzig Jahre später wurde mit dem Zusammenbruch des neoabsolutistischen Regimes die Neuregelung des Pflichtschulwesens in die Wege geleitet. Das liberale Reichsvolksschulgesetz von 1869 unterstellte auch die Aufsicht über das niedere Schulwesen dem Staate und beschnitt damit ganz wesentlich den Einfluß der katholischen Kirche. Kernstück der Reform war aber die Schaffung der »allgemeinen Volksschule«. Die LehrerInnen dafür sollten an den neuen, zunächst vierjährig, später dann fünfjährig eingerichteten LehrerInnenbildungsanstalten erzogen werden.
- 78 Die Lehrerakademie diente zur Fortbildung, das Lehrerseminar mit angeschlossener Übungsschule als fünfjährige LehrerInnenbildungsanstalt zur Ausbildung von PflichtschullehrerInnen.
- 79 Das Pädagogische Seminar an der Universität Wien war bereits 1877 von Theodor Vogt begründet worden. Vgl. dazu Altenhuber, 1949.
- 80 Vgl. dazu AVA-U, 4 Phil. Psychologie, Zl. 15 516/1919; Denkschrift Höflers vom 30. 6. 1919. Text-Auszüge aus Höflers Antrag sind bei Benetka, 1990a, S. 110–112 abgedruckt. Zur Vorgeschichte der Höflerschen Bemühungen um eine Erweiterung seines Pädagogischen Seminars ebenda, S. 71.

- 81 Das Unterrichtsamt hatte am 14. Juni 1919 mit Erlaß Zl. 12 071 die Philosophische Fakultät der Universität Wien aufgefordert, bei den Beratungen um die Wiederbesetzung der seit dem Tod Friedrich Jodls 1915 vakanten Lehrkanzel für Philosophie einen Vertreter der experimentellen Psychologie zu berücksichtigen. Erstmals wurde in diesem Erlaß von staatlicher Seite aus die Errichtung eines Psychologischen Universitätsinstituts angeregt. Vgl. AVA-U, 4 Phil. Psychologie, Zl. 12 071/1921. Der Erlaß ist abgedruckt bei Benetka, 1990a, S. 107–108.
- 82 Kammel hatte 1919 damit begonnen, sein pädagogisch-psychologisches Laboratorium zu einem »Institut für Jugendkunde« auszubauen. Das alte »Pädagogium« war inzwischen aufgelöst worden. Lehrerseminar und Übungsschule hatte der Bund übernommen und im Stammgebäude in der Hegelgasse 12 zu einer »Bundeslehrerbildungsanstalt« umfunktioniert. Die Landeslehrerakademie wurde in das Gebäude Boerhaavegasse 15 im 3. Gemeindebezirk übersiedelt und Kammel – wie erwähnt – zu deren Direktor ernannt. Mit 1. Oktober 1921 ging dann auch die Lehrerkademie in Bundesbesitz über. Als die Gemeinde Wien im Zuge der Trennung Wiens von Niederösterreich Anspruch auf die Anstalt erhob, wurde diese bis zur Abklärung der Besitzverhältnisse geschlossen. Bei der Eingliederung der Lehrerkademie in das neue »Pädagogische Institut der Stadt Wien« blieb Kammel dann auf der Strecke. Für eine Dozentur am neuen Institut kam der glühende Verehrer der Katholischen Pädagogik Otto Willmanns (vgl. dazu Altenhuber, 1949, S. 228) nicht mehr in Frage.
- 83 Die sogenannte »Schulreformabteilung«, der neben Sozialdemokraten auch Fachleute angehörten, die der Christlichsozialen Partei und dem deutsch-nationalen Lager nahestanden, war unmittelbar dem Leiter der Unterrichtsverwaltung unterstellt. Sie sollte die inhaltlichen Richtlinien für den Neuaufbau des Bildungswesens erarbeiten.
- 84 Georg Kerschensteiner (1854–1932) hatte als Schulpolitiker vor allem auf die Gestaltung des Münchner Volks- und Berufsschulwesens großen Einfluß genommen. Er galt zusammen mit Hugo Gaudig und Otto Scheibner als führender Repräsentant der sogenannten »Arbeitsschulbewegung«, die für eine Reform des Unterrichts in allen Schulfächern nach den didaktischen Prinzipien des »Arbeitsunterrichts« eintrat: Selbständige Erarbeitung der Bildungsinhalte anstelle des mechanischen Gedächtnistrainings, Aufhebung der Trennung von geistiger und manueller »Arbeit«, Integration des einzelnen in Gruppenarbeit etc. Die Forderungen der Arbeitsschulpädagogik kommen dem sehr nahe, was man aus heutiger Sicht gewöhnlich als »Projektunterricht« zu bezeichnen pflegt.
- 85 In Wien zählte der bereits mehrfach erwähnte Alois Höfler zu den schärfsten Kritikern dieses Systems der Lehrerbildung. In Privatinitiative versuchte er

seinen Studenten beispielsweise auch Lehrauftritte an Mittelschulen zu verschaffen.

- 86 KlassenlehrerInnen sollten in der vierjährigen Grundschule, FachlehrerInnen an der »Allgemeinen Mittelschule« und an den sich daran anschließenden, die SchülerInnen zur Matura hinführenden Obermittelschulen unterrichten.
- 87 Vgl. die vom damaligen Rektor der Universität Wien, Ernst Schwind, verfaßte und von den Rektoren der Technischen Hochschule und der Hochschule für Bodenkultur in Wien mitunterzeichnete »Denkschrift« »Die Schulreform vom Standpunkte der Hochschulen« (Schwind, 1920). Dazu auch Benetka, 1990a, S. 93–95.
- 88 Die Lehrerbildungsanstalten waren nach den Geschlechtern getrennt. Bei den Männern standen 10 staatlich geführten 6 kirchliche gegenüber. Die Erziehung angehender Volksschullehrerinnen lag sogar mehrheitlich in den Händen geistlicher Verbände: Es gab für Frauen mehr als doppelt so viele kirchliche (13) wie staatliche Anstalten (6). Vgl. dazu Fischl, 1929, S. 70–72.
- 89 Die Gesetzentwürfe der Christlichsozialen blieben auf die Reform der bestehenden Lehrerbildungsanstalten beschränkt. Diese sollten zu »Pädagogischen Oberschulen« umgestaltet werden und den angehenden LehrerInnen über vier Jahre hinweg eine höhere Allgemeinbildung vermitteln. Die eigentliche Berufsausbildung hätte dann nach den Plänen der christlichsozialen Schulexperten in neu zu errichtenden, zweijährigen »Lehrerakademien« zu erfolgen. Vgl. dazu Weinhäupl, 1981, S. 128–129.
- 90 Von 227 129 im Jahr 1910 auf 134 008 im Jahr 1924. Vgl. Glöckel, 1939, S. 101.
- 91 Vgl. dazu Glöckel, 1925–1932, Bd. 2, S. 55.
- 92 Vgl. dazu Kapitel 1.5.
- 93 Bis 1921 war AbsolventInnen von LehrerInnenbildungsanstalten der Zugang zur Universität nur durch die Ablegung einer vollständigen Mittelschulmatura möglich. Mit Erlaß des Unterrichtsministeriums vom 11. 4. 1921 wurde von ihnen nur mehr eine Ergänzungsprüfung in drei Gegenständen gefordert: Zur Wahl standen die Kombinationen: Latein, Griechisch, Mathematik oder Latein, lebende Fremdsprache, Mathematik oder Mathematik, Darstellende Geometrie, Physik. Fischl, 1929, S. 74.
- 94 Die überwiegende Mehrheit – 70 Prozent – der im Wintersemester inskribierten AnwärterInnen besaß das Reifeprüfungszeugnis einer LehrerInnenbildungsanstalt. Nur 13 Prozent waren Mittelschul-AbsolventInnen. Die restlichen 17 Prozent hatten das Maturazeugnis sowohl einer Mittelschule als auch einer LehrerInnenbildungsanstalt erworben. Glöckel, 1925–1932, Bd. 3, S. 81.
- 95 Im Wintersemester 1927/28 entfielen die psychologischen Lehrveranstaltungen im Rahmen der Lehrerfortbildung. Leider fehlen in der Pädagogischen

- Zentralbücherei die Vorlesungsverzeichnisse des Pädagogischen Instituts für das Sommersemester 1928 bzw. für die Wintersemester 1928/29 und 1929/30. Für das Sommersemester 1929 war jedenfalls nur mehr ein zweistündiges Seminar unter dem Titel »Besprechung aktueller Grundfragen der Psychologie« angekündigt. Nach dem Auslaufen der »viersemestrigen hochschulmäßigen Lehrerbildung« mit dem Wintersemester 1929/30 organisierte das Psychologische Institut so wie vor 1925 wieder ein erweitertes Veranstaltungsprogramm innerhalb der LehrerInnenfortbildung.
- 96 1927 traten 115 AbsolventInnen (52 Männer/63 Frauen) zur pädagogischen Abschlußprüfung an, 1928 70 (33/37), 1929 65 (35/30) und 1930 49 (24/25). Vgl. dazu die jeweiligen Jahresberichte des Stadtschulrates für Wien (Glöckel, 1925–1932).
- 97 Ein eigenes Curriculum für Psychologie hat es damals an der Universität noch nicht gegeben. Zur Organisation des Studiums siehe die Ausführungen in Kapitel 1.6.
- 98 Ich werde darauf im Abschnitt über die »Österreichische Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle« (Kapitel 2.4) näher eingehen.
- 99 1929 wurde die »Pädagogische Zentralbücherei« in das Gebäude der Zentralsparkasse der Gemeinde Wien, Ecke Hernalser Hauptstraße-Elterleinplatz im 17. Wiener Gemeindebezirk, übersiedelt.
- 100 In den Entlehnziffern spiegelt sich das pädagogische Engagement der damaligen Lehrerschaft wider: Zwischen 1924 und 1930 wurden an der Zentralbücherei nicht weniger als 215 477 Titel ausgeliehen. Vgl. Glöckel, 1925–1932, B. 6, S. 106.
- 101 Vgl. Abschnitt 1.2.
- 102 WStLA-Pa. Bühler; Fadrus an die Mag. Abt. I vom 13. 5. 1930.
- 103 Mit Beschluß des Gemeinderatsausschusses I vom 20. Oktober 1930; WStLA-Pa. Bühler, Abteilungsvorstand Kritschna an Karl Bühler vom 25. 10. 1930.
- 104 Gemeint ist Karl Bühlers »Dienstvertrag« vom 9. Oktober 1922. Vgl. Benetka, 1990a, S. 181 und Kapitel 1.2 der vorliegenden Arbeit.
- 105 WStLA-Pa. Bühler; Aufnahmeschrift vom 18. 10. 1930.
- 106 Ebenda; Amtsvermerk über die Amstbesprechung vom 13. 1. 1931.
- 107 Vgl. Abschnitt 1.7.
- 108 Die HörerInnenzahlen sind der Aufstellung von Wieser (1950, S. 201–205) entnommen. Titel und Ort der Lehrveranstaltungen wurden nach den Angaben in den Vorlesungsverzeichnissen zitiert.
- 109 Die Statistik ist nach den Angaben in den jeweils vom Prorektor der Universität Wien herausgegebenen Jahresberichten zusammengestellt. Es sind darin alle an der Universität inskribierten ordentlichen und außerordentlichen HörerInnen erfaßt.

- 110 WS 1913/14: 10441; WS 1919/20: 11442.
- 111 In einem Artikel für die »Reichspost« – dem Parteiorgan der Christlich-sozialen – sprach der Herr Universitätsrektor noch eine viel deutlichere Sprache: Er befand, daß der »Abbau der Ostjuden [...] heute im Programm jedes Rektors und Senates einer deutschen Hochschule einen hervorragenden Platz einnehmen« und der »fortschreitenden Levantisierung Wiens [...] wenigstens an den Hochschulen Einhalt geboten werden« müsse (Karl Diener, Das Memorandum der Deutschen Studentenschaft. Reichspost vom 10. 12. 1922; zit. n. Lichtenberger-Fenz, 1989, S. 6).
- 112 Im Wintersemester bot Charlotte Bühler den Anfängerkurs unter dem Subtitel: »Theoretische Grundprobleme deutscher und amerikanischer Psychologie« an. Damit hinterließ die frühe und sehr nachhaltige Rezeption des Behaviorismus, die für die Bühler-Schule so typisch war, auch im Vorlesungsverzeichnis erste Spuren.
- 113 Charlotte Bühler kündigte allerdings in den dreißiger Jahren ziemlich regelmäßig themenspezifische Einführungskurse an. Zumeist stand dabei die Kinderpsychologie im Vordergrund. Gelegentlich gab es aber auch Einführungskurse in die Jugend- bzw. in die »Lebenspsychologie«.
- 114 In seinem Vorwort zum Lehrbuch schrieb Brunswik, daß sich der Inhalt »an einen »Einführungskurs in die experimentelle Psychologie« orientiere, den er »seit mehreren Jahren an der Wiener Universität neben der allgemeinpsychologischen Vorlesung von Professor Bühler« abgehalten habe [Hervorhebung vom Verfasser]. Das Vorwort ist mit Juli 1935 datiert.
- 115 Danach ging die Zahl der inskribierten HörerInnen wieder zurück. In den späteren dreißiger Jahren lag sie stets um 100. Eine Ausnahme bildete das Wintersemester 1935/36 mit 175 inskribierten TeilnehmerInnen. Angaben zur Besuchsfrequenz sind wieder der Dissertation von Wieser (1950) entnommen.
- 116 Der Vollständigkeit halber seien auch die Titel der Brunswikschen Praktika hier angegeben:
- |             |  |
|-------------|--|
| SS 1934:    | Gefühl und Wille                       |
| WS 1934/35: | Instinkt und Dressur                   |
| SS 1935:    | Methoden der Psychophysik              |
| WS 1935/36: | Wahrnehmungspsychologisches Praktikum  |
| SS 1936:    | beurlaubt                              |
| WS 1936/37: | Amerikanische Problemstellungen        |
| SS 1937:    | Wahrnehmungspsychologisches Praktikum  |
| WS 1937/38: | Gedächtnis, Gefühl und Wille           |
| SS 1938:    | Wahrnehmungspsychologisches Praktikum. |
- 117 Die Kurse über Ausdruckstheorie fanden im WS 1934/35 und im SS 1937, jene über Sprachtheorie in den WS 1935/36 und 1937/38 statt. Für das Sommer-

- semester 1938 plante Bühler ein Praktikum über »Biologische Modellgedanken in der Psychologie« abzuhalten.
- 118 Den Begriff der »Wiener Psychologischen Schule« hat Charlotte Bühler (1965) in die Literatur eingeführt.
- 119 Das Kolloquium fand in den ersten Semestern allerdings immer am Freitag abends statt. Erst ab dem Wintersemester 1926/27 war es für Mittwoch, jeweils von 18 bis 20 Uhr, anberaumt.
- 120 Zumeist einer der drei anderen Philosophie-Professoren, nicht selten aber auch der Ordinarius für Pädagogik.
- 121 Vgl. dazu die Angaben bei Geuter, 1986a.
- 122 Einige Institute wurden erst nach 1922, also erst nach der Etablierung des Wiener Psychologischen Instituts, gegründet.
- 123 Zum fachgeschichtlichen Hintergrund, vor dem Wundts Schrift entstanden ist, vgl. die Arbeiten von Mitchell Ash, 1980a, b, c, d. Siehe dazu auch Benetka, 1990a, S. 26–31.
- 124 Vgl. Abschnitt 1.4
- 125 Studierende der Philosophie und der Pädagogik hatten nach der Approbation ihrer Dissertation eine zweistündige »strenge Abschlußprüfung« aus ihrem Hauptfach zu absolvieren. Gegenstand des zweiten, einstündigen Rigorosums war dann ein frei wählbares, an der Philosophischen Fakultät durch einen Ordinarius vertretenes »Zweifach«.
- 126 Bühler hatte zwischen 1923 und 1937 immerhin 119 pädagogische oder philosophische Doktorarbeiten als Zweitbegutachter betreut.
- 127 UAW-Pa. Charlotte Bühler, Brief an den Dekan vom 27. 8. 1924.
- 128 Pribram wurde am 1. 9. 1859 in London geboren. Er studierte Geschichte an der Universität Wien, wo er sich nach Abschluß seines Doktorats auch habilitieren konnte. 1894 wurde Pribram zum außerordentlichen, 1913 zum ordentlichen Professor für neuere Geschichte ernannt. Pribram galt als Fachmann für die österreichische Geschichte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und als renommierter Historiker des Wiener Judentums. Internationale Anerkennung fanden vor allem seine Arbeiten über die Vorkriegspolitik Österreich-Ungarns und über die Kriegsschuldfrage.
- 129 AVA-U 4 C 6, Zl. 2196/1924; Pribram an das Unterrichtsministerium vom 15. 9. 1924.
- 130 Samelson, 1985, S. 36; zu den Positionskämpfen in der amerikanischen Psychologie während der zweiten Dekade des 20. Jahrhunderts vgl. auch Samelson, 1981.
- 131 Edward Lee Thorndikes (1874–1949) 1898 erstmals erschienenen Buch »Animal Intelligence« zählt wohl zu den einflußreichsten Werken in der amerikanischen Psychologie überhaupt. Seine Experimente über tierisches »Versuch-Irrtum-Lernen« nehmen vor allem hinsichtlich Versuchsanord-

- nung und -durchführung das methodische Kernstück des späteren »Radikalen Behaviorismus« Skinnerscher Prägung vorweg: den sogenannten »Problemkäfig«.
- 132 Als eine Art Reisebericht kann das von Charlotte Bühler im Februar 1926 vor der »Pädagogischen Gesellschaft« in Wien gehaltene Referat über »Pädagogische Eindrücke aus Amerika« (Ch. Bühler, 1926) gelesen werden.
- 133 In ihrer Selbstdarstellung beklagte sich Charlotte Bühler darüber, daß ihr Gesell für die von ihr in persönlichen Gesprächen hervorgehobene »Definition der Entwicklung als Sequenz [...] leider später niemals Kredit gab«, ebenso wenig wie für ihre »Idee des Entwicklungsquotienten, anstelle des Intelligenzquotienten« (Ch. Bühler, 1972, S. 26).
- 134 Zu James Rowland Angell (1869–1949) Bedeutung für die Herausbildung des Watsonschen Behaviorismus vgl. Bruder, 1982. Angell hatte übrigens den Großteil seiner Studienzeit in Deutschland, und zwar in Leipzig und Berlin zugebracht. Er besuchte dort Lehrveranstaltungen von Wilhelm Wundt, Max Dessoir, Wilhelm Dilthey und Hermann Ebbinghaus.
- 135 G. Stanley Hall (1846–1924) gilt heute neben William James als der bedeutendste Pionier in der Geschichte der Herausbildung und Institutionalisierung der einzelwissenschaftlichen Psychologie in Amerika. Er gründete 1881 das erste experimentalpsychologische Laboratorium der USA an der John Hopkins University in Chicago, 1887 rief er die Fachzeitschrift »The American Journal of Psychology« ins Leben, und 1892 stand er Pate bei der Konstituierung der American Psychological Association. Halls wichtige Beiträge vor allem zur Kinder- und Jugendpsychologie werden uns weiter unten im Text noch zu beschäftigen haben.
- 136 Neben dem Laura Spelman Rockefeller Memorial waren in den zwanziger Jahren der »General Education Board« und die »Rockefeller Foundation« die Hauptträger der Wissenschaftsförderung aus Rockefeller-Mitteln.
- 137 In den Archivbeständen der Rockefeller Foundation finden sich Unterlagen über die Unterstützung des Wiener Psychologischen Instituts erst ab dem Jahr 1931.
- 138 Vgl. dazu Kap. 4.2.
- 139 »Allerdings erkannte ich allmählich, daß ihre [Charlotte Bühlers] Form der Lebensführung eine andere als die mir angemessene war. Der Ehrgeiz, die bestangezogene Frau von Wien, die mit einer Filmschauspielerin zu verwechseln war, zu werden, lag mir z. B. völlig fern« (Hetzler, 1988a, S. 44).

## ZU KAPITEL 2

**Arbeitsschwerpunkte**

- 1 Vgl. dazu v. a. Abschnitt 1.6.
- 2 Vgl. dazu auch Ash, 1985a und 1987. Ash ging von der Existenz dreier, völlig selbständiger Forschungsgruppen aus: »Es waren (1) die Experimentalpsychologen im engeren Sinn, (2) die Kinder- und Jugendpsychologen und Psychologinnen und (3) die Gruppe um die Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle« (Ash, 1988a, S. 309).
- 3 Vgl. dazu Abschnitt 2.4.
- 4 In Charlotte Bühlers Text hieß es dazu: »So wird z. B. jetzt unter der Leitung von Dr. Herta Herzog die Art des Einkaufens von Frauen untersucht, ihre Gründe, warum sie in dieses oder jenes Geschäft gehen, warum sie diese oder jene Waren vorziehen usw. Eine psychologische Untersuchung über die Arbeitslosen in Marienthal, die diese Abteilung durchgeführt hat, war deswegen von großer praktischer Wichtigkeit, weil durch die Erhebungen deutlich wurde, wo und wie die praktische Hilfeleistung bei Arbeitslosen eigentlich anzusetzen hat« (Ch. Bühler, 1935, S. 94). Charlotte Bühlers Bemerkung über »Marienthal« ist schlichtweg falsch. Sie sei hier bloß als Hinweis dafür genommen, daß es sich bei der in Frage stehenden Gruppe tatsächlich um MitarbeiterInnen der Forschungsstelle handelte. Über die im eigentlichen politisch-praktisch – und mitnichten irgendwie sozial-arbeiterisch – motivierte Marienthal-Studie vgl. weiter unten im Text.
- 5 Z. B.: Toffler, Therese, (1933/34). Analyse der Kaufhandlung. I: Ein Beitrag zur Kaufhandlung von der Begründung her. II: Die Reklamewirkungen in den Kaufberichten.  
Weil, Hedwig, (1935). Zur Methode der Wirtschaftspsychologie.  
Weiss, Elisabeth, (1937). Der Verkäufer und sein Beruf. Eine lebens- und wirtschaftspsychologische Studie.
- 6 Vgl. dazu K. Bühler, 1933, S. IV und 1934, S. XII.
- 7 Die »Philosophische Propädeutik« war seit 1908 außer am klassischen Gymnasium auch am Realgymnasium und am Reform-Realgymnasium für die letzten beiden Jahrgänge ein Pflichtgegenstand. Zur Geschichte des Philosophie-, insbesondere aber des Psychologieunterrichts vgl. Reichmayr, 1983.
- 8 Die Einrichtung von »Oberschulen«, die als Überbau der als Einheitsschule konzipierten »Allgemeinen Mittelschule« die Oberstufe der bisher bestehenden Gymnasialtypen ersetzen sollten, war zentraler Bestandteil des Programms zur umfassenden Strukturreform des österreichischen Unterrichtswesens. In den im April 1922 von der Schulreformabteilung des Unterrichtsamtes veröffentlichten »Entwürfen für die Einrichtung von allgemeinbildenden Oberschulen« waren vier Typen unterschieden worden:



- die altsprachliche Oberschule anstelle der Oberstufe des klassischen Gymnasiums
  - die neusprachliche Oberschule anstelle der Oberstufe des »Reformrealgymnasiums«
  - die mathematisch-naturwissenschaftliche Oberschule anstelle der Oberstufe des Realgymnasiums
  - und als neuer Typus die bisher an den seit dem Schuljahr 1919/20 bestehenden Bundeserziehungsanstalten erprobte »Deutsche Oberschule«.
- Vgl. dazu Fischl, 1929.
- 9 Zilsel fügte der oben im Text zitierten Passage noch das Folgende hinzu: »Dieser Eindruck [der Uneinigkeit der Psychologen] hätte sich noch bedeutend verstärkt, wenn wir hier auch die absichtlich übergangene Psychoanalyse von S. Freud und die Individualpsychologie A. Adlers mitvergleichen hätten. Eines eigenen Urteils zu den umstrittenen Fragen haben wir uns gleichfalls absichtlich enthalten, denn es ist für unsere pädagogische Frage ziemlich gleichgültig, ob der Verfasser dieser oder jener Theorie beistimmt oder da und dort ein[en] Kompromiß vorschlägt. Wenn auch zu zwölf Theorien noch eine dreizehnte hinzukommt, so wird es doch infolge der allgemeinen Uneinigkeit der Psychologen stets der Mehrzahl der Lehrer widersprechen, irgendeine als die richtige vorzutragen«. Zilsel, 1921, S. 333.
- 10 Zur Problematik der mehrdeutigen Verwendung des Paradigma-Begriffs bei Kuhn vgl. z. B. Weingart, 1976.
- 11 Als erster Artikel der Reihe erschien unter diesem Obertitel Bernfelds Auseinandersetzung mit William Sterns »Personalismus« (Bernfeld, 1931a). 1934 publizierte er dann eine Abhandlung über die »Gestalttheoretische Schule«. Seine Pläne hatten sich inzwischen geändert. In einer Anmerkung zum »Gestalttheorie-Aufsatz« schrieb er: »Es war meine Absicht, unter dem gemeinsamen Titel ‚Die Krise der Psychologie und die Psychoanalyse‘ in einer Reihe von Aufsätzen die Schulen und Standpunkte darzustellen, in welche die heutige Psychologie zersplittert ist. [...] Dieser vorliegende Aufsatz sollte der zweite in der Reihe sein. Die vierte Stelle war der sowjet-russischen Psychologie zugedacht. Aus äußeren Gründen erschien die Kritik dieser Schule außer der Reihe [...] und ohne den Obertitel der Serie, auf die jetzt und bei zukünftigen Berichten verzichtet werden mag« (Bernfeld, 1934, S. 32). Die Kritik an der sowjetischen Psychologie, auf die Bernfeld hier Bezug nahm, verarbeitete er in seiner Replik auf Wilhelm Reichs »Widerlegung der Todestriebhypothese« (Bernfeld, 1932). Bernfelds Vorhaben, in loser Folge weitere Analysen über das Verhältnis von akademischer Psychologie und Psychoanalyse erscheinen zu lassen, wurde dann offenbar durch seine Emigration vereitelt. 1941 kam er – allerdings in einem anderen Argumentationszusammenhang – noch einmal auf dieses

- Thema zurück. In einem Artikel über wissenschaftstheoretische Fragen der psychoanalytischen Methodologie beschäftigte er sich ausführlich mit Kurt Lewins Feldtheorie (Bernfeld, 1941).
- 12 Vgl. dazu ausführlich Benetka, 1992b.
  - 13 Nach Weingart (1974, S. 27–33) stellt die Gründung einer neuen Zeitschrift im Prozeß der Herausbildung einer neuen wissenschaftlichen Disziplin einen ersten formalen Institutionalisierungsschritt dar: Die eigene Zeitschrift erhöht erstens die Sichtbarkeit der ForscherInnen-Gruppe innerhalb der weiteren scientific community. Sie bewirkt zweitens, daß das bereits bestehende Netz von wissenschaftlichen Kommunikationsbeziehungen verdichtet wird. Und sie trägt schließlich drittens dazu bei, daß die bisher von der Gruppe entwickelten Beurteilungskriterien von wissenschaftlichen Einzelforschungen als zumindest partiell unabhängig abgesichert werden können.
  - 14 Zu Leben und Werk von Ernst Mach (1838–1916) vgl. den Sammelband von Haller u. Stadler, 1988. Zu den »Beiträgen zur Analyse der Empfindungen« von 1886 vgl. etwa Leinfellner, 1988.
  - 15 Vgl. dazu die Arbeiten von Mitchell Ash, insbesondere 1980a, b, c, u. d.
  - 16 Vgl. dazu das »wissenschaftssoziologische« Erklärungsmodell der Entstehung der Psychologie von Ben-David u. Collins (1974), das davon ausgeht, daß Wundt den durch seinen Wechsel von der Physiologie zur Philosophie bedingten Rollenkonflikt nur über die Erbringung einer »innovativen Leistung« habe lösen können. Dazu auch Benetka, 1990a, S. 19–20.
  - 17 Daß die Institutionalisierung einer selbständigen, von Physiologie und Philosophie unabhängigen Psychologie mit dem Gründungsakt des Leipziger Instituts zusammenfiel, ist sowohl logisch als auch rein sachlich unrichtig. Vgl. dazu Métraux, 1980, dann v. a. die Arbeiten von Ash, 1980a, b, c, d, 1984 u. 1985a.
  - 18 Vgl. dazu etwa Pongratz, 1987, S. 104.
  - 19 Vgl. dazu Holzkamp (1980), der im Wundtschen völkerpsychologischen Ansatz einen frühen Vorläufer der Psychologie der sowjetischen »Kulturhistorischen Schule« sieht. Zur Wundtschen Völkerpsychologie vgl. auch Schneider, 1990.
  - 20 Den letztlich ja schon Wilhelm Wundt in seiner Unterscheidung von »individueller Psychologie« und Völkerpsychologie auf den Begriff gebracht hatte.
  - 21 Spranger unterschied sechs verschiedene idealtypische Werthaltungen: den theoretischen, den ästhetischen, den sozialen, den ökonomischen, den politischen und den religiösen Wert.
  - 22 Vgl. dazu neben Ringer, 1983, auch Bernfeld, 1927, S. 16–41.
  - 23 Vgl. dazu Benetka, 1992b.
  - 24 Vgl. Stern 1906, 1914 u. 1918.

- 25 Einen guten Überblick über die Geschichte der »Würzburger Schule« gibt Munzert, 1984.
- 26 1907 nahm Wundt die Veröffentlichung des ersten Teils von Karl Bühlers Habilitationsschrift (K. Bühler, 1907) zum Anlaß, um die von den »Würzburgern« entwickelte Methode der »experimentellen Selbstbeobachtung« einer scharfen Kritik zu unterziehen. Die von Bühler entworfenen »Ausfrageexperimente« seien, so schloß Wundt, eigentlich gar keine Experimente im Sinne einer strengen wissenschaftlichen Methodik (Wundt, 1907). Bühler nahm die Herausforderung an und verteidigte seine methodische Innovation im Anschluß an den Abdruck der beiden letzten Teile seines Forschungsberichts (Bühler, 1908a, b u. c). Die Diskussion ist in die Literatur als »Bühler-Wundt-Kontroverse« eingegangen. Vgl. dazu Holzkamp, 1980, zusammenfassend Benetka, 1990a, S. 160–162.
- 27 Zur »Grazer Schule« um Alexius von Meinong zählten u. a. Vittorio Benussi, Alois Höfler, Eduard Martinak, Ernst Mally, Ferdinand Weinhandl und Otto Tumlirz. Gegen die Produktionstheorie Meinongs hatte um die Jahrhundertwende innerhalb des Grazer Kreises Stephan Witasek argumentiert.
- 28 Ähnliches hatte schon zuvor Wilhelm Wundt mit seinem Prinzip der »schöpferischen Synthese« vertreten. Vgl. Pongratz, 1987.
- 29 Eine »psychistische« Auffassung der Gestaltentstehung wurde schließlich noch zu Beginn der zwanziger Jahre von Georg Elias Müller vertreten. Seine »Komplextheorie« (Müller, 1923) war explizit gegen die »Gestalttheorie« der Berliner Schule gerichtet. Nach Müller sei letztlich die willkürliche oder unwillkürliche »Aufmerksamkeit« für das Zustandekommen eines Gestalteindrucks verantwortlich, indem sie durch relativ feste Assoziationen die einzelnen Bewußtseins Elemente zu einem »Komplex« vereinigt. Die »Leichtigkeit« des Zusammenfassens sei allerdings nicht für alle Elemente gleich, sondern vielmehr von der Wirksamkeit primärer und sekundärer »Kohärenzfaktoren« abhängig. Brunswik, 1929a, S. 126.
- 30 Zum Herausgebergremium zählten im Jahr der Gründung der Psychologischen Forschung neben Wertheimer, Koffka und Köhler auch Kurt Goldstein und Hans Gruhle. Ash, 1985b, S. 118.
- 31 Mit 1. April 1929 erhielt Max Wertheimer eine ordentliche Professur für Philosophie an der Universität Frankfurt.
- 32 Zur Leipziger »Ganzheits- und Strukturpsychologie« Felix Kruegers vgl. vor allem Geuter, 1985a.
- 33 Der Titel von Koffkas Buch lautet richtig: »Die Grundlagen der psychischen Entwicklung«. Bühlers Buch erschien drei Jahr zuvor (Bühler, 1918).
- 34 Vgl. dazu auch Eschbach u. Willenberg, 1990, S. 17.
- 35 Das Buch erlebte 1921 eine zweite und stand zum Zeitpunkt der Verhandlungen um eine Annahme der Wiener Professur bereits unmittelbar vor

der dritten Auflage. Die unter dem Titel »Abriss der geistigen Entwicklung des Kindes« 1919 erstmals veröffentlichte Zusammenfassung von Karl Bühlers vergleichender »Entwicklungspsychologie« der menschlichen Denkvorgänge (Bühler, 1919) stieß vor allem auch bei einem breiten Laienpublikum auf großes Interesse.

- 36 Im Vorwort zu Bühlers Buch »Die geistige Entwicklung des Kindes« findet sich die folgende Textpassage:

»Die ausgedehnte Literatur über das Kinderzeichnen war mir das Erfreulichste auf dem ganzen Gebiete: nichts fügte sich so leicht und wie von selbst zusammen, nichts eröffnete tiefere Einblicke in gewisse Entwicklungsphasen des großen Menschwerdungsprozesses als richtig verstanden das Kritzeln und Zeichnen des Kindes. Freilich mußten dazu einige der wichtigsten Leitfäden erst sorgsam herauspräpariert werden; diejenigen nämlich, die das Zeichnen mit den Grundfunktionen der Sprache verbinden. Ihre Verfolgung führte geraden Weges hin zu bestimmten Prinzipien einer allgemeinen Sprachtheorie, die den Verfasser im Anschluß an Marty und Husserl seit einem Jahrzehnt beschäftigen; was hier nur angedeutet werden konnte, soll nun bald explizite in einer zusammenfassenden Arbeit gesagt werden.« K. Bühler, 1918, S. VI.

- 37 »Wenn ich von seinem [des Buches über die Sprachtheorie von 1934] Schlußpunkt aus zurückdenke an die Anfänge, so scheint mir, das System sei 1907 nach der Entdeckung der »syntaktischen Schemata« im Sprechdenken [...] und 1908 nach dem Herausheben der Darstellungsfunktion der Sprache in meinem Sammelreferat über die Prozesse des Verstehens [K. Bühler, 1909] begründet gewesen«. K. Bühler, 1934, S. X.

- 38 Vgl. AVA-U, 4 C I, Zl. 7437/1922; »Kommissionsbericht über die Wiederbesetzung einer der drei erledigten Lehrkanzeln für Philosophie«, p. 3.

- 39 Eine andere Reihe von Untersuchungen widmete sich dann der Entwicklung des kritischen Denkens beim Kinde.

- 40 Die Jahreszahlen in den Klammern bezeichnen das Jahr der Approbation.

- 41 Unter »Materialgedächtnis« wurde das Gedächtnis für sinnfreies Lernmaterial, also z. B. für sinnlose Silben, wie Ebbinghaus sie verwendet hatte, verstanden. »Gestaltgedächtnis« bezog sich auf das Behalten von gegliederten formalen Einheiten, z. B. von bestimmten Farbenreihen. »Sinngedächtnis« bezeichnete das Merken von logischen Relationen.

- 42 Vgl. dazu auch Charlotte Bühler, 1928, S. 283–289.

- 43 Bühler entwickelte seine Methode des »axiomatischen Denkens« explizit in Anknüpfung an einen metatheoretischen Aufsatz des Mathematikers David Hilbert (1918). Zu den Gemeinsamkeiten und Differenzen der Vorgehensweisen von Bühler und Hilbert vgl. Kamp, 1984, S. 57–63. Bühlers Auffassung der »axiomatischen Denkweise« gibt folgende Passage aus der

»Ausdruckstheorie« sehr anschaulich wieder: »Die Geschichte der Ausdruckstheorie, welche hier entworfen wird, bemüht sich weder darum, Abhängigkeiten nachzuweisen, noch um das allgemeineschichtliche Ziel, die einzelnen Systeme aus ihrer Zeit heraus zu verstehen. Sondern sie fordert dazu auf, das Konzept der wenigen, die etwas Neues zu sagen hatten, noch einmal durchzudenken, um nichts anderes als dies Neue an der Wurzel aufzudecken. Was mir vorschwebt, ist eine an der Sache selbst orientierte Dogmengeschichte der Ausdruckslehre. Wir erfinden eigene *Kennworte*, welche die Autoren selbst nicht gebrauchten, um ausgerechnet das in ihren Werken zu treffen und in unsere Betrachtung in den Mittelpunkt zu stellen, was uns einer Rezeption, einer Renaissance in unserer Zeit und zur Förderung unserer eigenen Forschungsprobleme wert und dienlich erscheint. So sind die Überschriften der folgenden Abschnitte gemeint, so sollen sie verstanden werden. Mag sein, daß diese Selektion vorerst nur vom Heute aus gerechtfertigt erscheint; sie wird aber in dem Maße objektiver, als es gelingt zu zeigen, daß sich das Ausgewählte sachlich zusammenschließt. Es war mir selbst ein Erlebnis, Schritt für Schritt zu finden, daß die Ausdrucksforscher seit mehr als hundert Jahren schaffend an einem Ganzen weben und wirken; daß sie sich im Grunde ergänzen und meist nur in dem widersprechen, was der rückblickende Sachverständige der Gegenwart auf die Halde zu werfen geneigt ist. Der Gang der Geschichte wird sachlich sinnvoll im auswählenden Rückblick.« K. Bühler, 1933, S. 3–4.

- 44 Nach 1945 war Karl Bühlers Werk nahezu völlig in Vergessenheit geraten. Seine Neuentdeckung erfolgte im Zuge des Semiotik-Booms der siebziger und frühen achtziger Jahre. Seither ist es fester Bestandteil des Diskurses der Linguisten (Sebeok, 1981; Eschbach 1984 u. 1988). An der gegenwärtigen Psychologie ging diese Entwicklung nahezu spurlos vorüber. Auch im Falle Karl Bühlers war die nationalsozialistische »Vertreibung der Vernunft« »gründlich«. Mühsam rekonstruieren wir mehr als 50 Jahre danach die wenigen Spuren, die sie hinterlassen hat.
- 45 Über die Arbeiten zur Entwicklung des Gedächtnisses wurde im voranstehenden Abschnitt schon berichtet. Zu der am Institut durchgeführten Untersuchungsreihe über das kritische Denken bei Kindern vgl. Brunswik, 1932.
- 46 Eine überarbeitete Fassung der Dissertation publizierte Brunswik zwei Jahre später in einer von den MitarbeiterInnen des Wiener Psychologischen Instituts verfaßten Festschrift zu Karl Bühlers 50. Geburtstag (Brunswik, 1929a).
- 47 Vgl. Abschnitt 1.4
- 48 Brunswik dürfte darüber hinaus aber auch – lange vor seiner Habilitation im Frühjahr 1933/34 – die experimentalpsychologischen Teile des von Karl und Charlotte Bühler angebotenen »Psychologischen Praktikums« selbständig geleitet haben. Vgl. dazu Abschnitt 1.6 In einem von Brunswik anläß-

- lich seines Antrages auf Verleihung der *Venia legendi* an der Universität Wien im Jahr 1933 verfaßten »Lebenslauf« hieß es über seine bisherige Mitwirkung am akademischen Lehrbetrieb: »Im Auftrage von Herrn Professor Bühler betätigte er [Brunswik] sich von Anfang an bei der Abhaltung der Einführungskurse in die experimentelle Psychologie und der Praktika über verschiedene Gebiete der Psychologie (Wahrnehmungs-, Gestalt-, Gedächtnis-, Denk-, Gefühls- und Willenspsychologie), ferner bei der Beratung und Ueberwachung zahlreicher Dissertationen, von denen einige von ihm herausgegeben wurden.« UAW-Pa. Brunswik; »Lebenslauf«, o. D., fol. 32.
- 49 Eino Kaila (1890–1958) war Professor für Philosophie an den Universitäten Turku und Helsinki. Er stand mit seinen Arbeiten zur Erkenntnistheorie und zur Philosophie der exakten Naturwissenschaften in einem engen Naheverhältnis zum Logischen Empirismus des Wiener Kreises.
- 50 Ob politische Kontakte zwischen der sich unter Kemal stark an den westeuropäischen Gesellschaften orientierenden Türkei und der Wiener Gemeindeverwaltung beim Zustandekommen der Berufung Brunswiks eine Rolle spielten, ist eher zweifelhaft. Mag sein, daß türkische Pädagogen sich in Wien über den Stand der Schulreformen informierten und so auf die Einbindung des Psychologischen Instituts in die LehrerInnenbildung aufmerksam wurden. Aber wenn Brunswiks Gastdozentur tatsächlich unter Mitwirkung der Wiener Schulpolitiker zustande gekommen wäre, dann hätten sie dies gewiß wohl auch gebührend propagandistisch zu verwerten gesucht. In den Jahresberichten des Stadtschulrates für Wien fand sich zwar für den in Frage stehenden Zeitraum nahezu jeder einzelne ausländische Besucher von pädagogischen Einrichtungen namentlich vermerkt. Von Brunswiks Türkei-Aufenthalt hingegen nahm man keine Notiz.
- 51 Für seinen eineinhalbjährigen Türkei-Aufenthalt war Brunswik vom Österreichischen Unterrichtsministerium von seiner Assistentenstelle karenziert worden. Karl Bühler beantragte zunächst Hildegard Hetzer, nach deren Abgang an die Pädagogische Akademie Elbing im April 1931 Else Frenkel zu seiner Urlaubsvertretung. Vom 1. Feber bis zum 31. Juli nahm schließlich Bruno Sonneck, einer der wenigen Wiener Studenten, die unmittelbar an Problemen der Bühlerschen Sprachtheorie arbeiteten, Brunswiks Platz am Institut ein. UAW – Dek., Zl. 674 aus 1930/31 u. Zl. 650 aus 1931/32. Hildegard Hetzer schrieb in ihren Lebenserinnerungen, daß man sie die letzten drei Monate vor ihrem Amtsantritt in Elbing noch in eine Universitäts-Assistentenstelle versetzt habe, »so daß aus der Wiener Horterzieherin nicht über Nacht die jüngste Professorin im Preußischen Staatsdienst wurde« Hetzer, 1988, S. 46. Else Frenkel vertrat am Wiener Psychologischen Institut übrigens ihren zukünftigen Ehemann. Sie heiratete Brunswik 1938 unmittelbar nach ihrer Emigration in die Vereinigten Staaten.

- 52 UAW-Pa. Brunswik; Kommissionsbericht zum Habilitationsgesuch des Dr. Egon Brunswik (Psychologie) vom 7. Juli 1933, fol. 18a.
- 53 Die zweite türkische Arbeit stammte von Ahmed Fazil. Vgl. dazu Brunswik, 1934a S. VII.
- 54 Neben Bühler gehörten der Kommission die Professoren Gomperz, Jäger, Krüger, Meister, Reininger und Schlick an.
- 55 UAW-Pa. Brunswik; Dekan an das Bundesministerium für Unterricht vom 19. 12. 1933, fol. 29.
- 56 UAW-Pa. Brunswik; Kommissionsbericht zum Habilitationsgesuch des Dr. Egon Brunswik (Psychologie) vom 7. Juli 1933, fol. 17.
- 57 Vgl. dazu Altenhuber, 1949 u. Benetka, 1990a, S. 68–72.
- 58 Mit Bühler, Gomperz, Reininger und Schlick saßen alle vier Professoren für Philosophie in der Kommission. Dazu kam noch Meister als Ordinarius für Pädagogik.
- 59 Habilitationskolloquium und Probevorlesung.
- 60 Und zwar fast einstimmig: Die Abstimmung im Professorenkollegium ergab bezüglich der persönlichen Eignung Brunswiks »45 ja, kein nein, eine Stimmenthaltung«, bezüglich der fachlichen Eignung »46 ja, kein nein, eine Stimmenthaltung«. Die Fakultätssitzung fand am 8. Juli 1933 statt. UAW-Pa. Brunswik; Dekan an das Bundesministerium für Unterricht vom 19. 12. 1933, fol. 29.
- 61 Vgl. UAW-Pa. Brunswik; handschriftlich von Karl Bühler verfaßter »Kommissionsbericht über das Habilitationskolloquium des Dr. Egon Brunswik« vom 11. 11. 1933.
- 62 Zum Thema »Gestaltpsychologie. Experiment und Theorie«.
- 63 Mit 41 Ja-, einer Nein-Stimme und einer Stimmenthaltung. UAW-Pa. Brunswik; Dekan an das Bundesministerium für Unterricht vom 19. 12. 1933, fol. 29.
- 64 UAW-Pa. Brunswik; Bundesminister für Unterricht an das Dekanat der Philosophischen Fakultät vom 15. 2. 1934, fol. 11.
- 65 Brunswik, 1929a.
- 66 »Duplizitätsprinzip« darf nicht mit der von Bühlers Lehrer Johannes von Kries entwickelten »Duplizitätstheorie« verwechselt werden. Letztere bezieht sich auf die von Kries postulierte funktionale Differenzierung der retinalen Rezeptoren in »Stäbchen« und »Zapfen«.
- 67 Vor Kardos übrigens auch schon Brunswiks Vorgänger Hellmut Bocksch. Vgl. Bocksch und Krauss, 1926 bzw. Bocksch, 1927.
- 68 Katz war an der Universität Rostock 1919 zum a. o. Prof. für Pädagogik und experimentelle Psychologie ernannt worden. 1923 erhielt er den Titel eines ordentlichen Professors verliehen.
- 69 Die Auseinandersetzungen zwischen Katz und Bühler bzw. dessen Schülern

- wurden von 1924 an zunächst in der »Psychologischen Forschung«, später dann in der »Zeitschrift für Psychologie« geführt. Eine zusammenfassende Darstellung der Kontroverse findet sich in Brunswik und Kardos, 1929.
- 70 Daß also die vollständige Dingfarbenwahrnehmung außer an die von der Körperoberfläche reflektierten Lichtstrahlen noch an einen zweiten Faktor gebunden ist, wobei dieser – unbekannte – zweite Faktor eine eindeutige Funktion der Beleuchtung sein muß (Brunswik u. Kardos, 1929, S. 313–314). Grundsätzlich ist das Duplizitätsprinzip aber nicht nur auf die Farbenwahrnehmung, sondern auf die Dingwahrnehmung an sich anwendbar. Fragen wir z. B. nach dem Zustandekommen der Größenkonstanz der Sehdinge, so weist der Umstand, daß dabei »irgendwie« die Entfernung mitberücksichtigt wird, auf die Existenz eines zweiten Reizfaktors (neben den vom betrachteten Körper ausgehenden Netzhautprojektionen) hin. Vgl. dazu weiter unten im Text.
- 71 Mit »Albedo« bezeichnete Karl Bühler die »Farbe eines unbunten Gegenstandes«. »Albedo« war als ein rein physikalischer Begriff gedacht und als solcher durch das quantitative Verhältnis des an einer Körperoberfläche reflektierten zu dem dort insgesamt auftreffenden Licht definiert. Vgl. Bühler, 1922a, S. 95ff. u. Brunswik, 1929b, S. 41–42.
- 72 Zur der von Brunswik später vorgenommenen Verallgemeinerung und mathematisch-logischen Begründung der Formel vgl. Brunswik, 1933, S. 387–399.
- 73 Brunswik mußte dazu natürlich die Ergebnisse Beyerls im Nachhinein dem von ihm erst später entwickelten Auswertungsverfahren unterziehen.
- 74 Die Studie stammte von Sylvia Klimpfinger. Sie wurde erst 1933 in der Reihe der von Brunswik unter dem Obertitel »Untersuchungen über Wahrnehmungsgegenstände« im »Archiv für die gesamte Psychologie« veröffentlichten Arbeiten publiziert (Klimpfinger, 1933b).
- 75 Geprüft wurde hier natürlich die Größenkonstanz unter dem Wechsel der Entfernung.
- 76 Die mit einem Stern gekennzeichneten Arbeiten wurden von Brunswik unter dem Obertitel »Untersuchungen über Wahrnehmungsgegenstände« als eine Artikelserie im »Archiv für die gesamte Psychologie« herausgegeben. Alle dazugehörigen Aufsätze waren mit römischen Zahlen von I bis VII durchnummeriert. Zu der Reihe zählten in der Folge ihrer Publikation: Brunswik, 1933, Holaday, 1933, Eissler, 1933, Klimpfinger, 1933a u. 1933b, Turgut, 1934 und Fieandt, 1934.
- 77 Heider sprach in diesem Zusammenhang von der prinzipiellen Mehrdeutigkeit der V-Schicht gegenüber D.
- 78 Der Einfluß der frühen Arbeiten Heiders auf die Psychologie Brunswiks scheint nachhaltig gewesen zu sein. Sie gaben nicht nur den Anstoß zur



Bildung eigenständiger Theorien, sondern blieben auch ein Bezugspunkt bei deren Fortentwicklung. Einige Abschnitte aus »Ding und Medium« lesen sich wie eine Vorwegnahme des Brunswikschen »Linsenmodells« (vgl. Heider, 1929, v. a. S. 143–149), von dem sich in »Wahrnehmung und Gegenstandswelt« zwar ein erster Entwurf fand (vgl. weiter unten im Text), das aber in seiner heute bekannten Form erst in den USA, also nach 1938 entwickelt wurde (vgl. dazu Leary, 1987). Heider sprach in seinen beiden Aufsätzen von der prinzipiellen »Mehrdeutigkeit« der Vorgänge im Medium – eine Vorstellung, die im Brunswikschen Denken erst nach der Begegnung mit Tolman, also nach der »probabilistischen Wendung« seines in »Wahrnehmung und Gegenstandswelt« dargelegten Konzepts eine zentrale Rolle erhielt. Es hat den Anschein, als ob Brunswik in den frühen Ansätzen Heiders auf jeder Stufe seiner eigenen Theorieentwicklung immer wieder neue Anregungen hatte finden können.

- 79 Vgl. dazu Abschnitt 2.2.2. Zur Anbindung des Brunswikschen Ansatzes an die Aspektenlehre Bühlers vgl. Brunswik, 1934a, S. 183.
- 80 Und zwar dezidiert in Absetzung zum Experiment im Sinne der Klassischen Psychophysik. Vgl. Brunswik, 1934a, S. IV.
- 81 »Unser Bestreben ist jedoch dahin gerichtet, unsere Untersuchung von einer Verquickung mit philosophischen Problemen freizuhalten« (Brunswik, 1934a, S. 22). Die Frage nach der prinzipiellen Erkennbarkeit »objektiver Wirklichkeit« – die sich für Heider in dieser Form gar nicht stellte – versuchte Brunswik zu umgehen, indem er unter »wirklichen« Gegenständen »denkmäßige Konstruktionen« verstand, die »sich auf Grund einer bestimmten Art von Gegebenheiten, nämlich unter den Bedingungen der [physikalischen] Messung erhalten« ließen. Ebenda, S. 22–23.
- 82 Brunswik knüpfte damit unmittelbar an Karl Böhlers Sprachtheorie an: Bühler bezeichnete den Umstand, daß ein bestimmtes Sehding nicht mit der ganzen Fülle seiner Eigenschaften eine »semantische Funktion« erhalten muß, sondern daß in den meisten Fällen nur ein einzelnes abstraktes Moment an ihm für seinen »Beruf als Zeichen« relevant werden kann, als »Prinzip der abstraktiven Relevanz« (K. Bühler, 1934, S. 42–44). Diesen Begriff hatte Brunswik dann auch im oben skizzierten Zusammenhang in seine Gegenstandstheorie eingebaut. Vgl. Brunswik, 1934a, S. 208–211.
- 83 Zur Biographie Egon Brunswiks nach seiner Emigration vgl. auch Wellek, 1956, und dann vor allem Tolman, 1956. Zu den Beziehungen Brunswiks zum Logischen Positivismus vgl. Fischer, 1988.
- 84 Eine erste Auszählung nach recht groben Zuordnungsgesichtspunkten ergab einen Anteil von 56,3 %.
- 85 Zur großen Enttäuschung Karl Böhlers; vgl. Ch. Bühler, 1972, S. 21.

- 86 Die Thesen Ariès blieben nicht unwidersprochen. Vgl. dazu Wiesbauer u. Reichmayr, 1981, Hentig, 1975 und Ariès selbst, der in seinem Vorwort zur französischen Neuauflage seines Buches von 1973 ausführlich auf dessen Rezeptionsgeschichte zu sprechen kommt (Ariès, 1975, S. 49–54). Der von Ariès behauptete Statuswandel des Kindes wurde jedoch von niemandem bestritten.
- 87 1865 wurde mit dem Herbartianer Theodor Vogt erstmals an der Universität Wien einem Privatdozenten die Lehrbefugnis ausdrücklich für Pädagogik verliehen. 1877 konnte Vogt ein »Pädagogisches Seminar« einrichten, das unter dieser Bezeichnung dann bis in die Zeit nach 1945 hinein fortbestehen sollte. 1898 erhielt Vogt ein eigenes Ordinariat für Pädagogik. Vgl. Altenhuber, 1949.
- 88 Tiedemann veröffentlichte 1787 seine »Beobachtungen über die Entwicklung der Seelenfähigkeiten beim Kinde«, in denen er über die Entwicklungsfortschritte seines Sohnes Bericht erstattete. Vgl. dazu Wiesbauer, 1981, S. 76, vor allem aber Obermeit, 1978. Tiedemann gilt völlig zu Recht als der eigentliche Begründer der Kindertagebuch-Forschung. Vgl. dazu Ch. Bühler u. Hetzer, 1929, S. 209.
- 89 Zur »antisensualistischen Assoziationspsychologie« Herbarts vgl. etwa Staebble, 1985, S. 33–34 u. Wiesbauer, 1981, S. 79–83.
- 90 Zur Institutionalisierung der Pädiatrie in Wien vgl. Wiesbauer, 1981, S. 45–73.
- 91 Zu Löbischs Buch vgl. Wiesbauer, 1981, S. 69–72.
- 92 Vgl. dazu Dudek, 1988 u. 1990, S. 115–123 bzw. 127–128; v. Bühler, 1990, S. 271–278.
- 93 Über die Tätigkeit der »österreichischen Gesellschaft für Kinderforschung« stattete Theodor Heller regelmäßig in der »Zeitschrift für Kinderforschung« Bericht ab. Vgl. Heller 1905/06, S. 217–223; 1906/07, S. 124–125, 151–158, 242–246; 1907/08, S. 117–121, 248–250; 1909/10, S. 22–24, 247–248 u. 1911/12, S. 132–133.
- 94 Zur Kritik sozialdarwinistischer Positionen in der Psychologie vgl. Holzkamp, 1972; die »Kritische Psychologie« Holzkamps hat gerade in der Herausarbeitung des sogenannten »Tier-Mensch-Übergangsfeldes« die Aufhebung der phylogenetischen durch die Wirksamkeit von gesellschaftlichen Entwicklungsgesetzmäßigkeiten sehr präzise erfaßt. Vgl. dazu Holzkamp, 1983.
- 95 Der Aufsatz von Charlotte Bühler und Hildegard Hetzer erschien in einer von den InstitutsmitarbeiterInnen unter dem Titel »Beiträge zur Problemgeschichte der Psychologie« verfaßten Festschrift zum fünfzigsten Geburtstag Karl Böhlers (Brunswik et al., 1929).
- 96 »Die 1930 fällige 6. Auflage der »Geistigen Entwicklung« wurde von ihm als unwillkommene Störung bei der Durchführung für ihn wichtige-

- rer Arbeiten betrachtet, so daß er mir [Hildegard Hetzer] die Revision mit dem Auftrag übertrug, ergänzend die Ergebnisse neuerer Untersuchungen einzuarbeiten, die Literatur zu vervollständigen und, was die theoretischen Überlegungen betrifft, alles unverändert zu lassen.« Hetzer, 1982, S. 181.
- 97 Es ist m. E. wichtig, nochmals auf die Koinzidenz der Ereignisse hinzuweisen: Charlotte Bühlers Hinwendung zur Kinderpsychologie fiel also mit ihrem ersten USA-Aufenthalt als Rockefeller-Stipendiatin zusammen. Ihre erste Studie trug dann auch die Widmung: »Dem Laura Spelman Rockefeller Memorial dankbar zugeeignet«.
- 98 Vgl. Kap. 2.3.2.3.
- 99 Eine zusammenfassende Darstellung der Ergebnisse referierte Charlotte Bühler am VII. Internationalen Kongreß für Psychologie in Groningen (Ch. Bühler, 1927b).
- 100 Diesen Ferrière zugeschriebenen Satz hatten im Oktober 1925 gleich zwei dänische Zeitungen zur Überschrift über ihre Wien-Artikel gewählt. Vgl. dazu Sablik, 1983, S. 220 u. 359.
- 101 Tandler hatte seit 1910 eine ordentliche Professur für Anatomie an der Universität Wien inne. Seine Lehrtätigkeit setzte er neben seinen politischen Aktivitäten weiter fort. Zur wissenschaftlichen und politischen Biographie Tandlers vgl. das Buch von Sablik, 1983.
- 102 Dieser Wahlspruch Tandlers zierte das Portal der 1925 erbauten »Kinderübernahmestelle« Ecke Lustkandlgasse/Ayrenhoffgasse im 9. Wiener Gemeindebezirk.
- 103 »Wohltäterei« war einer der zentralen Begriffe in Tandlers Polemik gegen die von christlichsozialer Seite vorgetragenen Konzepte eines verstärkten Ausbaus des privaten Fürsorgewesens.
- 104 Was allerdings eine kaum zu exekutierende Bestimmung war: Die Fürsorgeabgabe wurde von den Unternehmern bei der Festsetzung der Höhe der Löhne natürlich von vornherein »einkalkuliert«.
- 105 Vgl. dazu und für das Folgende Mittermeier, 1991.
- 106 »Armenpflege« bezeichnete seit 1901 das gesamte kommunale System der wirtschaftlichen Hilfestellung für sozial Schwache. Verwaltet wurden die finanziellen Unterstützungsleistungen der Gemeinde in den lokalen »Armeninstituten«, in denen die vom Gemeinderat bestimmten »Armenräte« die Hilfsbedürftigkeit von Bittstellern prüften und die Höhe der zu gewährenden Zahlungen festlegten. Vgl. dazu Mittermeier, 1991.
- 107 Die ausschließlich auf wirtschaftliche Hilfestellung bezogene »Armenkinderpflege« war Bestandteil der allgemeinen »Armenpflege«.
- 108 MA 8: »Wohlfahrtspflege«.
- 109 MA 7: »Jugendamt«

- MA 8: »Wohlfahrtspflege«  
 MA 9: »Wohlfahrtsanstalten«  
 MA 11: »Invalidenfürsorge«  
 MA 12: »Gesundheitsfürsorge«  
 MA 13: »Sanitätsrechtsanlagen«.
- 110 Vgl. dazu ausführlich Sablik, 1983 u. Mittermeier, 1991.
- 111 1918 gab es in Wien bloß vier städtische Spielplätze. Mitte der zwanziger Jahre waren es dann immerhin schon 28.
- 112 Durch die Einrichtung der sogenannten »Volkskindergärten«, die vor allem von ihren Öffnungszeiten her – durchgehend von 7 bis 18 Uhr – den Bedürfnissen des arbeitenden Teils der Bevölkerung entgegenkamen. Die öffentlichen Kindergärten Wiens waren übrigens infolge ihrer großzügigen räumlichen Ausstattung und der Vielfalt ihres kindgemäßen Betätigungsangebots weltberühmt. Auch die Verpflegung der Kinder wurde von der Gemeinde – äußerst kostengünstig – organisiert.
- 113 Vgl. dazu und für das Folgende Magistrat, o. J., 1927 u. 1933, S. 715–728.
- 114 Insgesamt standen 216 Pflégelings- und 12 Mutter- bzw. Ammenbetten zur Verfügung. Aufgrund der praktischen Betriebserfahrungen wurde die maximale Auslastung aber schließlich auf 204 Kinder bzw. 4 Mütter- oder Ammenplätze festgelegt (Magistrat, 1933, S. 721).
- 115 Eine Planskizze von Benthams »Panopticon« ist abgedruckt bei Gstettner, 1981, S. 161. Dort finden sich auch zahlreiche Beispiele für tatsächlich verwirklichte »panoptische Anstalten« aus dem 19. und 20. Jahrhundert.
- 116 Vgl. dazu Kapitel 2.3.1.2
- 117 Von Hildegard Hetzer und von Mila Kaspar, die vermutlich wie Hetzer als Pflegerin in der Kinderübernahmestelle gearbeitet hatte.
- 118 Zwei Knaben und ein Mädchen waren zweimal, ein Mädchen gar dreimal 24 Stunden lang Versuchsobjekt. Die Stichprobe setzte sich übrigens aus 38 Knaben und 25 Mädchen zusammen.
- 119 Als »positive Reaktionen« wurden alle Hinwendungsbewegungen zu, als »negative Reaktionen« alle Wegbewegungen von Außenweltreizen vermerkt.
- 120 Die Gesamtdauer einer Gruppe von Verhaltensweisen innerhalb der 24stündigen Beobachtungszeit wurde als ihr »Tageswert« bezeichnet (Ch. Bühler u. Hetzer, 1927, S. 133).
- 121 Die Tabelle ist bei Ch. Bühler u. Hetzer, 1927, auf S. 218 abgedruckt.
- 122 Vgl. dazu die entsprechenden Bemerkungen in Charlotte Böhlers Selbstdarstellung in Bezug auf ihre Gespräche mit Thorndike (Ch. Bühler, 1972, S. 26).
- 123 Der Vergleich des Vorgehens von Thorndike mit dem der Phonetik innerhalb der Sprachwissenschaft wurde von Karl Bühler in seinem Sammelreferat über Instinkttheorien 1925 am IX. Kongreß der Gesellschaft für experimentelle Psychologie in München zur Diskussion gestellt. Vgl. K. Bühler, 1926b.

- 124 Karl Bühler hat in diesem Zusammenhang den Begriff der »Funktionslust« eingeführt. Seiner Theorie der »hedonalgischen Reaktionen«, mit der er seiner Drei-Stufen-Lehre der geistigen Entwicklung eine dynamisch-motivationale Grundlage geben wollte (vgl. K. Bühler, 1918), kam in der Forschungsarbeit der »Wiener kinderpsychologischen Schule« eine ganz zentrale Bedeutung zu. Die von ihm vorgeschlagene Unterscheidung von Genußlust, Funktionslust und Schaffenslust diente stets auch als ein Argument zur Abgrenzung gegenüber der Psychoanalyse, der man vorwarf, ihren Triebbegriff völlig auf die Genußlust eingeengt zu haben. Gerade deshalb würde der Psychoanalyse beispielsweise die Erklärung der ständigen Wiederholung von fortlaufenden Tätigkeiten im Kinderspiel große theoretische Schwierigkeiten bereiten. Der von Freud postulierte »Wiederholungszwang« wurde von Bühler in seiner »Krise der Psychologie« einer scharfen, aber erstaunlich originellen und kenntnisreichen Kritik unterzogen. Vgl. dazu K. Bühler, 1927.
- 125 In diesem Kontext sei nachdrücklich auf die frühe Publikation von Leopold Rosenmayr über »Die Geschichte der Jugendforschung in Österreich 1914–1931« (Rosenmayr, 1962) hingewiesen. Rosenmayr war meines Wissens der erste, der das einschlägige Werk Siegfried Bernfelds wiederentdeckt und auf den engen Zusammenhang zwischen Jugendbewegung und Entwicklung der Jugendforschung hingewiesen hat. Zu Siegfried Bernfeld, den auch v. Bühler und Dudek in ihren Büchern ausführlich würdigen, siehe weiter unten im Text.
- 126 Vgl. etwa das als »Klassiker« geltende Buch von Gillis, 1980, dann aber vor allem auch Mitterauer, 1986.
- 127 Vgl. dazu ausführlich Roth, 1983.
- 128 Vgl. dazu v. a. Mitterauer, 1986. Gegen Ariès These, aus dem geringen Abstand im Habitus von Erwachsenen und Kindern die Nicht-Existenz einer Jugend-Phase abzuleiten, hatte Mitterauer vor allem den Hinweis auf das schon in der älteren europäischen Gesellschaft voll entwickelte »European Marriage Pattern« eingebracht. Die Übernahme der vollen Erwachsenenrolle sei in West-, Mittel- und Nordeuropa an die Hausstandsgründung und diese wiederum an die Eheschließung geknüpft gewesen. Da das Heiratsalter selbst sehr hoch war, habe es eigentlich schon damals so etwas wie ein »psychosoziales Moratorium« mit ganz spezifischen Lebensformen und Aufgaben für die Heranwachsenden gegeben. Ariès übersehe letztlich ganz wesentliche Aspekte der sozialen Situation der nachwachsenden Generation in der Vergangenheit, insbesondere solche von »Herrschaft und Abhängigkeit«: Ob man der hausväterlichen Gewalt unterworfen war oder diese selbst ausübte, habe – so argumentierte Mitterauer – eine »entscheidende Differenz« bedeutet (Mitterauer, 1986, S. 24).

- 129 Vgl. dazu die kurze Diskussion dieser Problematik bei Geuter, 1986b, S. 233. Im Gegensatz dazu vgl. etwa die marxistische Analyse von Krafeld, 1984.
- 130 Vgl. dazu neben v. Bühler, 1990, vor allem auch Krafeld, 1984, und Geuter, 1986b.
- 131 Dazu v. Bühler, 1990, S. 68–69.
- 132 Vgl. dazu v. Bühler, 1990, S. 79–104. Die ganze Schülerelbstmorddebatte wurde, wie v. Bühler zeigen konnte, erst mit einer zeitlichen Verzögerung losgetreten: Als reales soziales Phänomen läßt sich die Suizid-Problematik unter Höheren Schülern für die Jahre zwischen 1887 und 1894 nachweisen. In dieser Zeit lag die durchschnittliche Häufigkeit von Suizidfällen unter Mittelschülern um das Zweifache über dem Durchschnitt der gesamten Altersklasse. Die Phase der Thematisierung der Schülerelbstmorde aber, also jene Phase, in der das Thema »Hochkonjunktur hatte und in aller Munde war«, fiel in das erste Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts und damit in eine Zeit, in der die Sachproblematik längst schon wieder abgeklungen war (v. Bühler, 1990, S. 89).
- 133 Zur »Schülerliteratur« vgl. auch v. Bühler, 1990, S. 104–134. In der Literatur zumindest nahm die unterdrückte Jugend in den späteren Jahren grimmige Rache für das ihnen von den Eltern zugefügte Seelenleid: Der »Vatermord« zählte zu den bevorzugten Topoi der expressionistischen Aufbruchsliteratur.
- 134 Vgl. dazu auch den Sammelband von Koebner et al., 1985.
- 135 Ab 1895 wurden am Gymnasium Berlin-Steglitz unentgeltliche Stenographiekurse eingerichtet. Unter der Führung des Jus-Studenten Hermann Hoffmann gründete sich der Schüler-Stenographenverein »Stenografia«, der in den Folgejahren zunächst ein- bis zweitägige Wanderausflüge, schließlich dann auch mehrtägige »Großfahrten« durchführte. Vgl. Krafeld, 1984.
- 136 Zur Geschichte der Wandervogel-Bewegung vgl. neben v. Bühler und Dudek auch Jungmann, 1936, Krafeld, 1984 u. Koebner et al., 1985.
- 137 Vgl. dazu ausführlich Jungmann, 1936.
- 138 Zu Leben und Werk Siegfried Bernfelds sind zu Beginn der neunziger Jahre zwei größere Publikationen erschienen: Während in dem von Hörster u. Müller (1992) herausgegebenen Sammelband Bernfeld vor allem als Wegbereiter einer modernen Sozialpädagogik zu reklamieren versucht wird, stellen die AutorInnen des Buches von Fallend u. Reichmayr (1992) seine Bedeutung als Psychoanalytiker heraus. Schon 1991 erschien der erste Band einer von dem Tübinger Pädagogen Ulrich Herrmann besorgten Bernfeld-Gesamtausgabe (Bernfeld, 1991). Gerade dieser erste Band versammelt einige wichtige jugendtheoretische Schriften, vor allem aber die bisher unpubliziert gebliebene Dissertation von 1915 »Über den Begriff der Jugend«. Bernfelds Doktorvater an der Universität Wien war übrigens der Pädago-

gik-Professor Alois Höfler. Einen sehr guten Einblick in Bernfelds Jugendtheorie und in seine psychoanalytische Pädagogik gibt Dudek (1990) in seinem Schlußkapitel. Adam (1992) geht vor allem dem Einfluß Bernfelds auf die Entwicklung der »Österreichischen Reformpädagogik« nach.

- 139 »Der Anfang« erschien von Mai 1913 bis Juli 1914 in einer Auflage von 800 bis 1 000 Exemplaren.
- 140 Dies galt vor allem für die Wiener Gruppe: Von den rund 500 AktivistInnen waren in etwa 450 jüdischer Herkunft. Im gesamten deutschen Sprachraum hatte die Jugendkulturbewegung in etwa 3 000 AnhängerInnen. Ca. ein Drittel davon seien – so glaubt Dudek (1990, S. 331) – Juden gewesen. Unter der Führung Bernfelds entwickelte sich die Wiener Jugendkulturbewegung zu einer politischen Avantgarde, während es etwa in der Berliner Gruppe auch stark ästhetizistische Tendenzen gab. Einer der Wortführer dieses eher apolitischen Teils der Jugendkulturbewegten war übrigens Walter Benjamin.
- 141 Zum Begriff der Jugendkultur vgl. z. B. Herrmann, 1985.
- 142 Wie die Anfang-Redaktion so fand auch der erste »Sprechsaal« zunächst in den Räumlichkeiten des Geschäfts von Bernfelds Vater in der Wiener Innenstadt, Stoß im Himmel 3, eine Unterkunft (Fallend, 1992).
- 143 »Keine andere Gruppe der jungen Generation«, schrieb Franz Borkenau, habe »der Psychoanalyse so viel Kräfte gestellt wie die Jugendkultur und insbesondere ihr Wiener Zweig« (Jungmann, 1936, S. 688). Neben Siegfried Bernfeld auch Otto Fenichel, Wilhelm Reich, Grete Lehner, deren späterer Mann Edward Bibring und Otto Sperling. Vgl. dazu ausführlich Fallend, 1988 u. 1992.
- 144 Einen Überblick über dieses Schrifttum gibt Dudek, 1990.
- 145 Zur Geschichte des »Bundes für Schulreform« vgl. Dudek, 1990, S. 100–115 u. v. Bühler, 1990, S. 278–289.
- 146 Dudek (1990) hat auf die personellen Überschneidungen zwischen den Leitungsgremien des »Bundes für Schulreform« und dem Veranstaltungskomitee des Berliner »Kongresses für Kinder- und Jugendfürsorge« von 1906 (vgl. Kap. 2.3.1.1) aufmerksam gemacht.
- 147 Meumann war von 1911 bis zu seinem Tod 1915 Professor am Kolonialinstitut Hamburg, wo er im Rahmen des Philosophischen Seminars ein experimentalphysikologisches Laboratorium einrichtete. Er leitete dann auch das 1912 von der Hamburger Ortsgruppe des »Bundes für Schulreform« gegründete »Institut für Jugendkunde«. 1916 trat William Stern in Hamburg die Nachfolge Meumanns an. In den Jahren zuvor war Stern als a. o. Professor für Philosophie an der Universität Breslau tätig gewesen.  
Die Politik des Bundes für Schulreform war durch eine dreifache Abgrenzung bestimmt: In schulpolitischer Hinsicht richtete sie sich vor allem gegen das von Gustav Wyneken vorgeschlagene Konzept der »Freien Schulgemeinde«,

- in sozialpflegerischer Hinsicht gegen den Einfluß der Sozialdemokratie auf die Arbeiterjugend, in wissenschaftlicher Hinsicht gegen die Freudsche Psychoanalyse (vgl. dazu Dudek, 1990, S. 109–113). William Stern galt über lange Jahre hinweg als prononcierter Kritiker insbesondere der Anwendung der Psychoanalyse auf Kindheits- und Jugendfragen. Später, in den zwanziger und dreißiger Jahren, begann er seine ablehnende Haltung aber schrittweise zu revidieren. Vgl. dazu Benetka, 1992b.
- 148 Vgl. dazu ausführlich Dudek, 1990.
- 149 Die Ausnahme bildete Siegfried Bernfeld, der in seiner Dissertation »Ueber den Begriff der Jugend« (Bernfeld, 1915) sehr ausführlich auf Hall Bezug nahm.
- 150 Vgl. Mitterauer, 1986, S. 18.
- 151 »Sehnsucht und Suchen gibt allen Funktionen die Richtung auf eine zukünftige Erfüllung. Neugier, Hoffnung, Erwartung, Spannung, Sehnsucht, Wünsche und Süchte strecken sich dem Fehlenden entgegen, ganz gleich, ob dies bereits erkannt oder kaum dunkel geahnt ist« (Ch. Bühler, 1922/1923, S. 15–16).
- 152 Offenbar wollte Charlotte Bühler einer psychoanalytischen Lesart ihrer Kernthese gleich von vornherein den Wind aus den Segeln nehmen. Wohl nicht zufällig im Anschluß an ihre »biologische Definition« von »seelischer Pubertät«, in der sie die psychischen Ausdrucksformen der »Ergänzungsbedürftigkeit« in einen funktionalen Zusammenhang mit Sexualität, Fortpflanzung und Arterhaltung brachte, findet sich die folgende, letztlich die Gültigkeit ihres biologischen Grundansatzes stark einschränkende Textpassage formuliert: »Auch die Kulturpubertät verleugnet nicht ihren Zusammenhang mit der Natur. Auch in ihr kehren die schlicht naturgegebenen Sexualinstinkte wieder, aber hier wird ihr Auftreten kompliziert, umgeformt, bereichert um andere Erscheinungen geistiger Reifung, die auf anderen Anlagen des umfassenderen Kulturmenschen beruhen. Es ist daher völlig verfehlt, wenn – wie das häufig geschieht – versucht wird, alle Reifeerscheinungen des Kulturmenschen mit seiner sexuellen Verwandlung in direkten Kausalzusammenhang zu bringen. Vielmehr gibt es beim Kulturmenschen eine Reihe von Erscheinungen, die unmittelbar nichts mit seiner geschlechtlichen Reifung zu tun haben.« Als solche »asexuellen« Erscheinungen nannte Charlotte Bühler dann die »soziale« und die »berufliche Einordnung« des Jugendlichen, womit praktisch der gesamte Bereich der kulturellen Integration von der Pubertätsproblematik losgelöst wurde (Ch. Bühler, 1922/1923, S. 12–13).
- Anläßlich einer Tagung der Sektion für Jugendkunde im »Bund für Schulreform« in Breslau hatte William Stern im Oktober 1913 eine Protestresolution unter dem Titel »Warnung vor den Übergriffen der Jugendpsycho-



- analyse« lanciert, die im folgenden Jahr in der »Zeitschrift für angewandte Psychologie« veröffentlicht wurde. An mehreren Stellen ihres Buches nahm Charlotte Bühler darauf zustimmend Bezug. Ein Wiederabdruck der vermutlich von Stern selbst verfaßten Protestnote findet sich übrigens bei Brodthage u. Hoffmann, 1981, S. 207.
- 153 Gemeint ist damit das 1912 erschienene und in der Folge heftig diskutierte Buch von Hans Blüher unter dem Titel »Die deutsche Wandervogelbewegung als erotisches Phänomen. Ein Beitrag zur Erkenntnis der sexuellen Inversion.« Blühers Thesen über die latente Homosexualität der bürgerlichen Jugendbewegung wurden seitens der Psychoanalyse von Fritz Jungmann (1936) einer differenzierten Kritik unterzogen.
- 154 Obzwar Charlotte Bühler in ihrer biologisch-funktionalen Begriffsbestimmung »seelische Pubertät« ganz in den Dienst der Arterhaltung und damit Fortpflanzung stellte, nahm die Erörterung der Entwicklung der Sexualität des Jugendlichen in ihrem Buch verhältnismäßig wenig Raum ein.
- 155 Diese Auffassung geht auf den Berliner Arzt Albert Moll (1862–1939) zurück, der 1909 ein umfangreiches Buch über »Das Sexualleben des Kindes« publiziert hatte. Moll war sein Leben lang in eine Privatfehde mit der Freud'schen Psychoanalyse verstrickt. Wie der Zufall so spielt: Er starb am selben Tag wie sein großer Gegner Sigmund Freud.
- 156 Vgl. dazu die ausgezeichnete Arbeit von Jungmann, 1936. Der so trefflich zum Thema dieses Aufsatzes – »Autorität und Sexualmoral in der freien bürgerlichen Jugendbewegung« – passende Autorennamen »Jungmann« war ein Pseudonym, hinter dem sich Franz Borkenau »versteckte«.
- 157 Begrifflich unterschied Charlotte Bühler zwei Haupttypen des Pubertätsverlaufs: eine »primitive Form«, die durch die Unterordnung alles Seelischen unter den Primat der »körperlichen Sexualität« gekennzeichnet sei, und die »Kulturpubertät«, in der der »sozial und sexuell undifferenzierte Annäherungstrieb« gegenüber dem Detumeszenztrieb bis in die Adoleszenz hinein seine Unabhängigkeit behauptete. Erst die Aufrechterhaltung der Trennung des »Seelischen« vom »Körperlichen« ermögliche die volle Entfaltung kulturell wertvoller Interessen und Lebensweisen.
- 158 Hervorhebungen im Text durch den Verfasser.
- 159 Hervorhebungen im Text durch den Verfasser.
- 160 Charlotte Bühler präsentierte in der zweiten Auflage des »Seelenlebens« ihr Tagebuchmaterial in einer tabellarischen Übersicht. Vermerkt wurden Geschlecht, Bildungsweg, Beruf des Vaters und Zeitraum der Tagebuchführung. Im Falle des oben im Text erwähnten Tagebuchs fand sich unter letzterem der Eintrag: »Bruchstücke«. Bei der Durchsicht von Charlotte Bühlers Buch konnte ich keine einzige Zitierung des in Frage stehenden Dokuments finden.

- 161 In der Spalte Beruf des Vaters fand sich vermerkt: »Akademiker« fünfmal, je zweimal »Beamter« und »Kaufmann«, je einmal »Schriftleiter«, »Handwerker«, »Werkmeister«, »Transportarbeiter« und – was immer auch damit gemeint sein sollte – »Arbeitersekretär«.
- 162 Vgl. dazu die Angaben zu 93 verschiedenen Tagebüchern in Ch. Bühler, 1934, S. 2–5.
- 163 Hug-Hellmuth, 1919. Wiederabdruck in Kulessa, 1987.
- 164 Freud hatte bereits 1915 der zunächst anonym gebliebenen Herausgeberin des »Tagebuchs eines halbwüchsigen Mädchens« brieflich mitgeteilt, daß er dieses Schriftstück für »ein kleines Juwel« halte und dessen Veröffentlichung befürworte. Auszüge aus diesem Freud-Brief wurden dem Tagebuch als »Geleitwort« vorangestellt. Eben darauf scheint die an sich mißverständliche Formulierung »das von Freud veröffentlichte Tagebuch« Bezug zu nehmen.
- 165 Vgl. dazu ausführlich Graf-Nold, 1988, insbesondere S. 237–265.
- 166 Hermine Hug-Hellmuth (1871–1924) wurde von ihrem achtzehnjährigen Neffen in ihrer Wohnung, Wien 9, Lustkandlgasse 10, mit einem Polster erstickt. Der Mordfall erregte damals in der Presse großes Aufsehen. Vgl. dazu Kulessa, 1987. Zur Biographie Hug-Hellmuths vgl. Graf-Nold, 1988 u. 1989 und Huber, 1980.
- 167 Welchen großen Anteil die Öffentlichkeit am »Tagebuch eines halbwüchsigen Mädchens« nahm, zeigt sich beispielsweise an dem Umstand, daß der damals schon weltberühmte Stefan Zweig eine begeisterte Rezension für die »Neue Freie Presse« schrieb. Nach nur drei Jahren erfuhr das »Tagebuch« bereits eine dritte Neuauflage.
- 168 Hildegard Hetzer erinnerte sich in einem Brief an Petra Stach (Stach, 1993), daß Karl Bühler eine Abschrift des Aufsatzes von Krug an Sigmund Freud geschickt und um eine Stellungnahme gebeten habe. In Hetzers Brief hieß es dann weiter: »Von Bühler erfuhr ich, daß er das Tagebuch im Original nie gesehen habe und daß er Hug-Hellmuth nicht für so phantasievoll hielt, daß sie ein Tagebuch hätte erfinden können. Ein Mitarbeiter des Psychoanalytischen Verlages überprüfte das Material, das im Psychologischen Institut für den Erweis der Fälschung vorhanden war, ohne zu widersprechen. Das Tagebuch wurde in aller Stille aus dem Verkehr gezogen, ohne daß dieser Vorgang von der Presse beachtet worden ist« (zit. nach Stach, 1993, S. 78). Letzteres war nicht ganz richtig: Am 27. März 1927 ließ der Verlag im »Börsenblatt des Deutschen Buchhandels« eine ganzseitige Erklärung abdrucken (vgl. dazu Graf-Nold, 1989, S. 111). Bei dem von Hetzer erwähnten »Mitarbeiter« des Psychoanalytischen Verlages dürfte es sich übrigens um dessen Direktor Adolf Josef Storfer (1888–1944) gehandelt haben: Am 6. 7. 1926 schrieb Sigmund Freud an Sandor Ferenczi: »Erhielt Ihren Brief gerade als Storfer bei mir war, der die unangenehme Nachricht brachte,

dass die Echtheit des Tagebuches nicht zu halten sein wird. Nicht die Hug sondern die Autorin scheint es aus unverständlichen Motiven, doch offenbar mit Benützung von Aufzeichnungen und Erinnerungen zurecht gemacht zu haben. Es verliert damit nicht ganz seinen Wert für uns, sie war doch der Analyse ganz fremd, aber wir sind doch als leichtgläubig bloßgestellt. Storfer setzt die Untersuchungen natürlich tendenzfrei fort« (Freud an Ferenczi vom 6. 7. 1926; Sigmund Freud-Museum, London. Mein Dank gilt Dr. Karl Fallend, der mich auf dieses Schriftstück aufmerksam machte.). Freuds These, daß die Autorin und nicht die Herausgeberin das Tagebuch »zurecht gemacht habe«, dürfte am wahren Sachverhalt doch vorbeigegangen sein. Graf-Nold (1988) konnte an auffälligen biographischen Parallelen zwischen der Tagebuchschreiberin »Grete Lainer« und Hermine Hug-Hellmuth plausibel machen, daß es sich bei der Autorin und Herausgeberin um ein und dieselbe Person gehandelt haben dürfte.

- 169 »Die Auswertung von Tagebüchern Jugendlicher als Quelle zur Fundierung der Jugendpsychologie wurde von mir 1920 als methodisches Prinzip vorgeschlagen und durchgeführt«, schrieb sie beispielsweise 1925 zur Einleitung zweier von ihr herausgegebener »Knabentagebücher« (Ch. Bühler, 1925, S. V).
- 170 Vgl. dazu ausführlich Bernfeld, 1927, S. 45.
- 171 In der statistischen Bearbeitung des Materials konnten fünf Themenbereiche voneinander abgegrenzt und unterschieden werden: »Erotik und Sexualität«, »Reflexionen« über Politik, Religion, Kunst, Natur und Fragen der Lebens- und Weltanschauung, »Sozialität« worunter alle Erörterungen subsumiert wurden, die Zwischenmenschliches betrafen, »Schule« sowie »Beschäftigungen und Berufspläne«. Vgl. dazu Ch. Bühler, 1922/1929, S. 5–6.
- 172 Vgl. dazu die Angaben bei Ch. Bühler, 1922/1929, S. 6.
- 173 Vgl. zu diesem Themenkomplex das in Ch. Bühler, 1928/1931, S. 329–393, dargelegte Material.
- 174 Vgl. dazu Scheu, 1985 und Abschnitt 2. 4 der vorliegenden Arbeit.
- 175 Vgl. dazu die Einleitungssätze zu Lazarsfeld, 1931d. Lazarsfelds praktische Erfahrungen mit »sozialistischer Erziehung« finden sich in seiner ersten, gemeinsam mit Ludwig Wagner verfaßten Publikation (Lazarsfeld u. Wagner, 1924) verarbeitet.
- 176 Der Terminus der »verkürzten Pubertät« wurde von Lazarsfeld explizit in Anlehnung an Bernfelds Begriff der »gestreckten Pubertät« des bürgerlichen, jugendbewegten Jünglings gebildet (Bernfeld, 1923). Vgl. dazu Lazarsfeld, 1931d, S. 54, Anm. 1 u. 1975, S. 214, Anm. 13.
- 177 Charlotte Bühler wurde 1893 geboren und gehörte somit selbst jener »mittleren Generation« an, für die sie ihre Theorie nicht nur in »reifungsspezifischer«, sondern auch in »generationsspezifischer« Hinsicht passend fand.

- 178 Auf die Besonderheit der Entstehungsgeschichte beider Bücher ist in Abschnitt 1.8 bereits hingewiesen worden: auf den Umstand, daß das gesamte Datenmaterial, das Charlotte Bühler darin verarbeitet hatte, von ihr selbst und – unter ihrer Anleitung – von Institutsangehörigen, von AssistentInnen und DissertantInnen eigens für die Theoriebildung »angefertigt« worden war. Im Anhang der dritten Auflage von »Kindheit und Jugend« führte Charlotte Bühler anstelle eines Literaturverzeichnisses 80 Titel »Wiener Arbeiten zur Kinder- und Jugendpsychologie« an, die ihrem Buch als empirische Grundlage dienten. Für die Psychologie des menschlichen Lebenslaufes wurden am Institut nicht weniger als 200 Biographien berühmter Männer und Frauen sowie 50 erzählte Lebensgeschichten alter, sogenannter »einfacher« Leute eines Wiener Versorgungsheims aufbereitet.
- 179 Vgl. Abschnitt 2.2.1
- 180 Vgl. dazu die kurze Bemerkung Karl Bühlers über die theoretische Fruchtbarkeit des »Phasen«-Begriffs für die Kinderpsychologie (K. Bühler, 1918, S. 63), in der er als Programm formuliert hatte, was systematisch anzugestalten Charlotte Bühler dann in »Kindheit und Jugend« in Angriff nehmen sollte.
- 181 Diesen »Dominanzwechsel« bezeichnete Charlotte Bühler als typisch für die dritte, sich in etwa auf das 25. bis 45. Lebensjahr erstreckende Lebenslaufphase.
- 182 So Charlotte Bühler (1933, S. 82) wörtlich über das »Scheitern« des Lebens von Casanova.
- 183 Hildegard Hetzer erzählte, daß die Stadtverwaltung versucht habe, sie vom Bühler-Institut loszueisen und damit den von ihr betreuten Teil der Institutsarbeit unmittelbar in den Kompetenzbereich der Gemeinde überzuführen: Es sei »eine Zeitlang« versucht worden, sie »rüberzukriegen zur (...) Stadt«, daß sie »das, was die Bühlers für die Stadt machten, [...] übernehmen sollte«. AGSÖ, Interview mit Hildegard Hetzer vom 8. Juni 1990, Abschrift p. 5.
- 184 Ich werde auf die Politik der Rockefeller Foundation zu Beginn der dreißiger Jahre weiter unten im Text noch ausführlich zu sprechen kommen.
- 185 Die »Versuchsklassenzentrale« war der organisatorische Zusammenschluß jener Wiener PflichtschullehrerInnen, die sich zur Durchführung von pädagogischen Experimenten in den von ihnen betreuten Schulklassen bereit erklärt hatten. Sie stand unter der Leitung der beiden »Versuchsklassen-Inspektoren« Eduard Burger und Theodor Steiskal.
- 186 »So finden wir [in Reiningers Nachlaß, d. Verf.] immer wieder Anleitungen zur Beobachtung der sozialen Struktur der Klasse und die Kategorien decken sich mit jenen, die Reininger in seinen Untersuchungen herausgestellt hatte. Die Lehrer sollten die Führer, die Beliebten, die Helfer und die Mit-

- läufer feststellen, die Ausgeschalteten, die Abgelehnten, die Einsamen und die Unbeachteten, sie sollten Freundschaftsgruppen, Cliques und Banden beschreiben« (Schenk-Danzinger, 1985, S. 7). Die Brauchbarkeit solcher Erhebungen lag auf der Hand. »Erziehung« war unter dem Einfluß der Adlerschen Individualpsychologie innerhalb der Wiener Schulreform auch als »Erziehung zur und durch die Gemeinschaft« bestimmt worden. Reiningers Untersuchungen zielten darauf ab, eine Art von Inventar aller das soziale Zusammenleben und Zusammenarbeiten fördernder und hemmender Faktoren zu erstellen, um durch deren Manipulation in den Aufbau der Klassengemeinschaft lenkend eingreifen zu können.
- 187 Vgl. die Diskussion der leitenden Hauptgesichtspunkte des neuen Erhebungsschemas in Glöckel, 1925–1932, Bd. 4, S. 31–34.
- 188 Vgl. dazu Glöckel, 1925–1932, Bd. 8, S. 34–36.
- 189 Die Entwicklung eines auf das kindliche Bedürfnis nach Selbsttätigkeit Rücksicht nehmenden »Schaffensunterrichts« war eines der Hauptziele der als »innere Schulreform« bezeichneten Umgestaltung von Lehrplänen und Unterrichtsdidaktik. Vgl. dazu die Übersicht bei Benetka, 1990a, S. 86–91 u. 128–130. Die beiden Versuchsschulen waren das Mädchenrealgymnasium der Bundeserziehungsanstalt Wien III und eine höhere Mädchenschule in Vaberg in Schweden. Die österreichischen Mädchen lernten Französisch, die schwedischen Deutsch. Vgl. dazu auch Fadrus, 1959, S. 15.
- 190 Vgl. dazu auch Glöckel, 1925–1932, Bd. 6, S. 25–26.
- 191 Zur Biographie Hildegard Hetzers vgl. Hetzer, 1988a.
- 192 »Ohne alles ideologische Beiwerk« habe sie in »Kindheit und Armut«, wie Hildegard Hetzer in ihren Lebenserinnerungen stolz betonte, die psychische Eigenart von Unterschichtskindern aufgrund von »soliden Beobachtungen« zu beschreiben versucht (Hetzer, 1988a, S. 41–42). Die Bemerkung war offenbar auf die erste Auflage des Buches von 1929 bezogen: Als Angestellte der sozialistischen Stadtverwaltung hatte sich Hildegard Hetzer bei der Behandlung eines politisch sensiblen Themas wie der psychischen Lage von Proletarierkindern an keiner Stelle ihres Buches der gängigen Parteipropaganda angepaßt. In der zweiten Auflage von 1937 sah sich die 1934 von den Nationalsozialisten entlassene Professorin einer preußischen Lehrerbildungsakademie aber durchaus zu politischen »Bekanntnissen« veranlaßt: Im Vorwort stand die folgende Textpassage zu lesen: »Als ich auf Anregung des Verlegers die Vorbereitung der Neuauflage von »Kindheit und Armut« in Angriff nahm, tauchte immer wieder die Frage auf, ob man diesen Vergleich des gepflegten und ungepflegten Kindes heute noch anzustellen berechtigt ist. Das ungepflegte Kind, wie ich es auf Grund der Tatsachen 1929 beschrieben habe, wie ich es 1932 noch beobachtete, ist im nationalsozialistischen Deutschland von 1937 im Aussterben begriffen. Und zwar nicht nur, weil

sich die Wirtschaftslage gebessert hat, sondern weil auch die ganze Stellung und Haltung des armen Menschen, der in der Volksgemeinschaft und nicht in der von Haß zerrissenen Gesellschaft steht, eine andere geworden ist und weil uns großzügige Hilfsmaßnahmen, die keinesfalls nur ansetzen, um die materielle Not zu beseitigen, sondern die den ganzen Menschen vor Augen haben und ihm nicht nur zur wirtschaftlichen Sicherheit, sondern zu einem vollen, menschenwürdigen Leben verhelfen wollen, Selbstverständlichkeit geworden sind. Der Arme, dem die NS.-Volkswohlfahrt hilft, weil sie das als Pflicht der Gemeinschaft erachtet, der ein Recht auf Hilfe hat und dem diese nicht als Gnade zuteil wird, das ungepflegte Kind, das in der Hitler-Jugend steht, der ungepflegte Jugendliche, der nicht mehr zufällig an den Arbeitsplatz kommt, der gerade frei ist, sondern durch die Berufsberatung auf den Platz gewiesen wird, auf den er gehört, der wenig begabte junge Landarbeiter, der das Bewußtsein hat, daß auch er seinen Platz im Dienste der Volksgemeinschaft ausfüllt, der Arbeiter, um dessen sinnvolle Freizeitgestaltung »Kraft durch Freude« sich bemüht, sind unvergleichbar mit dem wirtschaftlich ungünstig gestellten Menschen vor 1933« (Hetzner, 1929/1937, S. V–VI). Ähnliches findet sich immer wieder in die wissenschaftlich »solide« Argumentation des Buches eingestreut. Schließlich durfte auch ein Kniefall vor dem Führer nicht fehlen: Auf S. 64 zog Hetzner eine Bemerkung Hitlers als Beleg für die Notwendigkeit heran, psychologische Wohlfahrtsmaßnahmen auf die Gesamtpersönlichkeit des Fürsorgebedürftigen abzustellen. Zur Karriere von Hildegard Hetzner im nationalsozialistischen Deutschland vgl. Bruns u. Grubitzsch, 1992.

- 193 Die Dissertationen von Danziger und Löw-Beer erschienen in Danziger et al., 1930. Die Dissertation von Hildegard Durfee wurde 1934 in der Zeitschrift für Kinderforschung (Durfee u. Wolf, 1934), jene von Gindl und von Sturm in einem Sammelreferat in der Zeitschrift für angewandte Psychologie (Gindl et al., 1937) abgedruckt. Die beiden letztgenannten Arbeiten waren übrigens bereits 1931 fertiggestellt worden. Nach dem Machtantritt der Nationalsozialisten hatte die Bühler-Schule große Schwierigkeiten, Arbeiten aus dem Wiener Institut in deutschen Fachzeitschriften unterzubringen. Darauf wird später im Text noch ausführlicher einzugehen sein. Die einzige nichtpublizierte Dissertation stammte von Edna Romberg zum Thema »Die Einstellung des Pflegekindes zur Pflege«.
- 194 Nach Schuch (1977, S. 332) sind die Kleinkindertests zumindest bis in die siebziger Jahre hinein »trotz aller Umstrittenheit wahrscheinlich die am häufigsten verwendeten Entwicklungstests im deutschen Sprachraum« geblieben.
- 195 Der/die interessierte LeserIn sei hier insbesondere auf die Arbeit Rudolf Schmidts verwiesen, der nachdrücklich auf den Zusammenhang von durch den gesellschaftlichen Produktionsprozeß aufgeworfenen praktischen

- Problematiken und der Herausbildung von wissenschaftlichen Lösungsstrategien in Form von diagnostischen Testverfahren aufmerksam gemacht hat (Schmid, 1977). Zur gesellschaftlichen Funktion psychologischer Tests vgl. auch Grubitzsch u. Rexilius, 1978.
- 196 In den frühen Phasen der Industrialisierung war die Auswahl »geeigneter« Fabrikarbeiter aufgrund des in den Städten bestehenden Überangebots an vorwiegend aus der landwirtschaftlichen Produktion freigesetzter menschlicher Arbeitskraft und des Fehlens einer den Einsatz und den Verschleiß derselben beschränkenden Sozialgesetzgebung noch nicht systematisch zum Problem geworden.
- 197 Vgl. Abschnitt 2.3.2.1
- 198 Der Intelligenzquotient wurde nach Stern aus der Formel: Intelligenzalter durch Lebensalter mal 100 errechnet. Wechsler hingegen ermittelte altersspezifische Standardskalen mit dem Mittelwert 100 und der Standardabweichung  $s=15$ , auf die die individuellen Testrohwerte bezogen werden konnten. Die Testleistung eines Individuums wurde somit als Abweichung von dem gleich 100 gesetzten Normwerten seiner Bezugsgruppe dargestellt.
- 199 Zudem setzten die bislang entwickelten Intelligenz-Tests ein Mindestalter der Probanden von drei Jahren voraus. Ziel des Wiener Unternehmens war es aber, ein gerade auch für Säuglinge und Kleinkinder geeignetes Prüfsystem zu erarbeiten.
- 200 Als »altersgemäß« und »entwicklungstypisch« wurden bloß solche Verhaltensweisen angesehen, die bei Vorliegen einer entsprechenden »Lebenssituation« in mindestens 66% der beobachteten Fälle in Erscheinung traten (Ch. Bühler u. Hetzer, 1932, S. 18).
- 201 Es sei hier nachdrücklich darauf hingewiesen, daß es sich bei dem von Bühler und Hetzer vorgeschlagenen Prüfverfahren nicht um einen »Leistungstest« handelte. In den Einzeltests wurden für das Kind typische Lebenssituationen hergestellt und auf das Eintreten »symptomatischer« Verhaltensweisen gewartet. »Gelöste Aufgabe« bedeutete, daß die als altersgemäß bestimmten Reaktionen, Tätigkeiten oder Handlungen von den ProbandInnen tatsächlich ausgeführt wurden. Zeitbeschränkung gab es dabei keine.
- 202 Nach einer Zusammenstellung aller am Wiener Psychologischen Instituts von 1924 bis 1937 entstandenen Publikationen waren die Kleinkindertests bis 1935 bereits ins Polnische, ins Spanische, ins Französische, ins Russische und schließlich auch ins Englische übersetzt worden.
- 203 Vgl. dazu Benetka, 1992a. Im nationalsozialistischen Deutschland wurden die Bühler-Hetzer- Tests auch von Medizinern zur Exekution der Bestimmungen des sogenannten »Erbgesundheitsgesetzes« verwendet. Vgl. dazu Vowinckel, 1936.

- 204 Drei Begriffe, die Lazarsfeld übrigens streng voneinander unterschieden wissen wollte. Auf das Verhältnis von »Methodologie und Statistik« angesprochen, antwortete er in einem Interview kurz vor seinem Tode: »Statistik ist eine Technik, während Methodologie expliziert, was während einer bestimmten Phase des Forschungsprozesses getan wird. Nehmen Sie etwa die Frage, ob ein Korrelationskoeffizient eine kausale Beziehung anzeigt. Diese Entscheidung läßt sich nicht auf Grund statistischer Erwägungen treffen. Man muß sich verdeutlichen, unter welchen Bedingungen eine Korrelation als kausale Beziehung gelten kann und wann nicht. Diese Entscheidung hängt von der zeitlichen Folge der Variablen ab, sowie von theoretischen Annahmen usw. Es läßt sich also sehr leicht zeigen, was eine Technik und was Methodologie ist. Ich würde Methodologie darüber hinaus nicht mit Quantifizierung gleichsetzen« (Lazarsfeld, 1976, S. 802–803).
- 205 Bd. 13, S. 31, der Ausgabe von 1981.
- 206 Unter »Paneltechnik« versteht man das Vorgehen, dieselbe Personen-  
gruppe innerhalb eines bestimmten Zeitraumes mehrfach zu ein und  
derselben Sache zu befragen.
- 207 Zu Lazarsfelds Arbeiten auf dem Gebiet der »mathematischen Soziologie«  
vgl. z. B. Neurath, o. J., 59–74. »Dichotome Algebra« beschäftigt sich mit  
den Beziehungen zwischen zwei oder mehreren dichotomen Variablen.  
»Latent Structure Analysis« ist ein von Lazarsfeld vor allem für die Be-  
handlung von dichotomen Variablen entwickeltes Pendant zu Thurstones  
»Mehrfacher Faktorenanalyse«.
- 208 Das oben im Text gezeichnete Bild des wissenschaftlichen Lebenswerkes  
Lazarsfelds entspricht ganz bewußt den gängigen Klischees, unter denen  
es rezipiert wurde. Fast vergessen ist heute etwa der Umstand, daß sich  
Lazarsfeld stets auch um die Weiterentwicklung qualitativer Methoden in  
der Sozialforschung bemüht hatte. Sein vor allem wissenschaftstheoretisch  
motiviertes Interesse an der Geschichte der Sozialforschung dokumentiert  
z. B. Oberschall, 1981. Eine umfassende Würdigung des Gesamtwerks  
findet sich in Merton et al., 1979. Bibliographien haben Neurath, 1979,  
und Sills, 1979a, veröffentlicht.
- 209 In seiner Wiener Zeit hatte sich Lazarsfeld stets als »Sozialpsychologe«  
verstanden. Herausgerissen aus dem soziokulturellen Kontext des »Roten  
Wien«, fiel es ihm in den ersten zehn bis fünfzehn Jahren in den USA  
schwer, eine neue akademische Selbstdefinition zu finden. An die Sozio-  
logie als eigenständige akademische Disziplin schien er nicht so recht zu  
glauben – auch dann noch, als er selbst schon Professor für Soziologie war.  
Lazarsfelds Schwierigkeit mit seiner wissenschaftlichen Identität löste sich  
erst auf, als für ihn ad personam ein neuer Lehrstuhl eingerichtet wurde:



- die »Quételet-Professur für Sozialwissenschaft« (vgl. dazu Merton, 1979, S. 21). »Ich bin nun Professor für Sozialwissenschaften, und damit ist eine terminologische Verlegenheit gelöst«, bemerkte Lazarsfeld (1975, Anm. 19, S. 215) in der Rückschau trocken.
- 210 Z. B. Coleman, 1981, Coser, 1984, Kern, 1982, Knoll et al. 1981, Morrison, 1976a u. b, Neurath, 1979, 1983, 1985, 1988 u. o. J., Oberschall, 1981, Pollak, 1981, Sills, 1979b u. Torrance, 1981.
- 211 Lazarsfelds Autobiographie erschien zunächst auf Englisch in dem von Donald Fleming und Lazarsfelds Schwiegersohn Bernard Bailyn (Fleming u. Bailyn, 1969) herausgegebenen Sammelband über den Einfluß der europäischen Wissenschaftsemigration auf das US-amerikanische Geistesleben (Lazarsfeld, 1969). Erst 1975 wurde eine deutsche Übersetzung publiziert (Lazarsfeld, 1975). Lebenserinnerungen im weiteren Sinn finden sich auch noch in Lazarsfeld, 1959 und 1976.
- 212 Zeisel, 1969, 1979, 1981 u. 1988.
- 213 z. B. Jahoda, 1979a, 1979b, 1981, 1983a u. 1983b.
- 214 Vgl. dazu Fleck, 1990b, S. 225.
- 215 Vgl. weiter unten im Text.
- 216 Vgl. dazu die Argumentation bei Fleck, 1990b.
- 217 Erlässe des Bundesministeriums für Unterricht Zl. 9285 vom 29. 9. 1931, Zl. 3708 vom 9. 2. 1931 u. Zl. 5025 vom 9. 3. 1933 in UAW-Dek. Zl. 674 aus 1930/31, Zl. 753 aus 1931/32 u. Zl. 671 aus 1932/33. Die Beurlaubung wurde Lazarsfeld jeweils unter Beibehaltung seiner Bezüge gegen den Ersatz der Vertretungskosten genehmigt.
- 218 In der in Heft 33 der Zeitschrift »Radio-Wien« unter dem Titel »Was erraten wir aus der menschlichen Stimme?« abgedruckten Ankündigung wurde das Experiment wie folgt beschrieben:  
 »Am 19., 21. und 23. Mai werden jeweils drei Leute einen Text durchs Radio verlesen, und die Hörer sollen folgendes von den Sprechern anzugeben versuchen: Geschlecht, Alter, Beruf, wobei unter Beruf vor allem zu verstehen ist, ob es sich um einen Menschen in führender Lebensstellung handelt, und dann ungefähr, was er sein könnte. Es wird weiter gefragt, ob die Stimme sympathisch ist und wie der Sprecher aussieht. Unsere nächste Frage zielt auf die allgemeine Sicherheit des Sprechenden ab. Ist er geeignet, andere zu führen, anzuleiten, oder umgekehrt: ist er unselbständig und darauf gestellt, sich anleiten zu lassen. Ob die Stimme sympathisch oder nicht sympathisch ist, soll jeder nach seinem Gutdünken entscheiden. Beim Aussehen soll es so gemacht werden: wir unterscheiden im groben: ob groß, ob klein, ob dick oder dünn (hager) und empfehlen für Fälle, wo man den Eindruck hat, der Sprecher dürfte zu der breiten Mittelgruppe der Menschen unseres Schlages gehören, das Urteil »m« (mittel). [...] Wenn

jemand noch allgemeine Bemerkungen machen will, dann möge er sie auf einem eigenen Blatt beifügen; wir sind dafür sehr dankbar.»

- 219 Vgl. Herzog, 1933, S. 310.
- 220 Die RAVAG (Radio Verkehrs AG) wurde im Herbst 1924 auf nicht-kommerzieller Basis als Monopolrundfunk in mehrheitlich öffentlichem Eigentum gegründet. Die Gemeinde Wien war Mitaktionär.
- 221 Herzogs Studie erschien 1933 in der »Zeitschrift für Psychologie«. Dort finden sich auch die Fotos der SprecherInnen und der verwendete Fragebogen wiederabgedruckt. Als »Mittelschülerin« beteiligt sich übrigens auch die damals vierzehn Jahre alte Tochter des Ehepaars Bühler, Ingeborg Bühler.
- 222 Die Ergebnisse wurden wieder in der Zeitschrift »Radio-Wien« publiziert. Vgl. Radermacher, 1931.
- 223 Ein 52seitiges, maschineschriftliches Originalmanuskript wird in dem von Paul Neurath geleiteten Paul-Lazarsfeld-Archiv in Wien aufbewahrt. Vgl. dazu auch Neurath, 1990.
- 224 Ein Beispiel sei hier angeführt: Bei der Analyse des Einflusses der Variablen »Beruf« auf die Beurteilung des Programmangebots zeigte sich ein durchgängig typisches Schema: Grundsätzlich wollten alle Berufsgruppen weniger Kunst- und Literaturvorträge als bisher, aber die Ablehnung war bei ArbeiterInnen am stärksten, bei Intellektuellen am schwächsten. Umgekehrt wünschten alle HörerInnen mehr leichte Musik, mehr heitere Literatur, mehr aktuelle Vorträge mit möglichst spektakulärem Inhalt. Wieder gab es berufsspezifische Unterschiede festzustellen: Der Wunsch nach Ausdehnung eines derartigen Programmangebots war bei ArbeiterInnen und Angestellten wesentlich stärker ausgeprägt als bei den Angehörigen freier bzw. intellektueller Berufe. Vgl. dazu auch Neurath, 1990.
- 225 Die im Folgenden zitierten Dokumente finden sich im WStLA, Vereinskatas-ter, »Österreichische Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle«
- 226 Vgl. PFL-Archiv Wien, Mappe »Vienna Marktforschungsstelle«, Werbematerialien der »Österreichischen Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle«.
- 227 Das Verdienst, auf die Ähnlichkeiten und personellen Überschneidungen zwischen Konjunkturforschungsinstitut und Forschungsstelle aufmerksam gemacht zu haben, kommt Christian Fleck (1990b, S. 161–162) zu.
- 228 Vgl. PFL-Archiv Wien, Mappe »Vienna Marktforschungsstelle«, Werbematerialien der »Österreichischen Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle«.
- 229 Und deshalb, wie Lazarsfeld betonte, um die neuen Methoden einer empirischen Sozialforschung erproben zu können.
- 230 Lazarsfelds Vater war der Rechtsanwalt von führenden Funktionären der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei. Seine Mutter, eine Individualpsychologin, unterhielt einen Salon, in dem namhafte Linksintellektuelle regelmäßig zusammentrafen.

- 231 Neben Wien, Graz und Innsbruck die beiden, 1882 durch Teilung entstandenen Prager Universitäten, dann Krakau, Lemberg und Czernowitz.
- 232 Zur Stabilisierung der Währung wurden der Republik vom Völkerbund internationale Kredite im Wert von 650 Millionen Goldkronen garantiert. Im Gegenzug mußte sich Österreich in den im Oktober 1922 von Seipel unterzeichneten »Genfer Protokollen« zu einem umfangreichen Spar- und Reformprogramm verpflichten, dessen Durchführung von einem Generalkommissär des Völkerbundes überwacht wurde. Zu den sozialpolitischen Konsequenzen vgl. etwa Seliger u. Ucakar, 1985, S. 1015–1016.
- 233 Beispiele dazu in Benetka, 1990a, S. 102–104.
- 234 An der Universität Wien hatte sich beispielsweise 1919 unter der Bezeichnung »Deutsche Gemeinschaft« ein »aus katholischen und deutschnationalen Offizieren und Akademikern zusammengesetztes Bündnis zur Förderung des ›Deutschtums‹« konstituiert, das sich den »Kampf gegen das sogenannte ›anarchische Ungeradentum‹«, wie man Liberalismus, Marxismus und Judentum zu bezeichnen pflegte, zum Ziel setzte. Als Verein organisiert, übte diese mächtige »Protektionskamarilla«, der unter anderen Engelbert Dollfuß, Emmerich Czermak, Othmar Spann, Oswald Menghin, Alphons Dopsch und Rudolf Much angehörten, einen nicht unerheblichen Einfluß auf Berufungen, Ernennungen und Habilitationen von Hochschullehrern aus. Neben Carl Grünberg, dem späteren Leiter des Frankfurter Instituts für Sozialforschung, Hans Kelsen und Max Adler zählte auch Sigmund Freud zu jenen Universitätsprofessoren, deren akademische Karrieren man behindert sehen wollte (Stadler, 1979, S. 51).
- 235 Vgl. dazu Fleck, 1987, S. 191 und auch Amann, 1987. Zur fremdenverkehrsgerechten Vermarktung der Psychoanalyse vgl. z. B. Reichmayr, 1987, Mühlleitner u. Reichmayr, 1993, und Benetka u. Brandl, 1991.
- 236 Dies galt natürlich nicht nur für Sozialisten, Liberale und Juden, sondern für den wissenschaftlichen Nachwuchs überhaupt. Die »Wartezeit« zwischen Doktorat und Habilitation mußte irgendwie finanziell überbrückt werden. Vgl. z. B. auch die Anfänge der akademischen Laufbahn Egon Brunswiks, der zunächst als Mittelschullehrer arbeitete.
- 237 Vgl. dazu Stadler, 1979.
- 238 Zu Leben und Werk von Edgar Zilsel, insbesondere auch zu seiner Tätigkeit im Rahmen der Volksbildung vgl. Dvorak, 1981. Zilsels Volkshochschuldozenturen waren ein Fulltime-Job. 1927 beispielsweise arbeitete er gleichzeitig an vier verschiedenen Häusern und erteilte praktisch täglich Unterricht.
- 239 Lazarsfeld war zudem gegen Ende der zwanziger Jahre auch als Dozent an Volkshochschulen tätig. Vgl. dazu Benetka, 1993.
- 240 Marie Jahoda promovierte 1932.

- 241 Das Berufsberatungsamt der Stadt Wien wurde 1922 eingerichtet. Zu seiner Gründungsgeschichte vgl. WStLA, Tätigkeitsbericht: »Bundeshauptstadt Wien-Gemeindeverwaltung 1919–1922«, S. 438–444. Seine Tätigkeit erstreckte sich auf Berufs- und Schullaufbahnberatung, medizinische und psychotechnische Eignungsfeststellungen sowie auf die Vermittlung von Lehrstellen. Seit 1926 war eine Planstelle für einen »Fachpsychologen« eingerichtet. In den Jahren zuvor hatte das Berufsberatungsamt »fallweise durch das psychologische Institut des Univ. prof. Dr. Bühler Eignungsprüfungen für Berufsanwärter der metallverarbeitenden Gewerbe vornehmen lassen« (WStLA, Tätigkeitsbericht: »Bundeshauptstadt Wien Gemeindeverwaltung 1923–1928«, S. 1109). Von 1926 bis 1928 wurden am Berufsberatungsamt mehr als 5 000 psychotechnische Einzel- und Gruppenprüfungen durchgeführt (ebenda, S. 1111). Jahoda dürfte etwa 1929/30 dort gearbeitet haben, und zwar in der Zeit zwischen ihrer Rückkehr von einem Studienaufenthalt in Paris und der Geburt ihrer Tochter Lotte. Vgl. dazu Jahoda, 1981, S. 134–135.
- 242 Zur Biographie Marie Jahodas vgl. Fleck 1988b u. 1990a.
- 243 Zur Biographie Hans Zeis(e)ls vgl. auch den Nachruf von Neurath, 1992.
- 244 Vgl. dazu Stadler, 1982b.
- 245 Vgl. dazu Fleck, 1987, S. 192.
- 246 Und von Lazarsfeld, wie sie in der zitierten Textstelle hinzufügte.
- 247 Zur Geschichte der Sozialistischen Mittelschüler vgl. Scheu, 1985 u. Tidl, 1977. Die neue Organisation erhielt die Bezeichnung »Vereinigung Sozialistischer Mittelschüler«. Der Wegfall des Wortes »Freie« zeigt wohl auch das Ende der Zusammenarbeit mit KommunistInnen an.
- 248 Eugenie Schwarzwald (1872–1940) war eine damals weit über die Stadtgrenzen Wiens hinaus bekannte Gründerin und Leiterin einer privaten Schulanstalt, in der vor allem auch Mädchen des gehobenen Bürgertums eine höhere Schulbildung erwerben konnten. Kokoschka und Schönberg zählten zu den Lehrern, die an ihren Schulen unterrichteten. Die Verbindungen zwischen Jugendkulturbewegung und Schwarzwaldkreis wurde über Karl Frank hergestellt. Frank wohnte bei Eugenie Schwarzwald, als er sich aktiv an der Bildung der »Freien Vereinigung Sozialistischer Mittelschüler« beteiligte. Er war Mitglied des Vorstands der KPÖ. 1920 übersiedelte er nach Berlin. Zu Eugenie Schwarzwald vgl. Deichmann, 1988 u. Scheu, 1985. Zu Karl Frank vgl. Fallend, 1992.
- 249 Bernfelds »Kinderheim Baumgarten« war ein großangelegtes Erziehungsexperiment mit jüdischen Waisenkindern, in dem Gustav Wynekens Ideen der »Schulgemeinde« in die Praxis umgesetzt werden sollten. Das Kinderheim bestand vom August 1919 bis zum April 1920. Vgl. Bernfeld, 1921 und dann den in Fallend u. Reichmayr, 1992, abgedruckten »Zeitzeugen-

- bericht« von Karl Wirth. Lazarsfeld und Wagner haben ihrer Broschüre ein Zitat aus Bernfelds Schrift von 1921 als Motto vorangestellt.
- 250 Lotte Radermachers Mutter Lilli war eine enge Mitarbeiterin von Eugenie Schwarzwald und zugleich Kuratoriumsmitglied der Österreichischen Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle.
- 251 Lazarsfeld wurde 1901 geboren.
- 252 »Kämpfer der Zukunft« war der Titel eines Buches von Otto Felix Kanitz, des wichtigsten Theoretikers der sozialistischen Erziehung. Kanitz war zunächst Obmann der sozialistischen »Kinderfreunde« und später Propagandaleiter der SDAP. Er wurde 1940 von den Nationalsozialisten im KZ Buchenwald ermordet. Vgl. Glaser, 1981, S. 282 u. 327–334.
- 253 »Einer von Alfred Adlers engsten Mitarbeitern« war eine Mitarbeiterin, hieß Sofie Lazarsfeld, und war des Autors Mutter. Die »kleinen Broschüren« erschienen gesammelt in Sofie Lazarsfeld, 1929. Paul Lazarsfeld schrieb für diesen Sammelband außer dem oben im Text genannten Beitrag (Lazarsfeld, 1929a) zusammen mit Karl Reininger und Marie Jahoda noch einen zweiten Artikel unter dem Titel »Das Weltbild des Jugendlichen« (Lazarsfeld et al. 1929).
- 254 Vgl. dazu Pfabigan, 1982.
- 255 Hans Zeisel bezeichnete die Idee der Freizeiterhebung als einen typisch austromarxistischen Gedanken: Die vielen sozialpolitischen Reformen des »Roten Wien« »haben [...] den Lebensstil, die Lebensformen der Armen, der Proletarier [...] entscheidend beeinflusst. Sie haben sie aus ihren Elendswohnungen herausgeholt, haben sie zu neuen Lebensformen geführt, zu neuen Möglichkeiten, ihre Freizeit zu verwenden [...]. Diese neuen Lebens- und Kulturformen des österreichischen, insbesondere des Wiener Proletariats beschäftigten uns in außerordentlichem Maße, und unser Plan war, sie wissenschaftlich zu dokumentieren« (Zeisel, 1988, S. 160–161).
- 256 Benedikt Kautsky war Kuratoriumsmitglied der »Österreichischen Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle«.
- 257 Käthe Leichter, wohl eine der bedeutendsten Persönlichkeiten des Austromarxismus, wurde im Mai 1938 in Wien von der Gestapo verhaftet, 1940 in das KZ Ravensbrück überstellt und im Februar 1942 in der Nähe von Magdeburg in einem Eisenbahnwagon ermordet. Zu Leben und Werk Käthe Leichters vgl. Steiner, 1973.
- 258 Carnap, der übrigens 1913 mit Bernfeld gemeinsam am »Hohen Meissner« das Recht der Jugend auf eine ihr gemäße Lebensgestaltung beschworen hatte, hielt in seiner Wiener Zeit nur ein einziges Mal eine Vorlesung mit dem Titel »Einführung in die Philosophie« ab, und zwar im WS 1929/30 (vgl. Wieser, 1950, S. 222). 1931 wurde Carnap an die deutsche Universität in Prag berufen.

- 259 Vgl. dazu Fleck, 1990a, S. XXV–XXVII.
- 260 Vgl. dazu Stadler, 1982a, S. 186–189.
- 261 Im Siegfried-Bernfeld-Archiv an der Library of Congress, Washington, D. C., fanden sich Mitschriften von vier Arbeitssitzungen dieses Diskussionszirkels. Drei der vier Protokolle wurden bereits veröffentlicht. Vgl. dazu Ekstein et al., 1988, Benetka, 1990b u. 1992b. Das vierte, bisher unpublizierte Protokoll gibt ein Referat Lazarsfelds über »Begründungszusammenhänge« wieder. Zum wissenschaftsgeschichtlichen Kontext, in dem diese Arbeitsgemeinschaft stattfand, vgl. ausführlich Benetka, 1992b.
- 262 Zur Geschichte der Professionalisierung der Individualpsychologie im »Roten Wien« vgl. die ausgezeichnete Arbeit von Handlbauer, 1984, und Bruder-Bezzel, 1991.
- 263 Freud hatte anlässlich des Internationalen Psychoanalytischen Kongresses in Budapest 1918 in seinem Einleitungsreferat die künftige »Massenanwendung« der Psychoanalyse propagiert. Im Mittelpunkt des Kongresses stand übrigens der Einsatz der psychoanalytischen Technik zur Behandlung von »Kriegsneurosen«, von dem sich auch das K. u. K. Kriegsministerium viel zu versprechen schien. Es entsandte offizielle Beobachter, die das Kongressgeschehen verfolgen sollten. Vgl. dazu den Sammelband von Fallend u. Kienreich, 1986. Zur Institutionalisierung der Psychoanalyse in der Zwischenkriegszeit vgl. Huber, 1977.
- 264 Anlaß dazu war die 1926 erfolgte Übernahme der Aktienmehrheit der »Alpine-Montan-Gesellschaft« durch die Düsseldorfer »Vereinigten Stahlwerke«, die eng mit dem 1925 gegründeten »Deutschen Institut für technische Arbeitsschulung« (DINTA) kooperierten (Fleck, 1990b, S. 142). Zur Geschichte des »Deutschen Instituts« vgl. Hinrichs, 1981.
- 265 Lazarsfeld, 1927b; Jahoda, 1927b u. 1928.
- 266 Vgl. auch Lazarsfeld, 1927 c.
- 267 Vgl. dazu die Argumentation von Fleck, 1990b u. c.
- 268 PFL-Archiv Wien, Mappe »Vienna-Marktforschungsstelle«; Werbematerialien der Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle.
- 269 Zur Vermittlung von Grundkenntnissen der Gutachtenerstellung hatte man im Sommer 1933 an der Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle einen fünftägigen »Gutachterkurs« abgehalten. Exzerpte dazu finden sich im PFL-Archiv Wien, Mappe »Vienna-Marktforschungsstelle«.
- 270 Vgl. dazu auch Fleck, 1990b, S. 167–171.
- 271 D. h. nach dem Kriterium, ob es für die zum Einsatz gebrachten Verfahrensweisen in der damals bekannten Literatur ein »Vorbild« gab (»nicht originell«) oder nicht (»originell«).
- 272 »Während des abessinischen Krieges haben wir eine Studie gemacht, in der wir der Bevölkerung eine Karte von Afrika gegeben haben, und sie ge-

beten, Abessinien hineinzuzuichnen, mit dem Resultat, daß drei Viertel von Afrika Abessinien war. Das hatte interessante Implikationen für das, was das öffentliche Wissen ist – wie es schwankt und von den aktuellen Ereignissen abhängig ist« (Jahoda, 1979a, S. 118–119). In einem im Abendblatt der »Neuen Freien Presse« vom 6. 11. 1935 erschienenen Artikel über die »Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle« hieß es dazu: »Gegenwärtig wird die Verbreitung des Wissens untersucht, zuerst in Wien: die Bundesländer folgen später. Die vorläufigen Ergebnisse sind überraschend. Es stellt sich nämlich heraus, daß selbst die primitivsten Bildungsgrundlagen nur äußerst selten anzutreffen sind« (AK-SOWIDOK, Mappe Marie Jahoda).

### ZU KAPITEL 3

#### **Blütezeit inmitten der Krise:**

#### **Das Wiener Psychologische Institut im Kontext der institutionellen Entwicklung der akademischen Psychologie im deutschen Sprachraum bis 1933**

- 1 Zum Begriff der »Psychotechnik« vgl. Geuter, 1981b und Volpert, 1975. Zur historischen Entwicklung der Psychotechnik vgl. die ausgezeichnete Arbeit von Jaeger u. Stacuble, 1981 sowie Métraux, 1985. Zur Einbindung der Psychotechnik in die industriellen Rationalisierungskampagnen nach 1918 vgl. Hinrichs, 1981 u. Hildebrandt, 1985. Zur Geschichte der Institutionalisierung der Psychotechnik in Österreich vgl. Burgstaller, 1992.
- 2 Vgl. dazu ausführlich Geuter, 1984a sowie Dorsch, 1963. In diesem Zusammenhang ist auch die Einrichtung des von Karl Bühler geleiteten Psychologischen Instituts an der TH Dresden erfolgt.
- 3 Das Jenaer Ordinariat war übrigens der erste Lehrstuhl an einer deutschen Universität, der ausdrücklich und ausschließlich dem Fach Psychologie gewidmet war.
- 4 Marbe selbst hatte ein solches Curriculum für Psychologie in Würzburg eingerichtet.
- 5 Vgl. dazu weiter unten im Text.
- 6 Wolfgang Köhler, das Oberhaupt der »Berliner Gestalttheoretischen Schule«, nannte die »Kundgebung« in einem Brief an seinen Freund Max Wertheimer »jammervoll« und »eine Art Pöbel-Revolution«, nach der man eigentlich aus der »Gesellschaft« austreten müßte. Vgl. Geuter, 1984a, S. 97.
- 7 Vgl. Geuter, 1984a, S. 95.
- 8 Die Auszählung erfolgte nach dem Datum der Approbation.

- 9 An den Publikationszahlen läßt sich diese These nicht überprüfen: In dem von der Institutsleitung herausgegebenen Publikationsverzeichnis finden sich zwischen 1926 und 1930 im Schnitt pro Jahr 25 bis 26, zwischen 1931 und 1935 aber nur mehr 15 bis 16 Arbeiten angeführt. Zieht man den Anteil der publizierten an der Gesamtzahl der jährlich abgeschlossenen Dissertationen in Betracht, so ergibt sich folgendes Bild: Von 1923 bis 1930 wurden 49%, von 1931 bis 1933 noch immer 46%, von 1934 bis 1938 aber nur mehr 12% der von den Studierenden verfaßten Abschlußarbeiten veröffentlicht. Der Rückgang der Publikationszahlen scheint also zuallererst dem Umstand geschuldet zu sein, daß infolge der nationalsozialistischen Gleichschaltung von Verlagen und Fachzeitschriften im Deutschen Reich die Publikationsmöglichkeiten der Bühler-Schule drastisch eingeschränkt wurden. Ich werde darauf weiter unten im Text noch zurückkommen.
- 10 Bernatzik arbeitete bei seinen ethnologischen Untersuchungen z. B. über das Spielverhalten von Kindern bisweilen mit Beobachtungsbögen, die am Wiener Psychologischen Institut für ihn entworfen worden waren. Vgl. Bernatzik, 1936.
- 11 Charlotte Bühler sandte am 25. 3. 1935 eine Liste mit den Namen jener AmerikanerInnen, die bis dahin am Wiener Psychologischen Institut mitgearbeitet hatten, an das New Yorker Büro der Rockefeller Foundation:
1. Beaumont, Henry
  2. Beck, Samuel
  3. Colby-Guernsey, Martha
  4. Cone, Robert J.
  5. Durfee, Hildegard
  6. Daniels, Edgar E.
  7. Fitzgerald, Rebecca
  8. Gleason, Josephine
  9. Greenberg, Pearl
  10. Holaday, Beverly
  11. Herzmann, Annette
  12. Hartson, Louis D.
  13. Jervis, Jessie
  14. Lederer-Klein, Ruth
  15. Mabel, Francis
  16. Martin, Lewis
  17. Levy-Jacobs, Ruth
  18. Menaker, William
  19. Menaker, Esther
  20. Mandell, Sybil
  21. McMurray, Robert



22. Michaels, John B.
  23. Ohmes, Ricard
  24. Ripin-Ansbacher, Rowena
  25. Robinson-Phillipowich, Rowena
  26. Rubinow, Olga
  27. Ryan, Ellen Nora
  28. Stevenson, Irving
  29. Tolman, Edward C.
  30. Tudor-Hart, Beatrice
  31. Wylie, Margaret
  32. Watson, Goodwin
  33. Volkman, John
  34. Zizmor, Jesse
- Ch. Bühler an A. Gregg vom 25. 3. 1935; Rockefeller-Archives, University of Vienna Psychological Institute; Kopie im AGSÖ Graz.
- 12 Zur Behaviorismus-Rezeption der Bühler-Schule vgl. auch den Handbuch-artikel von Lazarsfeld u. Ch. Bühler, 1931.
  - 13 AK-SOWIDOK, Mappe Karl Bühler; Neues Wiener Tagblatt vom 20. 7. 1932.
  - 14 AVA-U, 4 C 6, Zl. 6867/1927; Karl Bühler an das Unterrichtsministerium vom 8. 3. 1927.
  - 15 Watson war im Studienjahr 1931/32 in Sachen Psychologie in Deutschland und Österreich unterwegs.
  - 16 Im Mitgliederverzeichnis von 1930 wurden Siegfried Bernfeld, Heinz Hartmann und Paul Schilder als ordentliche Mitglieder der »Deutschen Gesellschaft für Psychologie« angeführt. Vgl. Volkelt, 1930, S. 205–213.
  - 17 Vgl. dazu das »Programm für den XI. Kongreß der Gesellschaft für experimentelle Psychologie in Wien vom 9. bis 13. April 1929« in AVA-U, Fasz. 3029, Zl. 10537/1929. Das Programm wurde von Karl Bühler mit einer Einladung zur Eröffnungssitzung am 24. 3. 1929 dem Unterrichtsministerium zugesandt.
  - 18 Vgl. z. B. Schenk-Danzinger, 1984.
  - 19 Am Wiener Psychologischen Institut hat sich in der heute von Dr. Michaela Zemanek geleiteten Bibliothek ein vollständiges Textbuch gefunden. Ich danke Frau Dr. Zemanek für die Überlassung einer Kopie.
  - 20 Man darf gespannt sein, ob die von Achim Eschbach am Max-Planck-Institut für Psycholinguistik in Nijmegen geleitete Aufarbeitung des Nachlasses von Karl Bühler relevantes Material auch für die Zeit von vor 1938 zu Tage fördern wird. Vgl. Eschbach, 1983, 1984b, 1985, 1988a u. c; Eschbach u. Willenberg 1987, 1988 u. 1990.
  - 21 Vgl. im Folgenden ausführlich Benetka, 1993. Das im Text zitierte Quellenmaterial stammt vorwiegend aus dem Wiener »Archiv und Dokumenta-

- tionszentrum des Vereins zur Geschichte der Volkshochschulen«. Herangezogen wurden Festschriften und Tätigkeitsberichte des Vereins »Volksheim« und die verschiedenen Jahrgänge der Zeitschrift »Mitteilungen der Volkshochschule Wien-Volksheim«.
- 22 Der »Verein Volksheim« war 1901 aus den »Volkstümlichen Universitätskursen« hervorgegangen, mit denen namhafte liberale Hochschullehrer wissenschaftliche Erkenntnisse und Denkweisen zu popularisieren und damit zu vergesellschaften suchten. Ursprünglich sollte der Verein die Bezeichnung »Volksuniversität« tragen, was aber von den Behörden untersagt wurde.
- 23 Zu Sigmund Kornfeld vgl. Benetka, 1990a, S. 108–110.
- 24 Vgl. AK-SOWIDOK, Mappe Karl Bühler.
- 25 Der »Verein Ernst Mach« war von den Vertretern des »Wiener Kreises« zur Popularisierung des »Logischen Empirismus« im November 1928 begründet worden.
- 26 Hans Reichenbach war das Haupt der Berliner »Gesellschaft für empirische (ab 1931: wissenschaftliche) Philosophie« und gab mit Rudolf Carnap gemeinsam die Zeitschrift »Die Erkenntnis« heraus. Zur »Berliner Gesellschaft«, die übrigens eng mit der »Berliner Gestalttheoretischen Schule« und mit einzelnen Berliner Psychoanalytikern kooperierte, vgl. Stadler, 1982, S. 207–215.
- 27 Vgl. dazu ausführlich Leary, 1987. Zu Brunswiks Beziehungen zum Wiener Kreis vgl. auch Fischer, 1988.
- 28 In diesem Zusammenhang ist eine briefliche Mitteilung Siegfried Bernfelds an seine (Noch-)Ehefrau Elisabeth Neumann vom 16. Oktober 1932 bemerkenswert: Bernfeld erzählte in dem betreffenden Brief von einer Diskussionsveranstaltung, an der er selbst ein Referat gehalten hatte: »Meine eigene Premiere«, schrieb Bernfeld, »ist wie gewöhnlich gut verlaufen. Sehr viele Leute; saßen auf den Stiegen. Habe gut gesungen. ... Trude Bien [Primarärztin an der Kinderübernahmestelle; Anm. des Verf.] z. B. sehr begeistert. Mir selbst hats nicht sehr viel Spaß gemacht, weil mir die Psychologen gefehlt haben, die waren nebenan bei einem Vortrag von Neurath. Ich war dort noch bei der Diskussion, die sehr nauzig war. Herr Prof. Bühler gebärdete sich wie ein Rasender. Und besonders interessant war die Nach-Nach-Diskussion im Regina« vgl. dazu Reichmayr, 1992, S. 209.
- 29 Zu Karl Böhlers Mitarbeit in der »Philosophischen Gesellschaft«, die seit 1927 auch als Ortsgruppe der »Kant-Gesellschaft« firmierte, vgl. auch Eschbach u. Willenberg, 1988. Eschbach u. Willenberg haben in diesem Zusammenhang auch auf Karl Böhlers Beziehungen zum »Österreichischen Kulturbund« aufmerksam gemacht.

- 30 Bei den Städtischen Straßenbahnen in Wien wurde damals gerade eine Prüf-  
stelle zur Auswahl von Fahrern aufgebaut. Vgl. dazu den Jahresbericht des  
Psychotechnischen Instituts pro 1926 in AVA-U, 2 a Institute in genere,  
Zl. 19 045/1928.
- 31 Für kurze Zeit war dort Fritz Heider als Psychologe angestellt. Vgl. Heider,  
1984.
- 32 Der gesamte Aktenlauf findet sich in AVA-U, 2 a Institute in genere, Zl.  
16169/1927, Zl. 20560/1927, Zl 19045/1928 u. UA-Dek. Zl. 1 618 aus  
1926/27.
- 33 AVA-U, 2 a Institute in genere, Zl. 19045/1928; »Gutachten betreffend das  
psychotechnische Institut und die von ihm vorgeschlagene Gründung eines  
arbeitswissenschaftlichen Instituts«.
- 34 Die gesamten Vereinsunterlagen finden sich in UA-Rek. Zl 413 aus 1927/28.
- 35 Als Proponenten des zu gründenden Vereins fungierten die Medizinstuden-  
tInnen Emmy Schubert, Viktor E. Frankl und Maximilian Silbermann. Die  
Vereinsstatuten finden sich im WStLA-Vereinskataster, »Akademischer  
Verein für medizinische Psychologie«. Der Verein bestand bis 1942. Da zu  
jener Zeit »sämtliche zuletzt im Jahre 1938 hieher gemeldeten Vorstands-  
mitglieder in das Ausland abgereist sind und auch abgemeldet erscheinen«,  
wurde er aus dem Vereinskataster gelöscht.
- 36 Ein – allerdings handschriftlich falsch datiertes – Exemplar dieser Flug-  
schrift fand sich im Sigmund-Freud-Archiv, Library of Congress, Washington,  
D.C. Ich danke Herrn Dr. Johannes Reichmayr für den Hinweis und die  
Überlassung einer Kopie.
- 37 Als Vereinspräsidenten fungierten zunächst Maximilian Silbermann, dann  
Fritz Redlich, am Ende der dreißiger Jahre schließlich auch der Bühler-  
Schüler Peter R. Hofstätter. Zu Hofstätters Beziehungen zur Psychoanalyse  
vgl. Benetka, 1989.
- 38 Vgl. Anm. 36.
- 39 Das Beiratsmitglied Paul Liebesny war Assistent Arnold Durigs am Physio-  
logischen Institut. Liebesny arbeitete übrigens auch am Psychotechnischen  
Institut der Industriellen Bezirkskommission Wien mit.
- 40 Vgl. Anm. 36.
- 41 Vgl. WStLA-Vereinskataster, Statuten des »Vereins für angewandte Psycho-  
pathologie und Psychologie«.
- 42 Der Einführungsvortrag zu der wissenschaftlichen Aussprache wurde von  
Rudolf Allers gehalten. Der Verlag warb für das von Stransky und Dattner  
herausgegebene Buch mit einem Zitat aus einer Rezension in der »Zeitschrift  
für angewandte Psychologie«: »Das Studium des Buches vermittelt ein über-  
aus lebendiges, farbiges Bild vom Verlaufe der Aussprache, vom Stande der  
Meinungen und der Gegensätze. ... Im einzelnen wurde mancherlei Bedeu-

tendes, Interessantes und Anregendes geäußert. So wird diese Veröffentlichung als Dokument zur Geschichte unserer Wissenschaft auf lange hinaus wertvoll bleiben auch dann, wenn sie später einmal sachlich und inhaltlich überholt sein sollte».

- 43 Obzwar selbst jüdischer Abstammung, war Stransky ein prononcierter Deutschnationaler und Vertreter der damals schon weitverbreiteten Anschauung von der rassischen Bedingtheit der Psychoanalyse. Vgl. dazu Huber, 1977, S. 131–132. Bernhard Dattner hingegen, der mit Stransky gemeinsam bei der Einreichung der Vereinsstatuten für die – in den Papieren leider ungenannt gebliebenen – Proponenten unterzeichnete, war zwischen 1911 und 1914 Mitglied der »Wiener Psychoanalytischen Vereinigung« gewesen. Vgl. dazu Mühlleitner, 1992, S. 64–65.
- 44 Martin Pappenheim (1881–1943) war überzeugter Sozialist und seit 1928 außerordentliches Mitglied der »Wiener Psychoanalytischen Vereinigung«. Zu Beginn der zwanziger Jahre hatte er bei einer Reise durch die Sowjetunion Bechterew kennengelernt, dessen Buch über »Reflexiologie« er ins Deutsche übersetzte (Mühlleitner, 1992, S. 241–242). Pappenheims Schwester, die Dermatologin Marie Frischauf-Pappenheim, war Kommunistin und hatte 1928 mit Wilhelm Reich gemeinsam die Wiener »Sexualberatungsstellen« gegründet. Vgl. dazu Fallend, 1988.
- 45 Über die Sitzungen der »Seminarischen Arbeitsgemeinschaft zwischen der Wiener psychologischen Schule und der Wiener psychiatrisch-hirnpathologischen Schule« wurde in der »Wiener Medizinischen Wochenschrift« regelmäßig Bericht erstattet. Die im ersten Arbeitsjahr von Auguste Flach und Karl Theodor Dussik verfaßten Artikel stellte man zu einem Sonderdruck zusammen (Flach u. Dussik, 1935).
- 46 Über den Zusammenhang von Karl Bühlers sprachtheoretischen Interessen und seiner Hinwendung zur Beschäftigung mit Sprachstörungen finden sich in den Arbeiten Achim Eschbachs wichtige Überlegungen und Ausführungen. Vgl. insbesondere Eschbach u. Willenberg, 1990.
- 47 Vgl. dazu ausführlich Benetka, 1990a u. 1992b, dann auch Brodthage u. Hoffmann, 1981 und Elliger, 1986. Zum Verhältnis von akademischer Psychologie und Psychoanalyse im Allgemeinen vgl. auch Nitzschke, 1989.
- 48 Zur Person Hans Hermas vgl. die biographischen Angaben bei Geuter (1986a) und den Nachruf von Ginzberg u. Bergmann, 1967.
- 49 Hans Herma an Anna Freud vom 15. Jänner 1937. Archiv des Lehrausschusses der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung, Sigmund-Freud-Museum, London. Ich bin Frau Mag. Dr. Elke Mühlleitner zu Dank verpflichtet, die mich auf die Existenz dieses Briefes aufmerksam gemacht und eine Kopie davon zur Verfügung gestellt hat. Zu den im Brief angesprochenen AnalytikerInnen Berta Bornstein, Otto Fenichel und Ernst Kris vgl. die biographi-

schen Angaben bei Mühlleitner, 1992. Anna Freud war damals Leiterin des psychoanalytischen Lehrinstituts. Angaben über die am Ende der dreißiger Jahre geltenden Richtlinien zur Ausbildung von PsychoanalytikerInnen finden sich bei Huber, 1977.

#### ZU KAPITEL 4

### **Die Entwicklung des Wiener Psychologischen Instituts vor dem Hintergrund der Etablierung autoritärer Herrschaftssysteme in Deutschland und Österreich**

- I     Sämtliche Enthebungen im Bereich der Psychologie erfolgten übrigens nach Paragraph 3 der Beamten Gesetze, also aus rassistischen, und nicht aus politischen Gründen.
- 2     Von nun an durften Staatsbeamte nicht mit einer Frau jüdischer Herkunft verheiratet sein.
- 3     Nur drei Mitglieder der Gestalttheoretischen Schule verblieben im nationalsozialistischen Deutschland: Wolfgang Metzger, Kurt Gottschaldt und Edwin Rausch. Vgl. dazu M. Stadler, 1985. Zur Emigration der Gestalttheoretiker vgl. Ash, 1985b u. Metzger, 1982.
- 4     Vgl. dazu Geuter, 1985a u. Prinz, 1985.
- 5     Vgl. dazu ausführlich Geuter, 1987b, S. 86–89.
- 6     Insbesondere 1984b u. 1985b.
- 7     Für das Folgende vgl. Geuter, 1979.
- 8     Geuter (1987b, S. 73–74) druckt ein mit 8. 12. 1933 datiertes Rundschreiben Kruegers an die Vorstandsmitglieder der »Gesellschaft« ab, in dem unter Punkt 3 nüchtern mitgeteilt wurde, daß »Herr Bühler [...] aus dem Vorstande ausgetreten« sei. Da am Kongreß im Oktober, an dem er nicht teilgenommen hatte, ein neuer Vorstand gewählt worden war, gehörte Bühler zum Zeitpunkt der Kruegerschen Nachricht der Vereinsführung gar nicht mehr an. Es scheint, als sei Bühler im Zuge der Aktivitäten um die politische »Gleichschaltung« der Gesellschaft von den übrigen Vorstandsmitgliedern einfach übergangen worden. Mag sein, daß er erst nach der beschämenden Propagandaschau von Leipzig Konsequenzen zog.
- 9     Egon Brunswik beispielsweise hatte sein angekündigtes Referat (Brunswik, 1934b) »wegen beruflicher Verhinderung« nicht gehalten. Zu dieser Form des »Protestes« vgl. Geuter, 1979.
- 10    Die feierliche Eröffnung des Kongresses beschloß man – stimmungsgerecht – mit dem »Horst-Wessel-Lied« (Geuter, 1979, S. 9–10).
- 11    Vgl. Kapitel 3.2.

- 12 RFA, University of Vienna Psychological Institute; Charlotte Bühler an die Rockefeller Foundation-Paris vom 3. November 1933; Kopie des Dokuments im AGSÖ Graz.
- 13 Ebenda; »Report on the work which was done under the auspices of the Rockefeller-Foundation during the year from September 1933 to August 1934«.
- 14 Ich werde darauf im nachfolgenden Abschnitt noch ausführlich zu sprechen kommen.
- 15 Die Regierung sprach damals offiziell von 314 Toten: 118 auf Seiten der Exekutive, 196 auf Seiten des Republikanischen Schutzbundes. Die im Text zitierten Zahlen geben die Schätzungen der Sozialdemokratischen Partei wieder. Vgl. dazu Hautmann u. Kropf, 1978, S. 163.
- 16 Um sein Stipendium nicht zu verlieren, durfte Lazarsfeld sein Zusatzeinkommen nicht für sich selbst verwenden.
- 17 Die »Psychological Corporation« war eine unter Mitwirkung von Thorndike und Cattell begründete, gemeinnützige Organisation, die zum einen der angewandten Psychologie zu einer größeren Verbreitung im Wirtschaftsleben verhelfen und zum anderen UniversitätspsychologInnen neue Forschungsmöglichkeiten eröffnen sollte. Vgl. dazu Lazarsfeld, 1975, S. 171–172.
- 18 PFL-Archiv Wien, Mappe »Early Vienna«; Memorandum Lazarsfelds »An den Präsidenten und den wirtschaftlichen Leiter der wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle«, o. D. (Ende Jänner oder Anfang Februar 1934), S. 4.
- 19 Ebenda, S. 6. Leo Gold – offenbar ein finanzkräftiger Unternehmer – war damals der wirtschaftliche Leiter der Forschungsstelle.
- 20 Lazarsfelds Vater, dem Rechtsanwalt Dr. Robert Lazarsfeld, wurde im Zuge der Februarereignisse die Begünstigung der Flucht des Ehepaars Deutsch vorgeworfen. Vom 14. 2. bis zum 17. 2. 1934 wurde er in Anhaltehaft genommen. Vgl. DÖW, Zl. 5924 u. 8050. Auch Hans Zeisel wurde – gemeinsam mit seinem Vater – kurzzeitig festgenommen. Vgl. dazu DÖW, Zl. 5923b u. 5924.
- 21 WSTLA-Vereinskataster, »Österreichische Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle«, Protokoll der Generalversammlung vom 4. März 1935.
- 22 Am 6. 11. 1935 erschien im Abendblatt der »Neuen Freien Presse« unter dem Titel »Warenumsatz und Wissenschaft« eine Art Werbeartikel über die »Forschungsstelle«. Der Aufsatz begann mit den folgenden Zeilen: »Das erste Institut in Europa, das diese amerikanischen Methoden [der Marktforschung, d. Verf.] zum großen Teil praktisch anwendet, befindet sich in Wien und entstand vor fünf Jahren: die Oesterreichische Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle. Diese Anstalt ist eine Vereinigung von Marktanalytikern und Wirtschaftspsychologen, die in ständiger Fühlungnahme mit dem Psychologischen Institut der Wiener Universität Marktanalysen nach wirtschaftspsychologischen Methoden ausführt«. Als Leiterinnen der

- Forschungsstelle wurden – »in Vertretung von Dr. Lazarsfeld«, wie es ausdrücklich hieß – Marie Jahoda und Gertrud Wagner genannt. Vgl. AK-SOWIDOK-TA, Mappe »Marie Jahoda«.
- 23 Vgl. Fleck, 1990b und 1990c. Fleck bezieht sich in seinen Angaben ausschließlich auf die im WStLA verwahrten Akten des »Verfahrens gegen Dr. Marie Jahoda-Lazarsfeld wegen Verdachts des Verbrechens des Hochverrats und des Verbrechens nach dem Staatsschutzgesetz« (WStLA-Landesgericht für Strafsachen Wien, Akt Vr 10981/36). Vereinspolizeiliche Unterlagen über die Neugründung der Forschungsstelle konnten bislang nicht gefunden werden.
- 24 Mit Marie Jahoda wurden alle mit der Forschungsstelle irgendwie in Verbindung stehenden Personen, deren die Polizei habhaft werden konnte, verhaftet. Unter anderen übrigens auch Ernst Dichter, als er gerade einen fertiggestellten Bericht über Milchkonsum im Büro abliefern wollte (Vgl. Dichter, 1977, S. 61–62). Der Großteil der Verhafteten – in der am 14.4. 1937 in Paris erschienenen Ausgabe der »Arbeiterzeitung« sprach man von circa 30 Festgenommenen – mußte alsbald wieder freigelassen werden. Als »Hauptverdächtige« blieben neben Jahoda Maria Schneider und Fritz Jähnel, die beide im »Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum« mitarbeiteten, und Fritz Keller, der in amtlichen Schriftstücken als »beschäftigungsloser Industrieangestellter« bezeichnet wurde, übrig. Vgl. dazu auch die in der Arbeiterzeitung in Brünn und in Paris veröffentlichten Berichte vom 6. I., 20. I. u. 14. 4. 1937 (AK-SOWIDOK-TA, Mappe »Marie Jahoda«).
- 25 Die »Revolutionären Sozialisten« verstanden sich als Nachfolgeorganisation der Sozialdemokratischen Partei.
- 26 AVA-U, Fasz. 3029, Zl. 23168/1937; Karl Bühler hatte die Übernahme der Führung der Delegation – der übrigens auch der damalige Innsbrucker Privatdozent Hubert Rohrer angehörte – von einem Reisezuschuß in der Höhe von öS 300,- abhängig gemacht. Bei der Auszahlung dieses Betrags scheint es dann zu einem Mißverständnis gekommen zu sein. Bühler urgierte am 3. Dezember 1937 die ihm in Aussicht gestellte Summe. Im Unterrichtsministerium merkte man an, daß ihm der Betrag bereits Ende Juli überwiesen worden sei. Bühler gestand schließlich zu, daß er die Einzahlung auf sein Konto möglicherweise übersehen habe. Der Sachbearbeiter fügte dem Akt folgende handschriftliche Notiz bei: »Das ist plausibel, da das Ehepaar Bühler in so günstigen Verhältnissen lebt, daß es tatsächlich den jeweiligen Stand seines Kontos nicht auf ein paar 100 S genau zu überprüfen braucht« (Ebenda, Zl. 41769/1937).
- 27 1931 war anlässlich des Zusammentreffens des überregionalen Dachverbandes der »Deutschen Studentenschaft« in Graz erstmals ein Nationalsozialist zu dessen Vorsitzenden gewählt worden.

- 28 Erster »Sachwalter« an der Universität Wien wurde Josef Klaus, erster »Sachwalter für Gesamtösterreich« der nachmalige Unterrichtsminister Heinrich Drimmel. Vgl. Lichtenberger-Fenz, 1988a, S. 71.
- 29 Vgl. dazu AVA-U, Fasz. 760, Zl. 5962/1935.
- 30 Das Hochschulerziehungsgesetz verpflichtete die Studierenden zum regelmäßigen Besuch von Vorlesungen über weltanschauliche und staatsbürgerliche Erziehung, zur Teilnahme an vormilitärischen Übungen und zur Ableistung einer Schulungsdienstzeit im sogenannten »Hochschullager«. Vgl. Lichtenberger-Fenz, 1988a, S. 72–73.
- 31 Vgl. Ch. Bühler, 1972, S. 24.
- 32 Die »Kundgebung des geistigen Wien« erschien am 20. 4. 1927 in der Arbeiterzeitung. Der im Text zitierte »Gegenartikel« stammte aus den »Wiener neuesten Nachrichten« vom 22. 4. 1927. Vgl. AK-SOWIDOK-TA, Mappe Karl Bühler.
- 33 WStLA-MD, Zl. 1825/1934; K. Bühler an Schmitz vom 8. 3. 1934.
- 34 Mit dem am 2. August 1927 erlassenen »Bundesgesetz betreffend die Regelung des Mittelschulwesens« wurde der heute noch gültige, dualistische Aufbau des mittleren Schulwesens festgeschrieben. An die Stelle der alten »Bürgerschule« trat die »Hauptschule«, der – so wie früher – die Unterstufe der Mittelschulen gegenüberstand. Daß dieses Gesetz von den Sozialdemokraten als Sieg gefeiert wurde (vgl. Glöckel, 1925–1932, Bd. 3, S. 3–12), wirft ein bezeichnendes Licht auf den Zustand der Partei nach dem blutigen Desaster des 15. Juli 1927.
- 35 WStLA-MD, Zl. 1825/1934; Ch. Bühler an Schmitz vom 8. 3. 1934.
- 36 Die »Denkschrift« wurde von Schmitz an Hofrat Brommer im Stadtschulrat für Wien weitergeleitet. Laut Auskunft des Stadtschulrates sind sämtliche Akten aus der Zwischenkriegszeit nach 1945 im Zuge der Requirierung des Gebäudes am Burgring durch die »Rote Armee« zerstört worden.
- 37 AVA-U 4 G Phil. »Psychol. Inst.«, Zl. 25391/1936; K. Bühler an das Unterrichtsministerium vom 8. 7. 1936, S. 2–3.
- 38 UAW-Dek. Zl. 35 aus 1934/35; Erlaß des Bundesministeriums für Unterricht vom 6. 10. 1934, Zl. 29380-I/1.
- 39 WStLA-MD, Zl. 4744/1934; Bürgermeister der Stadt Wien an das Bundesministerium für Unterricht vom 23. 10. 1934.
- 40 UAW-Dek. Zl. 35 aus 1934/35; Erlaß des Bundesministeriums für Unterricht vom 8. 11. 1934, Zl. 34102-I/1.
- 41 AVA-U 4 G Phil. »Psychol. Inst.«, Zl. 39757/1934; Dekan der Philosophischen Fakultät an das Bundesministerium für Unterricht vom 18. 12. 1934.
- 42 Siehe weiter unten im Text.
- 43 RFA, University of Vienna Psychological Institute; Interview with Prof. Charlotte Bühler, Paris, Nov. 24, 1934; Kopie des Dokuments im AGSÖ-Graz.



- 44 RFA, University of Vienna Psychological Institute; Van Sickle (Paris) an Day  
(New York) vom 17.6. 1931; Kopie des Dokuments im AGSÖ-Graz.
- 45 Ebenda; Van Sickle an Day vom 18. 6. 1931, p. 2; Kopie des Dokuments im  
AGSÖ-Graz.
- 46 Ebenda; Thompson an K. u. Ch. Bühler vom 9. 10. 1931; Kopie des Doku-  
ments im AGSÖ-Graz. Charlotte Bühler wollte die Mittel der Rockefeller  
Foundation ursprünglich zur Errichtung eines privaten Forschungskinder-  
gartens nutzen, um sich dadurch aus der Abhängigkeit von der Gemeinde  
Wien zu befreien. Hildegard Hetzer sollte als Direktorin fungieren und  
dadurch dem Wiener Psychologischen Institut als Mitarbeiterin erhalten  
bleiben. Die Rockefeller Foundation lehnte diesen Plan jedoch entschie-  
den ab. Ebenda; Ch. Bühler an Van Sickle vom 13. 3. 1931.
- 47 Ebenda; Van Sickle an Day vom 17. 6. 1931.
- 48 Ebenda; »Report on the work which was done under the auspices of the  
Rockefeller-Foundation during the year from September 1933 to August  
1934«; Kopie des Dokuments im AGSÖ-Graz.
- 49 Ebenda; K. Bühler an O'Brien vom 5. 3. 1935; Kopie des Dokuments im  
AGSÖ-Graz.
- 50 Ebenda; Ch. Bühler an Gregg vom 15. 2. 1935; Kopie des Dokuments im  
AGSÖ-Graz.
- 51 Die Errichtung des »Parents' Association Institute« gelang noch 1935 auch  
ohne Rockefeller-Gelder. Belle Rennie, die die Arbeit von Charlotte Bühler  
als Besucherin des Wiener Psychologischen Instituts kennengelernt hatte,  
finanzierte sie aus privaten Mitteln: »She bought a house [!] and paid  
for everything«, erinnerte sich Ilse Hellmann, die 1937 als Studentin von  
Charlotte Bühler nach London geschickt wurde, um das Institut zu leiten  
(Hellman, 1990, S. 5). Über die Arbeit des Instituts berichtete sie das Folgen-  
de: »We used the Bühler tests mainly and worked with retarded children  
and sufferers from Down's Syndrome. We also worked with the parents  
and advised them about their children's difficulties« (Hellman, 1990, S. 5).  
Das Londoner Institut wurde mit Kriegsbeginn geschlossen. Vorgängerin  
Hellmans in London war übrigens von 1935 an Lotte Danziger.
- 52 RFA, University of Vienna Psychological Institute; O'Brien an Gregg vom  
14. 3. 1935; Kopie des Dokuments im AGSÖ-Graz.
- 53 Am 7. März 1934 schrieb Alan Gregg an O'Brien: »My own impression of her  
[Charlotte Bühlers] oral presentation was that it was clever, well organized,  
and may be influenced by considerations of personal prestige more than by  
usual requests. As a person she is quick witted and clearly understands  
what is to her own advantage. I think she is not averse to playing cards that  
are not in the scientific deck, and I surmise that the aid given by the SS  
[Social-Science-Division] could be regarded as long enough and substantial

- enough to have given her ideas an adequate incubation and support. Perhaps her reputation in Vienna as a person is the result of jealousy but I did not gather that it was inconsistent with her appearance and general behavior. I am rather doubtful about her as a scientist». Ebenda; Gregg an O'Brien vom 7. 3. 1935; Kopie des Dokuments im AGSÖ-Graz.
- 54 Vgl. Brunswik an das Professorenkollegium der Philosophischen Fakultät von 2. 7. 1935; UAW- Dek. Zl. 987 aus 1934/35. In diesem Akt finden sich auch die wesentlichen Unterlagen bezüglich der Regelung der Urlaubsvertretung Brunswiks.
- 55 Herta Herzog wurde – nach seiner Scheidung von Marie Jahoda – Lazarsfelds zweite Frau. Zu Herzogs Nachfolgerin am Institut wurde übrigens Else Frenkel bestellt.
- 56 RFA, University of Vienna Psychological Institute; Interview: Tracy B. Kittredge with Charlotte Bühler, Paris, Nov. 24, 1934; Kopie des Dokuments im AGSÖ-Graz.
- 57 Ebenda; O'Brien an K. Bühler vom 14. 9. 1935; Kopie des Dokuments im AGSÖ-Graz.
- 58 AVA-U 4 G Phil. »Psychol. Inst.«, Zl. 25391/1936; Bühler an das Bundesministerium für Unterricht vom 8. 7. 1936.
- 59 Die entsprechenden Unterlagen finden sich in UAW-Dek. Zl. 955 aus 1935/36.
- 60 Die »wissenschaftlichen« Mitglieder des Ehrenkomitees waren der Physiologie-Professor Arnold Durig, der Leiter des Psychotechnischen Instituts beim Landesarbeitsamt Wien Ing. Karl Hackl, der Pädagogik-Professor Richard Meister, der Kinderheilkundler August Reuss und der berühmte Julius Wagner-Jauregg, der übrigens zu den wenigen Komitee-Angehörigen zählte, die auf eine Nennung ihres Adelstitels in der Programmschrift des Vereins verzichteten.
- 61 Die Betonung der adeligen Herkunft vieler Vereinsmitglieder sollte dem ganzen Unternehmen offenbar »gesellschaftlichen« Glanz verleihen. Egon Brunswik hatte weder vor noch nach 1937 das »von« in seinem Namen geführt.
- 62 Nach ihrer Emigration nach England: »Hellman«.
- 63 Karl Bühler und Jolan Jacobi – »deren Vorname«, wie der kritische Jung-Biograph Paul J. Stern (1979, S. 259) höhnisch anmerkte, »sich im Laufe des Individuationsprozesses zu Jolande erweiterte« – kannten einander offenbar aus ihrer gemeinsamen Tätigkeit im »Österreichischen Kulturbund«. Jacobi – »eine vom Judentum zum Katholizismus bekehrte Tochter eines ungarischen Industriellen« (ebenda) – hatte es sich gegen Ende der dreißiger Jahre zur Aufgabe gemacht, die Ideen Jungs in Wien zu verbreiten. Offenbar betrachtete sie auch den »Verein der Freunde des Wiener Psychologischen Instituts« als ein geeignetes Forum für ihre Heldenverehrung.

Unermüdlich habe sie – schrieb Stern – in Wien für Jungs Ideen die Werbetrommel gerührt. Ständig »suchte sie, sein Werk zu fördern und neue Proselyten für ihn zu gewinnen. Jung mußte ihren Übereifer wiederholt dämpfen. Eine zu große Arbeitslast vorschützend, lehnte er mehrere Einladungen nach Wien ab. Aber er fand sich dazu bereit, Frau Jacobis Träume brieflich zu analysieren« (P. Stern, 1979, S. 260–261). Zu C. G. Jung vgl. auch Höfer, 1993.

- 64 Diesem Werbeprospekt sind alle Angaben zu entnehmen, die im Text wiedergegeben wurden. Er wurde als Anhang einem Bericht Karl Bühlers über die Maßnahmen zur Erhaltung des Psychologischen Instituts beigelegt. AVA-U, 4 G Phil. »Psych. Inst.«; Bühler an das Bundesministerium für Unterricht vom 4. 6. 1937.  
Die Statuten des Vereines wurden von der Vereinsbehörde am 10. 12. 1936 genehmigt. Das Rektorat der Universität Wien erhob gegen die Nennung der Universität in der Vereinsbezeichnung keine Einwände. Vgl. dazu UAW-Rek. Zl. 73 aus 1936/37.
- 65 Die Familie Reininger bewohnte die Nachbarvilla des Böhlerschen Wohnsitzes in der Weimarerstraße.
- 66 Das Prädikat »Hauptfeind der Psychoanalyse« wurde Pater Wilhelm Schmidt von Sigmund Freud höchstpersönlich verliehen. Das öffentliche »Wirken« Schmidts soll Freud dazu veranlaßt haben, von einer Veröffentlichung der längst fertiggestellten Schlußteile seiner religionskritischen Schrift: »Der Mann Moses und die monotheistische Religion« abzusehen. Ich danke Herrn Dr. Johannes Reichmayr für diesen Hinweis. Der Vorwurf, Schmidt sei einer der Wortführer des katholischen Antisemitismus gewesen, stammt übrigens von einem bekennenden Katholiken, nämlich von Friedrich Heer.
- 67 Vgl. Hellman, 1990. S. 5.
- 68 AVA-U, 4 G Phil. »Psychol. Inst. «, ZI. 20424/1937; Bühler an das Bundesministerium für Unterricht vom 4. 6. 1937.
- 69 Im »Neuen Wiener Journal« schon einen Tag früher, am 12. 12. 1936.
- 70 Im API werden 11 Zeitungsartikel aufbewahrt. Sie erschienen in der »Neuen Freien Presse« (Abendblatt vom 8. 1. 1937), in den »Wiener Neuesten Nachrichten« (9. 1. 1937), in der »Kleinen Volkszeitung« (9. 1. 1937), in der »Reichspost« (19. 1. 1937), in der »Großen Volkszeitung« (9. 1. 1937), in »Der neue Tag« (9. 1. 1937), im »Neuen Wiener Anzeiger« (14. 1. 1937), im »Neuen Wiener Tagblatt« (15. 1. 1937), im »Grenzboten« (Bratislava, 20. 1. 1937), in der Märzausgabe der Monatsschrift »Die Frau« und im »Neuem Wiener Journal« (13. 4. 1937).
- 71 AVA-U, 4 G Phil. »Psychol. Inst.«, ZI. 20424/1937; Bühler an das Bundesministerium für Unterricht vom 4. 6. 1937, Beilage 3.

- 72 Kostenlose Beratungen wurden an Kindern vorgenommen, die Hans Hoff von der Neurologisch-Psychiatrischen Universitätsklinik überwies.
- 73 Eine Entwicklungsprüfung mit nachfolgender Beratung kostete immerhin 30 Schilling. Die Taxe für »die in vielen Fällen nötige dreimonatige Erziehungstherapie« betrug »bei wöchentlich je zweimal zwei Stunden S 50.-, bei wöchentlich je dreimal zwei Stunden S 75.-« (»Wiener Neueste Nachrichten« vom 9. I. 1937).
- 74 API-Mappe »Kinderpsychologisches Institut«; Ch. Bühler an den Geschäftsführenden Präsidenten des Stadtschulrates für Wien vom 24. II. 1937.
- 75 Ebenda; anonymes Dankschreiben an Landesschulinspektor Anton Simonic vom 28. I. 1937.
- 76 Zur nationalsozialistischen »Reorganisation« des Wiener Psychologischen Instituts vgl. Benetka u. Kienreich, 1989a u. b, Benetka, 1992a und Dietrich, 1992.
- 77 Vgl. die Werbebroschüre des »Vereines der Freunde des Wiener Psychologischen Instituts« in AVA-U 4 G Phil. »Psychol. Inst.«, Zl. 20424/1937; Bühler an das Bundesministerium für Unterricht vom 4. 6. 1937, Beilage I. Dort wird das Institut als »wichtiges Kulturzentrum in Österreich« bezeichnet.
- 78 Brunswik hatte für Herbst 1937 über die Vermittlung Tolmans eine Gastprofessur an der »University of California« in Berkeley angeboten bekommen, von der er schließlich nicht mehr nach Wien zurückkehren sollte. Karl Bühler versuchte Brunswik in Wien zu halten, indem er ihm noch während des Frühjahres 1937 die Verleihung des Titels eines »außerordentlichen Professors« an der Universität Wien verschaffte. Vgl. dazu die entsprechenden Unterlagen in UAW-Pa. Egon Brunswik.
- 79 Die Berufung kam »infolge des Einflusses gewisser Persönlichkeiten«, wie Charlotte Bühler anmerkte, nicht zustande. Vgl. Ch. Bühler, 1972, S. 28.
- 80 Ch. Bühler, 1972, S. 31–33.

## Literaturverzeichnis

- ACH Narziss (1905), *Über die Willenstätigkeit und das Denken*, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.
- ADAM Erik (1992), »Siegfried Bernfeld und die Reformpädagogik«, in: Fallend Karl; Reichmayr Johannes (ed), *Siegfried Bernfeld oder Die Grenzen der Psychoanalyse*, Frankfurt am Main, Stroemfeld, pp.91–105.
- ALTENHUBER Hans (1949), *Die Geschichte des Faches Pädagogik an der Philosophischen Fakultät der Universität Wien von 1850 bis 1922*, Wien, Universität Wien.
- AMANN Anton (1987), »Soziologie in Wien: Entstehung und Emigration bis 1938«, in: Stadler Friedrich (ed), *Vertriebene Vernunft I*, Wien, Jugend & Volk, pp.214–237.
- (1992), »Hans Zeisel«, *Archiv für die Geschichte der Soziologie in Österreich Newsletter* 6, pp.3.
- ARIÈS Philippe (1975), *Geschichte der Kindheit*, München, Hanser.
- ARLT Ilse (1921), *Die Grundlagen der Fürsorge*, Wien, Schulbücherverlag.
- ARNTZ Gerd (1982), »Otto Neurath, ich und die Bildstatistik«, in: Stadler Friedrich (ed), *Arbeiterbildung in der Zwischenkriegszeit*, Wien, Löcker, pp.31–34.
- ASH Mitchell G (1980a), »Wilhelm Wundt and Oswald Külpe on the institutional status of psychology: an academic controversy in historical context«, in: Bringmann Wolfgang G.; Tweney Ryan D. (ed), *Wundt-Studies*, Toronto, Hogrefe, pp.396–421.
- (1980b), »Wie entstand die Psychologie?«, *Psychologie heute* 7, pp.50–54.
- (1980c), »Academic politics in the history of science: experimental psychology in Germany, 1879–1941«, *Central European History* 13, pp.255–286.
- (1980d), »Experimental psychology before 1914: aspects of an academic identity problem«, *Psychological Research* 42, pp.75–86.
- (1985a), »Ein Institut und eine Zeitschrift: Zur Geschichte des Berliner Psychologischen Instituts und der Zeitschrift »Psychologische Forschung«, in: Graumann Carl Friedrich (ed), *Psychologie im Nationalsozialismus*, Berlin, Springer, pp.113–137.

- (1985b), »Die experimentelle Psychologie an den Deutschsprachigen Universitäten von der Wilhelminischen Zeit bis zum Nationalsozialismus«, in: Ash Mitchell G; Geuter Ulfried (ed), *Geschichte der deutschen Psychologie im 20. Jahrhundert*, Wiesbaden, Verlag für Sozialwissenschaften, pp.45–82.
- (1987), »Psychology and politics in interwar Vienna: The Vienna Psychological Institute, 1922–1942«, in: Ash Mitchell G; Woodward William R. (ed), *Psychology in twentieth-century thought and society*, Cambridge, Cambridge University Press, pp.143–164.
- (1988a), »Die Entwicklung des Wiener Psychologischen Instituts 1922–1938«, in: Eschbach Achim (ed), *Karl Bühler's Theory of Language*, Amsterdam, Benjamins, pp.303–326.
- (1988b), »Österreichische Psychologen in der Emigration: Fragestellungen und Überblick«, in: Stadler Friedrich (ed), *Vertriebene Vernunft II*, Wien, Jugend & Volk, pp.252–267.

BEN-DAVID Joseph, COLLINS Randall (1974), »Soziale Faktoren im Ursprung einer neuen Wissenschaft: Der Fall der Psychologie«, in: Peter Weingart (Hrsg.), *Wissenschaftssoziologie II Determinanten Wissenschaftlicher Entwicklung*, pp.122–152.

BENETKA Gerhard (1989), »Stolpersteine: Anmerkungen zur Karriere von Peter R. Hofstätter«, *Werkblatt 6* (18–19), pp.91–102.

- (1990a), »Psychoanalyse und akademische Psychologie: Siegfried Bernfeld und das Wiener Psychologische Institut«, *Werkblatt 7* (22–23), pp.95–112.
- (1990b), *Zur Geschichte der Institutionalisierung der Psychologie in Österreich*, Wien-Salzburg, Geyer.
- (1992a), »Dienstbare Psychologie«: Besetzungspolitik, Arbeitsschwerpunkte und Studienbedingungen in der »Ostmark«, *Psychologie & Gesellschaftskritik* 16 (61), pp.43–81.
- (1992b), »Psychoanalyse und Psychologie«, in: Fallend Karl; Reichmayr Johannes (ed), *Siegfried Bernfeld oder Die Grenzen der Psychoanalyse*, Frankfurt am Main, Stroemfeld, pp.222–263.
- (1993), »Volksbildung und ›Akademische Psychologie‹ oder: Wie ein relativ unbedeutendes Fach ›populär‹ zu werden versuchte«, *Mitteilungen des Vereins zur Geschichte der Volkshochschulen* 4 (3–4), pp.14–19.

BENETKA Gerhard, KIENREICH Werner (1989a), »Hochschulpsychologie

- in der Ostmark: Das Wiener Psychologische Institut«, in: Fallend Karl; Handlbauer Bernhard; Kienreich Werner (ed), *Der Einmarsch in die Psyche*, Wien, Junius, pp.147–167.
- (1989b), »Der Einmarsch in die akademische Seelenlehre«, in: Heiß Gernot; Matzl Siegfried; Meissl Sebastian; Saurer Edith; Stuhlpfarrer Karl (ed), *Willfähige Wissenschaft*, Wien, Verlag für Gesellschaftskritik, pp.115–132.
- BENETKA Gerhard, BRANDL Gerda (1991), »Wien ist anders«, *Werkblatt* 8 (26), pp.117–126.
- BERNATZIK Hugo A. (1936), *Owa Raha*, Wien, Büchergilde Gutenberg.
- BERNFELD Siegfried (1914), »Ein Archiv für Jugendkultur«, *Zeitschrift für angewandte Psychologie* 8, pp.373–376.
- (1915), *Über den Begriff der Jugend*, Wien, Universität Wien.
  - (1921), »Kinderheim Baumgarten: Bericht über einen ernsthaften Versuch mit neuer Erziehung«, in: Werder Lutz von; Wolff Reinhart (ed), *Siegfried Bernfeld I*, Frankfurt am Main, Ullstein, pp.94–215.
  - (1923), »Über eine typische Form der männlichen Pubertät«, *Imago* 9, pp.169–188.
  - (1927), »Die heutige Psychologie der Pubertät: Zur Kritik ihrer Wissenschaftlichkeit«, *Imago* 13, pp.1–56.
  - (1931a), *Trieb und Tradition im Jugendalter: Kulturpsychologische Studien an Tagebüchern*, Leipzig, Barth.
  - (1931b), »Die Krise der Psychologie und die Psychoanalyse«, *Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse* 17, pp.176–211.
  - (1932a), »Über den Begriff der Deutung in der Psychoanalyse«, in: Kafka Gustav (ed), *Bericht über den XII. Kongress der deutschen Gesellschaft für Psychologie*, Hamburg 1931, Jena, Gustav Fischer, pp.291.
  - (1932b), »Die kommunistische Diskussion um die Psychoanalyse und Reichs »Widerlegung der Todestriebhypothese«, *Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse* 18, pp.352–385.
  - (1934), »Die Gestalttheorie«, *Imago* 20, pp.32–77.
  - (1941), »The facts of observation in psychoanalysis«, *Journal of Psychology* 12, pp.289–305.
  - (1991), *Theorie des Jugendalters: Schriften 1918–1938*, Weinheim, Beltz-Athenäum.

- BEYERL Franz (1926), »Über die Größenauffassung bei Kindern«, *Zeitschrift für Psychologie* 100, pp.344–371.
- BIEGELEISEN Bronyslav (1931), »Berufswünsche der Jugend in Krakau«, in: Lazarsfeld Paul (ed), *Jugend und Beruf*, Jena, G. Fischer, pp.130–139.
- BOCKSCH Hellmut (1927), »Duplizitätstheorie und Farbenkonstanz«, *Zeitschrift für Psychologie* 102, pp.338–449.
- BOCKSCH Hellmut, KRAUSS Stephan (1926), »Bunte Farben in bunter Beleuchtung«, *Zeitschrift für Psychologie* 99, pp.202–220.
- BRENTANO Franz (1874), *Psychologie vom empirischen Standpunkt: Erster Band*, Leipzig, Duncker & Humblot.
- BRODTHAGE Heike, HOFFMAN Sven Olaf (1992), »Die Rezeption der Psychoanalyse in der Psychologie im deutschsprachigen Raum bis 1933«, in: Cremerius Johannes (ed), *Die Rezeption der Psychoanalyse in der Soziologie, Psychologie und Theologie im deutschsprachigen Raum bis 1940*, Frankfurt am Main, Suhrkamp, pp.135–253.
- BRUDER Klaus-Jürgen (1982), *Psychologie ohne Bewußtsein: Die Geburt der behavioristischen Sozialtechnolog*, Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- BRUDER-BEZZEL Almuth (1991), *Die Geschichte der Individualpsychologie*, Frankfurt am Main, Fischer.
- BRUNS Gisela, GRUBITZSCH Siegfried (1992), »Hildegard Hetzer – Pionierin der Entwicklungstestverfahren«, *Psychologie & Gesellschaftskritik* 16 (61), pp.83–95.
- BRUNSWIK Egon (1934), »Flächeninhalt und Volumen als Gegenstände der Wahrnehmung«, in: Brunswik Egon, *Flächeninhalt und Volumen als Gegenstände der Wahrnehmung*, pp.120–123.
- (1929), »Prinzipienfragen der Gestalttheorie«, in: Brunswik Egon (ed), *Beiträge zur Problemgeschichte der Psychologie*, Jena, G. Fischer, pp.78–149.
  - (1930), »Über Farben-, Größen- und Gestaltkonstanz in der Jugend«, in: Volkelt Hans (ed), *Bericht über den XI. Kongreß für experimentelle Psychologie in Wien vom 9.–13. April 1929*, Jena, G. Fischer, pp.52–56.
  - (1932), »Experimente über Kritik: Ein Beitrag zur Entwicklungspsychologie des Denkens«, in: Kafka Gustav (ed), *Bericht über den XII. Kongress der deutschen Gesellschaft für Psychologie*, Hamburg 1931, Jena, Gustav Fischer, pp.300–305.
  - (1933), »Die Zugänglichkeit von Gegenständen für die Wahrnehmung



und deren quantitative Bestimmung«, *Archiv für die gesamte Psychologie* 88, pp.377–418.

- (1934), *Wahrnehmung und Gegenstandswelt: Grundlegung einer Psychologie vom Gegenstand her*, Leipzig, Deuticke.
- (1935), *Experimentelle Psychologie in Demonstrationen*, Wien-New York, Springer.

BRUNSWIK Egon, KINDERMANN Hans (1929), »Eidetik bei taubstummen Jugendliche«, *Zeitschrift für angewandte Psychologie* 34, pp.244–274.

BRUNSWIK Egon, KARDOS Lajos (1929), »Das Duplizitätsprinzipin der Theorie der Farbenwahrnehmung«, *Zeitschrift für Psychologie* III, pp.307–320.

BRUNSWIK Egon, GOLDSCHIEDER Ludwig, PILEK Elise (1932), *Untersuchungen zur Entwicklung des Gedächtnisse: Experimentell-statistische Gegenüberstellung der Entwicklung des sprachlichen und des gegenständlich-anschaulichen Gedächtnisses für einfaches Material, Gestalten und Sinnzusammenhänge bei Knaben und Mädchen von 6–18 Jahre*, Leipzig, Barth.

BRUNSWIK Egon (ed) (1929), *Beiträge zur Problemgeschichte der Psychologie: Festschrift zu Karl Bühler's 50. Geburtstag*, Jena, G. Fischer.

BÜHLER Karl (1907), »Tatsachen und Probleme zu einer Psychologie der Denkvorgänge I.: Über Gedanken«, *Archiv für die gesamte Psychologie* 9, pp.297–365.

- (1908a), »Tatsachen und Probleme zu einer Psychologie der Denkvorgänge III: Über Gedankenerinnerung«, *Archiv für die gesamte Psychologie* 12, pp.24–92.

- (1908b), »Antwort auf die von W. Wundt erhobenen Einwände gegen die Methode der Selbstbeobachtung an experimentell erzeugten Erlebnissen«, *Archiv für die gesamte Psychologie* 12, pp.93–122.

- (1908c), »Tatsachen und Probleme zu einer Psychologie der Denkvorgänge II: Über Gedankenbeziehungen«, *Archiv für die gesamte Psychologie* 12, pp.1–23.

- (1909), »Über das Sprachverständnis vom Standpunkt der Normalpsychologie aus«, in: Schumann Friedrich (ed), *Bericht über den III. Kongress für experimentelle Psychologie*, Frankfurt 22.–25.04.1908, Leipzig, Barth, pp.94–103.

- (1911), »Kinderpsychologie«, in: Vogt Heinrich; Weygandt Wilhelm (ed), *Handbuch der Erforschung und Fürsorge des jugendlichen Schwachsinn* unter

- Berücksichtigung der psychischen Sonderzustände im Jugendalter, Jena, Gustav Fischer, pp.120–194.
- (1912a), »Über die Vergleichung von Raumgestalten«, in: Schumann Friedrich (ed), Bericht über den V. Kongress für experimentelle Psychologie, Berlin, 16.–20.4.1911, Leipzig, Barth, pp.183–185.
  - (1912b), »Ein Verfahren zur Untersuchung des Gedächtnisses für räumliche Beziehungen«, in: Schumann Friedrich (ed), Bericht über den IV. Kongress für experimentelle Psychologie, Innsbruck, 19.–22.4.1910, Leipzig, Barth, pp.252–255.
  - (1913), Die Gestaltwahrnehmungen: Experimentelle Untersuchungen zur psychologischen und ästhetischen Analyse der Raum- und Zeitanschauung, Stuttgart, Spemann.
  - (1918), »Kritische Musterung der neuern Theorien des Satzes«, Indogermanisches Jahrbuch 6, pp.1–20.
- BÜHLER Charlotte (1918a), Das Märchen und die Phantasie des Kindes, Leipzig, Barth.
- (1918b), Über Gedankenentstehung: Experimentelle Untersuchungen zur Denkpsychologie, Leipzig, Barth.
- BÜHLER Karl (1918), Die geistige Entwicklung des Kindes, Jena, G. Fischer.
- (1919), Abriss der geistigen Entwicklung des Kindes, Leipzig, Quelle & Meyer.
- BÜHLER Charlotte (1922a), Tagebuch eines jungen Mädchen, Jena, G. Fischer.
- (1922b), Das Seelenleben des Jugendlichen: Versuch einer Analyse und Theorie der psychischen Pubertät, Frankfurt am Main, Fischer.
- BÜHLER Karl (1923a), »Über den Begriff der sprachlichen Darstellung«, Psychologische Forschung 3, pp.282–294.
- (1923b), »Psychologisches über Kinderzeichnen«, Die Quelle 73, pp.133–137.
  - (1924), »Das Forschungsprogramm des Psychologischen Institutes Wien«, Pädagogisches Jahrbuch 43, pp.72–73.
- BÜHLER Charlotte (1925), Zwei Knabentagebücher: Mit einer Einleitung über Die Bedeutung des Tagebuchs für die Jugendpsychologie, Jena, G. Fischer.
- BÜHLER Karl (1925), »Zur Psychologie der Persönlichkeit«, Pädagogisches Jahrbuch 44, pp.10–22.
- BÜHLER Charlotte (1926), »Pädagogische Eindrücke aus Amerika«, Pädagogisches Jahrbuch 45, pp.76–81.
- BÜHLER Karl (1926a), »Die Instinkte des Menschen«, in: Bühler Karl (ed),

- Bericht über den IX. Kongress für experimentelle Psychologie, München 21.–25. April 1925, Jena, G. Fischer, pp.3–23.
- (1926b), »Die »neue« Psychologie Koffkas«, *Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane* 99, pp.145–159.
  - (1927), *Die Krise der Psychologie*, Leipzig, Barth.
- BÜHLER Charlotte (1927a), »Die ersten sozialen Verhaltensweisen des Kindes«, in: *Eighth International Congress of Psychology*, Groningen 6 to 11 September 1926, Groningen, Noordhoff, pp.240–242.
- (1927b), *Zwei Mädchentagebücher*, Jena, G. Fischer.
  - (1927c), »Die ersten sozialen Verhaltensweisen des Kindes«, in: Bühler Charlotte; Hetzer Hildegard; Tudor-Hart Beatrix (ed), *Soziologische und psychologische Studien über das erste Lebensjahr*, Jena, G. Fischer, pp.1–102.
  - (1928), *Kindheit und Jugend: Genese des Bewusstseins*, Leipzig, Hirzel.
- BÜHLER Karl (1930), »Erlebnis, Benehmen und Werk«, in: Cattell James McKeen (ed), *Proceedings and papers, ninth International Congress of Psychology*, Princeton, N.J., Psychological Review, pp.102–103.
- BÜHLER Charlotte (1930a), »Personality types based on experiments with children«, in: Cattell James McKeen (ed), *Ninth international congress of psychology*, Princeton, N.J., Psychological Review, pp.100–102.
- (1930b), »Spontaneous reactions of children in the first two year«, in: Cattell James McKeen (ed), *Ninth international congress of psychology*, Princeton, N.J., Psychological Review, pp.99–100.
  - (1932), »Sinn und Gestalt: Ergebnisse eines kinderpsychologischen Experimentes«, in: Kafka Gustav (ed), *Bericht über den XII. Kongress der deutschen Gesellschaft für Psychologie*, Hamburg 1931, Jena, Gustav Fischer, pp.56–60.
- BÜHLER Karl (1932), »Sprachpsychologie (Ergebnisprotokoll der von Bühler geleiteten Arbeitsgemeinschaft)«, in: Kafka Gustav (ed), *Bericht über den XII. Kongress der deutschen Gesellschaft für Psychologie*, Hamburg 1931, Jena, Gustav Fischer, pp.461–465.
- BÜHLER Charlotte (1932), *Jugendtagebuch und Lebenslauf: Zwei Mädchentagebücher mit einer Einleitung*, Jena, G. Fischer.
- BÜHLER Karl (1932a), »Eröffnung des XII. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Hamburg am 13. April 1931: Ansprache des Vorsitzenden Prof. Dr. Karl Bühler (Wien)«, in: Kafka Gustav (ed),

- Bericht über den XII. Kongress der deutschen Gesellschaft für Psychologie, Hamburg 1931, Jena, Gustav Fischer, pp.3–6.
- (1932b), »Das Ganze der Sprachtheorie, ihr Aufbau und ihre Teile«, in: Kafka Gustav (ed), Bericht über den XII. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Hamburg vom 12.–16. April 1931, Jena, Gustav Fischer, pp.95–121.
- BÜHLER Charlotte (1932), »Der menschliche Lebenslauf als psychologisches Problem«, in: Kafka Gustav (ed), Bericht über den XII. Kongress der deutschen Gesellschaft für Psychologie, Hamburg 1931, Jena, Gustav Fischer, pp.305–312.
- BÜHLER Karl (1933), *Ausdrucks-theorie: Das System an der Geschichte aufgezeigt*, Jena, Gustav Fischer.
- BÜHLER Charlotte (1933), *Der menschliche Lebenslauf als psychologisches Problem*, Leipzig, Hirzel.
- (1934), *Drei Generationen im Jugendtagebuch*, Jena, G. Fischer.
- BÜHLER Karl (1934), *Sprachtheorie: Die Darstellungsfunktion der Sprache*, Jena, G. Fischer.
- BÜHLER Charlotte (1935), »Das Wiener Psychologische Institut«, *Pädagogischer Führer* 85, pp.96–98.
- (1965), »Die Wiener Psychologische Schule in der Emigration«, *Psychologische Rundschau* 16, pp.187–196.
  - (1972), »Selbstdarstellung«, in: Pongratz Ludwig, Traxel Werner, Wehner Ernst (ed), *Psychologie in Selbstdarstellungen*, Bd. 1, Bern, Huber, pp.9–42.
  - (1984), »Karl Bühler: Eine biographische Skizze«, in: Eschbach Achim (ed), *Bühler-Studien Band 1*, Frankfurt am Main, Suhrkamp, pp.25–30.
- BÜHLER Johannes-Christoph von (1990), *Die gesellschaftliche Konstruktion des Jugendalters: Zur Entstehung der Jugendforschung am Beginn des 20. Jahrhunderts*, Weinheim, Deutscher Studienverlag.
- BÜHLER Charlotte, HETZER Hildegard (1927), »Inventar der Verhaltensweisen des ersten Lebensjahre«, in: Bühler Charlotte; Hetzer Hildegard; Tudor-Hart Beatrix (ed), *Soziologische und psychologische Studien über das erste Lebensjahr*, Jena, G. Fischer, pp.125–250.
- (1929), »Zur Geschichte der Kinderpsychologie«, in: Brunswik Egon (ed), *Beiträge zur Problemgeschichte der Psychologie*, Jena, G. Fischer, pp.204–224.

- (1932), *Kleinkindertests: Entwicklungstests für das erste bis sechste Lebensjahr*, Leipzig, Hirzel.
- BÜHLER Charlotte, BAAR Edeltrud, SCHENK-DANZINGER Charlotte, FALK Gertrud, GEDEON Sophie, HORTNER Gertrud (1937), *Kind und Familie*, Jena, G. Fischer.
- BÜHLER Karl (ed) (1922a), *Bericht über den VII. Kongress für experimentelle Psychologie in Marburg, vom 20.–23. April 1921*, Jena, G. Fischer.
- (1922b), *Handbuch der Psychologie. Erster Teil: Die Struktur der Wahrnehmungen. I. Heft. Die Erscheinungsweisen der Farben*, Jena, G. Fischer.
- BÜHLER Charlotte, HETZER Hildegard, TUDOR-HART Beatrix (eds) (1927), *Soziologische und psychologische Studien über das erste Lebensjahr*, Jena, G. Fischer.
- BURGHARDT Gordon M. (1978), »Die Geschichte der Tierpsychologie mit besonderer Berücksichtigung von England und Amerika«, in: Stamm Roger Alfred; Zeier Hans (ed), *Die Psychologie des 20. Jahrhunderts VI*, Zürich, Kindler, pp.20–28.
- BURGSTALLER Sigrid (1992), *Die Geschichte der Heerespsychologie in Österreich*, Wien, Universität Wien.
- BÜRMANN Ilse, HERWARTZ-EMDEN Leonie (1993), »Charlotte Bühler: Leben und Werk einer selbstbewußten Wissenschaftlerin des 20. Jahrhunderts«, *Psychologische Rundschau* 44, pp.205–225.
- CAMHY Daniela G (1984), »Sematologie als Grundlagenwissenschaft«, in: Eschbach Achim (ed), *Bühler-Studien Band I*, Frankfurt am Main, Suhrkamp, pp.98–114.
- COLEMAN James S. (1981), »Paul F. Lazarsfeld: Inhalt und Wirkung seines Werke«, in: Lepsius M. Rainer (ed), *Soziologie in Deutschland und Österreich 1918–1945*, Opladen, Westdeutscher Verlag, pp.404–413.
- COSER Lewis (1984), *Refugee scholars in America: their impact and their experiences*, New Haven, Yale University Press.
- DEICHMANN Hans (1988), *Leben mit provisorischer Genehmigung: Leben, Werk und Exil von Dr. Eugenie Schwarzwald*, Berlin, Guthmann-Peterson.
- DIENER Karl (1923), »Bericht über das Studienjahr 1922/23«, in: Universität Wien, *Die Feierliche Inauguration des Rektors der Wiener Universität für das Studienjahr 1924/25*.
- DIETRICH Günter (1992), *Psychologie an der Universität Wien 1938–1945: Bei-*

- träge zur Sozialgeschichte der Psychologie in Österreich, Wien, Universität Wien.
- DILTHEY Wilhelm (1974), »Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie«, in: Dilthey Wilhelm, *Die geistige Welt*, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, pp.139–240.
- DORSCH Friedrich (1963), *Geschichte und Probleme der angewandten Psychologie*, Bern, Huber.
- DUDEK Peter (1988), »Der ›Kongreß für Kinderforschung und Jugendfürsorge‹ 1906 und sein Ambiente«, *Empirische Pädagogik* 2, pp.139–148.
- (1990), *Jugend als Objekt der Wissenschaften: Geschichte der Jugendforschung in Deutschland und Österreich 1890–1933*, Opladen, Westdeutscher Verlag.
- DURFEE Hildegard, WOLF Käthe (1934), »Anstaltspflege und Entwicklung im 1. Lebensjahr«, *Zeitschrift für Kinderforschung* 42, pp.273–320.
- DVORAK Johann (1981), *Edgar Zilsel und die Einheit der Erkenntnis*, Wien, Löcker.
- EBBINGHAUS Hermann (1885), *Über das Gedächtnis*, Berlin, Duncker & Humblot.
- (1896), »Über erklärende und beschreibende Psychologie«, *Zeitschrift für Psychologie* 9, pp.161–205.
- EHRENFELS Christian von (1960a), »Über Gestaltqualitäten«, in: Weinhandl Ferdinand (ed), *Gestalthaftes Sehen. Ergebnisse und Aufgaben der Morphologie*, Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, pp.61–63.
- (1960b), »Über »Gestaltqualitäten««, in: Weinhandl Ferdinand (ed), *Gestalthaftes Sehen. Ergebnisse und Aufgaben der Morphologie*, Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, pp.11–43.
- EISSLER Kurt (1933), »Die Gestaltkonstanz der Sehdinge bei Variation der Objekte und ihrer Einwirkungsweise auf den Wahrnehmenden«, *Archiv für die gesamte Psychologie* 88, pp.487–550.
- EKSTEIN Rudolf (1966), »Karl Bühler and psychoanalysis«, *Journal of general psychology* 75 (2), pp.204–212.
- EKSTEIN Rudolf, FALLEND Karl, REICHMAYR Johannes (1988), »›Too late to start life afresh‹: Siegfried Bernfeld auf dem Weg ins Exil«, in: Stadler Friedrich (ed), *Vertriebene Vernunft II*, Wien, Jugend & Volk, pp.230–241.
- ELIAS Norbert (1976), *Über den Prozeß der Zivilisation: Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*, Frankfurt am Main, Suhrkamp.

- ELLIGER Tilman J. (1986), *S. Freud und die akademische Psychologie: Ein Beitrag zur Rezeptionsgeschichte der Psychoanalyse in der deutschen Psychologie (1895–1945)*, Weinheim, Deutscher Studienverlag.
- ESCHBACH Achim (1983), »Einige kritische Notizen zur neuesten Bühler-Forschung«, *Historiographia Linguistica* 10, pp.149–158.
- (1984), »Einleitung«, in: Eschbach Achim (ed), *Bühler-Studien Band 1*, Frankfurt am Main, Suhrkamp, pp.9–24.
  - (1985), »Karl Bühler: Bericht über sein Wirken an der Universität Wien 1922–1938«, in: Albert Dietrich (ed), *Bericht über den 34. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Wien 198*, Göttingen, Hogrefe & Huber, pp.80–88.
  - (1988a), »Karl Bühler und Ludwig Wittgenstein«, in: Eschbach Achim (ed), *Karl Bühler's Theory of Language*, Amsterdam, Benjamins, pp.385–406.
  - (1988b), »Karl und Charlotte Bühler: Leben und Werk«, *Zeitschrift für Sozialpsychologie und Gruppendynamik* 13 (2), pp.8–21.
- ESCHBACH Achim, WILLENBERG Gabi (1987), »Karl Böhlers neue Philosophie der Psychologie«, *Conceptus* 21 (53–54), pp.103–114.
- (1988), »Karl Bühler«, in: Stadler Friedrich (ed), *Vertriebene Vernunft II*, Wien, Jugend & Volk, pp.297–305.
  - (1990), »Karl Bühler über Aphasieforschung«, *Zeitschrift für Sozialpsychologie und Gruppendynamik* 15 (1), pp.5–24.
- ESCHBACH Achim (ed) (1984a), *Bühler-Studien Band 1*, Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- (1984b), *Bühler-Studien 2*, Frankfurt am Main, Suhrkamp.
  - (1988), *Karl Bühler's Theory of Language: Proceedings of the Conference Held at Kirchberg, August 26, 1984 and Essen, November 21–24 1984*, Amsterdam, Benjamins.
- FADRUS Viktor (1923), »Das Pädagogische Institut der Stadt Wien«, *Schulreform* 2, pp.45–65.
- (1959), »Professor Dr. Karl Böhlers Wirken an der Universität Wien im Dienste der Lehrerbildung, Lehrerfortbildung und der Neugestaltung des österreichischen Schulwesens«, *Wiener Zeitschrift für Philosophie, Psychologie, Pädagogie* 7, pp.3–25.
- FALLEND Karl (1988), *Wilhelm Reich in Wien: Psychoanalyse und Politik*, Wien-Salzburg, Geyer.

- (1992), »Von der Jugendbewegung zur Psychoanalyse«, in: Fallend Karl; Reichmayr Johannes (ed), *Siegfried Bernfeld oder Die Grenzen der Psychoanalyse*, Frankfurt am Main, Stroemfeld, pp.48–68.
- FALLEND Karl, KIENREICH Werner (eds) (1986), *Zur Geschichte der Psychoanalyse*, Salzburg, Umbruch.
- FALLEND Karl, REICHMAYR Johannes (eds) (1992), *Siegfried Bernfeld oder Die Grenzen der Psychoanalyse: Materialien zu Leben und Werk*, Frankfurt am Main, Stroemfeld.
- FIEANDT Kai von (1936), »Dressurversuche an der Farbwahrnehmung«, *Archiv für die gesamte Psychologie* 96, pp.467–495.
- (1986), »Wien 1935: Augenzeuge bei Egon Brunswik und Karl Bühler«, in: Gimpl Georg (ed), *Weder – Noch*, Helsinki, Deutsche Bibliothek, pp.277–286.
- FINE Ruben (1979), *A history of psychoanalysis*, New York, Columbia University Press.
- FISCHER Kurt Rudolf (1988), »Egon Brunswik und Else Frenkel-Brunswik«, in: Stadler Friedrich (ed), *Vertriebene Vernunft II*, Wien, Jugend & Volk, pp.306–316.
- FISCHER Marina, STRASSER Hermann (1973), *Selbstbestimmung und Fremdbestimmung der österreichischen Universitäten*, Wien, Institut für Höhere Studien und Wissenschaftliche Forschung.
- FISCHL Hans (1929), *Wesen und Werden der Schulreform in Österreich*, Wien-Leipzig, Deutscher Verlag für Jugend und Volk.
- FLACH Auguste, DUSSIK Karl Theodor (1935), *Bericht über die Tätigkeit der seminarischen Arbeitsgemeinschaft zwischen der Wiener psychologischen Schule (Führung Professor Dr. Karl Bühler) und der Wiener psychiatrisch-hirnpathologischen Schule (Führung Professor Dr. Otto Pötzl) im Win*, Wien, Perles.
- FLECK Christian (1987), »Rückkehr unerwünscht: Der Weg der österreichischen Sozialforschung ins Exil«, in: Stadler Friedrich (ed), *Vertriebene Vernunft I*, Wien, Jugend & Volk, pp.182–213.
- (1988a), »Marie Jahoda«, in: Stadler Friedrich (ed), *Vertriebene Vernunft II*, Wien, Jugend & Volk, pp.345–359.
- (1988b), »Einleitende Bemerkungen zur Emigration von Soziologen und Sozialforschern aus Österreich«, in: Stadler Friedrich (ed), *Vertriebene Vernunft II*, Wien, Jugend & Volk, pp.319–323.



- (1989), »Zwei unbekannte Aufsätze von Paul F. Lazarsfeld«, *Archiv für die Geschichte der Soziologie in Österreich Newsletter* 2, pp.3–4.
  - (1990a), »Zur Einführung. Politische Emigration und sozialwissenschaftlicher Wissenschaftstransfer: Am Beispiel Marie Jahoda«, in: Jahoda Marie, *Arbeitslose bei der Arbeit*, Frankfurt am Main-New York, Campus, pp.vii–lxxii.
  - (1990b), *Rund um »Marienthal«: Von den Anfängen der Soziologie in Österreich bis zu ihrer Vertreibung*, Wien, Verlag für Gesellschaftskritik.
  - (1990c), »Vor dem Urlaub: Zur intellektuellen Biographie der Wiener Jahre Paul F. Lazarsfeld«, in: Langenbucher Wolfgang R. (ed), Paul F. Lazarsfeld, München, Ölschläger, pp.49–74.
- FLEMING Donald, BAILYN Bernard (eds) (1969), *The intellectual migration: Europe and America, 1930–1960*, Cambridge, MA, Harvard University Press.
- FLUGEL J. C. (1957), *Probleme und Ergebnisse der Psychologie*, Stuttgart, Klett-Cotta.
- FOUCAULT Michel (1977), *Überwachen und Strafen*, Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- FRANK M., HETZER Hildegard (1931), »Berufswünsche 3–10jähriger Kinder«, in: Lazarsfeld Paul (ed), *Jugend und Beruf*, Jena, G. Fischer, pp.88–100.
- FREUD Sigmund (1942), *Die Traumdeutung*, Frankfurt am Main, Fischer.
- (1960), *Briefe 1873–1939*, Frankfurt am Main, Fischer.
- FUCHS Hedwig (1927), »Die Sprache des Jugendlichen im Tagebuch«, *Zeitschrift für angewandte Psychologie* 29, pp.74–120.
- GARFUNKEL Brigitta (1929), »Eidetik bei Hilfsschülern«, *Zeitschrift für angewandte Psychologie* 34, pp.304–357.
- GEUTER Ulfried (1979), »Der 13. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie 1933«, *Psychologie & Gesellschaftskritik* 3 (12), pp.6–25.
- (1981a), »Psychotechnik«, in: Rexilius Günter; Grubitzsch Siegfried (ed), *Handbuch psychologischer Grundbegriffe*, Hamburg, Rowohlt, pp.869–873.
  - (1981b), »Psychologiegeschichte«, in: Rexilius Günter; Grubitzsch Siegfried (ed), *Handbuch psychologischer Grundbegriffe*, Hamburg, Rowohlt, pp.824–838.

- (1984a), »Gleichschaltung« von oben? Universitätspolitische Strategien und Verhaltensweisen in der Psychologie während des Nationalsozialismus«, *Psychologische Rundschau* 35, pp.198–213.
  - (1984b), *Die Professionalisierung der deutschen Psychologie im Nationalsozialismus*, Frankfurt am Main, Suhrkamp.
  - (1985a), »Nationalsozialistische Ideologie und Psychologie«, in: Ash Mitchell G; Geuter Ulfried (ed), *Geschichte der deutschen Psychologie im 20. Jahrhundert*, Wiesbaden, Verlag für Sozialwissenschaften, pp.172–200.
  - (1985b), »Das Ganze und die Gemeinschaft: Wissenschaftliches und politisches Denken in der Ganzheitspsychologie Felix Kruegers«, in: Graumann Carl Friedrich (ed), *Psychologie im Nationalsozialismus*, Berlin, Springer, pp.55–87.
  - (1986), »Zeit der Krisen: Die Jugend in der deutschen Literatur um 1900«, in: Jüttemann Gerd (ed), *Die Geschichtlichkeit des Seelischen*, Weinheim, Beltz-Athenäum, pp.209–236.
  - (1989), »Psychologie im nationalsozialistischen Deutschland«, in: Fallend Karl; Handlbauer Bernhard; Kienreich Werner (ed), *Der Einmarsch in die Psyche*, Wien, Junius, pp.125–145.
  - (1990a), »Mitgliederverluste in der Deutschen Gesellschaft für Psychologie 1928 bis 1932: Ausdruck des Protestes von Experimentalpsychologen oder der Verselbständigung der Disziplin?«, *Psychologische Rundschau* 41, pp.144–154.
  - (1990b), »Plausibilität und Empirie: Erwiderung auf Werner Traxe«, *Psychologische Rundschau* 41, pp.171–172.
- GEUTER Ulfried (ed) (1986), *Daten zur Geschichte der deutschen Psychologie I: Psychologische Institute, Fachgesellschaften, Fachzeitschriften und Serien, Biographien, Emigranten 1879–1945*, Göttingen, Hogrefe & Huber.
- (1987), *Daten zur Geschichte der deutschen Psychologie II: Psychologische Dissertationen 1885–1967*, Göttingen, Hogrefe & Huber.
- GILLIS John (1980), *Geschichte der Jugend*, Weinheim, Beltz-Athenäum.
- GINDL Irmgard, HETZER Hildegard, STURM Martha (1937), »Unangemessenheit der Anstalt als Lebensraum für das Kleinkind«, *Zeitschrift für angewandte Psychologie* 52, pp.310–358.
- GINZBERG Eli, BERGMANN Martin (1967), »John L. Herma«, *Psychoanalytic Review* 53, pp.672–677.

- GLASER Ernst (1981), *Im Umfeld des Austromarxismus: Ein Beitrag zur Geistesgeschichte des österreichischen Sozialismus*, Wien, Europaverlag.
- GLÖCKEL Otto (1939), *Selbstbiographie: Sein Lebenswerk: Die Wiener Schulreform*, Zürich, Genossenschaftsdruckerei Zürich.
- (1925–1932), *Die Wirksamkeit des Stadtschulrates für Wien während des Studienjahres*, Wien, Selbstverlag des Stadtschulrates.
- GOLLER Peter (1989), *Die Lehrkanzeln für Philosophie an der Philosophischen Fakultät der Universität Innsbruck*, Innsbruck, Wagner.
- GÖTZ Christian, PANKRATZ Thomas (n/a), »Edgar Zilsels Wirken und Einfluß im Rahmen der Volksbildung und Lehrerbildung« (Manuscript).
- GRAF-NOLD Angela (1988), *Der Fall Hermine Hug-Hellmuth: Eine Geschichte der frühen Kinder-Psychoanalyse*, München, Verlag Internationale Psychoanalyse.
- (1989), »Das Tagebuch eines halbwüchsigen Mädchens«: Tagebuch, Frauenbild und Frauenschicksal der ersten Freudschen Psychoanalytikerin Hermine von Hug-Hellmuth (1871–1924)«, in: Camenzind Elisabeth; Steinen Ulfa von den (ed), *Frauen verlassen die Couch*, Zürich, Kreuz, pp.103–127.
- GRAUMANN Carl Friedrich (1988), »Aspektmodell und Organonmodell: Die Problematik des Verhältnisses zwischen Sprachwissenschaft und Psychologie bei Karl Bühler«, in: Eschbach Achim (ed), *Karl Bühler's Theory of Language*, Amsterdam, Benjamins, pp.107–124.
- GRUBITZSCH Siegfried (1981), »Testpsychologie«, in: Rexilius Günter; Grubitzsch Siegfried (ed), *Handbuch psychologischer Grundbegriffe*, Hamburg, Rowohlt, pp.1091–1109.
- GRUBITZSCH Siegfried, REXILIUS Günter (1978), *Testtheorie und Testpraxis: Voraussetzungen, Verfahren, Formen und Anwendungsmöglichkeiten psychologischer Tests im kritischen Überblick*, Hamburg, Rowohlt.
- GSTETTNER Peter (1981), *Die Eroberung des Kindes durch die Wissenschaft*, Hamburg, Rowohlt.
- HALLER Rudolf, STADLER Friedrich (eds) (1988), *Ernst Mach: Werk und Wirkung*, Wien, Holder-Pichler-Tempsky.
- HANDBAUER Bernhard (1984), *Die Entstehungsgeschichte der Individualpsychologie Alfred Adlers*, Wien-Salzburg, Geyer.
- HARTMANN Heinz, PAPPENHEIM Martin, STRANSKY Erwin (eds) (1931),

- I. Internationale Tagung für angewandte Psychopathologie und Psychologie, Berlin, Karger.
- HAUTMANN Hans, KROFF Rudolf (1978), *Die österreichische Arbeiterbewegung vom Vormärz bis 1945*, Wien, Europa Verlag.
- HEIDER Fritz (1927), »Ding und Medium: Symposion«, *Philosophische Zeitschrift für Forschung und Aussprache* I, pp.109–157.
- (1930), »Die Leistung des Wahrnehmungssystems«, *Zeitschrift für Psychologie* 114, pp.371–394.
- (1984), *Das Leben eines Psychologen: Eine Autobiographie*, Bern, Huber.
- HEINDL-LANGER Waltraud, TICHY Marina (eds) (1990), *Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück: Frauen an der Universität Wien (ab 1897)*, Wien, WUV-Universitätsverlag.
- HEIS Gernot (1993), »... wirkliche Möglichkeiten für eine nationalsozialistische Philosophie?: Die Reorganisation der Philosophie (Psychologie und Pädagogik) in Wien 1938–1940«, in: Fischer Kurt Rudolf; Wimmer Franz Martin (ed), *Der geistige Anschluß*, Wien, WUV-Universitätsverlag, pp.130–169.
- HELLMAN Ilse (1990), *From war babies to grandmothers: Forty-eight years in psychoanalysis*, London, Karnac.
- HENTIG Hartmut von (1975), »Vorwort«, in: Ariès Philippe, *Geschichte der Kindheit*, München, Hanser.
- HERRMANN Ulrich (1985), »Die Jugendkulturbewegung: Der Kampf um die höhere Schule«, in: Koebner Thomas; Janz Rolf-Peter; Trommler Frank (ed), *»Mit uns zieht die neue Zeit«*, Frankfurt am Main, Suhrkamp, pp.224–244.
- HERZOG Herta (1933), »Stimme und Persönlichkeit«, *Zeitschrift für Psychologie* 130, pp.300–369.
- HETZER Hildegard (1926), *Der Einfluß der negativen Phase auf soziales Verhalten und literarische Produktion pubertierender Mädchen*, Jena, G. Fischer.
- (1929), *Kindheit und Armut: Psychologische Methoden in Armutsforschung und Armutsbekämpfung*, Leipzig, Hirzel.
- (1930), »Spontaneität im Experiment bei Kindern«, in: Volkelt Hans (ed), *Bericht über den XI. Kongreß für experimentelle Psychologie in Wien vom 9.–13. April 1929*, Jena, G. Fischer, pp.84–90.
- (1931), »Der Einfluß von Begabung und sozialem Milieu auf die Zukunfts-

- wünsche junger Mädchen», in: Lazarsfeld Paul (ed), *Jugend und Beruf*, Jena, G. Fischer, pp.140–156.
- (1982), »Kinder- und jugendpsychologische Forschung im Wiener Psychologischen Institut von 1922–1938«, *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie* 14, pp.175–224.
  - (1988a), »Karl Bühlers Anteil an der kinder- und jugendpsychologischen Forschung im Wiener Institut«, in: Eschbach Achim (ed), *Karl Bühler's Theory of Language*, Amsterdam, Benjamins, pp.17–32.
  - (1988b), *Eine Psychologie, die dem Menschen nützt: Mein Weg von Wien nach Gießen*, Göttingen, Hogrefe & Huber.
- HETZER Hildegard, LÖW-BEER Helene (1930), »Die Beziehung der Pflegemutter zu dem Pflegekind«, in: Schenk-Danzinger Charlotte; Hetzer Hildegard; Löw-Beer Helene, *Pflegemutter und Pflegekind*, Leipzig, Hirzel, pp.4–100.
- HILBERT David (1918), »Axiomatisches Denken«, *Mathematische Annalen* 78, pp.405–415.
- HILDEBRANDT Helmut (1985), »Zu einigen Entwicklungstendenzen der Betriebspsychologie in der Weimarer Republik«, *Psychologie & Gesellschaftskritik* 9 (33–34), pp.75–105.
- HINRICHS Peter (1977), *Die Entstehung der industriellen Psychotechnik in Deutschland: Humanisierung der Arbeit oder Menschenökonomie?*, Hamburg, Argument.
- (1981), *Um die Seele des Arbeiters: Arbeitspsychologie, Industrie- und Betriebssoziologie in Deutschland 1871–1945*, Köln, Pahl-Rugenstein.
- HÖFER Renate (1993), *Die Hiobsbotschaft C. G. Jungs: Folgen sexuellen Mißbrauchs*, Springe, zu Klampen.
- HÖFLER Alois (1897), *Psychologie*, Wien, Tempsky.
- (1918), *Das Ganze der Schulreform in Österreich*, Leipzig, Haase.
- HOLADAY Beverley E. (1933), »Die Größenkonstanz der Sehdinge bei Variation der inneren und äußeren Wahrnehmungsbedingungen«, *Archiv für die gesamte Psychologie* 88, pp.418–486.
- HOLZKAMP Klaus (1972), »Verborgene anthropologische Voraussetzungen der allgemeinen Psychologie«, in: Holzkamp Klaus, *Kritische Psychologie*, Frankfurt am Main, Fischer, pp.35–73.
- (1980), »Zu Wundts Kritik an der experimentellen Erforschung des

- Denkens«, *Forum Kritische Psychologie* 6, pp.156–165.
- (1983), *Grundlegung der Psychologie*, Frankfurt am Main, Campus.
- HORKHEIMER Max (ed) (1936), *Studien über Autorität und Familie*, Paris, Alcan.
- HÖRSTER Reinhard, MÜLLER Burghard (1992), *Jugend, Erziehung und Psychoanalyse: Zur Sozialpädagogik Siegfried Bernfeld*, Neuwied am Rhein, Luchterhand.
- HUBER Wolfgang (1977), *Psychoanalyse in Österreich seit 1933*, Wien-Salzburg, Geyer.
- (1980), »Die erste Kinderanalytikerin«, in: Schindler Sepp (ed), *Festschrift für Caruso*, Salzburg, Verband der wissenschaftlichen Gesellschaft Österreichs, pp.125–134.
- HUG-HELLMUTH Hermine (1919), *Tagebuch eines halbwüchsigen Mädchens (Von 11 bis 14 1/2 Jahren)*, Leipzig-Wien-Zürich, Internationaler psychoanalytischer Verlag.
- INGENKAMP Karlheinz (1987), »Das Institut des Leipziger Lehrervereins 1906–1933 und seine Bedeutung für die Empirische Pädagogik«, *Empirische Pädagogik* 1, pp.60–70.
- JAEGER Siegfried (1985), »Zur Herausbildung von Praxisfeldern der Psychologie bis 1933«, in: Ash Mitchell G; Geuter Ulfried (ed), *Geschichte der deutschen Psychologie im 20. Jahrhundert*, Wiesbaden, Verlag für Sozialwissenschaften, pp.83–112.
- JAEGER Siegfried, STAEUBLE Irmgard (1978), *Die gesellschaftliche Genese der Psychologie*, Frankfurt am Main, Campus.
- (1981), »Die Psychotechnik und ihre gesellschaftlichen Entwicklungsbedingungen«, in: Stoll François (ed), *Die Psychologie des 20. Jahrhundert* 13, Zürich, Kindler, pp.53–95.
- JAHODA Marie (1927a), »Arbeitsfreude, Kapitalismus, Arbeiterbewegung«, *Arbeit und Wirtschaft* 5, pp.317–319.
- (1927b), »Berufsprobleme in individualpsychologischer Beleuchtung«, *Sozialistische Erziehung* 7, pp.274–275.
  - (1928), »Kathederkapitalismus«, *Arbeit und Wirtschaft* 6, pp.501–504.
  - (1936), »Autorität und Erziehung in der Familie, Schule und Jugendbewegung in Österreich«, in: Horkheimer Max (ed), *Studien über Autorität und Familie*, Paris, Alcan, pp.706–725.
  - (1979a), »PFL: Hedgehog or fox?«, in: Merton Robert; Coleman James

- S.; Rossi Peter H. (ed), *Qualitative and quantitative social research*, New York, Free Press, pp.3–19.
- (1979b), »Ich habe die Welt nicht verändert«: Gespräch mit Marie Jahoda«, in: Greffrath Mathias (ed), *Zerstörung einer Zukunft*, Hamburg, Rowohlt, pp.103–144.
  - (1981), »Aus den Anfängen der sozialwissenschaftlichen Forschung in Österreich«, *Zeitgeschichte* 8 (4), pp.133–141.
  - (1983a), »Für mich ist mein Judentum erst mit Hitler eine wirkliche Identifikation geworden«, *Ästhetik und Kommunikation* 14 (51), pp.71–89.
  - (1983b), »Gespräch mit Marie Jahoda«, in: Kreuzer Franz (ed), *Des Menschen hohe Braut*, Wien, Deuticke, pp.7–33.
- JAHODA Marie, ZEISEL Hans (1933), *Die Arbeitslosen von Marienthal: Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langdauernder Arbeitslosigkeit*, Leipzig, Hirzel.
- JERUSALEM Wilhelm (1888), *Lehrbuch der empirischen Psychologie für Gymnasien und höhere Lehranstalten*, Wien, Pichler.
- JOHNSTON William (1974), *Österreichische Kultur- und Geistesgeschichte: Gesellschaft und Ideen im Donauraum*, Wien, Böhlau.
- JUNGSMANN Fritz (1936), »Autorität und Sexualmoral in der freien bürgerlichen Jugendbewegung«, in: Horkheimer Max (ed), *Studien über Autorität und Familie*, Paris, Alcan, pp.669–705.
- KAMMEL Willibald (1914–1918), *Das pädagogisch-psychologische Laboratorium an der nieder-österreichischen Landes-Lehrerakademie in Wien*, Wien, Kammel.
- KAMP Rudolf (1984), »Axiomatische Leitfäden statt dogmatische Gängelbänder: Karl Bühlers Beitrag zur Wissenschaftstheorie der Einzelwissenschaften«, in: Eschbach Achim (ed), *Bühler-Studien Band 1*, Frankfurt am Main, Suhrkamp, pp.40–97.
- KARDOS Lajos (1928), »Dingfarbenwahrnehmung und Duplizitätstheorie«, *Zeitschrift für Psychologie* 108, pp.240–314.
- (1930), »Besondere Fälle des Farbensehens und das Duplizitätsprinzip«, in: Volkelt Hans (ed), *Bericht über den XI. Kongreß für experimentelle Psychologie in Wien vom 9.–13. April 1929*, Jena, G. Fischer, pp.95–98.
  - (1984), »Erinnerungen an Karl Bühler«, in: Eschbach Achim (ed), *Bühler-Studien Band 1*, Frankfurt am Main, Suhrkamp, pp.31–39.
  - (1988), »Bühlers »mißlungene« Theorie der Farbenkonstanz«, in:

- Eschbach Achim (ed), *Karl Bühler's Theory of Language*, Amsterdam, Benjamins, pp.33–44.
- KATZ David (1911), *Die Erscheinungsweisen der Farben und ihre Beeinflussung durch die individuelle Erfahrung*, Leipzig, Barth.
- KERN Horst (1982), *Empirische Sozialforschung: Ursprünge, Ansätze, Entwicklungslinien*, München, Beck.
- KLIMPFINGER Sylvia (1933a), »Die Entwicklung der Gestaltkonstanz vom Kind zum Erwachsenen«, *Archiv für die gesamte Psychologie* 88, pp.599–628.
- (1933b), »Über den Einfluß von intentionaler Einstellung und Übung auf die Gestaltkonstanz«, *Archiv für die gesamte Psychologie* 88, pp.551–598.
- KNOLL Reinhold, MAJCE Gerhard, WEISS Hilde, WIESER Georg (1981), »Der österreichische Beitrag zur Soziologie von der Jahrhundertwende bis 1938«, in: Lepsius M. Rainer (ed), *Soziologie in Deutschland und Österreich 1918–1945*, Opladen, Westdeutscher Verlag, pp.59–101.
- KOEBNER Thomas, JANZ Rolf-Peter, TROMMLER Frank (eds) (1985), »Mit uns zieht die neue Zeit«: Der Mythos der Jugend, Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- KOFFKA Kurt (1921), *Die Grundlagen der psychischen Entwicklung*, Osterwieck, Zickfeldt.
- (1925), »Psychologie«, in: Dessoir Max (ed), *Lehrbuch der Philosophie II*, Berlin, Ullstein.
- KÖHLER Wolfgang (1920), *Die physischen Gestalten in Ruhe und im stationären Zustand*, Braunschweig, Vieweg.
- KÖHLER Elsa, HAMBERG Ingeborg, REININGER Karl (1931), *Zur Psychologie und Pädagogik der geistigen Arbeit*, Berlin, Herbig.
- KÖNIG René (1984), *Leben im Widerspruch: Versuch einer intellektuellen Biographie*, Frankfurt am Main, Ullstein.
- KOROTIN Ilse (1992), »"...vorbehaltlich eines jederzeit zulässigen Widerrufs genehmigt": Philosophinnen an der Wiener Universität bis 1938«, *Mitteilungen des Instituts für Wissenschaft und Kunst* 47, pp.25–33.
- KRAFFELD Franz Josef (1984), *Geschichte der Jugendarbeit: Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Weinheim, Beltz-Athenäum.
- KROH Oswald (1941), »Ein bedeutender Fortschritt in der deutschen



- Psychologie: Werden und Absicht der neuen Prüfungsordnung«, *Zeitschrift für Psychologie* 151, pp.1–32.
- KRUG Josef (1926), »Kritische Bemerkungen zu dem ›Tagebuch eines halbwüchsigen Mädchens‹«, *Zeitschrift für angewandte Psychologie* 27, pp.370–381.
- KUHN Thomas S (1967), *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- KULESSA Hanne (1987), *Tagebuch eines halbwüchsigen Mädchens*, Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- LAERMANN Klaus (1985), »Der Skandal um den Anfang: Ein Versuch jugendlicher Gegenöffentlichkeit im Kaiserreich«, in: Koebner Thomas; Janz Rolf-Peter; Trommler Frank (ed), »Mit uns zieht die neue Zeit«, Frankfurt am Main, Suhrkamp, pp.360–379.
- LAZARSFELD Paul (1927a), »DINTA«, *Arbeit und Wirtschaft* 5, pp.437–440.
- (1927b), »Marxismus und Individualpsychologie«, *Sozialistische Erziehung* 7, pp.98–101.
  - (1927c), »Die Ergebnisse der de Man Debatte«, *Arbeit und Wirtschaft* 5, pp.684–690.
  - (1927d), »Die Psychologie in Hendrik de Mans Marxkritik«, *Der Kampf* 20, pp.270–275.
  - (1928), »Zur Normierung entwicklungspsychologischer Daten«, *Zeitschrift für Psychologie* 107, pp.237–253.
  - (1929a), »Die Bedeutung der normalen Verteilungskurve für die Leistungsmessung«, *Psychotechnische Zeitschrift* 4, pp.104–107.
  - (1929b), *Statistisches Praktikum für Psychologen und Lehrer*, Jena, G. Fischer.
  - (1929c), »Körperliche und geistige Entwicklung«, *Die Quelle* 79, pp.803–809.
  - (1929d), »Hinter den Kulissen der Schule«, in: Lazarsfeld Sofie (ed), *Technik der Erziehung*, Leipzig, Hirzel, pp.94–104.
  - (1929e), »Der Anwendungsbereich des Ruppschen Koeffizienten«, *Psychotechnische Zeitschrift* 4, pp.9–15.
  - (1930), »Die Bedeutung der normalen Verteilungskurve für die Leistungsmessung«, in: Volkelt Hans (ed), *Bericht über den XI. Kongreß für experimentelle Psychologie in Wien vom 9.–13. April 1929*, Jena, G. Fischer, pp.108–III.

- (1931a), »Was erraten wir aus der menschlichen Stimme?«, *Radio Wien* 7 (36), pp.9–11.
  - (1931b), »Zur Berufseinstellung des jugendlichen Arbeiters«, in: Lazarsfeld Paul (ed), *Jugend und Beruf*, Jena, G. Fischer, pp.157–174.
  - (1931c), »Die Ergebnisse und Aussichten der Untersuchungen über Jugend und Beruf«, in: Lazarsfeld Paul (ed), *Jugend und Beruf*, Jena, G. Fischer, pp.1–87.
  - (1932a), »Marktuntersuchungen auf psychologischer Grundlage«, *Mitteilungen der Gesellschaft für Organisation* 10 (31), pp.127–128.
  - (1932b), »Neue Wege der Marktforschung«, *Mitteilungen der Industrie und Handelskammer zu Berlin* 10 (25).
  - (1934), »The psychological aspect of market research«, *Harvard Business Review* 34, pp.54–71.
  - (1959), »Amerikanische Beobachtungen eines Böhlers-Schülers«, *Zeitschrift für experimentelle und angewandte Psychologie* 6, pp.69–76.
  - (1960), »Vorspruch zur neuen Auflage«, in: Marie Jahoda; Hans Zeisel; , *Die Arbeitslosen von Marienthal*, Leipzig, Hirzel, pp.11–23.
  - (1969), »An episode in the history of social research«, in: Fleming Donald; Bailyn Bernard (ed), *The intellectual migration*, Cambridge, MA, Harvard University Press, pp.270–337.
  - (1975), »Eine Episode in der Geschichte der empirischen Sozialforschung«, in: Parsons Talcott; Shils Edward; Lazarsfeld Paul, *Soziologie – autobiographisch*, Stuttgart, Enke, pp.147–225.
- LAZARSFELD Paul, WAGNER Ludwig (1924), *Gemeinschaftserziehung durch Erziehergemeinschaften: Bericht über einen Beitrag der Jugendbewegung zur Sozialpädagogik*, Wien, Anzengruber.
- LAZARSFELD Paul, RADERMACHER Lotte (1931), »Die Berufswahl der Wiener Abiturienten«, in: Lazarsfeld Paul (ed), *Jugend und Beruf*, Jena, G. Fischer, pp.175–196.
- LAZARSFELD Paul, BÜHLER Charlotte (1931), »Der Behaviorismus«, in: Saupé Emil (ed), *Einführung in die neuere Psychologie*, Osterwieck, Zickfeldt, pp.332–341.
- LAZARSFELD Paul, LEICHTER Käthe (1936), »Erhebung bei Jugendlichen über Autorität und Familie«, in: Horkheimer Max (ed), *Studien über Autorität und Familie*, Paris, Alcan, pp.353–415.

- LAZARSFELD Paul, REININGER Karl, JAHODA Marie (1929), »Das Weltbild des Jugendlichen«, in: Lazarsfeld Sofie (ed), *Technik der Erziehung*, Leipzig, Hirzel, pp.212–237.
- LAZARSFELD Paul (ed) (1931), *Jugend und Beruf: Kritik und Material*, Jena, G. Fischer.
- LAZARSFELD Paul (1976), »Ein Gespräch mit Paul F. Lazarsfeld«, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 28, pp.796–807.
- LEARY David E. (1987), »From act psychology to probabilistic functionalism: The place of Egon Brunswik in the history of psychology«, in: Ash Mitchell G; Woodward William R. (ed), *Psychology in twentieth-century thought and society*, Cambridge, Cambridge University Press, pp.115–143.
- LEINFELLNER Werner (1988), »Physiologie und Psychologie: Ernst Machs »Analyse der Empfindungen««, in: Haller Rudolf; Stadler Friedrich (ed), *Ernst Mach*, Wien, Hölder-Pichler-Tempsky, pp.113–137.
- LICHTENBERGER-FENZ Brigitte (1988a), »Österreichs Universitäten 1930 bis 1945«, in: Stadler Friedrich (ed), *Kontinuität und Bruch 1938–1945–1955*, Wien, Jugend & Volk, pp.69–82.
- (1988b), »Österreichs Hochschulen und Universitäten und das NS-Regime«, in: Talos Emmerich; Hainisch Ernst; Neugebauer Wolfgang (ed), *NS-Herrschaft in Österreich*, Wien, Verlag für Gesellschaftskritik, pp.269–282.
- (1989), »Österreichs Universitäten und Hochschulen: Opfer oder Wegbereiter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft?«, in: Heiß Gernot; Matl Siegfried; Meissl Sebastian; Saurer Edith; Stuhlpfarrer Karl (ed), *Willfähige Wissenschaft*, Wien, Verlag für Gesellschaftskritik, pp.3–15.
- LOMAX Elizabeth (1977), »The Laura Spelman Rockefeller Memorial: Some of its contributions to early research in child development«, *Journal of the History of the Behavioral Sciences* 13, pp.283–293.
- LÜCK Helmut E., GEUTER Ulfried, MILLER Rudolf, GRÜNWALD Harald (1987a), »Psychologie in der Zeit des Nationalsozialismus«, in: *Sozialgeschichte der Psychologie: eine Einführung*, Wiesbaden, Verlag für Sozialwissenschaften, pp.61–140.
- (1987b), »Psychologiegeschichte und Anfänge der Psychologie: Allgemeiner Überblick«, in: *Sozialgeschichte der Psychologie: eine Einführung*, Wiesbaden, Verlag für Sozialwissenschaften, pp.11–60.

- MACH Ernst (1886), *Beiträge zur Analyse der Empfindungen*, Jena, G. Fischer.
- MAGISTRAT DER STADT WIEN (1927), *Die Kinderübernahmestelle der Gemeinde Wien*, Wien, Stadt Wien.
- (1933), »Die Verwaltung der Bundeshauptstadt Wien in der Zeit vom 1. Jänner 1923 bis 31. Dcember 1928 unter den Bürgermeistern Jakob Reumann und Karl Seitz« (Manuscript).
  - (n/a), *Kinderübernahmestelle der Gemeinde Wien im IX. Bezirk, Lustkandlgasse-Ayrenhoffgasse-Sobieskigass*, Wien, Stadt Wien.
- MARBE Karl (1922), »Die Stellung und Behandlung der Psychologie an den Universitäten«, in: Bühler Karl (ed), *Bericht über den VII. Kongress für experimentelle Psychologie in Marburg, vom 20.–23. April 1921*, Jena, G. Fischer, pp.150–151.
- MEISTER Richard (1928), *Studienführer für die philosophische Fakultät der Universität Wien*, Wien, Österreichischer Bundesverlag für Unterricht, Wissenschaft und Kunst.
- MERTON Robert (1979), »Remembering Paul Lazarsfeld«, in: Merton Robert; Coleman James S.; Rossi Peter H. (ed), *Qualitative and quantitative social research*, New York, Free Press, pp.19–22.
- MERTON Robert, COLEMAN James S., ROSSI Peter H. (eds) (1979), *Qualitative and quantitative social research: papers in honor of Paul F. Lazarsfeld*, New York, Free Press.
- MÉTRAUX Alexandre (1980), »Wilhelm Wundt und die Institutionalisierung der Psychologie«, *Psychologische Rundschau* 31, pp.84–98.
- (1985), »Die angewandte Psychologie vor und nach 1933 in Deutschland«, in: Graumann Carl Friedrich (ed), *Psychologie im Nationalsozialismus*, Berlin, Springer, pp.221–261.
- METZGER Wolfgang (1982), »Gestalttheorie im Exil«, in: Balmer Heinrich (ed), *Geschichte der Psychologie I*, Weinheim, Beltz-Athenäum, pp.659–683.
- MITTERAUER Michael (1986), *Sozialgeschichte der Jugend*, Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- MITTERAUER Michael, SIEDER Reinhard (1977), *Vom Patriarchat zur Partnerschaft*, München, Beck.
- MITTERMEIER Susanne (1991), *Die Jugendfürsorgerin: Zur Professionalisierung der sozialen Kinder- und Jugendarbeit in der Wiener städtischen Fürsorge*

- von den Anfängen bis zur Konstituierung des Berufsbildes Ende der zwanziger Jahre, Wien, Universität Wien.
- MOGGE Winfried (1985), »Wandervogel, Freideutsche Jugend und Bünde: Zum Jugendbild der bürgerlichen Jugendbewegung«, in: Koebner Thomas; Janz Rolf-Peter; Trommler Frank (ed), »Mit uns zieht die neue Zeit«, Frankfurt am Main, Suhrkamp, pp.174–198.
- MORRISON David E. (1976a), »Paul Lazarsfeld: a tribute«, Österreichische Zeitschrift für Soziologie I, pp.7–9.
- (1976b), Paul Lazarsfeld: The biography of an institutional innovator, Wien, PFL-Archiv.
- MÜHLEITNER Elke (1992), Biographisches Lexikon der Psychoanalyse: Die Mitglieder der Psychologischen Mittwoch-Gesellschaft und der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung 1902–1938, Tübingen, diskord.
- MÜHLEITNER Elke, REICHMAYR Johannes (1993), »The exodus of psychoanalysts from Vienna«, in: Weibel Peter; Stadler Friedrich (ed), Vertreibung der Vernunft, Wien, Löcker, pp.108–127.
- MÜLLER Georg Elias (1923), Komplextheorie und Gestalttheorie, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.
- MUNZERT Reinhard (1984), »Würzburger Schule«, in: Lück Helmut E.; Miller Rudolf; Rechten Wolfgang (ed), Geschichte der Psychologie, Berlin, Urban & Schwarzenberg, pp.82–87.
- NEURATH Paul (1979), »The writings of Paul F. Lazarsfeld: A topological bibliography«, in: Merton Robert; Coleman James S.; Rossi Peter H. (ed), Qualitative and quantitative social research, New York, Free Press, pp.365–387.
- (1980), Paul Lazarsfeld 1901–1976 und die Entwicklung der empirischen Sozialforschung, Wien, Institut für Soziologie der Sozial- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien.
- (1983), »Paul F. Lazarsfeld: Leben und Werk«, in: Kreuzer Franz (ed), Des Menschen hohe Braut, Wien, Deuticke, pp.115–136.
- (1985), »Paul F. Lazarsfeld (1901–1976): Vom Wiener Psychologen zum amerikanischen Soziologen«, in: Albert Dietrich (ed), Bericht über den 34. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Wien 198, Göttingen, Hogrefe & Huber, pp.93–99.
- (1988), »Paul F. Lazarsfeld in Emigration und teilweiser Remigration«,

- in: Stadler Friedrich (ed), *Vertriebene Vernunft II*, Wien, Jugend & Volk, pp.360–372.
- (1990), »Paul Lazarsfelds Beitrag zu den Anfängen der Massenkommunikationsforschung«, in: Langenbucher Wolfgang R. (ed), *Paul F. Lazarsfeld*, München, Ölschläger, pp.75–86.
  - (1992), »Hans Zeisel (1905–1992)«, *SWS-Rundschau* 32, pp.253–263.
- NITZSCHKE Bernd (ed) (1989), *Freud und die akademische Psychologie: Beiträge zu einer historischen Kontroverse*, München, Psychologie Verlags Union.
- OBERMEIT Werner (1978), *Psychologie um 1800*, Berlin, Freie Universität Berlin.
- OBERSCHALL Anthony R. (1981), »Paul F. Lazarsfeld und die Geschichte der empirischen Sozialforschung«, in: Lepenies Wolf (ed), *Geschichte der Soziologie*, Frankfurt am Main, Suhrkamp, pp.15–30.
- PEUKERT Detlev (1990), »›Mit uns zieht die neue Zeit...‹: Jugend zwischen Disziplinierung und Revolte«, in: Nitzschke August; Ritter Gerhard A.; Peukert Detlev; Bruch Rüdiger vom (ed), *Jahrhundertwende I*, Hamburg, Rowohlt, pp.176–202.
- PFABIGAN Alfred (1982), *Max Adler: Eine politische Biographie*, Frankfurt am Main, Campus.
- POLLAK Michael (1981), »Paul F. Lazarsfeld: Gründer eines multinationalen Wissenschaftskonzerns«, in: Lepenies Wolf (ed), *Geschichte der Soziologie*, Frankfurt am Main, Suhrkamp, pp.157–203.
- PONGRATZ Ludwig (1987), *Problemgeschichte der Psychologie*, Bern-München, Francke.
- PREYER Wilhelm (1882), *Die Seele des Kindes*, Leipzig, Grieben.
- PRINZ Wolfgang (1985), »Ganzheits- und Gestaltpsychologie und Nationalsozialismus«, in: Graumann Carl Friedrich (ed), *Psychologie im Nationalsozialismus*, Berlin, Springer, pp.89–III.
- RADERMACHER Lotte (1931), »Warum Hörer ihrer Teilnehmerschaft aufgeben«, *Radio Wien* 7 (47), pp.3.
- (1932), »Zur Sozialpsychologie des Volkshochschülhörers«, *Zeitschrift für angewandte Psychologie* 43, pp.461–486.
- REICHMAYR Johannes (1983), »Vom ›Existenzminimum an Psychologie‹ oder was es heißt: ›Ein Seelenleben führen...?‹: Bemerkungen zur

- Psychologie im österreichischen Gymnasium um die Jahrhundertwende», *Zeitschrift für Didaktik der Philosophie* 5 (2), pp.79–88.
- (1987), »Anschluß« und Ausschluß: Die Vertreibung der Psychoanalytiker aus Wien«, in: Stadler Friedrich (ed), *Vertriebene Vernunft* I, Wien, Jugend & Volk, pp.123–181.
  - (1992), »Rückkehr nach Wien«, in: Fallend Karl; Reichmayr Johannes (ed), *Siegfried Bernfeld oder Die Grenzen der Psychoanalyse*, Frankfurt am Main, Stroemfeld, pp.203–221.
- REININGER Karl (1924), *Über soziale Verhaltensweisen in der Vorpubertät*, Wien-Leipzig, Deutscher Verlag für Jugend und Volk.
- (1929), *Das soziale Verhalten von Schulneulingen*, Wien-Leipzig, Deutscher Verlag für Jugend und Volk.
  - (1931), »Berufswünsche und Berufseinstellung von 12 bis 14jährigen Volksschülern«, in: Lazarsfeld Paul (ed), *Jugend und Beruf*, Jena, G. Fischer, pp.101–129.
- REININGER Robert (ed) (1939), *50 Jahre Philosophische Gesellschaft an der Universität Wien 1888–1938*, Wien, Verlag der Philosophischen Gesellschaft an der Universität Wien.
- REITMEIER Ulrike (1973), *Die Jugendfürsorge in Wien als kommunale Aufgabe unter besonderer Berücksichtigung des Gesundheitswesens 1896 bis 1923*, Wien, Universität Wien.
- RINGER Fritz K. (1987), *Die Gelehrten: Der Niedergang der deutschen Mandarine 1890–1933*, München, Deutscher Taschenbuch Verlag.
- ROSENMAYR Leopold (1962), *Geschichte der Jugendforschung in Österreich 1914–1931*, Wien, Österreichisches Institut für Jugendkunde.
- ROTH Lutz (1983), *Die Erfindung des Jugendlichen*, Weinheim-München, Juventa.
- SABLIK Karl (1983), *Julius Tandler: Mediziner und Sozialreformer*, Wien, Schendl.
- SAMELSON Franz (1981), »Struggle for scientific authority: the reception of Watson's Behaviorism 1913–1920«, *Journal of the History of the Behavioral Sciences* 17, pp.399–425.
- SAMELSON Franz (1985), »Organizing for the kingdom of behavior: Academic battles and organizational policies in the twenties«, *Journal of the History of the Behavioral Sciences* 21, pp.33–47.

SCHENK-DANZINGER Charlotte (1932), *Der Schulreifetest*, Wien-Leipzig, Deutscher Verlag für Jugend und Volk.

- (1963), »Die Grundideen und die theoretischen Fragestellungen in Charlotte Bühlers Lebenswerk«, in: Schenk-Danzinger Charlotte; Thomae Hans (ed), *Gegenwartsprobleme der Entwicklungspsychologie*, Göttingen, Hogrefe & Huber, pp.9–18.
- (1965), »Die Rolle der Psychologie im österreichischen Fürsorgewesen«, *Psychologische Beiträge* 8, pp.439–456.
- (1974), »In memoriam Charlotte Bühler«, *Erziehung und Unterricht* 124, pp.205–208.
- (1981), »Erinnerungen an Karl und Charlotte Bühler: Die Bedeutung der Wiener Schule der Psychologie für die Pädagogik«, in: Adam Erik (ed), *Die österreichische Reformpädagogik 1918–1938*, Wien, Böhlau, pp.225–235.
- (1984), »Zur Geschichte der Kinderpsychologie: Das Wiener Institut«, *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie* 16, pp.85–101.
- (1985a), »Die Psychologie in der Schule und in der Lehrerbildung in der Ersten Republik«, *PI-Mitteilungen* 10, pp.5–9.
- (1985b), »Werk und Bedeutung von Charlotte Bühler«, in: Albert Dietrich (ed), *Bericht über den 34. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Wien 198*, Göttingen, Hogrefe & Huber, pp.88–93.
- (1992), »Erinnerungen an Karl und Charlotte Bühler«, *Zeitschrift für Sozialpsychologie und Gruppendynamik* 17 (2), pp.5–16.

SCHAU Friedrich (1985), *Ein Band der Freundschaft: Schwarzwald-Kreis und Entstehung der Vereinigung Sozialistischer Mittelschüler*, Wien, Böhlau.

SCHILDER Paul (1930), »Über Komplexe«, in: Volkelt Hans (ed), *Bericht über den XI. Kongreß für experimentelle Psychologie in Wien vom 9.–13. April 1929*, Jena, G. Fischer, pp.136–150.

SCHMID Rudolf (1977), *Intelligenz- und Leistungsmessung: Geschichte und Funktion psychologischer Test*, Frankfurt am Main, Campus.

SCHNEIDER Christina (1990), *Wilhelm Wundts Völkerpsychologie*, Bonn, Bouvier.

SCHNELL Hermann (1968), *100 Jahre Pädagogisches Institut der Stadt Wien*, Wien, Jugend & Volk.

SCHUBEIUS Monika (1990), *Und das psychologische Laboratorium muss der*



- Ausgangspunkt pädagogischer Arbeiten werden: Zur Institutionalisierungsgeschichte der Psychologie von 1890–1933, Frankfurt am Main, Peter Lang.
- SCHUCH Bibiane (1977), »Entwicklungsdiagnostik«, in: Strube Gerhard (ed), Die Psychologie des 20. Jahrhunderts V, Zürich, Kindler, pp.327–347.
- SCHWIND Ernst (1920), Die Schulreform vom Standpunkte der Hochschulen: Denkschrift der Rektoren der Universität, der Technischen Hochschule und der Hochschule für Bodenkultur in Wien, Wien, Gerold.
- SEBEOK Thomas (1981), »Karl Bühler«, in: Krampen Martin; Oehler Klaus; Posner Roland; von Uexküll Thure (ed), Die Welt als Zeichen, Berlin, Severin & Siedler, pp.205–232.
- SELIGER Maren, UCAKAR Karl (1985), Wien: Politische Geschichte 1740–1934, Wien, Jugend & Volk.
- SILLS David L. (1979a), »Lazarsfeld, Paul F.«, in: Sills David L. (ed), International encyclopedia of the social sciences 18, New York, Free Press, pp.411–427.
- (1979b), »Publications about Paul F. Lazarsfeld: A selected bibliography«, in: Merton Robert; Coleman James S.; Rossi Peter H. (ed), Qualitative and quantitative social research, New York, Free Press, pp.389–393.
- SPRANGER Eduard (1914), Lebensformen, Halle (Saale), Niemeyer.
- (1924), Psychologie des Jugendalters, Leipzig, Quelle & Meyer.
- STACH Petra (1993), »Mädchen zwischen Sehnsucht und Angst: Zwei Tagebücher der Jahrhundertwende in der Kontroverse zwischen Psychoanalyse und Psychologie«, Werkblatt 10 (31), pp.59–86.
- STADLER Friedrich (1979), »Aspekte des gesellschaftlichen Hintergrunds und Standorts des Wiener Kreises am Beispiel der Universität Wien«, in: Berghel Hal; Hübner Adolf; Köhler Eckehart (ed), Wittgenstein, der Wiener Kreis und der Kritische Rationalismus, Wien, Holder-Pichler-Tempsky, pp.41–59.
- (1982), Vom Positivismus zur »Wissenschaftlichen Weltauffassung«: Am Beispiel der Wirkungsgeschichte von Ernst Mach in Österreich von 1895 bis 1934, Wien, Löcker.
- STADLER Michael (1985), »Das Schicksal der nicht emigrierten Gestaltpsychologen im Nationalsozialismus«, in: Graumann Carl Friedrich (ed), Psychologie im Nationalsozialismus, Berlin, Springer, pp.139–164.
- STAEUBLE Irmgard (1984), »Entstehen der Psychologie als Wissenschaft«, in: Lück Helmut E.; Miller Rudolf; Rechten Wolfgang (ed), Geschichte

der Psychologie, Berlin, Urban & Schwarzenberg, pp.10–16.

- (1985), »Subjektpsychologie« oder »subjektlose Psychologie«: Gesellschaftliche und institutionelle Bedingungen der Herausbildung der modernen Psychologie«, in: Ash Mitchell G; Geuter Ulfried (ed), *Geschichte der deutschen Psychologie im 20. Jahrhundert*, Wiesbaden, Verlag für Sozialwissenschaften, pp.19–44.

STEINER Herbert (1973), *Käthe Leichter: Leben und Werk*, Wien, Europa Verlag.

STERN William (1906), *Person und Sache I: System der philosophischen Weltanschauung*, Leipzig, Barth.

- (1914), *Person und Sache II: Wertphilosophie*, Leipzig, Barth.
- (1918), *Person und Sache III: Die menschliche Persönlichkeit*, Leipzig, Barth.
- (1927), »Personalistische Psychologie«, in: Saupe Emil (ed), *Einführung in die neuere Psychologie*, Osterwieck, Zickfeldt, pp.165–175.
- (1930), »Eröffnung des XI. Kongresses der Gesellschaft für experimentelle Psychologie in Wien am 10. April 1929«, in: Volkelt Hans (ed), *Bericht über den XI. Kongreß für experimentelle Psychologie in Wien vom 9.–13. April 1929*, Jena, G. Fischer, pp.xi–xiii.

STERN Paul J. (1979), C. G. Jung: *Prophet des Unbewußten*, München, Heyne.

STRANSKY Erwin, DATTNER Bernhard (eds) (1922), *Über Psychoanalyse*, Berlin, Karger.

TOLMAN Edward C. (1956), »Egon Brunswik: 1903–1955«, *The American Journal of Psychology* 69, pp.315–324.

TOLMAN Edward C., BRUNSWIK Egon (1935), »The organism and the causal texture of the environment«, *Psychological Review* 62, pp.43–77.

TORRANCE John (1981), »Die Entstehung der Soziologie in Österreich 1885–1935«, in: Lepenies Wolf (ed), *Geschichte der Soziologie*, Frankfurt am Main, Suhrkamp, pp.443–495.

TRAXEL Werner (1983), »Mitgliederstand und Mitgliederbewegungen in der Gesellschaft für experimentelle Psychologie und der Deutschen Gesellschaft für Psychologie von 1904 bis 1939«, in: Lüer Gerd (ed), *Bericht über den 33. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Mainz 1982*, Göttingen, Hogrefe & Huber, pp.97–99.

- (1988), »Heinrich Düker, ein Repräsentant deutscher Experimentalpsychologie«, *Archiv für die gesamte Psychologie* 140, pp.149–157.
- (1990a), »Prozentzahlen aus unbekannten Größen: Eine Replik auf

- Ulfried Geuters Kritik meiner Deutung der Mitgliederverluste in der Deutschen Gesellschaft für Psychologie 1928–1932«, *Psychologische Rundschau* 41, pp.168–172.
- (1990b), »Seelentum, Volkheit, Wurzelschicht: Aufschwung und/oder Absturz der deutschen Psychologie im »Dritten Reich«?«, in: Schorr Angelika; Wehner Ernst Georg (ed), *Psychologiegeschichte heute*, Göttingen, Hogrefe & Huber, pp.217–228.
- TURGUT Izzet (1934), »Gewicht und Dichte als Gegenstände der Wahrnehmung«, *Archiv für die gesamte Psychologie* 91, pp.305–318.
- VOLKELT Hans (ed) (1930), *Bericht über den XI. Kongreß für experimentelle Psychologie in Wien vom 9.–13. April 1929*, Jena, G. Fischer.
- VOLPERT Walter (1975), »Die Lohnarbeitswissenschaft und die Psychologie der Arbeitstätigkeit«, in: Groskurth Peter; Volpert Walter (ed), *Lohnarbeitspsychologie*, Frankfurt am Main, Fischer, pp.11–196.
- VOWINCKEL Elisabeth (1936), *Erbgesundheitsgesetz und Ermittlung kindlicher Schwachsinnzustände mit den Entwicklungstests von »Bühler-Hetzer«*, Stuttgart, Enke.
- WAGNER Gertrud (1934), »Die Programmwünsche der österreichischen Radiohörer«, *Archiv für die gesamte Psychologie* 90, pp.157–164.
- WATSON John B (1913), »Psychology as the behaviorist views it«, *Psychological Review* 20, pp.158–177.
- WATSON Goodwin (1934), »Psychology in Germany and Austria«, *Psychological Bulletin* 31, pp.755–776.
- WEHNER Ernst Georg (1964), *Gustav Kafka: Ein Beitrag zur Geschichte der Psychologie*, Würzburg, Universität Würzburg.
- WEINGART Peter (1976), *Wissensproduktion und soziale Struktur*, Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- WEINHANDL Ferdinand (1960), »Christian von Ehrenfels, sein philosophisches Werk«, in: Weinhandl Ferdinand (ed), *Gestalthaftes Sehen. Ergebnisse und Aufgaben der Morphologie*, Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, pp.1–10.
- WEINHÄUPL Wilhelm (1981), *Pädagogik vom Kinde aus: Viktor Fadrus – Ein Leben für die Schulreform*, Wien, Jugend & Volk.
- WEINZIERL Erika (1969), *Universität und Politik in Österreich: Antrittsvorlesung gehalten am 11. Juni 1968 an der Universität Salzburg*, Salzburg, Pustet.

- WELLEK Albert (1956), »Nachruf (auf Egon Brunswik)«, *Psychologische Rundschau* 7, pp.155–156.
- WIESBAUER Elisabeth (1981), *Das Kind als Objekt der Wissenschaft: Medizinische und psychologische Kinderforschung an der Wiener Universität 1800–1914*, Wien, Löcker.
- WIESBAUER Elisabeth, REICHMAYR Johannes (1981), »Kindheit«, in: Rexilius Günter; Grubitzsch Siegfried (ed), *Handbuch psychologischer Grundbegriffe*, Hamburg, Rowohlt, pp.523–529.
- WIESER, Alfred R. (1950): *Geschichte des Faches Philosophie an der Universität Wien 1848–1938*. Dissertation, Universität Wien
- WIRTH Karl (1992), »Mitbegründer der Schulgemeinde als Schueler«, in: Fallend Karl; Reichmayr Johannes (ed), *Siegfried Bernfeld oder Die Grenzen der Psychoanalyse*, Frankfurt am Main, Stroemfeld, pp.86–90.
- WOLF Käthe (1930), »Baby tests: Series for the second year of age«, in: Cattell James McKeen (ed), *Ninth international congress of psychology*, Princeton, N.J., Psychological Review, pp.491–492.
- WUNDT Wilhelm (1896), *Grundriss der Psychologie*, Leipzig, Engelmann.
- (1907), »Über Ausfrageexperimente und über die Methoden zur Psychologie des Denkens«, *Psychologische Studien* 3, pp.301–360.
  - (1913), *Die Psychologie im Kampf ums Dasein*, Leipzig, Kröner.
- ZEISEL Hans (1934), »Market research in Austria«, *Human Factor* 8 (1), pp.29–32.
- (1969), »Der Anfang moderner Sozialforschung in Österreich«, in: Rosenmayr Leopold; Höllinger Sigurd (ed), *Soziologie*, Wien, Böhlau, pp.43–46.
  - (1979), »The Vienna Years«, in: Merton Robert; Coleman James S.; Rossi Peter H. (ed), *Qualitative and quantitative social research*, New York, Free Press, pp.10–15.
  - (1981), »Paul Lazarsfeld und das Wien der zwanziger Jahre«, in: Lepsius M. Rainer (ed), *Soziologie in Deutschland und Österreich 1918–1945*, Opladen, Westdeutscher Verlag, pp.395–403.
  - (1988), »Die Wiener Schule der Motivforschung«, in: Langer Josef (ed), *Geschichte der österreichischen Soziologie*, Wien, Verlag für Gesellschaftskritik, pp.157–183.
  - (1990), »Die Hälfte des Gespräches, das ich gerne heute mir Paul Lazarsfeld über Sozialismus geführt hätte«, in: Langenbucher Wolfgang R. (ed), *Paul F. Lazarsfeld*, München, Ölschläger, pp.31–37.

ZILSEL Edgar (1921a), »Der einführende Philosophieunterricht an den neuen Oberschulen«, *Volkserziehung* 2, pp.324–341.

---

**ARCHIVALIEN**

---

AGSÖ	<i>Archiv für die Geschichte der Soziologie in Österreich</i> Interviews mit Hildegard Hetzer (1990) und Lotte Schenk-Danzinger (1987) Akten der Rockefeller Foundation
AIP	<i>Archiv des Instituts für Psychologie an der Universität Wien</i> Korrespondenzmappen Kinderpsychologisches Institut
AK-SOWIDOK-TA	<i>Arbeiterkammer Wien, Sozialwissenschaftliche Dokumentation, »Tagblatt-Archiv«</i> Mappe »Karl Bühler« Mappe »Charlotte Bühler« Mappe »Hildegard Hetzer« Mappe »Marie Jahoda« Mappe »Paul Lazarsfeld«
AVA-U	<i>Österreichisches Staatsarchiv; Allgemeines Verwaltungsarchiv; Akten des Unterrichtsministeriums</i>
DÖW	<i>Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstands</i>
PFL-Archiv Wien	<i>Paul Felix Lazarsfeld Archiv Wien</i> Mappe »Early Vienna« Mappe »Vienna – Marktforschungsstelle«
RFA	<i>Rockefeller Archives</i>
UAW	<i>Universitätsarchiv Wien</i> UAW-Dek. Akten des Dekanats der Philosophischen Fakultät UAW-Pa. Personalakten UAW-Rek. Rektoratsakten
WStLA	<i>Wiener Stadt- und Landesarchiv</i> MD Akten der Magistratsdirektion Akten des Landesgerichts für Strafsachen Wien Personalakt Karl Bühler Vereinskataster

## ZEITTADEL I: Lehrkanzeln für Philosophie an der Universität Wien 1849–1938

1. ORDINARIAT	2. ORDINARIAT	3. ORDINARIAT	4. ORDINARIAT	PRIVATDOZENTEN
Johann Peinthner 1849–1860	Franz Karl Lott 1849–1872	Georg Schenach 1857–1859		
Robert Zimmermann 1861–1896	Franz Brentano 1874–1880			1878: Habilitation von Alexius Meinong 1880: Franz Brentano legt seine Professur zurück; bleibt bis 1894 als Privat- dozent 1882: Abgang von Meinong an die Universität Graz 1885: Habilitation von Adolf Stöhr 1891: Habilitation von Franz Hillebrand  1894–1896: Hillebrand bemüht sich um die Einrichtung eines Instituts für experimentelle Psychologie  1896: Abgang von Hille- brand an die Uni- versität Innsbruck
Friedrich Jodl 1896–1914	Umwandlung in ein Extraordi- nariat »mit be- sonderer Berück- sichtigung der Experimentellen Psychologie«: Franz Hillebrand 1894–1896  Wiederein- richtung einer ordentlichen Professur: Laurenz Müllner 1896–1911	Reaktivierung der dritten Lehrkanzel: Ernst Mach 1895–1901		

ZEITTADEL I: Lehrkanzeln für Philosophie an der Universität Wien 1849–1938

1. ORDINARIAT	2. ORDINARIAT	3. ORDINARIAT	4. ORDINARIAT	PRIVATDOZENTEN
		Ludwig Boltzmann 1903–1905		1900: Adolf Stöhr wird a.o. Prof.: spezieller Lehrauftrag für experimentelle Psychologie
	1912: Umwandlung des Ordinariats in zwei Extra- ordinariate: Robert Reininger und Friedrich Wilhelm Foerster	Adolf Stöhr 1910–1921		1918: Habilitation von Sigmund Kornfeld (Psychologie und Ethik)
Moritz Schlick 1922–1936	Reaktivierung des Ordinariats: Robert Reininger 1922–1939	Karl Bühler 1922–1938	Heinrich Gomperz 1924–1934	1923: Charlotte Bühler Übertragung der Venia legendi an die Universität Wien
				1929: Charlotte Bühler Verleihung des Titels eines »außerordentlichen Professors«
Alois Dempf 1937–1938			Umwandlung in ein Extra- ordinariat: Dietrich von Hildebrand 1935–1938	1934: Habilitation von Egon Brunswik (für Psychologie)

## ZEITTADEL 2: Lehrkanzel für Pädagogik an der Universität Wien

ORDINARIAT FÜR PÄDAGOGIK	PRIVATDOZENTEN
	1865: Habilitation von Theodor Vogt Lehrbefugnis ausdrücklich auf Pädagogik festgelegt
	1871: Vogt wird zum a.o. Prof. ernannt
	1877: Gründung des »Pädagogischen Seminars«
Einrichtung eines Ordinariats für Pädagogik: Theodor Vogt 1898 – 1906	1895: Habilitation von Alois Höfler
	1899: Alois Höfler hält als erster an der Universität Wien eine Lehrveranstaltung über experimentelle Psychologie mit Demonstrationsübungen ab
	1903: Abgang von Alois Höfler an die Universität Prag
Alois Höfler 1907 – 1922	
	1919: Habilitation von Willibald Kammel (für experimentelle Pädagogik und pädagogische Psychologie)
Richard Meister 1923 – 1938	



## ZEITTADEL 3: Pädagogisches Institut der Stadt Wien

	1861 Beginn der liberalen Ära der Wiener Gemeindeverwaltung
1868 Gründung des »Wiener Pädagogiums« als Stätte der Fortbildung für die Wiener Lehrerschaft	1869 Reichsvolksschulgesetz
	1895 Beginn der christlichsozialen Ära der Wiener Gemeindeverwaltung
1905 Überführung des Pädagogiums in den Besitz der niederösterreichischen Landesverwaltung; Reorganisation des Pädagogiums 3 Abteilungen: Lehrerakademie Lehrerseminar Übungsschule	
1913 Einrichtung eines pädagogisch-psychologischen Laboratoriums an der Landeslehrerakademie durch Willibald Kammel	
1919 Landeslehrerseminar und Landesübungsschule werden vom Bund übernommen; die Landeslehrerakademie bleibt unter niederösterreichischer Verwaltung; Kammel plant als Direktor der Lehrerakademie den Ausbau seines pädagogisch-psychologischen Laboratoriums zu einem Institut für Jugendkunde	1919 Otto Glöckel wird zum Leiter der österreichischen Unterrichtsverwaltung bestellt; Beginn der sozialdemokratischen Ära der Wiener Gemeindeverwaltung
	1920 Ausscheiden der Sozialdemokraten aus der Bundesregierung; Bundesverfassungsgesetz: Wien erhält den Status eines beschränkt selbständigen Bundeslandes
1921 Lehrerakademie vom Bund übernommen	1921 Trennungsgesetz: endgültige Verselbständigung Wiens von Niederösterreich

1922

Lehrerakademie und das an ihr bestehende pädagogisch-psychologische Laboratorium gehen in den Besitz der Gemeinde Wien über. Im Zuge der Berufung von Karl Bühler an die Universität Wien wird das Laboratorium von der Gemeindeverwaltung zur Benützung als psychologisches Universitätsinstitut zur Verfügung gestellt.

Umwandlung der ehemaligen Lehrerakademie in das »Pädagogische Institut der Stadt Wien«

1923

Eröffnung des »Pädagogischen Instituts der Stadt Wien«

1925–1930

»Viersemestrige hochschulmäßige Lehrerbildungskurse«

1934

Austrofaschistische Reorganisation des »Pädagogischen Instituts der Stadt Wien«

1922

Errichtung des »Stadtschulrates für Wien«; Otto Glöckel wird zum »Geschäftsführenden Präsidenten« bestellt;

Beginn der »Wiener Schulreform«

1933

Ausschaltung des Parlaments durch Bundeskanzler Engelbert Dollfuß

1934

Verbot der Sozialdemokratischen Partei und ihrer Gliederungen;

Verhaftung Otto Glöckels

#### ZEITTADEL 4: Wiener Psychologisches Institut 1922–1938

---

1922

Ernennung Karl Böhlers zum ordentlichen  
Professor für Philosophie »mit besonderer  
Berücksichtigung der Psychologie und  
Pädagogik« an der Universität Wien  
(31.8.1922)  
Dienstvertrag mit der Gemeinde Wien  
(9.10.1922)  
Aufnahme der Lehrtätigkeit an der Universität  
Wien (26.10.1922)

Charlotte Bühler,  
*Das Seelenleben des Jugendlichen*  
  
Charlotte Bühler,  
*Tagebuch eines jungen Mädchens*

1923

Beginn der Lehrtätigkeit im Rahmen der  
Lehrerfortbildung am Pädagogischen  
Institut der Stadt Wien  
Übertragung der von Charlotte Bühler an der  
TH Dresden erworbenen Lehrbefugnis an  
die Universität Wien (für Ästhetik und  
Jugendpsychologie) (7.3.1923)  
Bestellung von Hellmut Bocksch zur  
»wissenschaftlichen Hilfskraft«  
Karl Bühler präsentiert in einem Vortrag  
vor der »Pädagogischen Gesellschaft« sein  
»Forschungsprogramm des »psychologischen  
Institutes Wien« (10.12.1923)

1924

Charlotte Bühler erhält ein Reisestipendium  
des Laura Spelman Rockefeller Memorial  
(Oktober 1924 bis Sommer 1925)

1925

Einbindung des Psychologischen Instituts  
in die »Viersemestrigen hochschulmäßigen  
Lehrerbildungskurse« am Pädagogischen  
Institut der Stadt Wien (Beginn des  
Studienjahres 1925/26)

1926

Julius Tandler ermöglicht die Durchführung  
von kinderpsychologischen Forschungen an der

## »Städtischen Kinderübernahmestelle«

Die Horterzieherin Hildegard Hetzer wird mit Jahresbeginn an die Kinderübernahmestelle versetzt und Charlotte Bühler als Assistentin zugeteilt

1927

Karl Bühler unterzeichnet einen mit »Kundgebung des geistigen Wien« überschriebenen Wahlauftrag für die Wiener Sozialdemokratie in der »Arbeiterzeitung« (20.4.1927)  
Abgang von Hellmut Bocks nach Dresden; Egon Brunswik nimmt die Stelle einer »wissenschaftlichen Hilfskraft« ein (1.5.1927)  
USA-Aufenthalt von Karl Bühler (Gastprofessuren an der Stanford University in Palo Alto und an der John Hopkins University in Baltimore; Gastvorlesungen an der Harvard University in Cambridge; anlässlich der Teilnahme an einem Symposium über Emotionen am Wittenberg College Verleihung des Ehrendoktorats der Rechtswissenschaften; Sommer 1927 bis Frühjahr 1928)

Charlotte Bühler et al.,  
Soziologische und psychologische Untersuchungen über das erste Lebensjahr

Karl Bühler,  
Die Krise der Psychologie

1928

Karl Bühler entwickelt in seinem »Gutachten betreffend das psychotechnische Institut« und die von ihm vorgeschlagene Gründung eines »arbeitswissenschaftlichen Instituts« Organisationsrichtlinien für den Aufbau einer außeruniversitären psychologischen Forschungsstätte

Charlotte Bühler,  
Kindheit und Jugend

1929

XI. Kongress der Gesellschaft für experimentelle Psychologie (»Deutsche Gesellschaft für Psychologie«) in Wien (9. bis 13. April 1929); Karl Bühler wird zum Vorsitzenden gewählt  
Egon Brunswik wird zum »außerordentlichen Assistenten« ernannt (1.5.1929)

Hildegard Hetzer,  
Kindheit und Armut  
Paul Lazarsfeld,  
Statistisches Praktikum für Psychologen und Lehrer

## ZEITTADEL 4: Wiener Psychologisches Institut 1922–1938

Verleihung des Titels eines »Extraordinarius«  
an Charlotte Bühler (Sommer 1929)  
USA-Aufenthalt von Karl Bühler (Gastprofessur  
an der University of Chicago; gemeinsam  
mit Charlotte Bühler und Käthe Wolf  
Teilnahme am Ninth International Congress  
of Psychology an der Yale University in New  
Haven; September 1929)

1930

Teilnahme Karl Bühlers an der vom »Verein  
für angewandte Psychopathologie und  
Psychologie« veranstalteten »Internationalen  
Tagung für angewandte Psychopathologie«  
(Juni 1930)

1931

Gastprofessur Egon Brunswiks am Gazi-Institut in Ankara (Februar 1931 bis Sommer 1932)	Paul Lazarsfeld, Jugend und Beruf
Abgang von Hildegard Hetzer an die Pädagogische Akademie Elbing (April 1931)	
Radio-Experiment zum Thema »Stimme und Persönlichkeit« (19.–23.5.1931)	
Beginn der Förderung des Wiener Psychologi- schen Instituts durch die Rockefeller Foundation (ab 1. September 1931)	
Beginn der Vorarbeiten zur »Marienthal- Studie« (Herbst 1931)	
Konstituierende Generalversammlung des Vereins »Österreichische Wirtschaftspsychologi- sche Forschungsstelle« (27.10.1931)	

1932

Erste »Amerikanische Sommerschule« am Psychologischen Institut (Ferienkurse für Psychologie-StudentInnen aus den USA; Juli bis August 1932)	Charlotte Bühler und Hildegard Hetzer, Kleinkindertests
--	--

1933

Karl Bühler scheidet im Zuge der »national-sozialistischen Gleichschaltung« der »Deutschen Gesellschaft für Psychologie« aus dem Vereinsvorstand aus

Charlotte Bühler,  
*Der menschliche Lebenslauf als psychologisches Problem*

Paul Lazarsfeld erhält ein einjähriges USA-Reisestipendium der Rockefeller Foundation (Herbst 1933)

Karl Bühler,  
*Ausdruckstheorie*

1934

Habilitation von Egon Brunswik –  
Lehrbefugnis ausdrücklich auf Psychologie festgelegt (15.2.1934)

Marie Jahoda und Hans Zeisl,  
*Die Arbeitslosen von Marienthal*

»Denkschrift« von Karl und Charlotte Bühler zur austrofaschistischen

Karl Bühler,  
*Sprachtheorie*

Reorganisation des Pädagogischen Instituts der Stadt Wien (8.3.1934)

Egon Brunswik,

Gründung der »Seminarischen Arbeitsgemeinschaft zwischen der Wiener psychologischen Schule (Karl Bühler) und der Wiener psychiatrisch-hirnpathologischen Schule (Otto Pötzl)« im Rahmen des »Vereins für angewandte Psychopathologie und Psychologie« (mit Sommersemester 1935; besteht bis 1937)

*Wahrnehmung und Gegenstandswelt*

Karl Bühler wird zum korrespondierenden Mitglied der »Österreichischen Akademie der Wissenschaften« gewählt

Verlängerung des Rockefeller-Stipendiums von Paul Lazarsfeld um ein weiteres Jahr; Lazarsfeld kehrt nicht mehr nach Wien zurück  
Verlegung des Psychologischen Instituts in das Gebäude Liebiggasse 5 (November / Dezember 1934)

1935

Auflösung des Vereins »Österreichische Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle«; Neugründung als »Arbeitsgemeinschaft der Mitarbeiter der Österreichischen Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle« durch

Egon Brunswik,  
*Experimentelle Psychologie in Demonstrationen*

## ZEITTADEL 4: Wiener Psychologisches Institut 1922–1938

Marie Jahoda und Gertrud Wagner  
Verlängerung der Förderung durch die  
Rockefeller Foundation um zwei Jahre  
(August 1935)  
USA-Reisestipendium der Rockefeller  
Foundation für Egon Brunswik (Oktober 1935  
bis September 1936)  
Gründung des »Parents' Association Institute«  
in London durch Charlotte Bühler

1936  
Gründung des »Vereins der Freunde des Wiener  
Psychologischen Instituts«; Vortragszyklus  
»Gegenwartsprobleme der Psychologie«  
(Beginn Oktober 1936)  
Verhaftung von Marie Jahoda im Büro der  
»Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle«  
(27.11.1936)  
Eröffnung des »Kinderpsychologischen  
Instituts« in Wien (Dezember 1936)

1937  
Verurteilung von Marie Jahoda zu drei  
Monaten Kerkerhaft (2.7.1937)  
Karl Bühler wird vom BMFU mit der  
ehrenamtlichen Leitung der österreichischen  
Delegation am Internationalen Kongress für  
Philosophie in Paris betraut (2.7.1937)  
Gastprofessur Egon Brunswiks an der  
University of California in Berkeley (Herbst  
1937; Brunswik kehrt nicht nach Wien zurück)

Charlotte Bühler et al.,  
Kind und Familie

1938  
Karl und Charlotte Bühler nehmen eine  
Berufung an die Fordham University in New  
York für Herbst 1938 an (Jänner 1938)  
Durchsuchung des Psychologischen Instituts  
und der Privatwohnung von Karl und  
Charlotte Bühler durch die Gestapo; Karl  
Bühler wird in »Schutzhaft« genommen  
(23.3.1938)





## Personenregister

- Ach, Narziß 115f., 320, 322  
Adam, Erik 407  
Adler, Alfred 75, 253, 297, 303–305, 307, 335, 341, 358, 362, 378, 393, 413, 421  
Adler, Max 295–296, 298, 357, 419  
Allers, Rudolf 340f., 370, 427  
Altenhuber, Hans 383, 385f., 399, 402  
Altmann, Bernhard 283  
Amann, Anton 291, 419  
Andreas-Salomé, Lou 229  
Angell, James R. 79, 81, 391  
Ariès, Philippe 161–164, 199, 402, 405  
Aristoteles 173  
Arlt, Ilse 261  
Arntz, Gerd 292  
Ash, Mitchell G. 65, 77, 81, 94, 107, 120, 254, 319, 346, 377, 390, 392, 394f., 429  
  
Bailyn, Bernard 417  
Bandat, Günther 283f.  
Barbizon, Georges 206  
Bauer, Otto 298f.  
Beaumont, Henry 325f., 331, 424  
Becher, Erich 23, 35, 158, 382  
Bechterew, Wladimir M. 428  
Beck, Samuel 424  
Ben-David, Joseph 394  
Benetka, Gerhard 11–13, 19, 39, 44, 133, 289, 304, 335, 358, 373, 377–379, 381–383, 385, 387f., 390, 394f., 399, 408, 413, 415, 419, 422, 425–428, 436  
Benjamin, Walter 407  
Bentham, Jeremy 187f., 404  
Benussi, Vittorio 395  
Bergmann, Martin 428  
Bernatzik, Hugo 133, 325, 424  
Bernfeld, Siegfried 100f., 104, 110f., 133, 206–208, 231, 234–236, 276, 295f., 303, 305f., 325, 330, 343, 393f., 405–408, 411, 420–422, 425f.  
Bertalanffy, Ludwig 303  
Beth, Karl 341  
Beyerl, Franz 143, 400  
Bibring, Edward 407  
Biegeleisen, Bronyslav 244  
Bien, Gertrud 260, 426  
Bihler, Hugh 325  
Binet, Alfred 266–268  
Blüher, Hans 409  
Bobertag, Otto 267  
Bocksch, Hellmut 28f., 52, 334, 379f., 399, 475f.  
Bolgar, Hedda 324  
Boltzmann, Ludwig 20, 471  
Borkenau, Franz 407, 409  
Bornstein, Berta 344, 428

- Brandl, Gerda 17, 419  
 Brecht, Walther 382  
 Brentano, Franz 11, 19, 150,  
     168, 470  
 Breuer, Edith 144  
 Brichta, Rudolf 283  
 Brind, Anna 324  
 Brodthage, Heike 409, 428  
 Brommer, Alois 359, 370, 432  
 Bruder, Klaus-Jürgen 391  
 Bruder-Bezzel, Almuth 422  
 Bruns, Gisela 414  
 Brunswik, Egon 16f., 29f., 52, 67,  
     70, 74, 87, 93, 101, 116–119,  
     124, 127, 134–156, 303, 324,  
     326f., 331, 334–336, 342, 344,  
     367, 370, 374, 380, 389, 395,  
     397–402, 426, 429, 434, 436,  
     471, 475–479  
 Bühler, Charlotte 12, 15f., 23–28,  
     33–40, 52–58, 64–96, 124–127,  
     135f., 140, 156–161, 165, 169,  
     171, 175–180, 188–199, 208,  
     210f., 214–216, 219–281,  
     290f., 304f., 307–309, 313f.,  
     322–328, 331–392, 396f., 400–  
     404, 408–412, 415, 418, 424f.,  
     430, 432–436, 471, 475–479  
 Bühler, Ingeborg 35, 418  
 Bühler, Karl 11, 16, 23–39, 47,  
     51–70, 74–76, 82, 84, 87–96,  
     100–104, 107, 114–116,  
     120–141, 145, 149, 151f.,  
     156–160, 171–176, 180, 219,  
     226, 232, 249, 253–257, 262,  
     277f., 280–282, 285, 290f.,  
     304f., 308–314, 326f., 330,  
     332f., 335–360, 364, 366–370,  
     374, 378, 380–383, 388–392,  
     395–401, 404f., 410, 412,  
     418–420, 423, 425–436, 471,  
     475–479  
 Bühler, Rolf Dietrich 35  
 Burger, Eduard 412  
 Burghardt, Gordon M. 179  
 Burgstaller, Sigrid 336, 339, 423  
 Bürmann, Ilse 381  
 Busemann, Adolf 216  
 Butschowitz, Richard 283  
 Buttinger, Joseph 356  
  
 Camhy, Daniela 132  
 Carnap, Rudolf 301–303, 335f.,  
     421, 426  
 Casanova, Giacomo Girolamo 412  
 Castle, Eduard 26  
 Cattell, James McKeen 430  
 Clauß, Ludwig Ferdinand 348  
 Colby-Guernsey, Martha 424  
 Coleman, James S. 417  
 Collins, Randall 394  
 Cone, Robert J. 424  
 Coser, Lewis A. 417  
 Czermak, Emmerich 419  
  
 Daniels, Edgar E. 325, 424  
 Danziger, Lotte (= Schenk-  
     Danzinger, Lotte)  
 Darwin, Charles 169, 172f., 175  
 Dattner, Bernhard 339, 341, 427f.

- Davis, J. H. 283  
 Day, Edmund E. 433  
 Degenfeld-Schonburg,  
     Ferdinand 283  
 Degischer, Wilma 331  
 Deichmann, Hans 420  
 Dempf Alois 471  
 Dessoir, Max 391  
 Deutsch, Julius 295, 430  
 de Man, Hendrik 306  
 Dichter, Ern(e)st 324, 431  
 Diener, Karl 61, 384, 389  
 Dietrich, Günter 436  
 Dilthey, Wilhelm 108–110, 117,  
     159, 391  
 Dollfuß, Engelbert 351f., 419, 474  
 Dopsch, Alphons 382f., 419  
 Dorsch, Friedrich 423  
 Driesch, Hans 371  
 Drimmel, Heinrich 432  
 Dudek, Peter 110, 114, 170, 198,  
     205f., 210, 385, 402, 405–408  
 Durfee, Hildegard 264, 325, 414,  
     424  
 Durig, Arnold 337–339, 427, 434  
 Dürr, Ernst 115  
 Dussik, Karl Theodor 342, 428  
 Dvorak, Johann 419  
  
 Ebbinghaus, Hermann 97, 106f.,  
     109, 112, 121, 159, 165, 391, 396  
 Ebner-Eschenbach, Marie 202  
 Ehrenfels, Christian 117f., 123  
 Eibl, Hans 37f., 384  
 Eidlitz, Franz 283  
  
 Einstein, Albert 278, 301  
 Eissler, Kurt 144, 324, 400  
 Ekstein, Rudolf 324, 343, 422  
 Elias, Norbert 162  
 Eliasberg, Wladimir 341  
 Elliger, Tilman J. 428  
 Engerth, Gottfried 370  
 Erismann, Theodor 342  
 Eschbach, Achim 126, 132, 342,  
     397, 425f., 428  
 Exner, Sigmund 103  
  
 Fadrus, Viktor 24–26, 51, 53, 55f.,  
     257, 359, 381, 388, 413  
 Fallend, Karl 17, 407, 411, 420,  
     422, 428  
 Fazil, Ahmed 399  
 Fechner, Gustav Theodor 106  
 Federn, Paul 342  
 Feigl, Herbert 336  
 Fenichel, Otto 344, 407, 428  
 Ferenczi, Sandor 410f.  
 Ferrière, Adolphe 180, 403  
 Fieandt, Kai von 136–138, 400  
 Fischer, Aloys 216, 345f., 385  
 Fischer, Gustav 350  
 Fischer, Kurt 17, 401, 426, 452  
 Fischer, Liselotte 324  
 Fischer, Marina 62  
 Fischl, Hans 387, 393  
 Fitzgerald, Rebecca 424  
 Flach, Auguste 342, 428  
 Fleck, Christian 17, 33, 87, 90,  
     274–276, 289, 291, 304, 306, 308,  
     312f., 355f., 417–420, 422, 431

- Fleming, Donald 417  
 Flugel, John Carl 106  
 Foerster, Friedrich Wilhelm 378  
 Foucault, Michel 187  
 Frank, Karl 420  
 Frank, Lawrence K. 81f.  
 Frank, M. 244  
 Frankl, Liselotte 324, 364  
 Frankl, Viktor E. 427  
 Frenkel, Else 324, 342, 364,  
     398, 434  
 Freud, Anna 343, 428f.  
 Freud, Sigmund 75, 101, 110f.,  
     117, 126, 159, 221, 231f., 253,  
     290f., 293, 304, 307, 330, 335,  
     341, 343f., 358, 405, 409–411,  
     419, 422, 427, 435  
 Friedjung, Josef K. 340f.  
 Frischauf-Pappenheim, Marie 428  
 Fröbel, Friedrich 165  
 Fromm, Erich 300  
 Fröschels, Emil 26, 340–342, 371  
 Fuchs, Hedwig 232  
 Furtmüller, Carl 303  
  
 Gänsler, Hugo 283  
 Garfunkel, Brigitta 143  
 Gaudig, Hugo 385f.  
 Geiringer, Ernst 283  
 Gelb, Adhemar 345  
 Gerngroß, Paul 283, 286  
 Gesell, Arnold 13, 78f., 268, 391  
 Geuter, Ulfried 31, 72, 99, 201f.,  
     319, 322, 328f., 346–349, 379,  
     381f., 390, 395, 406, 423, 428f.  
 Gillis, John 405  
 Gindl, Irmgard 263f., 414  
 Ginzberg, Eli 428  
 Glaser, Ernst 254, 297, 421  
 Gleason, Josephine 424  
 Glöckel, Otto 22–24, 26, 45,  
     47, 50, 52–55, 180, 257f., 279,  
     289, 303, 359, 378, 387f., 413,  
     432, 473f.  
 Goethe, Johann Wolfgang 250  
 Gold, Leo 354, 430  
 Goldscheider, Ludwig 127  
 Goldstein, Kurt 395  
 Goller, Peter 377  
 Gomperz, Heinrich 39, 58, 63, 357,  
     384, 399, 471  
 Gottschaldt, Kurt 429  
 Götz, Christian M. 379  
 Graf-Nold, Angela 410f.  
 Graumann, Carl Friedrich 131  
 Greenberg, Pearl 325, 424  
 Gregg, Alan 425, 433f.  
 Grubitzsch, Siegfried 266, 414f.  
 Gruhle, Hans 395  
 Grünberg, Carl 419  
 Gruntzel, Josef 283  
 Grünwald, Harald 99, 106  
 Gstettner, Peter 188, 404  
 Guttmann, Giseler 17  
  
 Hackl, Karl 283, 337, 339  
 Haeckel, Ernst 170, 214  
 Hahn, Hans 336  
 Halban, Josef 340  
 Hall, Granville Stanley 81, 214f.,

- 255, 391, 408  
Haller, Rudolf 394  
Hamburg, Ingeborg 257  
Hammerstein-Equord, Hans 369  
Handlbauer, Bernhard 305, 422  
Hanusch, Ferdinand 181  
Hartmann, Heinz 133, 291, 303,  
325, 342, 425  
Hartmann, Ludo Moritz 26  
Hartson, Louis D. 424  
Hautmann, Hans 430  
Heer, Friedrich 435  
Hegel, Georg Friedrich  
Wilhelm 128, 173  
Heider, Fritz 145–150, 152f., 156,  
400f., 427  
Heindl, Waltraud 384  
Heiß, Gernot 38  
Heller, Theodor 402  
Hellman(n), Ilse 370, 433–435  
Helmholtz, Hermann 103, 105  
Hentig, Hartmut von 162, 402  
Herbart, Johann Friedrich 19, 21,  
165, 168, 288, 377, 402  
Hering, Ewald 103, 141  
Herma, Hans 343, 428  
Herrmann, Ulrich 207, 407  
Herwartz-Emden, Leonie 381  
Herzmann, Annette 127, 424  
Herzog, Herta 95, 280, 324, 364,  
367, 392, 418, 434  
Hesse, Hermann 202, 229  
Hetzer, Hildegard 84, 88, 90, 124,  
134, 140, 161, 165, 169, 171,  
175, 189, 191–198, 214f., 244,  
253–255, 260–265, 268–271,  
324, 331, 334, 367, 373, 391, 398,  
402–404, 410, 412–415, 433,  
469, 476f.  
Hilbert, David 396  
Hildebrand, Dietrich von 471  
Hildebrandt, Helmut 381, 423  
Hillebrand, Franz 11, 20, 168,  
377, 470  
Hinrichs, Peter 381, 422f.  
Hirschlaß, Leo 384  
Hirzel, Heinrich 350  
Hitler, Adolf 38, 300, 345, 348f.,  
375, 414  
Hitschmann, Eduard 342  
Höfer, Renate 435  
Hoff, Hans 436  
Hoffmann, Hermann 406  
Hoffmann, Sven Olaf 409, 428  
Höfler, Alois 21, 37, 44f., 97,  
168, 377, 383, 385f., 395,  
407, 472,  
Hofstätter, Peter R. 324, 427  
Hofstätter, Robert 340f.  
Holaday, Beverley 144, 400, 424  
Höltei, Gertrude (= Wagner,  
Gertrude)  
Holzkamp, Klaus 98, 394f., 402  
Holzknecht, Guido 340  
Horkheimer, Max 300, 311, 355  
Hörster, Reinhard 406  
Huber, Wolfgang 410, 422, 428f.  
Huch, Friedrich 202  
Hug-Hellmuth, Hermine 231f.,  
235f., 342, 410f.

- Humboldt, Wilhelm von 105, 250,  
309
- Hume, David 125
- Husserl, Edmund 34, 396
- Ichheiser, Gustav 291, 334
- Ingenkamp, Karlheinz 385
- Innitzer, Theodor 369
- Isenburg, Wilhelm Karl  
Prinz von 348
- Isserlin, Max 381
- Jacobi, Jolan(de) 370, 434f.
- Jaeger, Siegfried 164, 381, 423
- Jaensch, Erich Rudolf 23, 346, 348
- Jäger, Gustav 382, 399
- Jahnel, Fritz 431
- Jahoda, Eduard 294
- Jahoda, Fritz 331
- Jahoda, Marie 53, 273–275, 281,  
287, 291–299, 301, 303f., 306f.,  
309, 311, 314f., 324, 331, 343,  
355f., 417, 419–423, 431, 434,  
448f., 455, 458, 469, 478f.
- Jakobson, Roman 133
- James, William 97, 391
- Jennings, H. J. 178, 193, 195
- Jerusalem, Wilhelm 21, 26, 168
- Jervis, Jessie 424
- Jodl, Friedrich 20–22, 97, 168,  
378, 386, 470
- Johnston, William M. 377
- Jung, Carl Gustav 370, 434
- Jungmann, Fritz (= Borkenau,  
Franz)
- Junker, Hermann 36–38,  
382–384
- Kafka, Gustav 346f.
- Kaila, Eino 137, 398
- Kammel, Willibald 43–45, 385f.,  
472f.
- Kamp, Rudolf 396
- Kanitz, Otto Felix 421
- Kant, Immanuel 250, 298, 426
- Kardos, Lajos (Ludwig) 64, 89,  
141f., 331, 399f.
- Kaspar, Mila 404
- Katz, David 140f., 345, 347, 399
- Kauders, Otto 340f.
- Kautsky, Benedikt 283, 300,  
355, 421
- Keller, Fritz 431
- Kelsen, Hans 26, 49, 77, 419
- Kemal Atatürk, Mustafa (= eig.  
Mustafa Kemal Pascha) 398
- Kemsies, Ferdinand 384
- Kern, Horst 417
- Kerschensteiner, Georg 46, 386
- Kienreich, Werner 358, 422, 436
- Kindermann, Hans 143
- Kittredge, Tracy B. 434
- Klaus, Josef 432
- Klausner, Ludwig 283
- Klein, David 327
- Klemm, Otto 348
- Klimpfinger, Sylvia 53, 144, 400
- Knoll, Reinhold 417
- Kodesch, Leila 127
- Koebner, Rolf-Peter 406

- Koffka, Kurt 120–122, 124,  
     382, 395  
 Kogerer, Heinrich 342  
 Köhler, Else 52, 257f.  
 Köhler, Wolfgang 119–121, 126,  
     345f., 363, 395, 423  
 Kokoschka, Oskar 420  
 König, René 84  
 Kornfeld, Sigmund 134, 334,  
     426, 471  
 Korotin, Ilse 384  
 Kraepelin, Emil 266  
 Krafeld, Franz Josef 406  
 Kraft, Viktor 303, 336  
 Krauss, Stephan 399  
 Kries, Johannes von 103, 399  
 Kris, Ernst 344, 371, 428  
 Kroh, Oswald 216, 349  
 Kropf, Rudolf 430  
 Krueger, Felix 120, 330, 346–348,  
     395, 429  
 Krug, Josef 232, 410  
 Kuffler, Arthur 283  
 Kuhn, Thomas 11, 98–100, 103  
 Kulesa, Hanne 410  
 Külle, Oswald 21, 34f., 97, 115,  
     122f., 158f., 377, 381f.  
 Kuttelwascher, Hans 283  
  
 Laermann, Klaus 206  
 Lang, Ludwig 126  
 Lang, Robert 283  
 Lay, Wilhelm August 385  
 Lazar, Erwin 26, 340f.  
 Lazarsfeld, Paul Felix 16, 70f.,  
     82, 88–91, 94f., 133, 140,  
     239–244, 260, 273–282,  
     285, 287f., 290, 293–314,  
     324, 326, 331, 334f., 339,  
     353–355, 367, 411, 416–422,  
     425, 430f., 434  
 Lazarsfeld, Robert 430  
 Lazarsfeld, Sofie 305f., 421  
 Leary, David E. 145, 156, 401, 426  
 Lederer-Klein, Ruth 424  
 Lehner(-Bibring), Grete 407  
 Leibniz, Gottfried Wilhelm 379  
 Leichter, Käthe 300, 311, 421  
 Leinfellner, Werner 394  
 Levy-Jacobs, Ruth 424  
 Lewin, Kurt 328, 345, 394  
 Le Play, Frédéric 299  
 Lichtenberger-Fenz, Brigitte 60,  
     389, 432  
 Liebermann, Norbert 283  
 Liebesny, Paul 340, 427  
 Lindworsky, Johannes 382  
 Links, Rudolf 126  
 Lipps, Theodor 97, 103  
 Litt, Theodor 370  
 Löbisch, Johann Elias 167, 402  
 Locke, John 125, 165  
 Lomax, Elizabeth 77, 81f.  
 Lorenz, Konrad 133, 325  
 Lott, Franz Karl 19, 470  
 Löw-Beer, Helene 414  
 Luger, Alfred 340  
 Lynd, Robert S. 310  
  
 Mabel, Francis 424

- Mach, Ernst 20, 103f., 168, 300,  
 394, 470  
 Malachowski, Charlotte (= Bühler,  
 Charlotte)  
 Malachowski, Hermann 34  
 Malachowski, Rose 34  
 Mally, Ernst 395  
 Mandell, Sybil 424  
 Marbe, Karl 115, 318, 423  
 Martin, Lewis 424  
 Martinak, Eduard 168, 383, 395  
 Marty, Anton 396  
 Marx, Karl 250, 298  
 Maudry, Mary 364  
 Mautner-Markhoff, Manfred 283,  
 286f.  
 McDougall, William 178  
 McMurray, Robert 325, 424  
 Meinel, Julius 284, 286  
 Meinong, Alexius 21, 118, 123,  
 125, 145f., 383, 395, 470  
 Meister, Richard 37-40, 63, 65,  
 67, 71, 73, 371, 380, 383f., 399,  
 434, 472  
 Menaker, Esther 424  
 Menaker, William 424  
 Menghin, Oswald 384, 419  
 Merton, Robert K. 273, 416  
 Messer, August 115  
 Métraux, Alexandre 319, 381,  
 394, 423  
 Metzger, Wolfgang 429  
 Meumann, Ernst 41, 43, 212,  
 215f., 255, 384f., 407  
 Michaels, John B. 425  
 Miller, Neal 327  
 Miscevic, Sylvia 364  
 Mises, Ludwig 283, 285  
 Mitterauer, Michael 163, 200, 219,  
 405, 408  
 Mittermeier, Susanne 403f.  
 Mohrmann, Julius 144  
 Moll, Albert 409  
 Morgan, C. Lloyd 178  
 Morgenstern, Oskar 284  
 Morrison, David E. 91, 275,  
 296, 417  
 Much, Rudolf 383, 419  
 Mühlleitner, Elke 17, 419, 428f.  
 Müller, Burghard 406  
 Müller, Georg Elias 103, 112,  
 318, 395  
 Müller, Marianne 144  
 Müllner, Laurenz 377, 470  
 Munzert, Reinhard 395  
 Nachbaur, Hans 284  
 Neumann, Elisabeth 426  
 Neumann, Stefan 284  
 Neurath, Otto 291-294, 301f.,  
 336, 416, 426  
 Neurath, Paul 275, 416-418, 420  
 Nitzschke, Bernd 428  
 Nuss, Emma (Pseudonym) 235  
 O'Brien, Daniel P. 365, 367f., 433f.  
 Obermeit, Werner 402  
 Oberschall, Anthony R. 416f.  
 Ohmes, Richard 425  
 Oppenheim, Hermann 284



- Palla, Eduard 282  
 Pamperl, Hans 284  
 Pankratz, Thomas 379  
 Pappenheim, Martin 341, 428  
 Patsch, Karl 380, 384  
 Peinthner, Johann 470  
 Pernter, Hans 369  
 Pestalozzi, Johann Heinrich 165  
 Peters, Wilhelm 345  
 Pfabigan, Alfred 421  
 Piaget, Jean 371  
 Pilek, Else 127  
 Poincaré, Henri 301  
 Pokorny, Emil 126  
 Polany, Karl 303  
 Pollak, Michael 417  
 Pongratz, Ludwig J. 110, 382, 394f.  
 Poppelreuter, Walter 330, 347f.  
 Popper, Karl 53, 126, 324  
 Pötzl, Otto 284, 342, 478  
 Preyer, Wilhelm 103, 170f., 194  
 Pribram, Alfred Francis 76, 390  
 Prinz, Wolfgang 429  
  
 Quetelet, Adolphe 299, 417  
  
 Radermacher, Lilli 284, 421  
 Radermacher, Lotte 244, 279, 282, 287, 295, 311, 335, 418, 421  
 Radermacher, Ludwig 295  
 Rausch, Edwin 429  
 Redlich, Fritz 427  
 Reich, Emil 39, 333, 382, 384  
 Reich, Wilhelm 303, 393, 407, 428  
 Reichenbach, Hans 336, 426  
 Reichenberg-Hackett, Wally 324  
 Reichmayr, Johannes 377, 383, 392, 402, 406, 419f., 427  
 Reiningner, Karl 53, 244, 256, 334, 412f., 421  
 Reiningner, Robert 39, 58, 63, 336, 371, 378, 382, 384, 399, 435, 471  
 Reiter, Liselotte 144  
 Renner, Karl 181, 298  
 Rennie, Belle 374, 433  
 Reuss, August 434  
 Rexilius, Günter 415  
 Rickert, Heinrich 34  
 Ried, Max 284  
 Rilke, Rainer Maria 202  
 Ringer, Fritz 34, 110, 394  
 Ripin-Anspacher, Rowena 331, 425  
 Robinson-Phillipowich, Rowena 425  
 Rohrachner, Hubert 431  
 Romberg, Edna 414  
 Rosenmayr, Leopold 276, 305, 405  
 Roth, Lutz 200, 405  
 Rothacker, Erich 321  
 Rousseau, Jean-Jacques 165  
 Rubinow, Olga 425  
 Rühle, Alice 306  
 Rühle, Otto 306  
 Ruml, Beardsley 79-82  
 Rupp, Hans 308, 336  
 Ryan, Ellen Nora 425  
  
 Sablik, Karl 182, 184, 403f.  
 Samelson, Franz 78, 80, 390

- Sander, Friedrich 346  
 Schechner, Kurt 284  
 Scheibner, Otto 385f.  
 Schenach, Georg 470  
 Schenk-Danzinger, Lotte (= Danziger, Lotte) 25, 53, 88f., 158, 256, 264f., 272, 281, 295, 324, 331, 364, 367, 381, 413f., 425, 433  
 Scheu, Friedrich 295, 305, 411, 420  
 Schilder, Paul 133, 325, 330, 340, 342, 425  
 Schiller, Friedrich 250  
 Schjelderup-Ebbe, Thorleif 178, 256  
 Schlesinger, Georg 284  
 Schlick, Moritz 36, 39, 58, 63, 84, 136, 302, 331, 336, 378–380, 382–384, 399, 471  
 Schlosser, Julius 382f.  
 Schmid, Rudolf 266, 415  
 Schmidt, Hans 284  
 Schmidt, Wilhelm 371, 435  
 Schmitz, Richard 359f., 369, 432  
 Schneider, Christina 394  
 Schneider, Maria 431  
 Schneider, Theodor 284  
 Schnell, Hermann 55, 378  
 Schober, Arnold 384  
 Schönberg, Arnold 420  
 Schreiber, Lilli 144  
 Schubeius, Monika 43, 385  
 Schubert, Emmy 427  
 Schuch, Bibiane 414  
 Schwarz, Karl Johannes 331  
 Schwarz, Oswald 340  
 Schwarzwald, Eugenie 295, 420f.  
 Schwind, Ernst 379, 387  
 Sebeok, Thomas 397  
 Seefried, Franz 284  
 Seidel, Karl 284  
 Seipel, Ignaz 419  
 Seitz, Karl 359  
 Seliger, Maren 49, 182, 419  
 Selz, Otto 115, 124, 126, 345f.  
 Seyß-Inquart, Richard 370  
 Sieder, Reinhard 163  
 Silbermann, Maximilian 427  
 Sills, David S. 306, 416  
 Simon, Théodore 267f., 271  
 Simonic, Anton 370, 436  
 Skinner, Burrhus Frederic 391  
 Sokal, Max 284  
 Sonneck, Bruno 364, 398  
 Spann, Othmar 419  
 Sperling, Otto 407  
 Spiegel, Katharina 127  
 Spiel, Hilde 324  
 Spitz, René 32, 133, 261, 325, 342  
 Spranger, Eduard 110, 117, 210, 216, 219, 225, 228, 233, 394  
 Stach, Petra 235, 410  
 Stadler, Friedrich 38, 394, 419f., 422  
 Stadler, Michael 429  
 Staeuble, Irmingard 105, 165, 381, 402, 423  
 Starhemberg, Ernst Rüdiger 369  
 Starhemberg, Fanny 369  
 Steiner, Herbert 300, 421  
 Steiskal, Theodor 412

- Stern, Paul J. 435  
 Stern, William 101, 112–114, 117,  
     145, 207, 210, 212, 233, 267, 271,  
     320, 329, 345, 347, 385, 393f.,  
     407–409, 415  
 Sternberg, Maximilian 340  
 Stevenson, Thomas Irving 144,  
     425  
 Stöhr, Adolf 20, 23, 97, 136, 334,  
     378, 470f.  
 Storfer, Adolf Josef 410f.  
 Störriing, Gustav 320–322  
 Strakosch, Siegfried 284  
 Stransky, Erwin 339, 341f., 427f.  
 Strasser, Hermann 62  
 Strauß, Emil 202  
 Streeruwitz, Ernst 282  
 Strigl, Richard 284, 303  
 Strzygowski, Josef 26  
 Stumpf, Carl 34, 103, 126  
 Sturm, Martha 414  
  
 Tandler, Julius 180–183, 188, 253,  
     333, 403, 475  
 Terman, Lewis 267  
 Thompson, Norma S. 433  
 Thorndike, Edward Lee 78f., 173,  
     195, 390, 404, 430  
 Thurstone, Luis Leone 416  
 Tichy, Marina 384  
 Tidl, Georg 420  
 Tiedemann, Dietrich 165, 402  
 Toffler, Therese 392  
 Tolman, Edward 32, 154–156, 327,  
     367, 401, 425, 436  
 Torrance, John 417  
 Traxel, Werner 328–330, 381  
 Tudor-Hart, Beatrice 425  
 Tumlrirz, Otto 216, 233, 395  
 Turgut, Izzet 139, 400  
  
 Ucakar, Karl 49, 182, 419  
  
 Van Sickle, John V. 433  
 Voegelin, Erich 77  
 Vogt, Theodor 385, 402, 425  
 Volkelt, Hans 321, 330, 425  
 Volkman, John 425  
 Volpert, Walter 381, 423  
 von Bühler, Johannes-Chris-  
     toph 47, 198, 201, 203, 210,  
     384, 402, 406  
 Vowinckel, Elisabeth 415  
  
 Wagner, Ludwig 294–296,  
     411, 421  
 Wagner, Gertrud 281, 284, 287,  
     295f., 311, 355, 431, 479  
 Wagner-Jauregg, Julius 339, 342,  
     434  
 Wälder, Robert 342  
 Wallerstein, Lothar 371  
 Watson, Goodwin 327f., 435  
 Watson, John B. 77f., 178, 391  
 Weber, Max 299  
 Wechsler, David 267, 415  
 Wedekind, Frank 202  
 Wegrocki, Henry 327  
 Wehner, Ernst G. 348, 381  
 Weil, Hedwig 392

- Weinberger, Maximilian 340  
 Weingart, Peter 393f.  
 Weinhandl, Ferdinand 118, 120,  
   395  
 Weinhäupl, Wilhelm 259, 387  
 Weinzierl, Erika 15  
 Weisskopf-Joelson, Edith 324  
 Weiss, Elisabeth 392  
 Weizsäcker, Viktor 371  
 Wellek, Albert 401  
 Wellesz, Egon 26  
 Wertheimer, Max 119f., 345,  
   395, 423  
 Wiesbauer, Elisabeth 165f., 402  
 Wieser, Alfred R. 58, 384,  
   388f., 421  
 Wilde, Oscar 250  
 Wittenberg, Gabi 342, 395,  
   425f., 428  
 Willmann, Otto 386  
 Winter, Rudolf 283  
 Wirth, Karl 421  
 Wislitzky, Sonja 127  
 Witasek, Stephan 168, 325  
 Wittels, Fritz 337, 340f.  
 Wolf, Käthe 264, 324, 327, 331,  
   336, 342, 364, 370, 414, 477  
 Wolf, Maria 370  
 Wollner, Max 284  
 Wundt, Wilhelm 11, 12, 19f.,  
   72, 97, 105–107, 115, 126,  
   288, 385  
 Wylie, Margaret 327, 425  
 Wyneken, Gustav 206f., 407, 420  
 Zeis(c)l, Hans 275, 281, 284,  
   287, 291, 295, 298f., 301, 303,  
   309–312, 314, 324, 417, 420,  
   430, 478  
 Zemanek, Michaela 17  
 Zilsel, Edgar 29, 97–99, 290, 379,  
   393, 419  
 Zimmermann, Robert 19, 377, 470  
 Zizmor, Jesse 144, 425  
 Zweig, Stefan 410



Die Errichtung des Wiener Psychologischen Instituts war auf die Initiative der sozialdemokratisch dominierten Stadtverwaltung hin zustande gekommen. Durch die finanzielle Unterstützung der Stadt Wien konnte das Ehepaar Bühler mit dem Aufbau eines qualitativ und quantitativ hochwertigen Lehr- und Forschungsbetriebes beginnen. Drei Arbeitsschwerpunkte standen im Zentrum der Forschungsarbeit: Experimentelle Wahrnehmungs-, Denk- und Sprachpsychologie, Kinder- und Jugendpsychologie (die am Beginn der dreißiger Jahre zu einer allgemeinen Theorie der menschlichen Entwicklung ausgebaut wurde) und Sozial- bzw. Wirtschaftspsychologie. Das Wiener Psychologische Institut erlangte zunehmend internationale Bedeutung und war im politischen, wissenschaftlichen und kulturellen Leben Wiens der Zwischenkriegszeit verankert. 1933–1938 war das Wiener Institut das einzige deutschsprachige psychologische Forschungszentrum, das internationales Renommee besaß. Finanzielle Probleme und die Auslieferung des Instituts an politische Propaganda bewirkten jedoch schließlich einen nicht aufzuhaltenden Qualitätsverlust.